Die Kuruzzen,

ein

historisch-romantisches Gemälde

aus der

Geschichte Ungerns,

in zwei Novellen

von

Ludwig Storch.

Erste Novelle.

Die Mühle im Jezeranathale.

A 1415.1555

Leipzig, 1828.
Verlag von Carl Focke.

Die

Mühle im Jezreanathale.

Vorerinnerung.

Kuruzzen ist ein ungrisches Wort und heißt: Mißvergnügte. Mit diesem gräßlichen Namen benannten sich alle Ungern, welche sich gegen die östreichische Oberherrschaft auflehnten.

Ueber den Busen von Venedig glitt in einer schönen Juninacht des Jahres 1703 ein kleines Schiff von Italiens Küste nach dem äußersten Landende der Halbinsel Istrien zu. Der Mond spiegelte sich in dem ruhigen Gewässer ab und vergoldete die sanftgekräuselten Wellen, die das von rüstigen Armen rasch angetriebene Fahrzeug umtanzten. Drinnen aber sah's abenteuerlich aus, und die sonderbaren Gestalten gewannen durch die sparsame Beleuchtung des Mondes etwas Abschreckendes. Einem Fremden hätte unheimlich werden können ob der wunderlichen Tracht und der noch wunderlicheren Unterhaltung dieser nächtlichen Seefahrer; aber kein Fremder war unter ihnen; sie gehörten sich alle an, wie die Glieder einer großen Familie. Diese Gesellschaft bestand aus einem nicht unbeträchtlichen Haufen von Männern, Weibern und Kindern des verschiedensten Alters, so daß die Einen für stämmige Jünglinge und Jungfrauen gelten konnten, während die Andern noch an der Mutterbrust lagen. In der Mitte des Schiffes aber waren einige

Maulthiere angebunden. Das weibliche Perſonal war meiſt in die Tracht der italieniſchen Bäuerinnen der Lombardei gekleidet, während die Männer in einem Gemiſche von ungriſcher Nationaltracht, italieniſchen Hüten und Mänteln, ja türkiſchen Kaftans erſchienen. Die Letzteren ſtanden in der vollen Blüthe ihrer Jahre und nur einige Ausnahmen erinnerten an das reifere Mannsalter, obgleich auch bei ihnen der ſtarke Schnurrbart, die Gluth des Auges und die dunkele Röthe des Geſichtes noch einen langen Weg bis zu dem Stadium vermuthen ließen, wo die Greiſentage beginnen. Aus Blick, Haltung, raſcher Bewegung und dem kecken Uebermuth der Worte ſprach kräftige, lebenskühne Jugend, voll Thatendurſt und Plane, eine widerſtrebende Welt zu bezwingen. So lange das Schifflein noch auf der Höhe des Meers die monddeleuchteten Wellen durchtanzte, erſchallte ein allgemeiner froher Geſang über die Spiegelebene der Fluth hin, an dem ſogar die wenigen Aelteren mit vieler Herzlichkeit Theil nahmen; aber es waren nicht die welchen Laute der italieniſchen Sprache, die ſich in die kriegeriſche Melodie des Liedes ſchmiegten; rauher und härter waren die Worte und dem wilden, heldenmäßigen Ausſehen der Sänger angemeſſener. Es war ein altes ungriſches Volkslied vom jugendlichen König Matthias Corvinus, wie er ſo tapfer die Oeſtreicher geſchlagen und ihrem König Friedrich, der ſich zu Ungerns Beherrſcher hatte aufwerfen wollen, die alte Krone des Reichs, die Krone des heiligen Stephan, deren er ſich liſtig bemächtigt, abgezwungen und ſie

auf ſein edles Haupt geſetzt, von allen Ungern geliebt und angebetet. — Und hätten es auch die Worte nicht verrathen, an den feurigen, todesmuthigen Blicken, aus den kühnen, muthgeſchwellten, herrſchenden Stimmen, aus den zuckenden Armen und den um die Säbelgriffe geballten Fäuſten der Sänger hätte man mit Recht geſchloſſen, daß Italiens Küſtenland ſie nicht geboren, daß ſie muthige Söhne der ungriſchen Berge ſeien, über die einſt jener junge tapfere Held mit rieſiger Größe geherrſcht, deſſen Nebelbild ihnen noch vorſchwebte, und ſie mit glühender Begeiſtrung erfüllte. So oft ſein Name erſchallte, ſchlugen ſie mit gewaltigen Händen an die metallenen Scheiden ihrer Säbel, um ihn zu ehren, feierlich zu begrüßen den großmuthigen kriegeriſchen Repräſentanten ihrer faſt untergegangenen volksthümlichen Herrlichkeit. Und wenn ſie den Namen der Oeſtreicher oder Deutſchen ausſtöhnten, da ſtieg es auf ihre braunen Geſichter, wie eine blutige, gräßliche Nachtſcene einer eben gelieferten Schlacht, von düſterm Fackellicht ſparſam, fürchterlich beleuchtet; da murmelten ſie von Tyrannen, die mit fremder Sitte und Denkart, mit angemaßter Gewalt der Magyaren alte Größe verdrängt, und ein tiefer Schmerz zuckte in den Herzen wie auf den Geſichtern. Und in der Frauen und Jungfrauen, ja der Kinder Bruſt klang der wilde Schmerzenston wehmüthig wieder, ſo daß ihre Thränen reichlich floſſen und ſich mit dem ſalzigen Waſſer der Adria vereinigten. Es war ihnen in der weichen ſchwärmeriſchen Mondnacht auf dem

weiten unfruchtbaren Meere nicht anders, als umrauschten sie die Kolosfrichen des hochgethürmten Karpathengebirgs, herzinnig mit einstimmend in die muthige Klage um Ungerns versunkene Pracht, auf die die breitkuppeligen Berge jezt traurig herabsahen, sie, die einst des Landes Kraft und Blüthe geschaut; es war ihnen nicht anders, als töne ihnen die Stimme des Wiederhalls aus ihren grünen, fruchtbaren, weinreichen Thälern entgegen, und ergriffen vom gewaltigen Geist der Altvordern, der ernst, ein ungeheures Bild, in dem Augenblicke an ihnen vorüberschritt, erfaßten sie ihre Hände und umarmten sich, daß die Säbelscheiden zusammenrasselten.

Als nun aber die Mitternacht längst vorüber war, und sich das Schiff der langen Insel Cherso näherte, die der illyrischen Küste in beträchtlicher Entfernung parallel laufend, von geringer Breite, an sechszehn Meilen lang, von Norden nach Südosten sich erstreckt, da gebot eine der älteren Männergestalten dem berauschenden Gesange Schweigen, damit man sich nicht verrathe, und augenblicklich wurde seinem mahnenden Worte, wie dem eines Obern und Befehlshabers, ehrerbietig Folge geleistet. Obgleich dieser Mann in seiner Kleidung nicht die geringste Auszeichnung vor den Andern hatte, so war es doch aus der Art seines Benehmens und aus der freudigen Unterwürfigkeit seiner Umgebung klar, daß er, wenn auch nicht die Stelle eines Beherrschers oder Despoten, doch die eines Familienvaters oder Stammoberhauptes bekleidete. Er war in

einen ſchlichten Mantel gehüllt, der zurückgeſchlagen einen alten Dollman, reich mit Schnüren beſetzt, ſehen ließ. Seine Geſtalt war hoch und ſtark; einige Theile derſelben rieſenhaft ausgebildet, wie die Arme und Hände. Im Verhältniß dazu ſtand ſein marquirtes Geſicht, in dem ſtarke Leidenſchaften eines eiſernen Charakters in ſcharfen Umriſſen ſich ausſprachen, und die ein dichter haarreicher Schnurrbart nur wenig verdeckte. Die hochaufgewölbte, dann raſch zurücktretende Stirn war nur ſpärlich von einzelnen braunen, hier und da ſchon mit grauen Haaren untermiſchten Locken unordentlich umflattert; unter ihr lagen ein Paar ſchöne dunkele Augen, die zuweilen lebhaft umherblickten und ihre Strahlen raſch wie Dolchſtiche nach allen Seiten verſandten, dann aber wieder in ſich gekehrt lange auf einen Punkt, oder vielmehr in das Ungewiſſe hinausſtarrten. Ein ſchmerzvoller, lebensſatter Zug drückte ſich dann auf ſeiner gefalteten, düſteren Stirn und in den krampfhaft verzogenen Winkeln ſeines Mundes aus. An dieſem Manne mußte eine ganze Welt mit ihren Schrecken und Wonnen vorüber gegangen ſein; ſie hatte deutliche Spuren ihres Wandelns auf ſeinem Geſichte hinterlaſſen.

„Wir ſind ſchon lange am Promontorio links vorüber; vor vier Stunden ſah ich den Leuchtthurm in Pola; rechts haben wir ſchon das kleine Eiland Galiola geſehen und wir müſſen im Kurzen in der tiefen Bucht von Cherſo landen," ſagte der Bezeichnete, als der Geſang geſchwiegen; dabei zogen ſich ſeine Augen-

wimpern eng zuſammen und ſeine funkelnden Blicke ſchoſſen prüfend über die Meerfläche hin. „Franz,“ fuhr er dann zu einem hochſtämmigen Jüngling mit ſchwarzem Bart gewendet fort, „ſage Ruhe im ganzen Schiffe an, damit uns die Küſtenbewohner der Inſel nicht merken. Die Oeſtreicher haben überall ihre Spürhunde; es wäre nicht das erſte Mal, daß ſie uns entdeckt und verrathen.“

Franz ging langſam durch den beſchränkten Raum des kleinen Fahrzeugs und legte Allen Schweigen auf. So war er bis zur entgegengeſetzten Seite gekommen, wo die Weiber in einem Kreiſe zuſammen ſaßen. Aus ihrer Mitte ragte eine hohe edle Geſtalt, mit ernſt düſterem, aber Ehrfurcht gebietendem Antlitz. Das Feuer der Jugend glühte nicht mehr in dieſem regelmäßig ſchönen Geſichte, die leichte Beweglichkeit eines heitern Weibes ſprang nicht aus ihren edlen Formen hervor, aber in dieſen großen, herrlichen Augen flammte eine andere, eine heiligere Kraft als die der Jugend, aus dieſem majeſtätiſchen Geſicht, dieſen wie nach dem Winkelmaß gebildeten Formen trat ein anderes, ein edleres, höheres Leben hervor, als die leichte Gewandtheit früher Jahre, und ob man wohl zu glauben verſucht war, daß ein halbes Jahrhundert über dieſen edeln Frauenkopf hingezogen und ſeine Furchen hineingegraben, ſo konnte man eben ſo wenig läugnen, daß dieſer Kopf noch erhaben ſchön und tauſend jugendlichen Geſichtern vorzuziehen ſei. Dieſe Frau, noch jetzt ſo reizend, mußte einſt die göttlichſte Geſtalt geweſen ſein.

„Eliſabetha," ſagte Franz ehrerbietig zu ihr, „Euer Gemahl wünſcht Stille im ganzen Schiff, weil wir der Küſte von Cherſo nahe kommen."

„Franz Dobai," erwiederte ſie würdevoll, „ſage meinem Gemahl, daß wir ſchweigen."

Und fortan hörte man nur das Schlagen der Ruder und die plätſchernden Wellen; der Mond aber neigte ſich zu ſeinem Untergang und warf noch einen bleichen Schein über das Meer, während im Oſten der Himmel dunkel purpurn erglühte und jenen bleichen Schleier mit blutrothen Säumen durchränderte.

Franz war zu den Männern zurückgekehrt; die Weiber und Kinder ſaßen ſchweigend bei den Maulthieren zuſammengekauert; die Männer ſtanden nahe an einander aufrecht, und ihre Blicke flogen der Ferne entgegen, die ihnen bald die Küſten des genannten Eilandes zeigen ſollte. Das vorhin laute, begeiſterte Leben ſchien geſtorben, die Flamme des jauchzenden Muthes in den Wellen gelöſcht, die Illyriens Inſeln umſpülen.

„Wir ſind bald am Ziele," bemerkte Franz, „wenn mich meine Augen nicht täuſchen, ſo ſehe ich die in die See vorſpringenden Felſen der Inſel. Wohin ſteuern wir, Stephan Boris?"

„Haltet Euch rechts!" rief der Angeredete, eben jener ältere Mann, der der Anführer der kleinen Schaar zu ſein ſchien, den Ruderern zu. „Links liegt ein kleiner Inſelfleck mit ungeheuren Felſen, ganz von Cherſo abgeſondert; er bildet den rechten äußerſten Flügel der

tiefen Bai, in die wir einlaufen müſſen. Sind wir um ihn herum, dann raſch links gewandt, und in einer halben Stunde müſſen wir landen!"

„Kennt Ihr die Wege auf der Inſel genau, Stephan?" fragte ein Anderer, „daß wir die bezeichnete Stelle nicht verfehlen."

„Tragt keine Sorge," entgegnete Stephan Boris, „ich bin hier bewandert, wie in den Karpathen, meinem Heimathsgebirge. Vom Landungsplatz ſteigen wir links über die Berghöhe und nach kurzer Friſt müſſen wir beim See des ſüßen Waſſers, Jezero, ſein, den die Italiener Laco di Urania nennen. Er liegt mitten auf dem Gebirge in einem Keſſel; dort erwartet uns, ſo Gott will und der heilige Stephan, des jungen Fürſten Ragotzi Abgeſandter, wie er uns nach Cremona gemeldet."

„Was werden wir hören? Was werden wir von Ragotzi vernehmen? Ob er wohl glücklich gegen unſere Feinde geweſen iſt? Ob er untergegangen, von ihrer tyranniſchen Gewalt übermächtigt, von ihrer blutigen Rache erwürgt?" ſo fragten einzelne Stimmen faſt ängſtlich aus dem Männerhaufen.

„Verzagt nicht, Stammgenoſſen, Ungern, Freunde, Brüder!" rief Stephan Boris, und ſein Auge leuchtete heller, ſeine Stirn entrunzelte ſich, verklärter ſtrahlte ſein Geſicht und ſeine Geſtalt erhob ſich mehr. „Vertraut auf Gott und die gerechte Sache, die endlich einmal ſiegen muß, und wäre ſie auch noch ſo oft geſchlagen, erſäuft im Blute unſerer Patrioten, ver-

graben in der Aſche unſerer Dörfer und Schlöſſer. Vom Blute getränkt derer, die unter dem Mörderſchwert und dem Henkerbeil der Oeſtreicher dahinſanken, wird Ungerns Freiheit aus dieſem ungeheuren Aſchenhaufen der Hütten, die ſie uns weggebrannt, herrlicher, kräftiger emporblühen, und muthigfrei das teutſche, verfluchte Joch abwerfen. Wahrlich nicht vergebens hat Peter Zrini, der edle Vater meines Weibes, nicht vergebens der Vater meines Schwagers, Nadasdi, und unſer Oheim Frangepani geblutet unter Henkershand! Sie haben ſchändlich unterliegen müſſen, ſie ſind untergegangen, aber nicht der Same, den ſie ausgeſtreut; er grünt und wuchert fort in dem Herzen aller edeln Ungern. Meint Ihr, daß auf Franz Ragotzi nicht der Geiſt ſeiner Ahnen ruhe? Helena Zrini iſt ſeine Mutter, und Helena Zrini iſt die Schweſter meines Weibes, wahrlich ihrer und eines ſolchen Vaters nicht unwerth. Seht hin auf meine Eliſabetha und erachtet dann, daß Helena keinen feigen Sohn gebären konnte. Seine Väter waren Fürſten Siebenbürgens und wahrlich Georg und Franz Ragotzi ſind keine feigen Knechte der Oeſtreicher geweſen. Drum vertraut dieſem kühnen, feurigen Jüngling, meinem vielgeliebten Neffen, Franz Ragotzi! — Was Emmerich Tököli nicht vollenden konnte, das wird ſein Stiefſohn, gewiß nicht minder muthig und tapfer als er, das wird der edle Franz Ragotzi zum Ziele führen! Als er vor ſechs Jahren bei uns in Italien war, da ſah man in dem ſiebenzehnjährigen Jüngling ſchon den künftigen Helden; da-

mals legte ich meine Hände ſegnend auf ihn und ſprach: du ſollſt Ungerns Befreier werden. Und ſiehe da, was ich kühn geträumt und gewünſcht, es ſcheint uns als goldene Erfüllung entgegen treten zu wollen. Nein, mein Franz wird nicht unterliegen! Schon ſah ich ihn im Geiſte mit der Königskrone des heiligen Stephan geſchmückt, und Ungern, ſein wohlerworbenes Reich frei und glücklich unter ihm!"

Solch ſüßtönende Worte ſprach Stephan Boris wie ein begeiſterter Seher; ſein Auge glänzte von heiliger Gluth, ſeine Wange war von kühnem Muthe geröthet, und wunderſeltſam wirkte das Feuer ſeiner Worte auf die tapfern Ungern. Das Schifflein aber tanzte um die Felſen in die Bucht hinein, und ſtieß bald an's Land; die ganze Mannſchaft, achtzig und einige Köpfe ſtark, erhob ſich geräuſchlos und gewann das ſteinige Ufer. Die Schiffer wurden von Stephan Boris abgeſoldet und kehrten nach ihrer Heimath, den Ufern der Pomündungen, zurück. Eliſabetha Zrini, Stephans edles Weib, ragte unter allen Frauen hervor, wie Diana unter ihren Nymphen. Sie ſchien von der Natur zur Königin dieſer kleinen Schaar beſtimmt, und wenn auch nicht ſüße Gefühle, Wonne und Genuß einer Herrſcherin ihre Züge verklärten, ſo wohnten doch Ernſt und Würde derſelben, als angeſtammtes Gut, in ihnen. Mit abgemeſſener Anmuth in der Haltung reichte ſie ihrem Gemahl den Arm; jeder Unger ſuchte ſein Weib auf, um ſie den unſichern Weg im ungewiſſen Dämmerlichte des Morgens zu leiten, während die Jüng-

linge und Mädchen ſich und die Maulthiere mit dem Gepäck beluden; und Alle traten muthig die Wanderung, von Stephan geleitet, an. Ueber unendliches Geröll und Gebröckel des hier ſtark zu Tage gehenden Kalkſteins klimmte die Schaar bergauf und erreichte bald die erſte Terraſſe des Berges; einzelne Olivenbäume gaben der öden, vom Nebel der Morgendämmerung noch umhüllten Landſchaft einige Abwechſelung, höher hinauf fanden ſie ſtarkes Gebüſch von Lorbeer und Maſtix, aber kein Baum in rechter Größe erquickte das Auge. Als ſie ſo meiſt ſchweigend eine Stunde gewandert, lenkte Stephan leiſe bergein, bog um eine Bergſpitze herum und nach wenigen Gängen lag der im Morgenroth glühende, bergumzäunte Laco di Urania vor ihnen. Kein Menſch war ihnen begegnet, das Eiland ſchien ausgeſtorben. Bald ſtanden ſie am Ufer des Süßwaſſerſees; Stephan befahl hier zu raſten. Einzelne Weinſtöcke boten den erſchöpften Frauen ſchon reife Trauben und während ſich die übrige Geſellſchaft an ihnen labte, eilte Stephan Boris mit dem jungen Franz Dobai allein am Ufer des Sees nach ſeinem ſüdlichen Ende zu. Nicht lange und ſie ſahen, vom erſten Strahl der Morgenſonne vergoldet, eine niedrige Hütte mit einem Garten umgeben, an den links ein großer Weinberg ſtieß, rechts aber ein Buſchwald von Lorbeer grenzte.

„Die alte wohlbekannte Hütte ſeh' ich wieder!" rief Stephan faſt freudig ängſtlich. „Möge nur auch der Himmel den Mann in ſie geſandt haben, den wir

darin erwarten. Sieh," fuhr er zu Franz gewendet fort, und ſeine etwas rauhe Stimme nahm die Färbung der Wehmuth an, „in dieſem einſamen Hauſe wohnt der unglückliche Adam Otskai, der tapfere Unger, von dem ich dir ſchon viel erzählt. Er war ein treuer Freund Emmerich Tököli's und einer ſeiner innigſten Anhänger. Seine unzähligen Wunden zeugen von den Schlachten, die er mit gegen die Oeſtreicher geſchlagen. Für Ungerns rechtmäßige Unabhängigkeit hat er bis zum letzten Mann gefochten, aber ſolch böſes Schickſal waltet über unſerm herrlichen Vaterlande, daß es ſeine treuſten Söhne hinausſtoßen muß in die Fremde, wenn es ſie nicht unter dem Beile bluten ſehen will. Ein armer Häusler, von mühſeligem Fiſchfang, von Wein- und Olivenbau und dem Viehhandel, den er auf dem feſten Lande treibt, ſich nährend, wartet der brave Otskai, der Burgen und Schlöſſer in Ungern und Siebenbürgen beſaß, einer beſſern Zukunft, die ihn wieder einführen ſoll in die Wohnungen ſeiner Väter."

„Und ſie wird kommen, dieſe Zukunft!" rief Franz Dobai mutherfüllt, und ſein nerviger Arm ſtreckte ſich der in voller Pracht aufgehenden Sonne entgegen, als wolle er ſie zum Zeugen ſeiner Gefühle und Entſchlüſſe anrufen. „Sie wird glänzend und herrlich, wie dieſe Sonne, über unſern Häuptern aufgehen. Mit meinem Säbel will ich ſie heraufkämpfen! Die Tyrannen ſollen fallen und weichen und Ungerns Edle ſollen ihr Erbe wieder erhalten! Noch ſah ich außer Euch wenig der Kämpfer für's Vaterland; aber ſie ſtehen

mir alle als leuchtende Heilige vor der Seele, und auch ich gedenke mich ihrer würdig zu machen. Ich zittere ſchier vor Wonne, Euren Freund und Waffengenoſſen, Otskai, zu ſehen, den Saum ſeines Kleides zu küſſen; denn auch er hat, ein Held unter den Helden Tököli's, in jenen Schlachtreihen gefochten, die den Oeſtreichern Jahre lang Tod und Verderben brachten!"

„Gott ſegne Dich, mein Sohn!" entgegnete Stephan Boris gerührt. „Er erhalte Dich mit Deinem Muthe, Deinem Feuereifer noch lange unſerm armen Ungern! Siehe, ich werde allmählig alt; zwar glüht noch Kraft in meinen Adern, noch wandele ich aufrecht unter Gottes Himmel und ich wollte es wohl mit zehn rothbackigen Oeſtreichern aufnehmen; aber mein Haar wird grau und ich fühle wohl, daß es nicht des Jünglings ungebeugte Stärke mehr iſt, die mich belebt. Schwere, fürchterliche Leiden ſind auf mich eingeſtürmt und haben die raſche Hand gelähmt, wenn auch nicht gebrochen. Ich ſah die ſchöne errungene Freiheit wieder ſinken und von den öſtreichiſchen Blutknechten mit Hohnlachen zu Grabe tragen. Ich ſah mein eigenes Haus — — — — —." Eine düſtere Erinnerung ſchien in ihm aufzuſteigen; denn ſein Geſicht verfinſterte ſich wie die Nacht und ſeine ſonſt blitzenden Augen waren erloſchen. Franz Dobai ſah ihn faſt verlegen an und ſtammelte: „Ihr meint Eure Tochter, Stephan? Sie lebt, wie Ihr hofft, und die Stürme ſind vorüber — —"

„Noch umtoben ſie uns, Franz, doch denk' ich,

wir werden ſie mit unſern Säbeln, als den wirkſamſten Zauberſtäben, beſchwören. Daß meine Sophia noch lebt, gebe Gott! wir werden es bald erfahren. Adam Otskai weiß jedenfalls mehr von ihr, als wir Beide. Doch gedenke Deines Verſprechens, meinem Weibe nicht eher etwas von dem Leben unſerer Tochter zu ſagen, bis ich ſelbſt ihr den Schleier lüfte. Ja ein ſchwerer, geheimnißvoller, düſterer Schleier ruht über dieſes lieblichen Kindes Leben. Du ſollſt Alles erfahren, Franz! Staune mich nicht ſo an! Ich will Dir mein Herz öffnen; nur jetzt noch nicht, jetzt nicht! — —"

„Was fehlt Euch, Stephan?" fragte verwundert der ſchöne, hohe Jüngling den tief ergriffenen, aus aller Faſſung gekommenen Mann. „Ruhig, Franz!" entgegnete dieſer gefaßter. „Sieh, das wollt ich vorhin ſagen: ich werde alt, ich werde ſchwach werden; die Kämpfe um Ungerns Freiheit können lange währen, ſo daß ich für mein heißgeliebtes Vaterland nichts mehr thun kann; da bedarf es der heranreifenden Heldenjugend; ein neues Geſchlecht muß ausführen, was ſeine Väter begannen. Mir hat der Himmel keinen Sohn geſchenkt; Dich hab ich von Deiner frühſten Kindheit an geliebt; Dein Vater fiel an meiner Seite im Schlachtgewühl; Du biſt groß, ſtark und muthig geworden; Du liebſt Ungern begeiſtert, das Du als Knabe verlaſſen mußteſt und nicht wieder geſehn haſt, Du liebſt es ſo heiß und innig als Dein Vaterland, wie ich. Darum hab ich Dich mir zum Sohne erkoren, Du ſollſt

der Erbe meiner Güter, der Gemahl meiner Sophia, mein Sohn ſein!"

„O mein Vater, mein gütiger Vater?" rief der Jüngling feurig entzückt. „Möchte ich doch erſt Gelegenheit haben, mich Eurer Güte würdig zu machen! Schon in Italien, als Ihr mir vor wenigen Wochen eröffnetet, daß Ihr eine Tochter beſitzt, habt Ihr mich im Vorgenuß meines künftigen Glückes berauſcht. Die Stunden werden mir zu Ewigkeiten, eh' ich ſie ſehe, die ich mir mit Ungerns Freiheit zugleich erkämpfen ſoll. Sie wird mich mit glühendem Muthe erfüllen, ſie ſoll mir die Siegerkrone in die Locken drücken!"

„Jüngling, ſchwärme nicht!" ſagte Stephan freundlich. „Noch ſah Dein Auge die Dir beſtimmte Braut nicht; wie leicht könnte ſie ihm mißfallen, und Du wärſt um alle Deine Träume betrogen."

„Nein, Vater! Stephan Voris und Eliſabetha, Zrini's Tochter, wird und kann mir nicht mißfallen. Sie, die Tochter eines Ungerhelden und einer Heldin muß ſelbſt eine Heldin ſein, und kühn wage ich es, meinen Arm nach ihr auszuſtrecken, wenn ich ihr ſagen kann: Sieh', auch ich bin ein Held! Und habt Ihr mir nicht ſelbſt geſagt, daß ſie ſchön, reizend wie ein Frühlingsmorgen ſei, und das jugendliche Ebenbild Eurer Eliſabetha."

„Sieben Jahre ſind's, ſeit ich ſie nicht geſehen, ſie war damals kaum den Kinderjahren entwachſen; ſie kann ſich verändert haben," entgegnete Stephan, doch

ſetzte er ſelbſtgefällig hinzu: „ſchön war ſie, erſt funfzehn Jahr alt, eine Knospe, die eine köſtliche Blume verſprach.“

„O ſie ſteht lebendig, roſenfarbig vor mir. In meinen Träumen hab' ich ſie geſehen, mit ihr gekoſ't, geſcherzt; ich kenne ſie, die hohe, holde Geſtalt, als wär' ich mit ihr aufgewachſen!“

„Unter dieſem Geſpräch, das zuletzt die düſtern Wolken von Stephans Stirn faſt alle verſcheucht hatte, waren ſie der Hütte näher gekommen und ſchritten nun ſchweigend vollends heran. Die nun ganz heraufgekommene Sonne, die ſich herrlich in dem ſilberklaren See zu ihren Füßen ſpiegelte, beleuchtete die kleine Behauſung mit röthlichem Glanze. Ein erquickender Duft ſtrömte den Wanderern aus dem ſie umgebenden mit Blumen bepflanzten Gärtchen entgegen. Grünes, üppiges Weinlaub rankte ſich überall an dem Gebälk des kleinen Hauſes in die Höhe und bedeckte es mit ſeinen breiten Blättern und vollen Trauben, daß man kaum die Fenſteröffnungen gewahrte. In der Entfernung einiger Schritte zog ſich ein einfaches Spalier vorn nach dem See zu um das Haus und verlor ſich auf der einen Seite bergauf ſteigend in den Weinberg, auf der andern in den Oliven- und Lorbeerwald. Der gut bebaute Garten zeugte von dem Fleiß und Nachdenken ſeines Beſitzers. Leiſe öffnete Stephan die Thüre des Spaliers; ſeine Hand ſchien zu beben. Franz folgte ihm mit hochklopfendem Herzen. Auf ein dreimaliges lautes Klatſchen der Hände, jedesmal mit

einem gellenden Pfiff begleitet, sah aus der obersten Oeffnung behutsam ein verhüllter Kopf.

„Wer seid Ihr? Was wollt Ihr?" fragte eine barsche Stimme gebrochen italienisch.

„Wanderer von Fiume, Kaufleute, die sich an die Küste Eurer Insel verirrt," entgegnete Stephan, ebenso von der Frage befremdet. „Oeffnet uns, wir bitten um zwei Bissen Brot!"

Die Gestalt verschwand. Stephan sah Franz verwundert und besorgt an und flüsterte leise: „Weh uns, wenn Adam Otskai nicht mehr hier wohnen sollte! Doch Muth! wir dürfen uns nicht verrathen."

Die Thür des Hauses wurde geöffnet; Stephan trat hinein, nicht ohne die Hand an seine im Gürtel steckenden scharf geladenen Pistolen zu legen. Franz faßte den Griff seines krummen Säbels. Eine lange hagere Mannsgestalt in einem grauen Tuchkittel, einer Mönchskutte ähnlich, trat ihnen entgegen. Ueber einen hämisch verzogenen Mund hing die Spitze einer krummen langen Nase; unter der flachen Stirn lagen ein Paar graue, tückische Augen. „Das ist Adam Otskai nimmermehr!" murmelte Franz Dobai vor sich hin und war auf das Schlimmste gefaßt. Aber Stephan Boris ließ freudig seinen Mantel fallen und eilte in seinem Waffenschmuck rasch auf den Einsiedler zu, der im ersten Augenblick einen Schritt zurückwich, dann aber erstaunt ausrief: „Stephan, bist Du's wirklich? Der Herr sei gelobt! Seit zwei Wochen hab' ich auf Dich gelauert und schon an Deinem Kommen ge-

zweifelt. Und nun hätt' ich Dich faſt nicht erkannt in unſerm lieben Ungernkleid. So iſt's, ſeit zwanzig Jahren bin ich den leinenen Kittel des Italieners nur an Dir gewohnt!"

„Aber was treibſt Du für Mummerei, und ſetzeſt mich faſt in Zweifel und Verlegenheit?"

„Die Oeſtreicher haben überall ihre Spione und ſchon haben einige verdächtige Leute meine Hütte umſpäht. Die gröſte Vorſicht iſt nöthig, um nicht entdeckt zu werden, und ich wollte Dir rathen, einen Bauernrock über dieſen Dollman zu ziehen, ſo lang Du noch nicht in Ungern biſt."

„Vor Allem," fragte Stephan haſtig, „iſt Franz Ragotzi's Abgeſandter hier?"

„Er war es! Doch zwei Wochen ſind ſchon vorüber ſeit ſeiner Abreiſe, und eben ſo lange wartete ich mit der gröſten Ungeduld auf Dich. Schon war auch meine Abreiſe beſchloſſen; denn wie mit Ketten zieht mich's zu dem aufſtehenden Vaterland; und wärſt Du morgen gekommen, Du hätteſt mich nicht mehr gefunden."

„Was hat der Bote für Künde gebracht?"

„Erfreuliche. Doch komm in meine Zelle und lies den Brief, den der junge Franz Ragotzi geſchrieben, und an alle ehrenwerthen Ungernhäuptlinge geſendet hat. Aber welch jungen Geſellen führſt Du da mit Dir? Iſt ihm zu trauen?"

„Es iſt Ladislaus Dobai's Sohn, hat eben ſo viel Muth, wie ſein Vater, und hofft eben ſo viel Oeſtreicher zu erſchlagen."

„Sei mir willkommen, junger Landsmann!“ ſprach Adam Otskai zu Franz, der, im brütenden Nachdenken verſunken des Mannes Gruß nur kalt erwiederte. „Dein Vater war ein braver Unger, Gott lohn's ihm! Du werde ihm gleich und Du biſt würdig, unter Männern zu kämpfen.“

„Die Zeit wird's lehren!“ entgegnete Franz kurz, und folgte den beiden Freunden in die Zelle. Der Rauſch, der ihn vorhin übermeiſtert, war abgekühlt, ja beim Anblick des Mannes, den er vergöttern wollte, war ſein heißes Blut faſt zu Eis erfroren, und wenn er Adam Otskai's widrige Stimme hörte, ſeine böſen Augen ſah, ſchauderte er über den Abſtand, den er zwiſchen dem Manne ſeiner Phantaſie und dem der Wirklichkeit fand. Faſt unwillkührlich drängte ſich ihm der Gedanke auf, daß das reizende Bild, das er ſich von Sophia geſchaffen, eben ſo lügenhaft ſein möchte. Hatte doch Stephan Boris ihm ſo viel von der Vortrefflichkeit Otskai's geſprochen, hatte ihm oft erzählt, welch edler, muthiger, tapferer Unger, welch geſchworner Feind der Oeſtreicher er ſei und nun ſchien Geſicht und Sprache und das ganze Weſen dieſes Mannes jene Lobſprüche Lügen zu ſtrafen. Konnte es mit Sophia's Reizen und ihrer herrlichen Seele, die Stephan gerühmt, nicht derſelbe Fall ſein? Und wenn ſich auch Franz den Gedanken nicht ſo klar ausdachte, ſo war doch einiges Mißtrauen gegen Stephan in ſeiner Seele erwacht, ſeit dieſer ſo geheimnißvoll zu ihm geſprochen und er den geprieſenen Adam Otskai geſehen hatte.

Sie waren in dem engen, einfachen Gemach, worin man außer einem ärmlichen Ruhebette nur einen hölzernen Schemel und einen Tisch erblickte. Dafür rankte sich die grüne Rebe durch die Fensteröffnung und reichte freigebig ihre schönste Gabe, die purpurfarbige Traube, dem armen Häusler herein. Aus einem geheimen Schranke im Fußboden unter dem Bette langte Adam Otskai den großen offenen Brief Ragozi's hervor, und begierig nahm ihm Stephan Boris denselben aus der Hand. Als er ihn mit glänzenden Augen flüchtig durchlaufen, las er mit lauter Stimme:

„Edle, getreue Ungern, Patrioten, Freunde, Brüder!

Es sind nun zwei und dreißig Jahre, daß der hochherzige Muranyer-Bund schändlich untergegangen ist. Er bestand aus einer Verbindung edler Ungern, tapferer Männer, den Besten des ganzen Ungernvolks. Der Palatin Wesseleni stand an der Spitze desselben und auf seiner Burg Murany wurde er von mehr als hundert Edelleuten beschworen, daß sie wollten zusammenhalten gegen die Tyrannei des östreichischen Hauses, daß sich eine ungerechte, gesetzwidrige Gewalt über das freie Ungernreich angemaßt. Seit uralter Zeit hatten die Ungern das Recht, sich ihren König zu wählen und sie haben es wahrlich verstanden, den besten Mann zu finden. Die Stephane, Andreasse, Matthias Corvinus, Johann Zapolya haben es bewiesen. Seit Ferdinand I., der von bethörten Ungern

gegen Johann Zapolya zum König erwählt wurde, hat das Haus Habsburg über das Ungernreich geherrscht und manche freche Eingriffe in unsere uralten Freiheiten gethan; aber in hundert und dreißig Jahren hat sich kein deutscher Beherrscher der Ungern erlaubt, was Leopold ausübte. Er sprach unsern Freiheiten Hohn, er stieß unsere Verfassungen um, er behandelte die edlen Ungernhäupter schimpflich. Doch das Schlimmste von Allem war, daß er die Krone Ungerns in seinem Hause erblich zu machen strebte. Da traten die Ehrenmänner auf Murany zusammen und schwuren, sich mit bewaffneter Hand der deutschen Fremdlinge zu entledigen. Ich brauche nur Franz Vesseleni, Stephan Tököli, Franz Ragotzi, Peter Zrini, Franz Nadasdi, Franz Frangepani, Michael Bori, Andreas Dobai zu nennen. Sie waren Ungerns Blüthe, sie waren unsere Väter. Das Recht der freien Ungern wollten sie vertheidigen gegen einen listigen, tyrannischen König, und mit dem Schwerte wollten sie es wieder erkämpfen. Dazu hatten sie auch ein gegründetes Recht. Denn in seiner goldenen Bulle hat König Andreas II. den Ungern feierlich versprochen und gelobt, und in einer besondern Clausel verordnet, daß jeder ungrische Edelmann das Recht hat, seinen König mit gewaffneter Hand anzugreifen, sobald dieser es wagt, die Freiheit des ungrischen Volkes zu schmälern. Aber König Leopold hatte nicht nur Eingriffe in unsere Freiheit gethan, er hatte sie sogar umgewor-

ſen. Fremde, deutſche Truppen hatte er in das Land geſchickt, gegen das alte Geſetz, nach welchem in Ungern nur der geborne Unger das Schwert führen darf. Und dieſe deutſchen Söldlinge mißhandelten mit beiſpielloſer Grauſamkeit das arme Ungernvolk, das in frühern Jahrhunderten ſo oft dieſen Elenden obgelegen hatte. Die Häupter unſeres Volks wurden vom deutſchen König in der Ausübung ihrer hohen Staatsämter beſchränkt, oder dieſe Stellen wurden wohl gar mit himmelſchreiender Ungerechtigkeit an öſtreichiſche Große vergeben. Unſere Edelleute mußten ſich vor deutſche Gerichte ſtellen und ſich von ihnen Unrecht ſtatt Recht ſprechen laſſen, und doch hat ſeit uralter Zeit das Geſetz bei uns beſtanden, daß kein freier Unger ſein Verbrechen, ſei es welches es wolle, anders, als von ſeines Gleichen braucht richten und beſtrafen zu laſſen. Unſere Landtage wurden rechtswidrig entweder gar nicht gehalten, oder der Geiſt der Zwietracht ward von Oeſtreichs Abgeſandten hinein geſäet, ſo daß meiſt unſerer wahren Noth kaum erwähnt wurde, und wenn dies auch geſchah, ſo wurden die Oeſtreicher doch jedesmal wortbrüchig und halfen unſern Beſchwerden nimmer ab, wie ſie gelobt hatten, vielmehr vergrößerten ſie dieſelben von Jahr zu Jahr. Unſern Landsleuten, die an Luther's Lehr und Wort hangen und glauben, verſchloß man ihre Kirchen und Bethäuſer, ja man riß ſie wohl gar nieder. Ihre Geiſtlichen und Gottesdiener wurden ſchändlich verjagt, gefangen geſetzt, gemartert, und die Ausübung des proteſtantiſchen Cultus jeglicher Weiſe

unterdrückt. Aus unſern Bergwerken und Salzgruben zog der König gar viel Geld, das für das Heer im Lande verwendet werden ſollte; nichts deſto weniger wurden die Truppen ſo ſchlecht beſoldet, daß ſie nicht nur im eigenen Lande brandſchatzten, ſondern auch in den Grenzdörfern der Türken raubten und plünderten, ja die Einwohner zu Sklaven machten. Dies ſchmähliche Verfahren hat die Rache der Türken gereizt, ſo daß der große und blutige Türkenkrieg ausbrach, in dem faſt ganz Deutſchland aufs Spiel kam.

Solch große Beſchwerden waren es, denen der Muranyer-Bund mit Blut und Leben abhelfen wollte. Aber der edle Palatin Weſſeleni, der wahre Vater ſeines Volks, ſtarb, die Verſchwörung wurde entdeckt, Peter Zrini, Franz Nadasdi und Franz Frangepani mußten ſich ihre verehrten Häupter vom Henker abſchlagen laſſen; Stephan Tökôli ſtarb zu rechter Zeit; ſein Sohn Emmerich entfloh den Mördern. Viel edle Ungern fanden in Siebenbürgen und bei den Türken Schutz. Dieſe edlen Kuruzzen rotteten ſich zuſammen und ſtreiften um Großwardein und fügten den Deutſchen viel Schaden zu. Das Regiment der Oeſtreicher ward aber noch ſchlimmer und Leopolds Verfahren blutiger. Da trat Emmerich Tökôli, mein verehrter Stiefvater, auf, ein großer, ein herrlicher Mann. Von Frankreich und der Türkei unterſtützt, ſtellte er ſich an die Spitze der Kuruzzen und ihr Alle wißt, wie tapfer er gefochten, in wie viel Schlachten er die Oeſtreicher geſchlagen, ſo daß bald ganz Ungern befreit war. Aber

kaum hatte ihm das wandelbare Glück einige Male den Rücken gewendet, als ihm die Türken mißtrauten und selbst seine Macht brachen. Emmerich Tököli, Oestreichs fürchterlichster Feind, lebt jetzt aus seinem Vaterlande entfernt in Nikomedien und erwartet mit Sehnsucht die Stunde, die ihn und Ungern erlösen soll. Viele, ja die meisten von Euch, wackere Ungern, haben unter ihm gegen unser Sklavenjoch gefochten; Ihr lebt verbannt wie er von dem mütterlichen Boden oder doch als elende Sklaven darauf. Steht auf, Ihr edlen Ungern! Folgt meinen Fahnen! Was Emmerich Tököli herrlich begonnen, das wird Franz Ragotzi, sein Sohn, ausführen! Denn Oestreichs angemaßte Gewalt hat sich verschlimmert; sie haben die Ketten noch fester und schwerer geschmiedet. Werft sie von Euch! Seid wieder freie Männer! Denkt an des schrecklichen Caraffa Blutgericht zu Eperies! Wie er Eure Väter, Brüder und Söhne geschlachtet! Wie edles Ungernblut in Strömen floß! Denkt an die Erpressungen, die Euch Euer letztes Eigenthum entrissen! Denkt, wie man Eure Priester mordete oder auf Galeeren schmiedete! Denkt, wie König Leopold und seine bübischen Rathgeber in Wien Euren Bitten, Eurem Jammer, Eurer Verzweiflung Hohn gesprochen. Wollt ihr Ungern sein? Nicht wie Menschen, schlimmer wie Hunde hat man Euch behandelt! Es giebt keinen Vergleich für solche Gräuelthaten. Und das haben Deutsche gethan, die unsere Vorfahren so oft geschlagen. Ist der Geist in Euch ganz erstorben, der einst den

großen Welteroberer Attila, den Ungernkönig, beſeelte. Geyſa, Arpad, Stephan der Heilige, Andreas der Große, Matthias Corvinus ſind Könige der Ungern geweſen und haben ihren Namen furchtbar gemacht in aller Welt. Sie machten die Ungern zu einem herrſchenden, freien Volke; und Ihr wollt Sklaven ſein? Schrecken und knechtiſche Schmeichelei einiger Großen Ungerns haben Leopolds heißeſten Wunſch erfüllt und den Thron Ungerns erblich im Hauſe Habsburg gemacht. Laßt Euch nicht länger ſchmähen, Ungern! Stoßt dieſen niederträchtigen Beſchluß um; wählt Euch wieder Eurem eigenen König! Wählt ihn wieder wie ſonſt aus Eurer Mitte! Aber frei müßt Ihr erſt ſein; kein deutſcher Söldner darf mehr in unſerm Lande, auf unſern Schlöſſern hauſen. Rettet Euch zu mir! Eilt! damit uns bald der Sieg über die Tyrannen gelinge.

Gegeben am 8. Juni 1703 im Bezirke von Munkats.

Franz Rageßi,

Princeps, Comes de Saros, Dux Munkatsiensis et Macovizensis, Dominus perpetuus de Saros-Patak, Tokay, Regetz, Etsed, Somlyo, Lednitze.“

Der Leſer, deſſen Stimme zuletzt einen dithyrambiſchen Schwung angenommen hatte, ſchwieg gerührt; ein Paar große Thränen der Freude und des Schmer-

zes zugleich hingen an seinen langen Wimpern. Franz Dobai's Gesicht glühte von heiliger Röthe, sein Auge schwamm im Glanz; seine Fäuste hatten sich, ihm selbst unbewußt, allmählig krampfhaft geballt; ein tiefer Seufzer entflieg seiner Brust, als Stephan geendigt hatte. Adam Otskai blickte lächelnd auf den Jüngling, doch war dies Lächeln widrig.

„Fort, fort!" rief Franz, dem der üble Eindruck Otskai's verschwunden war und der jetzt nichts dachte, als Mägezi und Ungerns Freiheit, „laßt uns eilen! Der Boden brennt mir an die Füße! Daß wir uns sammeln zu des jungen, heldenmüthigen Fürsten getreuen Heerschaaren! Er ruft uns! Sein Ruf ist mir tief in die Seele gedrungen und durch Mark und Bein gegangen. Die Stunden sind mehr als kostbar; an jeder hängt ein Theil der Freiheit."

„Theurer Franz," sagte Stephan weich, „und Du willst nicht nach Sophia fragen?"

Da erwachte der Jüngling plötzlich wie aus einem Traum; ein anderes, sanftes Gefühl stieg aus seiner Brust und verbreitete sich über sein schönes Gesicht. Verwirrt schlug er das große, schwarze Auge zu Boden, dann aber erhob er es wieder und heftete es fragend auf Otskai.

„Er ist ihr bestimmter Bräutigam," sagte Stephan zu Otskai erklärend.

„Dann hat Dich der Himmel mit der kostbarsten Perle beschenkt, mein Sohn," sprach dieser zu Franz. „Vor drei Monaten war ich drüben in Ottochacz bei

unſerm lieben Müller Clemens. Euer Töchterlein blühte herrlich wie eine Roſe; wäre das Jezerana-Thal nicht einſam, fürwahr es ſollte mich Wunder nehmen, daß noch nicht Schaaren von Freiern bei dem ſchönen Müllerskind, wofür ſie ſich ſelbſt hält, eingeſprochen wären. So aber lebt ſie unbemerkt hinter den Bergen des Wellebit- und des Kapellagebirges verſteckt. Dieſe beiden Gebirgszüge mit ihren himmelhohen Bergſäulen haben ſie von Süden und Norden eingeſchloſſen und die Liebliche mit der ganzen übrigen Welt unbekannt gelaſſen. Sie iſt groß und ſchlank geworden, ein wahres Ebenbild ihrer Mutter, die ich in ihrer Jugend ſo gut gekannt. Als ich in die Mühle kam und mir das hübſche Kind entgegen trat, überraſchte mich die Aehnlichkeit mit Eliſabetha dergeſtalt, daß ich mich vergeſſend ſie mit dieſem Namen anredete, und dreißig Jahre jünger und in Siebenbürgen zu ſein glaubte."

Stephans Geſicht glänzte von neuer Freude, ſüße Vatergefühle umſchmeichelten ſein kriegeriſches Herz; aber bald trübte wieder ein düſterer Zug ſeine Stirn, den der gleichfalls wonneberauſchte Franz auf jenes Geheimniß deutete, das er von Stephan noch erfahren ſollte.

„In drei Tagen ſollſt Du ſie ſehen," rief ihm Stephan zu, „dann will ich ſie in Deine Arme legen, an Dein muthig ſchlagendes Herz. Deine Gattin aber werde ſie nach der erſten gewonnenen Hauptſchlacht über die Oeſtreicher."

Da ſchlug Franz wieder begeiſtert an ſeinen krummen Säbel, daß er laut klirrte; ſein Auge aber blitzte Tod und Verderben. Stephan fuhr zu Adam gewendet fort: „Laßt uns über das Schöne nicht das Gute vergeſſen! Was hat Dir Ragotzi's Bote von des jungen Fürſten Fortſchritten, was überhaupt von den Thaten unſerer Freunde gegen König Leopolds Heere gemeldet?“

„Ihr werdet wohl in der Lombardei gehört haben,“ begann Adam Otskai ſeine Erzählung, „daß das deutſche Reich mit England verbunden im vorigen Jahre Krieg an Frankreich erklärte. Der Kaiſer war unvorſichtig genug, die meiſten deutſchen Truppen aus Ungern an den Rhein zu ziehen, und unſer Vaterland ſah ſich bald faſt aller ſeiner Blutſauger entledigt. Nichts deſto weniger dauerte die Tyrannei nach wie vor fort und die Proteſtanten wurden von Neuem wieder hart gedrückt. Da wurden nun unter den beiden Oberſten Paul Deak und Paul Vageſi ungriſche Legionen mit öſtreichiſchem Gelde geworben. Tököli's Freunde und Anhänger ſahen wohl, daß jetzt der rechte Zeitpunkt zum Losſchlagen gekommen ſei. Des Zunders war viel aufgehäuft, auch war der Funke durch die unerträgliche Contribution lange ſchon hineingeworfen, aber es bedurfte nur der freien Luft, um die Flamme anzufachen. Auch dieſe wurde nun vergönnt. Unter die beiden neuen Legionen ließen ſich mit viel Liſt eine Menge alter, dem Tököli getreuer Haiducken anwerben und ſich durchwintern. Zwei ehemalige Haiducken-Hauptleute,

Albert Kis und Thomas Esze, waren die vorzüglichsten. Sie warben den Winter über heimlich viel Leute in den Legionen und sobald dieses Frühjahr angebrochen, desertirten sie mit einem ansehnlichen Haufen in die Beregher und da herum liegenden Wälder, riefen das Volk auf, das ihnen in Massen zuströmte und wurden vorzüglich von den Rußniaken sehr begünstigt. Im April schickten sie eine Gesandtschaft an Franz Ragotzi und luden ihn ein, sich an ihre Spitze zu stellen. Aber noch war der junge Fürst schwankend, und gab keine bestimmte Antwort. Das Mißvergnügen an der Theiß wurde immer größer, je weniger deutsche Truppen im Lande waren, und das Heer der Kuruzzen verstärkte sich täglich. Da schickte Ragotzi offene Briefe und Fahnen mit dem Wahlspruch: pro Deo et Libertate. Die Haufen der Kuruzzen fielen über den östreichisch-gesinnten Adel her und plünderten seine Schlösser. Alexander Karoli und Stephan Esaki boten den Adel gegen die edlen Kuruzzen auf, statt sich zu ihnen zu schlagen und besiegten die größere Abtheilung der Vaterlandsbefreier bei Dohla, nahmen einige Hauptleute gefangen und eroberten zwei Ragotzische Fahnen. Aber schnell sammelten sich die Geschlagenen in den Wäldern wieder und waren bald mächtiger als erst. Abermals von ihnen und dringender aufgefordert, wandte sich Ragotzi an den französischen Gesandten in Danzig und an die Polen um Geld und Truppen. Beides wurde ihm versprochen, und er entließ den Brief, den Ihr eben gelesen habt.

Darauf ſtrömten ihm Schaaren zu, vorzüglich verſtärkten die Rußniaken ſein Heer, das in ſechs Tagen auf 3000 Mann anwuchs, ſo daß er am 14. Juni mit dieſem Heer und 300 Reitern auszog, um ſein Schloß Munkatſch zu erobern, das der öſtreichiſche, vor Kurzem angekommene General Montecuculi inne hatte. An dieſem Tage, als dem erſten ſeiner künftigen Größe, ſandte er ſeine Boten nach allen vier Winden aus, wie er ſeinen getreuen Ungern und alle ſich unter einander verſprochen hatten, was auch Ihr in Italien erfahren, um ſie unter ſeine Fahnen zu rufen. Ich hoffe wir werden neben dem Sohne auch bald ſeinen tapfern, großen Vater, Emmerich Tököli, an unſerer Spitze ſehen. So weit bin ich vom Stand der Dinge unterrichtet und es verlangt mich ſehr, bald ſelbſt Hand anzulegen."

„Ja, die Stunde der Rache hat geſchlagen!" rief Stephan Boris. „Ungern nimmt ſeine treuen Söhne wieder auf. Schon begrüß' ich dich im Geiſte, Land meiner Wiege, meiner Jugendſpiele, in deiner goldenen Freiheit. Wo wäre ein ſchöneres Land auf Erden, das Gott ſo reich bedacht, als unſer geliebtes Ungern. Berg' und Thäler, Wald und ebene Fluren wechſeln ſo wunderherrlich ab. Milde lacht die Sonne auf die Rebenhügel nieder und kocht der Traube purpurfarbnes Blut. Von den himmelan ſteigenden Bergen des ſchönen Karpathengebirgs ſtürzen ſich die Bäche ſchäumend herab in die grünen lachenden Thäler und eilen in Strömen vielfach dem ſtolzen Königs-

ſtrome der Donau zu! Und auf den Höhen ſtehen die weißen Burgen und ſchauen freundlich in die Ebenen und Thäler! Die waren unſerer Väter Eigenthum, ſie werden wieder unſer und unſern Kindern ſein!"

„O eilt, eilt!" rief Franz, und Thränen ſtürzten aus ſeinen Augen, „damit mich die Sehnſucht nicht verzehre!"

Und mit beflügeltem Schritt ſtürmte er nach der zurückgelaſſenen Schaar. Stephan aber machte unterdeſſen ſeinem alten Freund und Kampfgenoſſen, Adam Otskai, bekannt, daß ſein Weib Eliſabetha dieſer Tage das Geheimniß von dem Leben ihrer Tochter erfahren ſollte.

Mit ſtiller Freude zog der von Franz benachrichtigte Haufe am See Jezero hin nach Otskai's Hütte, denn laut durfte die Freude nicht werden. Franz führte die hohe edle Eliſabetha, der Otskai entgegen eilte und ſie mit Ehrerbietung bewillkommte. Das düſtere Gepräge ihres Geſichtes verzog ſich etwas bei der ihr und Allen mitgetheilten frohen Nachricht, doch verſchwand es nicht ganz und man ſah ſie kaum lächeln. Otskai begrüßte alle Kuruzzen freundlich und erinnerte die Älteren an ihre Thaten unter Emmerich Tököli's Fahnen. Es wurde allgemein beſchloſſen mit Anbruch der Nacht wieder aufzubrechen, damit man ſich nicht den Oeſtreichern verrathe. Am Tage über ſollte ſich die ganze Geſellſchaft ruhig in dem Lorbeerwäldchen unweit der Hütte verſteckt halten. Otskai wies ihnen ihren Platz

dert an, verſorgte ſie reichlich mit Fiſchen, Feigen, einigem Wild und Geflügel, auch mit Roſoglio, einem dort viel bereiteten, ſehr beliebten geiſtigen Getränke, ſo viel ſeine Hütte enthielt; denn heute mußte ja ſo Alles aufgezehrt werden, da Otskai der Wohnung, die ihn zwanzig Jahre beherbergt, am Abend auf ewig Lebewohl ſagen wollte. Schnell verging der Tag dem fröhlichen Menſchenhaufen; der dicht verwachſene, vom Wege nach der Stadt Cherſo weit abgelegene Berg verbarg ſie den Blicken jedes Vorübergehenden, und als die dunkele Nacht hereinbrach, traten ſie paarweiſe zuſammen und überließen ſich Otskai's Führung. Dieſer war am Tage ſchon an der öſtlichen Küſte geweſen und hatte ein geräumiges Schiff zur Ueberfahrt an die kroatiſche Küſte beſorgt. In undurchdringlicher Finſterniß wanderte die Schaar lautlos vom Süßwaſſerſee öſtlich über die Bergrücken und ſtieg dann nach dem Ufer des Meers hinab. Die Maulthiere mit dem Gepäck trabten nach. Das Fahrzeug war bereit und ſegelte bald quer über nach dem ſüdlichen Vorgebirge der Inſel Veglia zu. Um Mitternacht ſtieg die blutrothe Scheibe des Mondes über den morlackiſchen Canal herauf und goß über die muthigen Ungern ſeinen farbigen Schein, wie eine böſe Vorbedeutung ihres Schickſals. Raſch glitten ſie nun auf der ruhigen Meerfläche hin, denn alle Ruder waren in Bewegung, und bald fuhr das Schiff durch die Meerenge zwiſchen der ſüdlichen Spitze von Veglia und dem nördlichſten Eiland der zur Inſel Arba gehörigen Gruppe, ſegelte

an der kleinen Bai vorüber, in der das Hafenſtädtchen Bresca liegt, durchſchnitt den Canal di Morlacca, auch der Gebirgscanal genannt und landete, ehe noch der Tag anbrach, in einem den älteren Ungern wohlbekannten Fiſcherdörfchen unweit der Hafenſtadt Zeng. Kein frohes Lied war in dieſer Nacht erſchallt, die meiſten hatten, von Müdigkeit überwältigt, die Ueberfahrt verſchlafen. Warme, labende Düfte ſtrömten ihnen aus dem gebirgigen Küſtenland entgegen, und geſtärkt von ihnen und einigen Zügen Roſoglio, ſchlugen ſie ſich rechts in das nahe waldige Wellebitgebirge, um auf wilden ungebahnten Wegen, über Höhen und durch einſame Thäler ihren Weg den Tag über fortzuſetzen. Der Mond leuchtete ihnen vor, bis ſie die erſte Terraſſe des Höhenzugs erreicht hatten; dann ſpendete ihnen der Tag ſein mildes Licht.

Die Schaar hatte ſich in einzelne Gruppen vertheilt. Eliſabetha hatte ſich Otskai's Arm genommen und ſprach angelegentlichſt mit ihm von vergangenen Zeiten, dabei verdüſterte ſich ihr edelgeformtes Geſicht, ihr Auge trübte ſich immer mehr und zeigte einzelne große Thränen. Stephan Berik und Franz Dobai unterhielten ſich eben ſo, und es ſchien als zögere Stephan bedachtſam mit ſeinen Schritten, um alle Andern vorauszuziehen zu laſſen.

„Morgen Abends," ſprach er dann zu Franz, als ſie auch die Maulthiere mit ihren Treibern vor ſich ſahen, und nun ganz allein waren, „kommen wir in die Nähe von Ottochacz. Du weißt, daß dort im

Thal der Gacska, das Jezeranathal genannt, Sophia bei einem Müller lebt. Uebermorgen ſoll Eliſabetha vom Leben ihrer Tochter unterrichtet werden und ſie ſehen. Mir bangt innerlich vor dieſer Eröffnung. und das Herz wird mir ſchwerer, je näher die Zeit dazu heranrückt. Du ſollſt mir beiſtehen, und ich bin Dir eine nähere Erklärung über dies geheimnißvolle Weſen ſchuldig, die ich Dir auch ſchon verſprochen habe. Ich hatte einen älteren Bruder — — ich liebte ihn — — er war mir ſehr theuer — — er ſtarb in Oberungern an der Peſt, die 1679 ganz Ungern und Wien fürchterlich heimſuchte. Der Himmel ſelbſt war erzürnt über das Wüthen der Oeſtreicher in Ungern, und raffte die Menſchen ſchaarenweiſe hinweg, aber der Unſchuldige mußte mit dem Schuldigen leiden und untergehen. Tököli befehligte damals, von dem kriegsluſtigen Kara Muſtapha, dem neuen Großvezier in Conſtantinopel, unterſtützt, das Heer der Kuruzzen an der Grenze Siebenbürgens. ‚Franzöſiſches Geld und Soldaten ſo wie Polen gaben ihm Nachdruck. Eliſabetha war meines Bruders Wittwe — — —“

„Wie?“ unterbrach Franz den Sprecher erſtaunt, „Eure Gemahlin war erſt ſchon verehlicht? Euer Bruder, von dem Ihr nie ein Wort geſagt, war ihr Gatte? Daher wohl Euer und Eliſabetha's jahrelanger Gram, weil unſere Kirche eine ſolche Ehe der Blutsverwandten als ſchwere Sünde ſtreng verbietet?“

„Mein Bruder war Proteſtant, ich Katholik; in dieſem Falle ſpricht unſere Kirche uns frei. Doch

laß das ruhen! Nenne nie in meines Weibes Gegenwart meinen Bruder! Um aller Heiligen willen nicht! Trübe, ſchreckliche Erinnerungen ketten ſich bei ihr an dieſen Namen. Franz, noch kann ich Dir nicht Alles enthüllen; doch ſoll Dir einſt der Schleier gelüftet werden. — — Nur erwähne nie meines Bruders! — — Der Wiener Hof hatte mit Tököli einen Waffenſtillſtand geſchloſſen, der im Mai 1681 ablief. Man rüſtete ſich von beiden Seiten ſtark und ich befürchtete, meine geliebte Eliſabetha möchte in Ungern nicht mehr ſicher ſein; deshalb beſchloß ich, ſie noch vor Ausbruch des Kriegs zu einem Gaſtfreund nach Italien zu bringen. Doch trug ſie die Frucht unſerer Liebe unter ihrem Herzen und ich erreichte nur mühſelig Kroatien. In Ottochacz wurde ſie von einer Tochter entbunden, der ich den Namen Sophia gab. Aber ein ſtrenges Geſchick ruhte mit ſchwerer Hand auf meines Weibes Leben und die Geburt des ſchönen Kindes, die mir Freude gewähren ſollte, bereitete mir den größten Jammer. Ohne Beſinnung, ohne Sprache, lag Eliſabetha wochenlang in dumpfem Dahinſtarren, nur wenn wir ihr das neugeborene Kind nahe brachten, zuckte es wie Wahnſinn um ihren Mund. Meine ſchreckliche Ahnung beſtätigte ſich leider nur zu ſehr. Der Dumpfſinn wich allmählig mit ihrer körperlichen Schwäche, aber der Wahnſinn nahm dagegen überhand und zerrüttete ihren Geiſt. Dies waren Tage, Wochen, Monate des Schreckens für mich, deren gräßliche Geſchichte ich Dir und mir erſparen will. Genug

ich bemerkte bald nur zu deutlich, daß Sophia die Quelle dieſes entſetzlichen Uebels war; denn wenn das Kind tagelang von ihr entfernt, bei der Amme war, wurde Eliſabetha ruhiger und hatte lichte Augenblicke, ſo wie ſie aber daſſelbe erblickte, rollten ihre Augen fürchterlich, ihr Mund ſchäumte, ihr ganzes Geſicht verzog ſich zur Larve der raſendſten Wuth.

Sobald ich den Grund ihrer Krankheit wußte, ſuchte ich ſie durch Beſeitigung deſſelben zu heben; ich war es Eliſabetha, ich war es dem Kinde ſchuldig, das ſie vielleicht in der Raſerei zerfleiſcht hätte, ja es war Pflicht gegen mich ſelbſt und gegen das Vaterland. Denn der Reichstag in Oedenburg war für die mißvergnügten Ungern ſehr nachtheilig ausgefallen und Tököli ſammelte ſeine Streitkräfte. — Ich erfuhr, daß im Jezeranathale, durch das die Gacska ſtrömt, eine einſame Mühle liege. Die Frau des Müllers ſei ebenfalls vor Kurzem von einer Tochter entbunden worden, die Leute ſeien geſittet, fromm und häuslich. Mein Entſchluß war bald gefaßt; ich ging zum Müller, nahm mein Kind mit, und wurde des Handels mit ihm eins. Es wurde von den Leuten freundlich aufgenommen, zumal da ihr eignes Kind ſchwächlich war und bald darauf ſtarb. Sophia wurde vom Müller Clemens und ſeiner Frau, Margaretha, ganz nach meinen Wünſchen erzogen. Sie lernte die Welt nicht kennen und die Welt ſie nicht. So iſt ſie in holder Einfalt zur Jungfrau geworden, eine ſchöne Blume des Thals, geſchützt vor Sturm und Sonnenbrand.

Eliſabetha genas nach einigen Monaten gänzlich; ſie fragte mit keiner Sylbe nach ihrem Kinde, ich erwähnte deſſen nie, in der Furcht, das Uebel wieder herbei zu ſchwören; auch hatte ich ſorgſam alle Gegenſtände entfernt, die ſie daran erinnern konnten. Aber eine Schwermuth iſt ihr von jener Zeit an geblieben, die nie von ihrer Stirn weicht. Wir ſetzten nach Italien über, wurden gut aufgenommen und ich verweilte bei meinem Weibe bis zum Anbruch des Sommers 1682. Tököli hatte am 15. Juni ſeine Hochzeit mit der Witwe Ragotzi, der älteren Schweſter meines Weibes, in Munkats gefeiert, kündigte gleich darauf den Waffenſtillſtand auf und rückte gegen die Theiß. Hier ſtieß ich zu ihm. Die glänzende Laufbahn ſeines Ruhmes und Glücks begann. Wie der Kriegsgott ſelber, jugendlich ſchön, freundlich, muthig, tapfer, ein Held in der Schlacht, ein Freund im Zelte, liſtig und verſchlagen zu ſeinem Zweck, benutzte Emmerich Tököli auf jegliche Weiſe die Gunſt des Schickſals. Wie im Fluge wurden die Feſten und Städte Kaſchau, Leutſchau, Tokai, Eperies, Szadvar, Onod, ja faſt ganz Oberungern eingenommen. Ich übergehe das Einzelne, es iſt Dir bekannt. Genug, Tököli erhielt von den Türken im Lager vor Filek Fahne, Schwert und Kalpak, als Zeichen der Fürſtenwürde, und wurde öffentlich zum Fürſten von Ungern erklärt; den Königstitel, den ihm die Türken anboten, ſchlug er aus. Uebermüthig gemacht durch ſolche glänzende Erfolge ihres Schützlings, brachen die Türken in

ungezählten Massen hervor, ohne Tökölis Kriegskunst und Vorsicht, und stürzten durch Ungern auf das unvertheidigte Wien los. Während der merkwürdigen Belagerung Wiens vom 12. Juli bis 12. September 1682 wurde ich von Tököli mehrmals ins türkische Lager geschickt, um dem Pascha von Ofen gute Winke zu geben; denn wir waren fest überzeugt, die Stunde der Wiedervergeltung unserer Schmach sei nun gekommen; aber die Türken bestanden dumm-trotzig auf ihrem eigenen Kopf; der günstige Zeitpunkt strich vorüber. Endlich kam der junge Polenkönig, Johann Sobiesky, und stieß zum Herzog Karl von Lothringen. Die Türken wurden geschlagen, Wien entsetzt. Tökölis Schicksal wandte sich von diesem Tage an. Der schöne Stern, der uns geglänzt, ging wieder unter; denn die Türken waren rasend genug, unserm Fürsten die Schuld beizumessen, ja als sie vom Herzog von Lothringen immer weiter zurückgedrängt und geschlagen wurden, übermannte sie die Furcht und treulos genug führten sie auf Oestreichs Verlangen Tököli in Ketten nach Adrianopel. Ungern wurde wieder erobert, und der östreichische General Caraffa führte sein blutiges Schreckenssystem ein. Ich floh wieder mit einer Menge meiner Leidensgefährten nach Italien; Andere zerstreuten sich wo anders hin. Tököli wurde zwar wieder frei gegeben und erhielt Türken unter sein Commando, aber selten lachte ihm das Glück wieder. Ich sah ihn nicht mehr; denn verzweifelt an dem Wohl meines Vaterlandes, krank an den Folgen meiner

Wunden, war ich auch bedacht, meine ſchwermüthige Frau nicht wieder zu verlaſſen. Du weißt, daß Tököli 1690 in Siebenbürgen eindrang, welches Oeſtreich auch an ſich reißen wollte und auch an ſich geriſſen hat, daß er die deutſchen Truppen unter Häusler und dem alten ſiebenbürgiſchen Kanzler Teleki in einer blutigen Schlacht ſchlug, worin der Erſtere gefangen genommen, der Zweite zuſammen gehauen wurde, daß endlich Tököli zum Fürſten von Siebenbürgen eingeſetzt wurde.

Es war der letzte Glanz ſeines Glücks, das letzte Aufflammen der Lampe, ehe ſie verlöſcht. Er wurde bald vertrieben, geſchlagen, Unglück auf Unglück häufte ſich auf ihn; bis er nach mehreren Jahren auf Oeſtreichs Verlangen in den Friedenstractaten mit den Türken, von dieſen mit einigen ſeiner Gefährten nach Bithynien verbannt wurde.

Oft glühte plötzlich der Entſchluß in mir auf, wieder zu ihm zu eilen, aber bald traf mich die Nachricht ſeines Schickſals, eigene Leiden drückten mich nieder und ich blieb mit meinen Landsleuten in der Lombardei, uns ſpärlich vom Ackerbau und Viehhandel ernährend."

„Und Eure Tochter?" — — fragte Franz, als Stephan mit Thränen im Auge ſchwieg.

„Ich ſah ſie viermal, ſo oft ich den Weg her und zurück nahm; ſie blühte jedesmal ſchöner."

„Und ſie erfuhr nicht, daß ſie Eure Tochter war?"

„Wie hätte ich ſo den ſtillen Frieden ihrer Seele

trüben können! Nur die ſchickliche Zeit ſollte mein Schweigen löſen; ich denke, jetzt iſt ſie gekommen."

„Hat Eliſabetha Euch niemals um ihre Tochter gefragt?"

„Nie mit einem Worte! Nicht die entfernteſte Andeutung hat ſie gegeben, und ich hütete mich wohl, ſie jemals daran zu erinnern. Ein geheimes, fürchterliches Grauen hielt mich davon zurück und hemmte meine Stimme, weil ich nicht anders meinte, als Eliſabetha würde beim erſten Wort von unſerm Kinde in den gräßlichen Wahnſinn zurückfallen."

„Sonderbar," rief Franz nachdenkend aus, und ſeine Stirn zog ſich in düſtere Falten. Eine dunkele Ahnung durchbebte ihn, als müſſe darüber noch ein dichterer, ſchlimmerer Schleier hängen. „Habt Ihr auch nie an Eliſabetha bemerkt, daß ſie ſich wohl ihrer Tochter erinnere?"

„Oft überraſchte ich ſie in Thränen; ich hatte nicht den Muth, ſie um die Urſache derſelben zu fragen. Sie ſelbſt beklagte mit patriotiſchem Herzen den Fall ihres geliebten Vaterlandes; denn nicht vergebens nennt ſie Peter Zrini ihren Vater. Ihre Augen ſtarrten in meinem Beiſein meiſt ſchwermüthig, tiefſinnig auf einen Punkt und aus ihnen trat mir nicht ſelten der grelle Glanz der Geiſtesverwirrung entgegen. O, Franz, wir ſind namenlos unglücklich! Hätt' ich Sophia erſt in ihren Armen geſehen, ich wollte doch freier athmen; aber jetzt, jetzt iſt meine Bruſt unausſprechlich be-

klemmt. Drum, Jüngling, ſtütz' ich mich auf Deine Jugend."

„Stützt Euch auf Gott! Betet zur Jungfrau und ihrem Sohn! Dann rechnet auf das, was ich vermag!"

„Ja, wer beten könnte!" murmelte Stephan unverſtändlich vor ſich hin, und die buſchigen Augenbraunen zogen ſich tief herab, ſo daß die trüben Augen kaum ſichtbar waren. Sein Schritt war faſt wankend. Kopfſchüttelnd ging Franz neben ihm her und betrachtete ihn zuweilen mit faſt argwöhniſchen Blicken. Stundenlang wanderten ſie ſo ſtumm hinter der Schaar her; dann erſt beredeten ſie mit einander, wie ſie Eliſabetha vorbereiten und ihr die unbekannte Tochter endlich zuführen wollten.

Die Nacht brachte die zahlreiche Geſellſchaft in einem wilden Thale des Wellebitgebirges zu. Auf Franz machte Adam Otskal's Weſen wieder mehr als erſt einen widrigen Eindruck. Der Jüngling ſaß die ganze Nacht ſtill vor ſich hinbrütend, und auch den folgenden Tag ſetzte er einſylbig ſeine Wanderung fort, ſo daß Allen die Veränderung ſeiner Laune auffiel. Nur Eliſabetha ſchien nichts zu bemerken.

Zwiſchen den ungeheuern, wunderbar geſtalteten Kalkbergen des Wellebit- und Kapellagebirges, die ihre meiſt kahlen Häupter wie rieſige Greiſe dem reinen Himmel des Südens entgegen ſtrecken, liegen die an-

muthigſten Thäler, groteſk gebildet, romantiſch gewunden, oft überraſchende Anblicke, oft Schauder erregende Partien bildend, bald Schluchten, kaum einige Fuß breit, mit drohenden Ueberhängen der glänzendweißen Kalkfelſen, bald grüne Wieſenflächen, in mäßiger Ausdehnung mit Felſen und ſteil aufſteigenden Bergen umzäunt, die eine Menge ſchöner Grotten und geräumiger Felſenhöhlen bieten; denn die ganzen Gebirge ſind merkwürdig durchlöchert und ausgehöhlt. Das ſchönſte und längſte dieſer Thäler iſt das Thal Jezerana, das alle Reize einer üppig-wuchernden Natur des Südens bietet. Während auf den Bergen das Klima rauh und unfreundlich iſt, ſo daß der Weinſtock dort nicht fortkommt und der Lorbeer und Maſtix wenig gedeiht, weht im Thale Jezerana eine milde Luft, Blumen blühen freiwillig am Fuße der Berge, die Traube ſtrotzt, der Lorbeer grünt friſch und kräftig, ein ſonnenreicher, dunkelblauer, italieniſcher Himmel lacht in das Thal herab und küßt mit Sonnenſtrahl und mildem Regen die Blüthen auf. Ein Arm des Flüßchens Gacska ſtürzt von den Bergen herab und durchſchlängelt dies romantiſche Thal, vereinigt ſich dann bei dem kleinen Marktflecken Ottochacz mit einem andern Arm, nimmt dann die Korbava auf und verliert ſich nach einigen Stunden in die Erde, um durch unterirdiſche Schluchten unter dem Wellebitgebirge hin dem morlackiſchen Canal zuzuſtrömen. Nach Ottochacz zu liegen im Thale einige Mühlen. Der Ort ſelbſt hat zwei Schlöſſer, aber nur 69 Häuſer. Eins

jener Schlöſſer bewohnte damals ein öſtreichiſcher Vogt mit einer kleinen Beſatzung; das andere war das Eigenthum eines bejahrten Mannes, der es ſeit zwanzig Jahren beſaß und darauf wohnte. Er hatte hier ſeinen Sohn erzogen, den er damals als ein Kind von acht Jahren mitgebracht. In der Umgegend hieß er nur der alte deutſche Graf, ſein Sohn Paul der junge Deutſche; denn ſie ſollten geborne Oeſtreicher ſein; auch wurde auf dem Schloſſe, wo kein einziges weibliches Geſchöpf wohnte und die ganze Dienerſchaft nur aus Männern beſtand, nichts als deutſch geſprochen. Ein groſſer Diſtrict von Bergen, die meiſt waldig und wildreich zum Kapellagebirge gehörten, war im Beſitz des Grafen, und es war ſeine einzige Erholung, mit ſeinem Sohne und einer Menge Jägern, die in ſeinem Dienſte waren, auf dieſen Höhen und in den Thalſchluchten zu jagen. Außerdem ſah den Alten faſt Niemand, ſo daß ihn außer den Bewohnern von Ottochacz kein Menſch kannte. Dieſe Leute, meiſt arme Bauern, liebten auch den mürriſchen, menſchenfeindlichen deutſchen Grafen nicht, aber deſto mehr ſeinen milden, freundlichen Sohn, einen jungen Mann, der ſchon hoch in den zwanziger Jahren ſtand. Paul war unter ihnen aufgewachſen und ſo gleichſam einer der Ihrigen geworden. Er hatte ihre ſtille Sitte, ihre fromme Einfalt angenommen, war ſchlank, wie die Berge, die ihn umgaben; friſch und kräftig, wie die Thäler, in denen er lebte; rein, wie die Bäche, die ſie durchſtrömten; ein wahrer, ächter Sohn der ihn um-

waltenden Natur. Wie alle Gebirgsbewohner, hatte er großen Hang zu ſchwärmeriſchen Betrachtungen und vorzüglich zog ihn die Poeſie an. Mit tiefen, unverſtandenen Gefühlen, denen ſeine Einſamkeit, das einförmige Leben auf dem alten Schloſſe, und die altitalieniſchen Lieder, die in dieſe Berge geflüchtet und hier verweilt waren, die Färbung eines melancholiſchen, ſüßen Schmerzes liehen, war er ſonſt in den hohen Gebirgen umhergeirrt, bis er einſt in eine der Mühlen an der Gacska trat, um von ſeinen Wanderungen auszuruhen. Da ſtand des Müllers engelſchöne Tochter, Sophia, vor ihm, und in demſelben Augenblick gewann ſein Leben Bedeutung, Klang und Sprache. Er ahnete das holde Geheimniß, das ihm aus den Bergen und Thälern, wie aus den Liedern entgegenwehte, das ihn aus den perlenden, geſchwätzigen Wellen der Bäche begrüßte, aus dem Abendroth ihn anhauchte, aus den alten grauen Thürmen und Gängen ſeines väterlichen Schloſſes ihn anſprach. Er war damals erſt in das Jünglingsalter getreten, ja man hätte ihn noch einen Knaben nennen können, wenn nicht die frühe Ausbildung des Menſchengeſchlechts unter dem ſüdlichen Himmel dieſen Namen bald verdrängte. Deßhalb vergingen noch Jahre, eh' ihm jene Ahnung und die wahre Löſung des Räthſels zum Bewußtſein wurde. Lange verſchloß die Knospe alle Reize und Düfte in ſich, ehe ſie ſich zur vollen Roſe entfaltete. Er fühlte ſich befriedigt, wenn er täglich nach der Mühle ſchleichen und die harrende Sophia beſuchen konnte. Der alte Vater Clemens hieß ihn

ſtets herzlich willkommen, Mutter Margaretha nahm ihn freundlich auf; und wer ſollte dem guten, ſanften Paul nicht gewogen ſein? Aus ſeinen hellblauen Augen blickte ſo viel frommer Sinn, ſein ſchönes ſchmächtiges Geſicht war der Ausdruck der Milde, unter ſeinem einfachen, grünen Rock ſchlug ein ſo edles Herz, daß ſich Jedermann zu ihm hingezogen fühlte. Oft ſaß er nun mit der Müllersfamilie, oder allein mit Sophia in dem kleinen Garten an der Mühle in einer dichten Laube und hörte mit ſtummer, ſüßer Sehnſucht dem Rauſchen des hinter ihm vorüberbrauſenden Fluſſes, oder dem gleichmäßigen Klappern der Mühle zu, oder er ſah, wie das klare Waſſer ſich auf das Rad ſtürzte und als milchweißer Schaum herabſtob; Stunden lang konnte er in die gährende Tiefe oder den enteilenden Wellen nachblicken, und Sophia leiſtete ihm meiſt dabei Geſellſchaft; ihre Hände ruhten feſtverſchlungen in einander, Thränen zitterten in ihren Augen. Oft ſtiegen ſie auch zuſammen auf die Berge und beſchauten mit Entzücken von dort oben das reizende Jezeranathal, horchten dem Geläute der Ziegen- und Lämmerherden und verfolgten oft die an den ſteilen Anhöhen herumkletternden Thiere. Graf Hoheneich — ſo nannte ſich Pauls Vater — ließ, als ſein Sohn das achtzehnte Jahr erreicht hatte, einen jungen Gelehrten aus Deutſchland kommen und Paul unterrichten. Was dieſer am Tage gelernt, das theilte er Abends Sophia mit, und ſie begriff eben ſo ſchnell und leicht als er. Der deutſche Hofmeiſter blies vorzüglich gut die Flöte;

Paul fand viel Wohlgefallen an dem Inſtrument und behandelte es bald mit Fertigkeit. Nun brachte er die Flöte mit in das Thal und ihre Klagelaute hallten in den Bergen wieder. Er dichtete ſelbſt zarte Lieder und erſann eigene Weiſen dazu; Sophia ſang ſie mit ungekünſtelter, melodiſcher Stimme und Paul begleitete ſie mit der Flöte. Ihre Herzen wuchſen immer inniger zuſammen und kein Tag verging, an dem ſie ſich nicht wenigſtens Kuß und Gruß gereicht hätten. Sie dachten an keine Trennung, aber ſie konnten ſich auch keine engere Verbindung denken; keine Ahnung von Leidenſchaft lebte in ihren reinen, unſchuldigen Seelen. Da wünſchte der alte Graf, daß ſein Sohn die Länder und Sitten anderer Menſchen kennen lerne und tiefer in die Wiſſenſchaften eingeweiht werde. Er ſandte ihn mit dem Hofmeiſter auf die Univerſität Wittenberg; denn der Graf war Proteſtant. Dort ſollte Paul einige Jahre ſtudiren und dann die vorzüglichſten Länder Europa's ſehen. Vielleicht war es auch des Grafen Plan, ſeinen Sohn von der ſchönen Müllerin zu entfernen, deren Verhältniß zu Paul ihm doch bedenklich werden mußte. Erſt bei der Nachricht, daß ſie ſich trennen ſollten, empfanden dieſe unſchuldigen Kinder der Natur, wie nothwendig ſie einander waren. Alle Ahnungen wurden jetzt Stimmen, und alle dieſe Stimmen fanden ihr Echo in der geliebten Bruſt. Doch der Vater wollte und ſein Wille war ſtets ſtreng und mußte dem Sohne als Geſetz gelten. Einen ganzen Abend lag Paul in Sophia's Armen und ihre Thränen ſchmolzen

zu einem Thau. Endlich in ſpäter Nacht riß ſich Paul los und ſchwur, ſie immer treu zu lieben. Ein reinerer, innigerer, heiligerer Liebesſchwur iſt wohl noch nie von eines Jünglings Lippe geflohen. Am andern Morgen ſaß er ſchon zu Pferde und eilte Deutſchlands Grenzen zu.

Die Jahre vergingen Sophia in ſtiller Sehnſucht und holder, einfältiger Unſchuld. Durch einen Jäger auf dem Schloſſe erhielt ſie zuweilen Nachrichten von ihrem Paul. Ihr Geiſt hatte das Bild des Fernen ſo bewahrt, wie er von ihr geſchieden, um ſo überraſchter, ja verlegener war ſie, als nach ſieben Jahren ein hoher edler Mann in die Müllerſtube trat, in deſſen edlem Geſicht ſie Pauls Züge wieder erkannte. Aber auch er war betroffen von ihrer ausgebildeten, idealiſchen Schönheit. Er war weit gereiſt, hatte viel Städte und Länder beſchaut, war in die glänzendſten Cirkel gekommen, hatte viel ſchöne, reizende Weiber Europa's geſehen und kennen gelernt, aber ſolch Engelgebild mit dem Stempel höchſter, reinſter Unſchuld in jedem ihrer Züge war ihm nicht vorgekommen. Auch er hatte ſeinen Schwur gehalten und trat als ein edler, reiner Mann vor ſie, wie er ſie als ein edler, reiner Jüngling verlaſſen hatte. Die alte Vertraulichkeit trat zwar wieder unter ihnen ein, aber Paul konnte das Mädchen nie anders als mit einer heiligen Ehrfurcht betrachten, ja ſein durch Umgang mit Gelehrten und Gebildeten und durch Schriften Deutſchlands bereicherter und gewandter Geiſt, dem ſeine hohe Liebe zu

Sophia zum klarſten Bewußtſein gekommen war, trieb mit ihrer holden Kindlichkeit eine wahre Abgötterei. Er hatte feſt beſchloſſen, mit den äußeren Formen den innigſten Bund vor der Welt zu beſtätigen, den ihre Herzen ſeit langen Jahren ſchon beſchloſſen hatten. Er hätte ſich ſeinem Vater entdecken können, aber der Alte war während der langen Abweſenheit des Sohnes noch griesgrämlicher, zurückgezogener, menſchenfeindlicher geworden. Er konnte ein weibliches Weſen auch nicht einmal anſehen und bat Paul oft, nicht eher zu heirathen, bis ihn die Erde decke. Der Sohn war zu gutmüthig und pflichteingedenk, als daß er nicht dieſen kleinen Wunſch mit Freuden hätte erfüllen ſollen. Um Pauls Liebe zu Sophia ſchien ſich der alte Graf gar nicht zu kümmern, und der Sohn lebte glücklich im täglichen Umgang mit ſeiner reizenden Braut. Der Müller und ſeine Frau, ja der ganze Ort wußte, was einſt Sophia werden würde, und man hing um deſto inniger am jungen Grafen, weil er ſich mit einer Tochter der niedern Stände verbinden wollte.

So war die Lage der Dinge im Thal Gacska, als ſich ihm jener Kuruzzenhaufe nahte, deſſen Anführer ſo heilige Rechte auf Sophia ohne ihr Wiſſen hatte.

Paul hatte, wie gewöhnlich, den Abend, der einem ungewöhnlich heißen Tage folgte, bei Sophia zugebracht. Er ſaß an ihrer Seite in der Laube im Gärtchen, der Zeugin ihrer langen, ſtillen Liebe. Sophia war beſonders wehmüthig geſtimmt und dieſe unbewußte Trauer theilte ſich allmählig auch Paul mit. Er nahm ſeine

Flöte, die er nie vergaß, und hauchte in ſanft gezogenen klagenden Tönen die tiefen Gefühle ſeiner Bruſt deutlicher aus, als er in Worten nie vermocht hätte. Das zarte Weh klang in Sophia's Bruſt wieder; ſie richtete das ſchöne feuchte Auge in das Abendroth, das eben, die Gipfel der hohen Berge dicht vor ihnen vergoldend, leiſe verſchwamm. Eine milde Luft, die längs des Fluſſes durch das Thal herabſtrömte, milderte die vom ſcheidenden Tage hinterlaſſene Schwüle; mit Blumendüften zog die Dämmerung über das Bett des Fluſſes, der hinter ihnen murmelte, während die letzte Stunde des Tags mit ſanftem Glanz die Berge küßte und in den Gründen ihr weites Reich der ſie verfolgenden Nacht einräumte. Von den Höhen läuteten die heimkehrenden Herden herab und durch die Weite des Thals von Ottochacz herauf verhallte das Tönen einer Glocke, die zur Betſtunde rief. Vater Clemens leitete eben das Waſſer von ſeiner Mühle ab, das Klappern derſelben wurde von Augenblick langſamer und ſchwächer, endlich nur noch einzelne Laute, immer leiſer, nun noch einer und das Räderwerk ſtand ſtill. Paul hatte die Flöte weggelegt und ſah ſinnend vor ſich hin.

„So muß ein verzweifeltes Menſchenherz verzucken und zu ſchlagen aufhören," ſagte er endlich monoton, ohne ſich zu bewegen; „ein Herz, dem jede Hoffnung, jeder Troſt auf Erden geraubt iſt, wie dieſem Getriebe das Waſſer; ja ein Herz, das ſeine Liebe verloren hat; denn Liebe gibt ja Hoffnung und Troſt, aus dem Fittich dieſes Lichtengels träufelt ja jede edle Erdengabe; ſie iſt

das Waſſer, das das Räderwerk des Lebens in Bewegung ſetzt. O Sophia! ſollte ich einſt Deine Liebe verlieren, mein Herz würde ſtille ſtehen, wie die Mühle."

„Du meine Liebe verlieren, Paul!" erwiederte das durch dieſe Worte geängſtigte Mädchen. „Wie kommt Dir dieſer ſchreckliche Gedanke in den Sinn? Noch nie haſt Du ihn verlauten laſſen. Meine Liebe zu Dir iſt keine Eigenſchaft, kein Theil von mir, ſie iſt Eins geworden mit meinem Leben, ſie iſt mit meinem ganzen Sein verſchmolzen, oder ſie iſt vielmehr von Anfang Eins mit ihm geweſen; ich kann mich keines Beginnens derſelben erinnern, ich kann mir auch kein Ende denken. Mir ahnet oft, ſie ſei ganz ich ſelbſt, oder der Geiſt, der mein Ich iſt; deßhalb verſchwindet auch der beſondere Name Liebe. Mein Geiſt ſoll ewig ſein, wie er ſelbſt ſich ſagt, wie die Kirche uns lehrt, und ſelbſt wenn dieſe ſeine Hülle von Dir getrennt wäre, ſei es durch die Ferne oder das Grab, er würde um Dich ſein; mein Geiſt oder, wenn Du lieber willſt, meine Liebe wird ewig Dein Eigenthum ſein."

„O aber dieſe Trennung!" ſtöhnte Paul, „wie fürchterlich, wie herzzermalmend wäre ſie mir! Nur Deine Nähe kann mich beglücken, nur in der Luft, die Du athmeſt, kann ich leben. Du warſt mir unendlich theuer, als ich in Wittenberg und auf Reiſen war, und ich hätte mein ſtetes Denken an Dich nicht um Kronen vertauſchen können; die Trennung von dir that mir wehe, aber die Hoffnung des Wiederſehens tröſtete mich. Jenes tiefe heilige Gefühl für Dich war mir noch nicht

in ſeiner vollſten Klarheit aufgegangen; nun aber ſteht es, eine leuchtende Sonne, in meiner Bruſt. Unſer Bund iſt, ohne daß wir es ahneten, ein ganz anderer geworden; wenn mich erſt unzerreißbare, ſüße Ketten an Dich feſſelten, ſo iſt mein Herz jetzt in das Deine innig verwachſen; beide ſind ein Herz geworden und Du vermagſt die eine Hälfte nicht von der andern zu reißen, ſoll nicht dieſe verbluten."

„Sollen ſie nicht beide verbluten," weinte Sophia. „Ja auch ich fühle es, ich würde von Dir getrennt, nicht leben können. Und doch," fuhr ſie heftig ſchluchzend fort, „kann ich mich heute des trüben Gedankens nicht erwehren, daß eins von uns ſterben könnte."

„Ja ſterben!" murmelte Paul tief in ſich verſunken und ſchien Sophia's heftig ſtrömende Thränen nicht zu bemerken. „Es muß, es muß eine Unſterblichkeit geben! Wie bang zuckt mir das Herz in der Bruſt, wenn es mich zu dem Gedanken drängt, ich könne auch geiſtig ſterben; ſchon der körperliche Tod macht mir bange. Wenn dieſe Seele mit ihren tauſend Gefühlen, die alle in dem einen großen der Liebe verſchwimmen, vernichtet werden ſollte! Wenn dieſe Liebe verglühte und verſchwände, wie jenes Roth auf dem höchſten Gipfel der Berge, und eine lange, eine ewige Nacht darüber zöge und darauf ſchwer laſtete, und ich fühlte es nicht, ich fühlte nichts mehr, keine Liebe zu Dir, kein Erinnern an Dich; ich wäre verſchwunden, dieſe ganze Welt in mir! Nein! nein! die Nacht hat ja ihre MiriadenSterne; ſie ziehen herauf, wenn das Abend-

roth verglommen iſt. So werd ich ein Stern glänzen in der Nacht, wenn ſie das letzte Glühroth mir aus dem Herzen geſogen. Ein Stern werde ich Dir leuchten, bis Du ſelbſt ein Stern geworden; dann tanzen wir vereint die ewig tönenden Räume hindurch, unſere Strahlen uns zuſendend als Küſſe und einer in des andern Glanz verſunken, ſtets von Sehnſucht an einander gezogen, bis . . . Aber auch Sterne müſſen untergehen! Der Tod ſaugt an Welten wie an Menſchen, ein nimmerſatter Vampyr. Weh! auch Sterne verblühen, wie Blumen der Erde, und unſerer Liebe drohte dann doch ein Ende, eine grauſe Finſterniß! . . . .“

„Paul!“ rief Sophia von dem furchtbaren Gang ſeiner Ideen und dem hohlen Tone ſeiner Stimme im Innerſten ihrer zarten Seele erſchreckt. „Paul, ermanne Dich! Schwärme nicht verwegen in die unabſehbare Zukunft hinab, die als ein dunkelgefärbtes unendliches Meer vor uns liegt, auf das der Himmel mit Weisheit ſeine Wolken herabhängt, die unſer ſchwaches Auge nicht zu durchdringen vermag. Nicht den morgenden Tag vermagſt Du zu überſchauen und vermiſſeſt Dich, die Blicke in die weiteſten Fernen der Schöpfung zu ſchicken! Wie ich Dich mit unendlicher Liebe umfaſſe, ſo umwaltet uns eine große, nicht auszudenkende Liebe, hält Sterne und Menſchen umfangen und läßt Nichts untergehen. Wie, wenn unſere Liebe, unſer Geiſt, ein Theil jener unausſprechlichen Alliebe wäre? Wenn dieſe unbegreifliche Sehnſucht nach einem unbekannten Etwas das Verlangen des Theils zu ſei-

nem Ganzen wäre? Das Weltmeer ſendet ja auch ſeine Dünſte hinauf und ſie werden Wolken, und die Wolken ſenden der Erde ihren Regen und Thau wieder herab, und die Quellen der Berge thun ſich auf und es ſtürzen ſich Bäche verlangend in die Ströme und die Ströme eilen ſehnſüchtig in das Meer; und die unendliche große Waſſerfläche nimmt ſie alle wieder auf, die von ihr ausgingen. So ſind wir ein Gedanke der ſchaffenden Gottheit, der von ihr ausging und ſich verkörperte; der Körper fällt und der Gedanke ſtrömt zu dem Urgeiſt zurück, der ihn dachte. So werden wir Eins ſein, ich und Du, wir und Gott."

Da wandte ſich Paul zu dem geliebten Mädchen; trotz der Dämmerung erkannten ihre Augen, wie ſein Geſicht ſich wieder erheitert hatte.

„Du milde Tröſterin," ſagte er bewegt, „wie die linden Lüfte des Thales legen ſich Deine Himmelsworte um mein Herz; aber ſieh, wie ſanft ſie auch tönen, wie ſüß ſie mich umſchmeicheln, ſie können die Beklemmung meiner Bruſt nicht verſcheuchen; gleichwie dieſe kühl wehende Luft die ſchwüle Hitze nicht verdrängt, die auf uns drückt und vom ſcheidenden Tag zurückgelaſſen ward. Vielmehr zieht ſich am Horizont ein Gewitter zuſammen und auf die Berge dort thürmt ſich ein neues Wolkengebirge, ſchwarz und unheilſchwanger."

„Ich bemerke es," ſagte Sophia, „eh' es zum Ausbruch kommt, muß ich noch einen Weg gehen, den ich nicht verſchieben kann. Es wird wohl noch einige Stunden dauern. Du kannſt mich begleiten."

„Und wohin will meine Sophia, der Gefahr ausgesetzt, in das Wetter zu gerathen?“

„Der alte Kuhhirt in Ottochacz liegt sehr krank darnieder. Weib und Kinder sind ihm schon lange gestorben; der arme Mann entbehrt aller Pflege. Ich versprach ihm, heute Abend zu kommen; er könnte Mangel leiden, wenn ich mein Wort nicht hielte.“

„Also warst Du schon öfters bei ihm, gutes Mädchen? Bleibe, ich will ihn versorgen; noch hörte ich nichts von seiner Krankheit, sonst wäre es schon geschehen.“

„O ich muß selbst kommen; er würde sich kümmern um mein Ausbleiben; er nimmt seine Nahrung von mir am liebsten.“

„Gut, so begleite ich Dich!“ — Und Arm in Arm wandelten sie das Thal am Fluß hinab. Sophia hatte ein Körbchen mit Lebensmitteln an der Hand, ein leichtes, weißes Kleid umflatterte ihre schlanke Gestalt und leuchtete weit hin durch die Dämmerung, unter einem Strohhut quollen ihre dichten Locken hervor. So schritt sie, an den Geliebten geschmiegt, ein Engel der Unschuld, unbefangen dahin. Hoch in den Lüften aber über ihren Häuptern sammelte sich dichter und dichter die düstere Wolkenschar still, wie Verderben brütend.

„Wie Du mir bange machen konntest, guter Paul!“ redete die Holde. „Seit Du von Deinen Reisen zurück bist, leben wir in heiterer Vereinigung und nichts hat den Himmel unseres stillen, glücklichen Lebens getrübt. Und was hätten wir ferner zu befürchten? Dein Va-

ter reißt Dich nicht von mir, meine Eltern mich nicht von Dir. Vater und Mutter lieben Dich innig, lieben Dich faſt wie ich. Ich freue mich einen Tag wie den andern auf den Abend, der Dich mir zuführt, und vollbringe meine Geſchäfte in dieſer Freude mit unverdroſſener Leichtigkeit, weiß ich doch ſtets, daß mir der Abend die Mühen des Tages vergilt. Dann, wenn ſich der Tag neigt, lauſch' ich im Garten oder am Fenſter nach den Klängen Deiner Flöte; oft täuſch' ich mich und glaube ſie von fern zu vernehmen, wie weite Stimmen Deines Geiſtes, Deiner Liebe, auf den dienſtwilligen Lüftchen mir zugetragen, oft mein' ich mich zu täuſchen und halte es für den Wind, der in den Bäumen ſingt, aber die Töne ſchweben näher und näher, grüßen lauter und lauter, und es regt ſich der milde Wiederklang in meiner Bruſt, bis ich ſie endlich ganz deutlich höre und Du um die Bergecke herumbiegſt und ich Dir entgegen hüpfe und den Bewillkommenskuß Dir bringe. Dann ſetzen wir uns in die Laube zwiſchen Vater und Mutter und Du erzählſt von fernen Ländern, andern Menſchen, fremder Sitte, großen Städten, herrlichen Gegenden, und was Du ſonſt Alles auf Deinen weiten Reiſen geſehen, gehört und gelernt haſt. Und wir horchen aufmerkſam auf jedes Deiner Worte und fragen Dich, wo uns etwas dunkel iſt, und Du belehrſt uns mit freundlichem Willen. Dann drückt Dir der Vater dankend die Hand, die Mutter iſt voll Deines Lobes und ich belohne Dich mit Küſſen. Oder wir ſitzen allein hier oder oben auf dem Berge an Del-

nem Lieblingsplatz, von wo aus wir das ganze Jezeranathal überschauen können, ich singe Deine Lieder und Du bläst die Flöte dazu. So war es lange, so wird es künftig bleiben. Wir haben ja keine Trennung zu fürchten."

„Du selbst, liebes Mädchen," entgegnete Paul von der Zaubermusik ihrer Rede entzückt und gerührt, „meintest vorhin, wir könnten nicht den morgenden Tag überschauen, und doch weißt Du Dich vor jeder Trennung sicher? Sieh, der Blitz könnte aus der Wolkenmasse über uns zucken und Eins von des Andern Seite reißen. Locke durch allzu große Sicherheit nicht die finstern Mächte, sie lachen schadenfroh dessen, der sorglos auf der grünen Decke des Rasens hingeht, nicht wissend, daß diese Decke dünn und der Boden von vulcanischer Gluth ausgehöhlt ist; sie zerspalten die Fläche zu seinen Füßen und der Unglückselige stürzt in endlose Tiefen."

„Ich fürchte sie nicht, die feindlich wirkenden Gewalten," entgegnete Sophia feierlich und richtete die großen, glänzenden Augensterne gen Himmel, und muthig flogen ihre Blicke in den schwarzen Wolkenschleier. „Ich fürchte sie nicht," wiederholte sie nochmals, „und wandele doch sorglos meinen Weg. Auch Du wirst und darfst sie nicht fürchten, denn die ewige Liebe hält uns umfangen. Will sie meinem Leben ein Ziel setzen, so thut sie es ja, die Alle liebt, für Alle am besten sorgt. Vertrauensvoll heb' ich meine Hände zu ihr; sie waltet gleich in den milden Thallüften, wie in dem

stürmiſchen Borra*), der die Berge durchſauſt. Ich weiß, daß ſie mit ihrer Vaterhand mich ſchützt, daß ſie ihre Boten ausſendet, die mir zur Seite gehen."

„Ja ſie küßt Dich in jedem Lufthauch, der Dir Stirn und Wangen rührt, der mit Deinen Locken buhlt; ſie grüßt Dich mit ihrem Sonnenſtrahl, mit ihrem Morgen- und Abendroth, mit ihrem tiefblauen Himmel; ſie ſieht Dich freundlich an mit ihren Sternen, ſie lächelt Dich an aus ihren Blumen, ſie wandelt Dir entgegen im Duft des Thals, ſie liſpelt Dir zu von der Berghöhe; denn Du biſt ja ſelbſt einer ihrer lieben Boten, die ſie ausgeſendet, daß Du mir Glücklichem zur Seite geheſt. Ja, Du fromme Heilige, auch ich will feſthangen an dem Glauben, deſſen Ruhe mir Deine Worte in die Seele gießen, damit die Angſt entweicht, die mir das Herz faſt zerdrückt."

„O ſo laß uns beten!" liſpelte Sophia, faltete fromm die Hände und ſandte die Blicke wieder himmelwärts.

Da riß der Schleier der Wolken weit aus einander und ein ungeheurer Feuerſtrom ergoß ſich über die Gegend, daß das Thal einen Augenblick heller war, als beim vollſten Sonnenſchein. Paul blickte eben auf Sophia hin; auch ſeine Hände hatten ſich unwillkür-

*) Borra iſt ein wilder Nordoſt- und Zugo ein feuchter, regenhafter Südweſtwind, die beide abwechſelnd die Gebirgsgegenden am öſtlichen Ufer des adriatiſchen Meeres beherrſchen.

lich gefaltet. Da ſah er die holde Geſtalt als eine Verklärte ſtehen. Der Glanz des Blitzes überzog mit ſanftem Wiederſchein ihren ganzen ſchlanken Körper; ihr Geſicht war mit einer durchſichtigen Bläſſe überzogen, die rothe Gluth ſchien in ihren Haaren zu wühlen und einen Heiligenſchein ihr um das Haupt zu ziehen, die an den Wimpern zitternden Thränen waren leuchtende Perlen geworden, in ihren Augen ſpiegelte ſich die ganze Gluthpracht des Himmels ab, ihre liſpelnden Lippen waren purpurner. Und in Staunen und Anbetung verſunken ſtarrte er noch lange nach dem Engelbild, als ſie ſchon wieder dichtere Dämmerung umhüllte.

„Der Himmel hat Dir, ſeinem Kinde, ein Zeichen gegeben, daß er Dich erhört," ſagte er dann feierlich. „Ich bin ruhig und getroſt; laß uns weiter gehen und eilen, ehe der Sturm ſich entladet." — Und mit raſchen Schritten gingen ſie nun, ohne ein Wort zu reden, dem nahen Orte zu und erreichten bald die Hütte des kranken Hirten. Freundlich ſtreckte dieſer von ſeinem dürftigen Lager die Hände der Eintretenden entgegen; einige ihn beſuchende Nachbarn wichen ehrerbietig vor ihr und dem Grafen zurück und ſie ſchwebte nach dem Bette hin; Paul blieb an der Thür ſtehen. Aus ihrem Körbchen nahm ſie nun die Stärkungen heraus und der alte Mann labte ſich ſie ſegnend. Dann ſprach er, wie er bald vor Gott treten und ſie preiſen werde. Paul verlor keins ſeiner Worte, und Thränen des Entzückens und der Wehmuth rollten ihm über die Wan-

gen. Als ſie dem Hirten verſprochen, morgen früh wieder zu kommen, entfernte ſie ſich ſchnell mit Paul, der dem Kranken die Hand drückte und ſich vornahm, morgen auch das Seinige zu thun. Schon rollte der Donner von fern, als ſie den Rückweg nach der Mühle eilig antraten, aber einen Blitz ſahen ſie nicht wieder, wie der erſte, dem kein Donnerſchlag gefolgt war. Vor der Mühle nahm Paul mit einem innigen Kuß von der Geliebten Abſchied und eilte dann in ſich gekehrt und halb träumend in das väterliche Schloß. Sein Vater hatte helles Licht und ſchritt heftig im großen alterthümlichen Saale auf und nieder, ſprach abwechſelnd murmelnd und laut mit ſich ſelbſt, wie ſeine Gewohnheit war, und bemerkte kaum den eingetretenen Paul. Dieſer war von dem heutigen Tage ſo tief ergriffen und bewegt, wie noch nie, und daher mochte es kommen, daß ihm ſein Vater wahrhaft grauenvoll vorkam. Die Falten ſeines gealterten Geſichtes erſchienen ihm weit mehr gefurcht und vom Gram zerwühlt, die grauen ſpärlichen Haare hingen ſo zerzauſt um den Scheitel, die Schritte gemahnten ihn ſo wankend und die einzelnen unverſtändlichen Laute, die der Alte ausſtieß, ſo verzweifelnd, daß ihn ein Schauer überlief. Er wollte hinzutreten und mit kindlich frommen Worten den geliebten Vater um ſeinen Kummer fragen, aber ein unheimliches Gefühl hielt ihn davon ab. Doch trieb ihn die Furcht, der Alte möchte erkranken oder ſchon krank ſein, auf ihn zuzugehen; doch kaum hatte der Graf dies bemerkt, als er dem Sohne ſtreng be-

fahl, ſich auf ſein Zimmer zu verfügen. Paul war gewohnt, die Befehle ſeines Vaters pünktlich zu befolgen und er ging, ihm eine gute Nacht wünſchend. Doch theilte er ſeine Beſorgniß erſt noch mehreren Dienern mit und bat ſie dringend, zu wachen und auf den Alten wohl Acht zu haben; auch im Fall ihm etwas zuſtieße, ihn ſogleich zu rufen. Kummervoll ſuchte er nun ſeine Ruheſtätte; ein Meer von Gefühlen durchwogte den engen Raum ſeiner Bruſt, er vermochte keine Ordnung in dies Chaos zu bringen. Das Gewitter ſchien ſich verzogen zu haben und ein dumpfes Murmeln des Donners in weiter Ferne war nur noch vernehmbar. Pauls Phantaſie wurde immer wirrer, während des Ringens derſelben drückte ihm der Schlaf die Augen zu. Und es träumte ihm, wie er einſam wandele unter dem nächtlichen, ſterngeſchmückten Himmel und ſich nach Sophia ſehne. Da ward er plötzlich inne und feſt überzeugt, daß er ſelbſt, der hier Wandelnde, Sophia ſei, und als er ſeine Geſtalt betrachtete, ward ihm das noch klarer; denn mit ihrem kleinen Fuß berührte er nur die thauſchweren Grashalmen, ihr weißes ſchimmerndes Kleid umflatterte die Hüften, ihr Buſen wogte vor ſeiner Bruſt, ihre langen Locken ſpielten auf ſeinem Nacken und als er wunderſeltſam ſeinen eigenen Namen ſehnſüchtig rief, da war es Sophia's ſüß flötende Stimme, die er vernahm. So ſich ſeiner ſelbſt bewußt und doch auch von der Gewißheit durchdrungen, er ſei Sophia, gerieth er in einen ſonderbaren Zwieſpalt, deſſen nähere Bedingungen der

Traum aber nicht ausbildete. Bald aber vergrößerte ſich jene ſchmerzliche Sehnſucht nach ſich ſelbſt, ſeit er mit Sophia's Stimme ſeinen Namen ſo verlangend in die Nacht hinausgerufen; mit flüchtigen, faſt windſchnellen Schritten ſauſte er durch die Räume und ſuchte ſich ſelbſt und fand ſich nicht und jammerte nach ſich und wußte doch, daß er ſelbſt es ſei, den er mit ſolcher Angſt ſuche. Da erſchallte plötzlich ein fürchterlicher Donnerſchlag und die Sterne fielen vom Himmel herab auf die Erde, und als er ſie betrachtete, da hatten ſie Dolchſtiche und bluteten aus weiten Todeswunden. Und ſeine Augen waren vorzüglich auf einen Stern gerichtet, der goß Ströme Bluts aus der durchbohrten Bruſt, und ſieh, er erkannte ihn: der Stern war er ſelbſt, ſeine Züge ſternbleich und todtſtarr ſahen ihm entgegen und das Blut floß aus ſeiner Bruſt, und doch war es ein Stern. Und ſo wie er ſelbſt wußte, er ſei Sophia und doch auch fühlte, er ſei er ſelbſt, ſo ſah wieder aus dem ſterbenden Stern, der doch auch er ſelbſt war, Sophia's Geſicht und ihre ganze Geſtalt entgegen. In ſolch unerhörter Sinnenverwirrung kämpfte er mit Entſetzen, da wankte die Erde unter ihm, es ziſchte aus dem Boden, ein Donnerſchlag ſchmetterte das All zuſammen und er erwachte. Gräßlich tobte das Gewitter draußen, Blitze auf Blitze umzuckten das Schloß, brüllende Donnerſchläge prallten daran; alle Elemente ſchienen im Aufruhr. Paul ſprang vom Lager; die Wirklichkeit grenzte ſo nah an den Traum, daß der Uebergang von dieſem zu jener faſt unbemerkbar war

und Paul zum Fenſter hinaus in das Wüthen des Sturms lange mit Schaudern ſtarrte, eh' er ſich recht beſinnen konnte, was mit ihm vorging. Da hörte er laute Tritte unter ſich auf den Sälen und in den Zimmern; er öffnete die Thür und rief hinab. Sogleich erſchien ein alter Diener ſeines Vaters, den dieſer ſchon ſo lange hatte, als ſie in Kroatien wohnten. Er war ein Pandur und hatte in den ungriſchen Verſchwörungskriegen mit gefochten, wovon er ſehr oft zu erzählen pflegte. Wie ein Geiſt trat Haſchan, bleich und mit verſtörten Zügen, ein Licht in der Hand, herein.

„Heiliger Gott!" ſeufzte er, „welch fürchterliches Wetter, gnädiger Herr! Es iſt als ob der Himmel einfallen wollte."

Paul gedachte bei dieſem Worte ſeines lebhaften Traumes und ſchauderte zuſammen. Doch ſammelte er ſich ſchnell und fragte: „Was macht mein Vater? Ich höre ſtarke Fußtritte in ſeinem Zimmer. Befindet er ſich wirklich unwohl?"

Der alte Diener ſchwieg erſt lange und ſchüttelte bedenklich den Kopf; dann ſagte er leiſe, halb heimlich, halb vertrauensvoll: „Wie man's nimmt, gnädiger Herr; es iſt freilich gar wunderlich, daß des alten gnädigen Grafen Kopf gerade ſo beſchaffen iſt, wie das ganze Ungernland; iſt's da ruhig, verhält ſich ſein Kopf auch ſtill, ſpukt's in Ungern, ſo rappelt's dem gnädigen Herrn auch im Kopfe. Nun hat er geſtern früh von einem ankommenden Jäger erfahren, daß in Ungern wieder der Teufel los iſt und die Kuruzzen wie Mäuſe

aus der Erde kriechen, um auf die Oeſtreicher los zu ſchlagen, und daß unſer Kaiſer die Kroaten aufbietet gegen den Obergeneral und Fürſten der rebelliſchen Ungern, Ragotzi, da rennt der alte Herr den ganzen Tag, die ganze Nacht herum, ſieht aus wie eine Leiche, murmelt etwas durch die Zähne, flucht zuweilen, daß es Einem bange wird, läßt kein Wort mit ſich reden und nimmt keinen Biſſen zu ſich; aber deſto mehr ſpricht er unſerm Tokaier zu."

„Höchſt ſonderbar!" ſagte Paul nachdenklich vor ſich hin, und wie lang verwehte Erinnerungen dämmerte es in ihm und mahnte ihn an Namen und Geſtalten, deren er ſich doch nicht erinnern, die er doch nicht faſſen konnte. „Was hat denn mein Vater mit den Ungern zu thun?"

„Was nun eigentlich," entgegnete Haſchan, „weiß ich freilich ſelbſt nicht, ich habe nur ſo mancherlei Vermuthungen. Ich hatte unter Tököli einen Schuß in den Arm erhalten, wie Ihr wißt, und war untauglich zum Krieg und zog mich nach Ofen zurück, als es mit Tököli ſchlecht ging; da lernt ich Euern Vater kennen, er nahm mich in Dienſt und wir zogen hierher; Ihr werdet wohl es noch wiſſen; denn Ihr wart ein Bube von acht Jahren ungefähr. Nun hab' ich ſo aus Manchem bemerkt, daß der alte Herr wohl ſo mit den Ungern und Türken und Oeſtreichern was muß zu thun gehabt haben. Gewißheit hab' ich nicht; doch beſtätigt mich die neue Unruhe in meinem Glauben."

„Und was glaubſt Du, was vermutheſt Du denn?"

fragte Paul ungeduldig und höchſt geſpannt; denn er wußte von ſeines Vaters frühern Schickſalen wenig, konnte ſich nur dunkel auf ſeine verſtorbene Mutter beſinnen, hatte von ſeinen Vorfahren, dem Geburtsort ſeines Vaters und Allem, was Familienverhältniſſe betraf, gar nichts erfahren.

„Ihr dürft mir freilich nichts übel nehmen und meinem alten ſchwachen Kopfe müßt Ihr ſchon Manches zu Gute halten, wenn ich vielleicht faſeln ſollte, aber ſeht, der Ragotzi iſt ein Enkel des Peter Zrini und . . .“

Da wurde Haſchan's Name unten laut gerufen; der alte Graf verlangte nach ihm. Eilig verließ der Diener Pauls Zimmer, da des Alten Strenge bekannt war. In der Thür rief er noch leiſe geſchwätzig: „Morgen am Tage erzähl' ich Euch Alles, was ich weiß und vermuthe.“

Pauls Seele war durch des Dieners Erzählung und myſtiſche Worte von Neuem erregt; er fühlte ſich plötzlich ſo fremd, ſo unheimiſch in ſeiner Welt, ein Zagen vor einem unſichtbaren Geſpenſt faßte ihn ſo ſeltſam, daß er bebte. Den Sturm ſeiner Seele zu beſchwichtigen trat er ans Fenſter und ſah in den ſich allmählig vertobenden Sturm der Elemente. Wenn ein Blitz die Gegend erhellte, flogen ſeine Blicke auch blitzſchnell das Thal hinauf der Mühle zu und er dachte ſeines wunderbaren Traums mit Sophia; unter ihm hörte er des Vaters laute Stimme im Selbſtgeſpräch und nun kam ihm dieſer auf einmal noch wunderbarer

vor, als der Traum. So in wilden Phantaſien, halb wachend, halb träumend, mit offenen, ſtarren Augen brachte er die übrige Zeit der Nacht zu und erſt, als der Morgen anbrach, entſchlief er wieder. Bei ſeinem Erwachen war keine Spur vom Gewitter mehr zu ſehen, die Sonne lachte im vollſten Glanze aus dem ſchönſten, blauen, wolkenreinen Himmel, die Blumen im Thale hatten geſtärkt ihre Kelche aufgethan und ſandten ihre Düfte dem Schloſſe zu; entzückende Lüfte durchwogten mit würziger Friſche das Thal, Alles ſtrahlte in neuerm, herrlicherem Leben. Paul öffnete das Fenſter; lachend trat ihm die reizende Landſchaft entgegen; er konnte nicht anders als ihr wieder heiter den freundlichen Gruß zurückzugeben. Sein erſter Gedanke war, wie an jedem Morgen, Gott und Sophia, dann ſah er nach dem Thal hinüber. Sein zweiter war heute der kranke Hirt; auch er wollte ihm Gutes thun und Sophia die Laſt erleichtern. Unter dieſen Gedanken erhob ſich ſein Geiſt kräftig, frei und froh; die Feſſeln, die ihn gebunden, waren abgeſtreift und er lächelte faſt über ſeine Angſt am vorigen Abend, die er dem Drucke der ſchwülen Gewitterluft zuſchrieb, und über ſeinen verworrenen Traum, den er aus ſeinen wehmüthigen Geſprächen mit Sophia ſehr leicht erklärte. Noch mehr beluſtigte ihn der Geheimniß kramende Haſchan; denn als er in den großen Saal trat, ſaß ſein Vater wohlgemuth hinter dem Tiſche. Faſt wollte es ihm bedünken, als habe ein böſer Geiſt geſtern Abend und dieſe Nacht in ihm geſeſſen und durch ſeine Augen

geſehen. Er ſprach wenig mit ſeinem Vater, weil der Alte ſtets wortkarg war und nicht gut leiden konnte, wenn man viel um ihn herum ſprach oder ihn wohl gar zum Sprechen reizte. Deßwegen nahm Paul nach genoſſenem Frühſtück ſeine Jagdflinte und befahl einem Jäger, auserleſene Eßwaaren, Kleider und einige wollene Decken zu nehmen und ihm zu folgen. Mit leichter, heiterer Stimmung ſchritt er in den Ort hinab — er hoffte ja, Sophia dort zu treffen — der beladene Jäger hinter ihm. Leiſe trat der junge Graf in die armſelige Hütte, aber er fand außer dem Kranken Niemand darin; dieſer ächzte in der Ecke auf ſeinem Lager gewaltig und als Paul hinzutrat, bemerkte er mit Schrecken, daß der Mann mit dem Tode kämpfe. Tief erſchüttert von dieſem Anblick, ſtand er lange wie in den Boden gewurzelt; dann ſuchte er des Sterbenden unbequeme Lage zu erleichtern, ſetzte ſich an das Bett und faltete die Hände, wie Abends zuvor. Ein dankbarer Blick des Hirten ſagte, was ſeine verfallene Stimme nicht mehr vermochte. Seine Augen ſchienen mühſam noch Jemand zu ſuchen; dann war's Paul als ſchüttele er das Haupt. Mehrere Stunden waren ſo hingeflogen, von Paul kaum bemerkt; der Todeskampf wurde heftiger, und wenn dem Grafen auch das Ausbleiben Sophia's auf Augenblicke befremdend vorkam, ſo wurde der Gedanke daran doch bald von andern verdrängt, die ſich auf den Sterbenden bezogen. Der Mittag war ſchon lange vorüber, da endete der Hirt. Paul hatte ihm treu beigeſtanden mit tröſtlichem

Zuſpruch und Gebet bis an den letzten Athemzug. Nun befahl er dem Jäger, den Tod des Mannes bekannt zu machen; ihm ſelbſt aber fiel es ſchwer aufs Herz, daß Sophia noch nicht da war, ſo lieb es ihm auch ſein mußte, ihr das ergreifende Schauſpiel des Sterbens erſpart zu ſehen. Von beängſtigenden Zweifeln gequält, eilte er auf flüchtigen Füßen an dem Strome hinauf und trat nach kurzer Zeit über den knarrenden Steg in das Gärtchen. Die Mühle klapperte nicht mehr; es war Alles ringsum ſo todtruhig, daß Pauls Angſt ſtieg. Kaum hatte er die alte ausgeſchnitzte, halbrunde Thür zur Hälfte geöffnet, als ihm Frau Margaretha mit verweinten Augen entgegen trat und, die Hände ringend, rief: „Ach, edler Herr, nun kommt Ihr zu ſpät! Wär't Ihr nur auf den zweiten Boten gleich gekommen, Ihr hättet dem Unglück . . .“

Pauls Haare hatten ſich borſtig in die Höhe gerichtet, mit dem einen Beine zuſammenknickend, das andere weit vorwärts nach der Müllerin geſetzt, die Arme halb ausgebreitet und die Hände krampfhaft geballt, das Geſicht bleich und die Augen ſtark aus ihren Höhlen hervortretend und Margaretha fürchterlich anſtarrend, hatte er die erſten Worte gehört; jetzt rief er gräßlich verzweifelt, wie ein Menſch, der das Entſetzlichſte erwartet: „Welch' Unglück? Was iſt geſchehen? Wo iſt Sophia?“

„Barmherziger Gott!“ jammerte die Frau, „Ihr wißt noch kein Wort von dem Schlage, der uns ge-

troffen. Der alte Unger hat ſie uns genommen, hat ſie fortgeführt, — er iſt ihr —"

„Genommen, fortgeführt und Ihr wart wehrlos. Gott im Himmel! Wohinwärts eilte der Räuber mit ihr? Hört, Weib, wohin floh er? Welchen Weg nahm er mit der Unglücklichen?"

„Um Gott, Herr Graf, Ihr ſeid außer Euch!"

„Wohin? Wohin? Im Augenblick gib Antwort, Alte! Es gilt zwei Menſchenleben! Es gilt Deiner Tochter Leben! Wohin?"

„Jeſus und Maria! Nach dem Kapallagebirge, nach Ungern zu. Aber, Herr Graf, kein Räuber war's!..."

Aber Paul war ſchon lange zur Thür hinaus und ſtürzte, wie ein Geier auf die Beute, durch den Garten über den Steg nach Ottochacz hin. Der Müller Clemens, tief gebeugt durch den Verluſt ſeiner Tochter, trat, von dem neuen Lärm erſchreckt, heraus, und erfuhr, was geſchehen. Er erſchrak und ahnete des Grafen Entſchluß, aber vergebens bemühte er ſich ihm nachzurufen, Paul war ſeinen Blicken ſchon entſchwunden.

Dieſer jagte als ein Raſender in den Ort und rief mit lauter Stimme alle Bewohner deſſelben auf, ihm raſch zu folgen, indem er ihnen mit kurzen Worten Sophia's Raub verkündete, und große Belohnungen verſprach, wenn man ſie wieder einhole. Einige von ihnen hatten Tags vorher eine große Schar abenteuerlich gekleideter Menſchen nach den Kapellabergen ziehen geſehen und es war klar, daß dieſe Sophia's Räuber waren. Sein Jäger begegnete Paul im Ort; mit dem ſtrengſten Befehle

der möglichſten Eile wurde er auf das Schloß geſendet, um alle Jäger und Diener zu Roß mit Waffen aufzubieten und Paul ſein Reitpferd zu beſorgen. Er ſelbſt eilte auf das andere Schloß, auf welchem der kaiſerliche Vogt mit der öſtreichiſchen Beſatzung ſaß, und forderte dieſe auf, mit ihm die Räuber zu verfolgen. Noch war keine Stunde verfloſſen, als ein kleines Heer zu Pferd und zu Fuß von Ottochacz gerade öſtlich auszog, und das Jezeranathal zur Rechten liegen ließ, weil man auf dieſem Wege das Gebirge eher erreichen konnte. Wie der Sturmwind ſauſte Paul auf ſeinem feuerſprühenden Rappen an der Spitze ſeiner berittenen Jäger und Diener voran, Bauern und Soldaten folgten raſch zu Fuße. Wer ihnen entgegen kam, ſchloß ſich an den Haufen an, denn Paul und Sophia wurden in der ganzen Umgegend wie Heilige geliebt und verehrt. So wuchs die Maſſe immer mehr, und wälzte ſich den nahen Bergen zu. Die Reiter aber waren ſchon lange voraus und ſtürmten auf verſchiedenen Wegen fort. Schon war Paul in gräßlichſter Verzweiflung eine Stunde umher geirrt, da erſcholl ein Jägerhorn von fern und gab das Nothzeichen mehrere Mal hinter einander. „Ha!“ rief Paul ſeinen zwei Begleitern zu, „endlich, Freunde! Sie muß, ja ſie muß gefunden ſeyn! Lauf, edler Rappe, du ſollſt goldenen Hafer dann haben!“ Und das Roß ſtrich weit aus, als habe es ſeinen Herrn verſtanden, der es ſonſt nie anſtrengte, und in ſauſendem Galop ſprengten die Andern nach. Bald trafen ſie auf Mehrere, die ſchon vernommen hatten, die Räuber wären mehr nach den Höhen zu erblickt worden.

Alles jagte in der angegebenen Richtung hin. Endlich trafen ſie auf die, welche das Zeichen gegeben und bemerkt hatten, daß ſie ſich eilig öſtlich nach dem türkiſchen Kroatien zu geflüchtet. Die Pferde waren meiſt zu ermattet, auch die Höhen zu ſteil für ſie. Paul ſprang ab, ſeinem Beiſpiele folgten alle Andern. Und mit blankem Säbel in der Fauſt, die geſpannte Büchſe auf der Schulter, die geladenen Piſtolen und zwei Dolche im Gürtel flieg nun Jeder raſch den Räubern nach. Bald gewahrte ſie Paul in einiger Entfernung und jauchzte laut auf. Er erhielt neue Kräfte durch dieſen Anblick und wie in Flügelſchuhen raſete er ihnen nach. Bald waren die Fliehenden erreicht. Paul rief ihnen ein donnerndes Halt nach; ſie aber waren unſchlüſſig, ob ſie weiter fliehen oder ſich dem ſie verfolgenden Feinde entgegenſtellen ſollten. Endlich beſchloſſen ſie das Letztere und ſchon fiel ein Schuß und eine Kugel ſauſete an Pauls Kopfe vorüber. Dadurch erbitterter und wüthender, ſtürzten ſich die herbeigekommenen Jäger und Diener auf die vermeintlichen Räuber. Die Kuruzzen, die ihrem Aeußern nach auch für nichts Beſſeres gehalten werden konnten, glaubten mit dieſer Hand voll Leute bald fertig zu werden; denn ihrer Verfolger waren nicht mehr als zwanzig. Ein höchſt hartnäckiger Kampf begann. Wuth, Verzweiflung, Liebesraſerei und treue Anhänglichkeit an ihren geliebten Herrn focht auf der einen Seite und erſetzte die Menge der Streiter, welche auf der andern war.

„Drauf, drauf!“ ſchrie Paul mit fürchterlicher Stimme; denn er ſah wie einige Kerle Sophia an den

Armen aus der Scene ſchleppen wollten. „Es gilt mein Höchſtes, Freunde! Alles Andere werf' ich gern in die Wagſchale, um mir nur das Eine wieder aufzuwiegen!“

„Zurück!“ donnerte den anſtürmenden Jägern Franz Dobai entgegen. „Zurück, ihr ſchlechten Knechte der deutſchen Tyrannei, wollt ihr nicht, wie Hunde, das Gras koſten!“ Und muthig ſchwang er ſeinen krummen Türkenſäbel über den Köpfen der gräflichen Leute. Schuß auf Schuß fiel von beiden Seiten, und ſchon blutete manche Wunde. Paul war unverſehrt. Ein neuer Trupp Ungern, Stephan Boris an der Spitze, ſtürzte ſich auf das Häuflein der Getreuen. „Flieht, ihr ohnmächtigen Knaben!“ rief er. „Wer ſein Fleiſch nicht den Adlern der Berge hier zum Fraße geben will. Jeder Fuß breit Land koſtet Euch ein Leben.“

Aber Paul hatte Sophia geſehen, wie ſie verzweifelt mit ihren Entführern rang und antwortete: „Ich weiche nicht! den kalten Tod will ich umarmen oder meine Geliebte. Gebt mir das Mädchen, ihr Räuber, dann könnt ihr ungehindert Eure Straße ziehen.“

„Ha, ſieh doch!“ hohnlachte Stephan. „Franz, er will Dir Deine Braut abjagen.“

Wüthend ſtürzte der Angeredete auf Paul los, und mit den Worten: „Wart nur, öſtreichiſcher Hund, ich will Dir den Hochzeitreigen ſpielen!“ drückte er ſein friſch geladenes Piſtol auf ihn ab. Paul wich dem Schuſſe mit entſchloſſener Schnelligkeit aus, aber die Kugel ſtreifte ihm die Achſel. In dem Augenblicke warf ſich der ſchwarzhaarige Jüngling, deſſen Augen Todesblitze

entſtrömten, auf Paul und ihre Säbel raſſelten an einander. Da wurde ein lauter Schrei einer weiblichen Stimme im Hintergrund vernommen; Paul erkannte ſie und einen Augenblick lang wurde ſein Arm durch ſie gelähmt, und in dieſem Augenblicke ziſchte des Ungern Säbel ihm über den Kopf und ſchnitt tief in ſeinen rechten Arm, ſo daß ihm der ſeinige entfiel.

„Ich bin getroffen!“ rief Paul verzweifelt.

„Nun wird Dir wohl die Lüſternheit nach Anderer Eigenthum vergehen!“ hohnlachte ſein Gegner und wollte den Todesſtreich auf ihn führen; aber ein treuer Jäger fing mit der Büchſe den Hieb auf, ſtieß mit der Kolbe den Unger vor die Bruſt, daß dieſer zu Boden ſtürzte, umfaßte mit kräftigem Arm ſeinen Herrn, trug ihn aus dem Gedränge, und ſtieß ſogleich ſtark in ſein Horn und die Andern folgten nach, ſo daß es weit und immer weiter in den Bergen und Thälern klang vom gräßlichen Wiederhall des Nothrufs; und unter ſich ſahen ſie ſchon die Soldaten und Bauern mit Sturmſchritt anrücken, und bald knallten die Büchſen luſtig in die erſchrockenen Ungern hinein. Dieſe hatten den kleinen Vorrath von Pulver faſt verſchoſſen und wollten ſich auf Säbel und Dolch verlaſſen.

„Wir ſind umgarnt!“ rief Stephan Boris mit gräßlicher Stimme. „Rette ſich Jeder ſo gut er kann!“ und mit dieſen Worten war die Loſung zur allgemeinen Verwirrung gegeben. Ein entſetzliches Geheul mehrerer Weiber entſtand und das Wimmern und Aechzen einiger ſterbenden Kuruzzen und ſtark verwundeten Jäger

miſchte ſich hinein. Sophia riß ſich entſchloſſen in der Flucht von ihren Wächtern los und ſtürzte auf die Jäger zu, welche ihren Paul in den Armen hielten und ſeine Wunden verbanden. Da ſauſte noch der Säbel Stephans an ihren Ohren vorüber, wäre ſie nicht zu ſchnell geweſen, er hätte ihr den Kopf geſpaltet. Die Kuruzzen flüchteten ſo ſchnell als möglich, faſt Jeder einen andern Weg einſchlagend, ſo daß das Verfolgen erſchwert wurde; doch ſetzten ihnen die Soldaten und Bauern muthig nach und erlegten noch einige, ehe die ganze Schar in den Thalſchluchten verſchwand.

Sophia aber hatte des Geliebten bleiches Haupt jammernd umfaßt, ſein purpurrothes Blut färbte ihr weißes Gewand, ſeine Stirn ruhte an ihrem angſtvoll wallenden Buſen. Mit zufriedenem, glücklichem Lächeln verweilte ſein mattes Auge auf ihr, bis er ganz verbunden war. Dann richtete er ſich auf und küßte ſie auf die Stirn.

„Du biſt verwundet, armer Paul!“ weinte das Mädchen; „biſt um meinetwillen verwundet; aber glaube nur, es war hundertfache Todesqual für mich, als ich ſah, wie Dich des Mörders Stahl traf!“

„Ich fühle nichts!“ entgegnete Paul liebreich, und ſein Geſicht ſchwamm in Milde. „Dich hab' ich ja wieder. Meinen Engel, meine Seligkeit halt ich in den Armen, an der Bruſt, und nun ſoll Dich mir keine Menſchenmacht wieder rauben. Der Entſchluß iſt blitzesſchnell in mir gereift, nicht länger will ich zögern, Dich mein Weib zu nennen, damit kein frecher Lüſtling die

Hand wieder nach meiner Himmelsblume auszuſtrecken wage. Aus des Lebens gleichgebahntem Wege, den wir in ſelbſtvergeſſener Ruhe langſam hinſchleichen, reißt uns plötzlich das Unerwartete heraus, öffnet uns die Augen und gibt uns auch Muth und Kraft zum Ungewöhnlichen. Was erſt die Bruſt kaum als Ahnung bewegte, reift, vom wilden Drange des Lebens aufgeregt, ſchnell zur That. Mein Vater muß allen Vorurtheilen entſagen, die ohnedies in dieſen Bergen keine Freiſtatt haben; er muß uns ſeinen Segen geben. O Sophia, als ich heute in die Mühle trat und von Deiner Mutter hörte — laß mich von dieſen Augenblicken ſchweigen! Zu fürchterlich war mein Schmerz, als daß ihn Worte malen könnten; kein Bild der Rede kann die Verzweiflung zeichnen, die mich zerriß. Noch glaub ich faſt, es war die Fortſetzung des böſen Traums voriger Nacht. Vergebens beſinne ich mich, wie das Alles zuſammenhängt. Sophia, lüfte Du mir dieſen Schleier, der Dein Verſchwinden aus der Mitte Deiner Eltern umhüllt."

„Gab Dir die liebe Mutter, der gute Vater Clemens keine nähere Kunde? Haben ſie Dir nicht erzählt, was ſich ſeit heute früh in unſerer Mühle zugetragen?"

„Von Margaretha's langer Rede vernahm ich nichts weiter, als daß ein alter Unger Dich gewaltſam weggeführt habe. Ein Todesſchauer rieſelte mir da durch Mark und Bein, ich ſah, ich hörte weiter nichts und hatte nur den einen Gedanken, Dich wieder aus den Händen Deines Räubers zu befreien. Ich ſtürzte fort

und bot alle Mannſchaft auf, die zu haben war, ſtreifte durch das Gebirge mit ihnen und der Himmel ſegnete meinen Eifer; ich fand die Räuberhorde und habe Dich ihr abgekämpft."

„So weißt Du nicht," entgegnete Sophia mit feierlichem Ernſt und ihre Züge verſteinerten faſt, indem ſie einen Schritt zurücktrat. „So weißt Du nicht, daß dieſe Räuberhorde mir nah verwandt, daß ihr Häuptling mein Vater iſt?"

„Dein Vater? Wie verſteh' ich das?"

„So iſt's! Nicht aus meiner Eltern Mitte hat er frech mich geſtohlen; er hat nur ſein Eigenthum, ſein Kind wiedervertangt, und die guten Müllersleute mußten ihm das Pfand zurückgeben, das er ihnen vor langen Jahren anvertraut hatte."

„Wie?" rief Paul ganz entrüſtet. „Hält denn der böſe, abſcheuliche Traum mich noch immer umſtrickt? Oder ſollte ich wirklich wachen? Iſt es denn kein leerer Schall, den ich vernehme?"

„Nein, Paul, es iſt fürchterliche Wahrheit! Du bebſt! O bebe nicht vor mir! Gern will ich Deine Gattin nimmer mehr werden. Nein, des Räubers Tochter kann Dein Weib nicht ſein, Sophia's und Pauls Herzen ſind unzertrennlich, ewig verbunden."

„O verkenne mich nicht!" flehte Paul. „Dies würde mich mehr als Todeswunden ſchmerzen. Sei nicht grauſam, Sophia; das wäre wider Deine Engelnatur. Dich hab ich erwählt in Deiner Reinheit; an

Dir hängt keine Schuld und fromm kannſt Du mir Deine Hand zum ewigen Bunde darreichen.“

„Paul,“ ſagte die ſanfte Sophia, „das Wort Gattin, das Du vorhin ausgeſprochen, hat mich faſt eben ſo überraſcht und beſtürzt gemacht, als die frühern Ereigniſſe dieſes Tages. Nie hat meine Seele die leiſeſte Ahnung beſchlichen, ich könne einſt als Weib Dir angehören. Wie hätte ich auch jemals wagen können, zum Gipfel der Größe, den Du in den beſchränkten Verhältniſſen dieſes Lebens einnimmſt, der Wünſche Schüchternheit ſo kühn zu erheben? Mein Loos iſt in enge Kreiſe gebannt und im Kleinen nur kann es ſich gefallen. Auf dem großen, unüberſehbaren Felde würde mir bange werden, und ich würde mich in der Weite verlieren.“

„Du irrſt, Sophia! Nicht in die Weite zieh' ich Dich. Im Gegentheil blüht Dir ein friedliches Haus entgegen, in dem uns des Lebens Abgeſchloſſenheit begrüßt. Da bauen wir ſelbſt uns unſere Welt auf und ſchmücken ſie mit den heitern Farben unſerer Liebe aus.“

„O Du edler, geliebter Jüngling, wie ſtehlen ſich Deine Worte ſo ſüß in mein Herz und bezwingen es. Aber kann mich mein Vater, der alte Unger, nicht von Dir fordern, und mich ſchonungslos von Dir reißen?“

„Wer iſt dieſer Vater? Ich kenne ihn nicht! Das Alles ſind mir Räthſel. Mein biſt Du; denn ich habe Dich mir erkämpft, habe Dich mir mit meinem Blute erworben; und auf der ganzen Welt hat nun Niemand mehr ein Recht auf Dich. Aus dem Kreiſe

Deines Hauſes herausgeſtoßen, der Bruſt entfremdet, die Dir die erſte Nahrung unmütterlich verſagte, von des Vaters Zärtlichkeit verlaſſen, fielſt Du der Liebe Fremder anheim. Nun hab ich Dich an mich herangeriſſen und Dein Schickſal an das meine gefeſſelt durch das unzerreißbare Band der Liebe. Auch will ich nie fragen, woher Du mir gekommen. Ein Gott hat Dich an mein Herz gelegt; Du biſt des Himmels Gabe, wie jedes wahre Glück."

„Aber wird auch Dein Vater gleiches Sinnes ſein? Nicht ohne ſeinen Segen darf ſich das Band ſchlingen, und wird er ihn dieſem nicht verweigern, das den einzigen Sproß ſeines hohen Hauſes auf ewig an das Kind der Niedrigkeit knüpft? Wird er die Waiſe in ſeinen ſtolzen Grafenſitz aufnehmen? O Paul, das Wort, das Du ausgeſprochen, hat plötzlich das ſtrenge Vorurtheil zwiſchen uns gerufen! Es ſteht und legte ſeine eiſigen Hände auf unſere Herzen und hält ſie ſo von einander!"

„Mädchen, reiße mir das Herz nicht aus dem Buſen!" rief Paul verzweifelt, faßte ſie am Arme und eilte dem Thale zu, von den Jägern gefolgt. „Es iſt mir empörend, fürchterlich, wenn ich meine Liebe von Dir nach der Satzung der gemeinen Welt ſchätzen höre. Mißt denn das Herz den raſchen Schlag ſeiner Gluthgefühle nach einer Ahnenreihe im gräflichen Stammbaum? oder nach dem hohl tönenden Gepräng eines Namens oder nach der eiſernen Truhe voll Metall. Mein Vater mag ſtolz ſein, aber er iſt kein ängſtlicher

Despot; er weiß, daß der Menſch mehr Werth hat, als der Adelsbrief. Ein ſchweres Geſchick hat ihn Manches gelehrt; er iſt, Gott weiß wie? um die ſchönſten Freuden ſeines Lebens betrogen worden. In mir blühen ſeine Hoffnungen und Freuden wieder auf; mein Glück wird das ſeine: denn er liebt mich über Alles. Und ſollte er ſich auch anfangs weigern, meine Bitten und Verſicherungen, daß Du nur mich beglücken kannſt, werden ihn bezwingen."

„So freundlich und lachend auch die Bilder der Zukunft ſind, die Du vor mich hinſtellſt, ich kann ſie doch nicht mit Herzlichkeit erfaſſen, Wie Fittiche düſterer Ahnungen umrauſcht es meine Seele, und wie eine Geiſterſtimme flüſtert's mir zu: kein Glück ſei mir beſchieden."

„Verbanne dieſe trüben Gedanken, die Kinder der kaum verlebten Zeit! Sieh von dieſer Höhe rings um Dich das ſchöne Land; gütig lacht die Sonne in dieſe Thäler nieder und kocht auf ihren Rebenhügeln der Traube Blut; Silberbäche wälzen ſich durch Blumenfluren; und das ſchönſte Schloß in dieſen Gründen öffnet Dir das Thor und nimmt Dich freundlich als ſeine Herrin auf. Zwei Arme breiten ſich aus, Dich bräutlich zu umfangen; und Du wollteſt düſter von ferne ſtehen, wollteſt der Liebe lockende Stimme nicht hören, weil Dir nicht Wagen, bepackt mit Gütern des Ueberfluſſes, mit einem Stammbaum uralter, berühmter Ahnen, donnernd durch das Burgthor folgen? O Sophia, Dir hat die Natur den ſchönſten Adelsbrief gegeben,

der Himmel nennt Dich ſeine Tochter, die Engel ihre Schweſter. Du biſt reicher als alle Königinnen der Erde.“

„Paul, ich folge Dir!“ rief das liebende Mädchen entſchloſſen. „Ich werfe mich in Deine Arme; was auch die Zukunft bringen mag, das Wort iſt geſprochen, das Herz beſtätigt es und die That ſoll folgen.“

„So ſchließ ich Dich als mein Weib in die Arme!“ rief Paul entzückt. „Aus der unbewölkten Bläue ſchaut Gott auf dieſen Bund. Er ſegne uns, die wir ihm fromm und kindlich vertrauen! — Nun, Sophia, wird es ruhiger in mir; leidenſchaftsloſer, geordneter vermag ich die Ereigniſſe des Tages zu überſchauen, zu denken und zu reden. Der Sturm hat ſich gelegt, zeige mir, woher er kam. Erzähle mir, was in der Mühle ſeit meinem Abſchied von Dir geſtern Abend vorgegangen iſt.“

Und den Weg nach dem Jezeranathale nach der Mühle einſchlagend, ſchmiegte ſich Sophia wieder an den Geliebten wie geſtern Abend und ſprach dann ſanft und vertrauensvoll: „Es ſind wohl nun ſieben Jahre — Du lebteſt damals eben in Wittenberg, die Wiſſenſchaft betreibend — als ich an einem ſchönen Sommerabend einſam in der Laube vor der Mühle ſaß. Nach Deutſchland zu Dir ſendete ich, in mich ſelbſt verſunken, die ſtillen Wünſche und Grüße meines Herzens; Dein Bild geſtaltete ſich immer deutlicher und trat endlich lebendig vor meine Seele, ſie mit Wonneſchauern erfüllend. Durch die Lorberblätter der Laube lugte das volle Mondlicht und malte wunderliche Geſtalten vor mich hin; kein Lüftchen regte ſich in dem dichten Laube.

Der Wehmuth unausſprechbares Gefühl zerpreßte mir die Bruſt faſt, und machte meine Thränen fließen. Dieſer Schmerz war mir Wonne, Glück. Da knarrte der Steg plötzlich hinter mir und aus meinen ſüßen Träumen aufgeſchreckt, blickte ich furchtſam empor. Ein hoher Mann ſtand vor mir in einen weiten, faltigen Mantel gehüllt. Der Mond zeigte mir ein düſteres Geſicht. Ich bebte zurück und das Herz zitterte mir vor Schrecken im Buſen. Er nannte meinen Namen, aber die Zunge war mir wie gelähmt, ich vermochte kein Wort hervorzubringen. Biſt Du Sophia? fragte er mich noch einmal mit rauher Stimme. Kaum vermochte ich ein leiſes zitterndes Ja zu lispeln. Da warf er ſeinen Mantel zurück, ſchlang die Arme um mich und preßte mich an die Bruſt, eh ich es verhindern konnte. Ein entſetzlicher Schrei entfuhr mir und beſtürzt kam Vater Clemens aus der Mühle; aber kaum hatte er den neuen Gaſt erblickt, ſo begrüßt' er ihn als einen alten Bekannten, führte ihn höflich ins Haus und freute ſich ſeines Wohlbefindens. Die Mutter hieß ihn ehrfurchtsvoll aber ängſtlich willkommen; ſie war durch die Ankunft des Mannes, der auch ihr bekannt ſein mußte, ſehr erſchrocken. Mir ſelber war's, als hätte ich ihn in frühern Jahren ſchon mehrmals in der Mühle geſehen, als habe er mich ſchon öfter ſo an's Herz gedrückt. Was Küche und Keller faßten, wurde aufgetragen; der Mutter Geſicht erheiterte ſich nach einer Unterredung mit dem Fremden, der ich nicht beiwohnen durfte, wieder ganz und Alles gab ſie gern, was ſie hatte. Der heim-

liche Gaſt blieb zwei Tage bei uns und verkehrte viel allein mit dem Vater. Oft bemerkte ich, daß ſeine dunkelbraunen Augen verſtohlen und ausdrucksvoll auf mir ruhten; auch wollte er ſich an mich drängen, traulich mit mir koſen, ſchenkte mir ſchöne Kleider und andern Tand, und nannte mich oft ſeine liebe Tochter. Doch war mir ſein Geſicht im Innern der Seele zuwider; ich konnte nicht einmal ihm geneigt ſcheinen und floh ihn ſtets; das ſchien ihn ſehr zu kränken und zu betrüben und ich mußte darüber Vorwürfe von meinen Eltern hören. Sie nannten auch ſeinen Namen, doch habe ich dieſen wieder vergeſſen, weil er ſpäter auch mit keiner Sylbe wieder erwähnt wurde, aber die Erinnerung an ihn ſtand mir, wie ein düſteres Bild, ſeitdem vor der Seele. Den Abend, als er geſchieden war, mußte ich meinen Eltern feierlich verſprechen, gegen Niemand etwas von dieſem Mann verlauten zu laſſen, und ich hielt mein Wort. Als Du nun geſtern Abend von mir gingſt, ſchien ſich das Gewitter zu verziehen; die Luft war etwas kühler und ich ſetzte mich in die Laube, um dem fernen Rollen des Donners zu horchen. Wunderbar kam mir die Erinnerung jenes Abends in die Seele, an den ich gar lange nicht mehr gedacht; es muthete mich faſt an, als ſei mir jene Zeit nahe, als ſei ſie ſelbſt wieder da, nur war ſtatt des heitern Sonnenſcheins ein ſchwarzes Gewitter am Himmel. Ich gedachte Deiner Angſt um unſere Trennung, meiner eigenen Beklommenheit, dachte an jenen Fremdling und ſchauderte zuſammen. Plötzlich rauſchte es hinter mir

auf dem Stege, Entſetzen ſchüttelte mich; kaum wagte ich zurückzuſehen, und, o Himmel! meine düſtere Ahnung iſt furchtbar erfüllt; der hohe Mann ſteht im Mantel hinter mir; — ich ſtürze bewußtlos nieder.“

„O hätte mich meine Angſt zurückgehalten!“ unterbrach Paul die Erzählung, „ſie trieb mich nach dem Schloſſe; denn dort ſuchte ich ihren Gegenſtand. Mein Traum mahnte mich; ich verſtand ihn nicht; der Donner weckte mich; ich deutete ihn nicht!“

„Auf meinem Bette erſt erwachte ich wieder,“ fuhr die Erzählerin fort. „Ich glaubte durchaus nichts anders als ein Traum habe mich gequält; die Wirklichkeit lag in ſeltſame Bilder gehüllt hinter mir, und ich entſchlief bald, um ähnlich fortzuträumen. Mir war's, als gingen wir neben einander im Jezeranathal, doch wie wir uns auch liebten, wir konnten uns die Hände nicht reichen; denn ſo oft Du die Deinige in meine legteſt, wurde ſie von einer unſichtbaren Macht herausgeriſſen. Und als Du nun doch Deinen Willen durchſetzen wollteſt, da warf Dich's zu Boden und Du warſt verſchwunden. Vergebens ſuchte ich Dich, härmte mich ab dabei und erwachte in Angſtſchweiß liegend. Matt wandte ich meine Blicke umher, um mich von des Traumes Trug zu überzeugen, da blinzte die Morgenröthe durch das Fenſter und Mutter Margaretha trat herein, kam mit verweinten Augen an mein Bett und bat mich dringend aufzuſtehen. Ich that's; aber eine furchtbar bange Ahnung ergriff mein Herz und legte es auf die Folter, als ich die Alte heimlich ſchluchzen

hörte. Von Minute zu Minute ſtieg meine Angſt; es war als läge das Weltall auf meiner Bruſt."

„Barmherziger Gott!" rief hier Paul dazwiſchen, „was werd ich hören müſſen!"

„Die Treppe war ich herabgeſtiegen," erzählte Sophia weiter, „und öffnete heftig zitternd und nur mit halbem Bewußtſein die Thür. Der Fremde trat mir mit einem Morgengruße entgegen; ich faßte mich ſo gut als möglich und verbarg die Gewalt des Schreckens, die mich faſt von Neuem niederwarf. Der unheimliche Gaſt eröffnete mir mit kurzen, dürren Worten, daß der Müller Clemens nicht mein Vater ſei, Margaretha nicht meine Mutter. Meinen eigentlichen Erzeuger ſähe ich in ſeiner Perſon vor mir ſtehen, die Frau aber, die mich geboren, ſolle ich in einigen Stunden kennen lernen. Zwar wiſſe ſie noch nichts von mir, er müſſe mich auf ihren Empfang, ſie auf mein Erſcheinen erſt vorbereiten, deßhalb ſei ſie ſelbſt nicht mitgekommen; ich brauche mich ſeiner nicht zu ſchämen, er ſei ein reicher, ungriſcher Edelmann und wolle mich ſehr glücklich machen. Als ein neugebornes Kind habe er mich hierher in die Mühle gebracht, damit ich vor der Verfolgung ſeiner Feinde ſicher ſei; nun aber habe ſich Vieles geändert und er nehme mich als ſein einziges Kind zurück. Ein edler Ungar habe bereits um meine Hand geworben und ich gehe aus der Mühle ins Brautbett. Was er ſonſt noch geſprochen, ich weiß es nicht mehr; denn laut jammernd ſank ich vor ihm auf die Kniee und beſchwor ihn, mich in der Mühle zu laſſen. Was

die Verzweiflung nur Rührendes erdenkt, das bringe ich hervor, um ihm das Herz zu ändern. Niedergeworfen, zerwühlt vom Schmerze, ſtoß ich dumpfe Seufzer aus, ringe die Hände, flehe. Umſonſt! der Mann, dem ich den heiligen Namen des Vaters geben ſollte, blieb hart. Für meine Bitten war ſein Ohr taub, für meine Thränen ſein Auge blind. Lächelnd ſprach er: Du biſt ein Kind! In einigen Stunden wird ſich das Alles geben und Du wirſt Dein Geſchick glücklich preiſen. Jedes ſeiner Worte fuhr mir wie ein Dolchſtich durch die Seele, und ich wandte mich nun an Vater Clemens, an Mutter Margaretha, mich nicht aus ihrem Hauſe zu ſtoßen; aber ſie zerfloſſen in Thränen und ihre Worte waren kein Troſt für mich. Margaretha glaubte anfangs, der mir ſo nah verwandte Gaſt würde länger in der Mühle verweilen wollen, als ſie aber hörte, daß er bald aufbrechen werde, da brach ihr faſt das Herz. Heimlich ſchickte ſie einen Müllersknecht nach Dir aufs Schloß; er hatte Dich dort nicht gefunden, ein zweiter hatte eine Stunde darauf daſſelbe Schickſal, und die letzte Hoffnung ging unter. Nach wenigen thränenreichen Minuten langte an der Pforte des Gartens ein Menſch mit zwei Maulthieren an; meine lieben Alten reichten mir ſchluchzend die Hand zum Abſchied, Worte konnten ſie nicht hervorbringen. Erſtarrt von namenloſem Weh ſchleppten mich die beiden Männer auf das eine Thier, während das andere mit meinem kleinen Eigenthum beladen wurde.“

„Und widerſetzte ſich der alte Clemens mit keinem Worte?“ rief hier Paul ärgerlich.

„Auch er hatte nur Thränen für meine Noth und bezeugte mir mit großem Schmerz, daß ich wahrhaft dieſes ungriſchen Edelmannes ächte Tochter ſei, er habe mich nur für reichen Lohn aufgezogen. Ich mußte fort dem hohen Kapellagebirge zu; auf ewig ſollte ich von meiner Mühle, meinem Jezeranathal, von Dir auf ewig ſcheiden. Da war ich dem Wahnſinn nahe; der ſalzige Quell meiner Thränen war verſiegt; ich blickte im dumpfen Schmerz vor mich hin und dachte gar nichts mehr. So waren wir durch die Schluchten langſam den Pfad hingezogen, da vergingen mir endlich die Sinne und von dem Maulthiere ſank ich ohnmächtig in meines Führers ſchnelle Arme herab. Es mochten wohl Stunden hingegangen ſein, ehe meine Kräfte und mit ihnen mein Bewußtſein wiederkehrte; denn die Sonne ſtand ſchon hoch am Himmel. Meine Augen fielen zuerſt auf den Mann, den ich als Vater nun anerkennen mußte; er hatte ſein beſorgtes Geſicht über mich hergebeugt und ſchien auf meinen Athemzug zu lauſchen. Nun bat er mich mit weicher Stimme zu ruhen, reichte mir einen Labetrunk und ſprach gütige Worte zu mir. Zwar konnte ich mich deren nicht freuen, doch war ich nach einer Stunde wieder fähig, das Maulthier zu beſteigen; ſehr langſam ging die Reiſe weiter bergan. Nach einigen Stunden trafen wir auf der Höhe den Haufen und ich erkannte nun mit Entſetzen, wer mein Vater war; denn Alle begrüßten ihn mit ſtürmiſchem

Ruf als ihren Hauptmann. Ein junger Mann von weißer Hautfarbe und glänzend schwarzen Haaren, derselbe, der Dich verwundete, trat auf mich zu und hob mich von dem Thiere. Seine Feuerblicke schossen wie giftige Pfeile auf mich; mein Vater sagte mir, er sei mein Bräutigam. Die ganze Bande jubelte und ich bemerkte mit neuer Angst, daß ich das einzige weibliche Wesen unter den rohen Menschen war. Der Zug ordnete sich und schritt vorwärts, mein Vater führte mich. Da erscholl's plötzlich: man setzt uns nach! wir sind von Oestreichern verfolgt! Keuchend wurde ich fortgerissen; ich ahnete wohl, daß Du es seist. Du nahtest, der Kampf begann; kurz darauf kamen mehrere Weiber, die ich noch nicht bemerkt, aus einer Schlucht, um mich mit fortzureißen, ich widersetzte mich aus allen Kräften; ein Paar Räuber faßten mich, um mich fortzuschleppen, auch ihnen widerstand ich wunderbar, Kugeln flogen um mich her, ich wurde nicht verletzt. Der Kampf endigte und hier hast Du seinen Preis!"

Mit diesen Worten sank das liebende Mädchen an die Brust des Geliebten; ein Kuß der Weihe brannte auf ihren Lippen; und durch das Jezeranathal gingen sie traulich Arm in Arm und die Jäger folgten ihnen und bliesen ein fröhliches Jagdstück. Die Verwundeten wurden von den später nachfolgenden Bauern auf geflochtenen Bahren nachgetragen und die grasenden Pferde heimgeführt. Das liebende Paar erreichte gegen Abend die Mühle. Der verhängnißvolle Tag schien sich köstlich beschließen zu wollen, denn die Luft war rein und frisch, kein Wölk-

chen war am Himmel außer den vom Abendroth durchpurpurten. Auf das heitere Getön der Hörner erschien der alte Müller mit seinem Weibe vor der Thür. Margaretha eilte überrascht auf Sophia los und schloß sie jubelnd in ihre Arme. „Mein Kind, mein theures Kind, Du kommst wieder zurück zu uns!“ rief die Alte entzückt, ohne daran zu denken, wie das zugegangen sein möchte. „Ach, wie öd und traurig war es heute um uns her! Clemens hat nicht gegessen und getrunken und sprach davon, daß er sich nun wolle begraben lassen. Solch ein Leidwesen ist nicht in unserem Hause gewesen, so lang ich weiß.“

„Ach, auch mir, liebe Mutter,“ versetzte Sophia der ihr freundlich die Wange streichelnden Margaretha, „haben diese Stunden ein ganzes Leben voll Kummer und Schmerzen bereitet. Doch es ist vorüber und der Himmel hat sich unser erbarmt und mir diesen treuen Retter gesendet. Ich kehre zurück, um mich nie wieder von Euch und diesem Thale zu trennen.“

„Nun habe ich auf Erden keinen Wunsch mehr!“ rief die Müllerin vergnügt aus.

Clemens stand hinter seiner Frau und betrachtete mit lächelndem Gesicht die liebenswürdige Tochter; doch mischte sich ein Zug von Besorgniß mit ein. Jetzt trat er hervor und redete auch Sophia an: „Sei mir wieder willkommen, meine Tochter! Gott weiß, mit welchem Kummer ich Dich von mir gelassen! Doch sage mir, welchem glücklichen Ereignisse verdanken wir Dich wieder?“

„Ich habe ſie mit meinen Leuten den frechen Räubern entriſſen," antwortete ihm Paul raſch.

„Wie? Räubern, gnädigſter Graf?" ſagte Clemens erſtaunt. „Sophia ward nicht geraubt. Hat Euch mein Weib nicht heute früh geſagt, daß es ihr Vater war, der . ."

„Doch dieſer Vater," fiel ihm Paul ins Wort, „iſt ein Räuberhauptmann! Ich traf ihn ja mit ſeiner ganzen ſaubern Bande."

„Barmherziger Himmel! um der Jungfrau willen, Ihr macht mir bange, Herr Graf!" rief Margaretha. „Wer hätte ſo etwas gedacht."

„Einer von uns muß in großem Irrthum ſein," ſagte der Müller bedenklich. „Mir iſt er nur als ein edler Unger bekannt. Vieles zeugt dafür, was ich weiß. Doch könnte er mich hintergangen haben."

„Bedarf es eines Beweiſes weiter," fuhr Paul fort, „als daß die wilde Rotte um ihn mit Büchſen, Säbeln und Dolchen reichlich ausgerüſtet war, und ihn als ihren Hauptmann begrüßte?"

„Das iſt freilich bedenklich; doch ſagte er mir noch geſtern Abend, er wolle jetzt hinüber nach Ungern ziehn, um unter des Fürſten Ragotzi Fahnen, der ſein Vetter ſei, den Freiheitskampf gegen Oeſtreich zu kämpfen, und entweder zu ſiegen oder zu ſterben. Viele ſeiner Gefährten ſeien ſchon auf unwegſamen Bergen in das Kapellagebirge vorausgezogen und erwarteten ihn. Und heute früh kam wirklich Einer derſelben mit Maulthieren, um Sophia zu holen."

„Sonderbar!“ rief Paul nachdenkend.

„O ſagt mir,“ bat Sophia, „kennt Ihr meinen Vater noch näher? Erzählt, was Ihr von ihm wißt. Warum blieb meine Abkunft mir bis heute ein Geheimniß?“

„Es war ſo ſein Wille,“ verſetzte Clemens. „Nicht Du, noch irgend Jemand ſollte erfahren, daß Du die Tochter eines jener, als Rebellen gebrandmarkten Ungern ſeiſt, die gegen Oeſtreich aufgeſtanden und ſo verzweifelt gefochten.“

„So wär' er doch wohl einer jener Helden,“ murmelte Paul mißmuthig vor ſich hin, „von denen mir Haſchan ſo oft erzählte, von denen meine Jugendträume angefüllt waren, die ich begeiſtert in meinen Liedern beſang, die wie leuchtende Heroen von fürchterlichem Schickſal unterdrückt, ſtets in meiner Seele lebten, die edelmüthig das Joch abſchütteln wollten, das Habsburg's königlicher Stamm den Freiheit gewohnten Ungern auflegte, dies fremde Herrſchergeſchlecht, dem deutſchen Boden entſpreſſen, den Sitten und dem neuen Glauben der Ungern abhold, ſie zu Sklaven ſeines Willens machen wollte? Er wäre einer jener Helden? . .“

„Ja, Graf, glaubt es, wie ich,“ verſicherte Clemens, „er iſt ein ſolcher.“

„So wäre der Schleier, der unbewußt auf meinem Leben hing, raſch hinweggezogen?“ ſagte Sophia. „Der allzuſchnelle Wechſel der Dinge hat mich betäubt; noch liegt's verworren vor meinen Blicken. Macht mir Alles klar, ich bitt' Euch!“

„In einigen Wochen werden es dreiundzwanzig Jahre," begann Clemens, „als eines Abends zwei Männer in die Mühle traten. Der eine war der Kuhhirt von Ottochacz . ."

„Der Michael Lobeky?" fragte Paul rasch.

„Derselbe!"

„Der ist diesen Morgen gestorben; ich war dabei."

„O!" rief Sophia schmerzlich, „ich konnte ihm mein Wort nicht halten!"

„Deßhalb trafen mich Eure Boten nicht."

„Wunderbares Zusammentreffen!" fuhr der Müller fort. „Er war der Einzige, der einen Theil des Geheimnisses wußte, und er hat nie, selbst mit mir nicht wieder davon gesprochen. Gott hab' ihn selig! Damals sprach er zu mir: ich habe gehört, daß Euer Weib von einer Tochter entbunden ist; ich wünsch' Euch Glück. Wollt Ihr dem Himmel aber für solch ein Geschenk wahrhaft danken, so nehmt Euch eines Kindes an, das eine Mutter sucht. Der Andere schlug bei diesen Worten den Mantel von einander und reichte mir ein zartes Kindlein in Windeln eingewickelt. Margaretha trat eben neugierig hinzu; — sie war den Tag wieder aufgestanden — und nahm das Kind . ."

„Du wärst's!" rief hier Margaretha. „Das Herz schlug mir gar freudig bei Deinem Anblick; denn Du lächeltest mich schon an. Auf meinen Armen trug ich Dich zu meiner kleinen schwachen Mara in die Wiege, Du warst viel größer und stärker. Lange weidete ich mich an Eurem Anblick; denn Ihr lagt wie ein Paar

Engel zuſammen. Um keinen Preis hätte ich Dich nun wieder hergegeben.“

„Der Fremde,“ fuhr Clemens fort, „war zwar nicht reich gekleidet, aber ſein ganzer Anſtand zeigte den Edelmann. Lange forſchte er erſt an mir herum, ob mir auch zu trauen ſei, als er ſich aber überzeugt glaubte, ich ſei ein ehrlicher Mann, da entdeckte er mir, er wäre ein ungriſcher Flüchtling, ſein Name ſei Stephan Boris. Sein Weib liege in Ottochacz hart darnieder, der Krieg reiße ihn fort, er könne das Kind nicht mit ſich führen. „Nehmt dies Geld,“ ſagte er, „einſtweilen und liebt mein Kind wie das Eure. Mein Herz hängt daran und vertrauensvoll übergeb ich es Euch. Krönt der Himmel unſern Muth mit Sieg, ſo belohn' ich Euch gut, ſollte mir aber etwas Menſchliches begegnen, ſo nehmt dieſen offenen Brief, macht Euch auf und bringt ihn dem König, der eben über Ungern herrſcht. Er wird Euch Alles reich vergelten und meiner Tochter, wenn ſie noch lebt, meine großen Güter wiedergeben, die mir König Leopold nahm.“ — Zwei Monate lang kam er alle Abend; unterdeſſen ſtarb unſer eigenes Kind; es wurde ausgeſprengt, es ſei das fremde; denn ſo wollte es Stephan Boris haben. Als ſein Weib geneſen war, verließ er uns, nicht ohne Thränen auf Sophia zu weinen.“

„Und meine Mutter? Wißt Ihr von ihr nichts?“ fragte Sophia wehmüthig.

„Ich ſah ſie einmal in Ottochacz,“ entgegnete der Müller, „ſie war eine hohe, ernſte, ſehr ſchöne Frau.

Dein Vater wollte aber nicht, daß ich mit ihr redete. Sie wußte, nach seiner Aussage, auch von Deinem Leben bis heute nichts; ich kann nicht sagen, aus welchem Grunde. Heute nun wollte er Dich ihr zuführen; das Schicksal hat es wunderbar verhindert."

„Habt Ihr jenen Brief noch an den Ungernkönig?" fragte Paul den Müller gespannt.

„Er ist noch wohl verwahrt in meinen Händen; denn Stephan Boris hat ihn mir nicht wieder abgefordert."

„Was steht darin?"

„Ich kann ihn nicht lesen."

„So zeigt mir ihn!"

Der Müller ging und brachte das Pergament nach einiger Zeit; aber es war ungrisch und Paul konnte nur an Siegel und Namen sehen, daß ein bedeutender ungrischer Adeliger ihn ausgestellt haben müsse. Ein neuer, schöner Gedanke belebte seinen Geist. Sein Vater konnte nun nicht das Geringste gegen seine Verbindung mit Sophia einwenden; denn sie war so gut, wie er, aus edlem Blute entsprossen. Dies konnte er ihm mit diesem Briefe beweisen. Er bat sich deßhalb denselben vom Müller auf heute Abend aus und gern bewilligte es derselbe. Der alte Pandur Haschan konnte Ungrisch lesen; das wußte Paul.

„War denn der edle Unger, dem ich solch groß Unrecht gethan, nie wieder bei Euch, als heute?" fragte der junge Graf.

„O nein! er kam im Gegentheil den folgenden Frühling wieder, als Emmerich Tököly losbrach; ein Paar

Jahre hernach, als die Ungern geſchlagen waren, floh er wieder nach Italien und kehrte bei uns ein. Vor ſieben Jahren war er zum letzten Male hier, und da befürchteten wir, er möge uns Sophia, die wir mehr als Alles liebten, ſchon damals entführen. An ſeiner Statt kam aber oft ein anderer Unger, ein Freund Deines Vaters, Sophia, und erkundigte ſich nach Dir; Du kennſt ihn ja, den alten hagern Otskai."

„Ich glaubte, er wäre ein Viehhändler?" ſagte Sophia.

„Dies Handwerk trieb er auch nebenher; doch waren ſeine Hauptzwecke dabei wohl ganz andere, als Geld zu verdienen."

So theilten der Müller und ſein Weib geſprächig Alles mit, was ſie wußten und vermutheten, und Paul wurde immer mehr darin beſtärkt, daß Sophia die Tochter eines bedeutenden Mannes aus Ungern ſei, der der öſtreichiſchen Obermacht ausgewichen. Vergnügt über dieſe Entdeckung, glaubte er den unglücklichen Mann ſchon wieder ausfindig zu machen und ſeine Einwilligung zur Verbindung mit Sophia zu erhalten. Er eilte mit dem Briefe auf das Schloß, um es wo möglich von ſeinem Vater zu erlangen, daß er Sophia noch dieſen Abend dort einführen dürfe.

Paul fand ſeinen Vater düſter auf dem niedrigen Ruhebette liegend, das einem türkiſchen Polſter ähnlich war. Er hatte das altergraue, kummerſchwere Haupt auf die Hand geſtützt und ſchien, wie immer, tief über etwas nachzudenken. Paul nahte ſich ihm faſt ſchüchtern.

„Du bleibst lange, mein Sohn,“ sagte der alte Graf wehmüthig. „Seit dem frühen Morgen sah Dich mein Auge nicht. Hast Du des alten, schwachen Vaters vergessen, der ohne Dich allein ist?“

„Verzeiht, theurer Vater!“ bat Paul. „Es war nicht mein Wille, Euch zu betrüben. Eine wunderbare Verkettung der Dinge hielt mich zurück; denn wißt, dieser Tag ist der wichtigste meines bisherigen Lebens.“

„Was konnte Dich so heftig anregen, Paul? Dein Auge leuchtet mit einem ungewohnten Glanze; Deine Wangen glühen; Dein ganzes Wesen ist verändert.“

„Die Liebe war's, mein Vater,“ entgegnete Paul bestimmt. „In einer heiligen aber gefahrvollen Stunde berührte sie mit ihrem Zauberstabe mein Herz und weckte einen raschen Entschluß. Gebt mir Sophia, die Gespielin meiner Jugend, zum Weibe; ich fühle, daß sie nur mein Leben beglücken kann.“

„Fürwahr,“ entgegnete der Graf, ohne sich zu verwundern, „ich habe das schon lange erwartet. Schon vor geraumer Zeit haben Dich die Jahre zum Manne gebildet; und die Natur behauptet ihre Rechte. Unmöglich kann ich verlangen, daß Du meine Ansichten über diesen Punkt theilen sollst, mich haben schlimme Erfahrungen zum Weiberhasser gebildet. Aber träumst Du wirklich die Ehe Dir als ein ewig fesselndes, ewig beglückendes Band zweier Herzen, so täuscht Dich Dein Herz, Sinnlichkeit und lose Phantasie führen Dich am Gängelbande.“

„Ich gestehe,“ erwiederte Paul, „daß ich mir

auf Erden keinen ſchönern, edlern Bund der Geiſter denken kann. Seelen und Körper treibt eine ſüße Sehnſucht zur innigſten Vereinigung. Wunſch und Genuß folgen einander auf dem Fuße nach. Wie muß nicht an eines ſchönen, tugendhaften Weibes Seite, die im reizenden Umtauſch Liebe empfängt und gibt, jedes edle Gefühl erſtarken und die Tugend in des Mannes ſeliger Bruſt ſich Hütten bauen! Jede neue Morgenröthe weckt den Glücklichen im Arm der Geliebten; ein Kuß beginnt des Tages ruhiges Wirken; die Seelen begrüßen ſich auf den Lippen und die trunkenen, dem Lichte kaum erſchloſſenen Augen glühen auf den theuren Gegenſtand. Jedes Werk des Tages belohnt ein freundlicher Blick und beſeligt zu neuem kräftigen Streben. Der Abend führt den Gatten wieder in der zärtlichen Gattin Arme; ihm wird reich vergolten für ſeine Mühe und an der engelreinen Bruſt des Weibes wiegt ſein müdes Haupt ſich in Schlummer.“

„Du ſprichſt wie ein Betrunkener vor Deinem Vater,“ verſetzte ihm der alte Graf mit einem gräßlich gellen Hohngelächter, das Paul noch nie von ſeinem Vater gehört hatte und ihn ſchaudern machte. „Mein Sohn, Du haſt die Rechnung ohne den Wirth gemacht! Wäre die Welt ſo, wie Du ſie Dir träumſt, gewährte die Ehe ein ſolches Glück, dann, glaub ich, ſtiegen die Engel herunter, um ſich mit den Kindern der Erde zu verheirathen. Aber ſo überlaſſen ſie den Teufeln gern den Platz, die mit ſchönem Angeſicht, buhleriſchen Augen, in reizender Geſtalt umher wandeln, uns mit

Schmeichelworten locken und fangen, uns umklammern und umſtricken, ſich wie Vampyre an unſere Lippen feſtſaugen, unſer Blut gierig trinken, und dafür Gift uns in die Adern ſpritzen. Dann laſſen ſie los von uns und wir wandeln als lebendige Geſpenſter umher und wühlen in der Erde und haben nicht Kraft genug uns ein Grab zu wühlen.“ Der Ton ſeiner Stimme war immer furchtbarer geworden; herzzerfleiſchender Schmerz gebot ihm endlich zu ſchweigen. Paul war entſetzt einige Schritte zurückgewichen. Des alten Grafen Züge fibrirten widrig, ſeine Augen rollten wild, die Fäuſte waren geballt. Doch allmählig ließ der Sturm nach, kraftlos ſank er auf das Polſter zurück. Von Mitleid ergriffen, trat Paul unſchlüſſig wieder näher. Endlich ſammelte ſich der Graf und fuhr ruhiger fort: „Mein Sohn, Du haſt befangene Augen, Deine erhitzte Phantaſie täuſcht Dich. Laß Dich nicht von eines Weibes Schönheit verführen. Schon lange habe ich den Plan gehabt, dieſes Schloß, dieſes Land mit Dir zu verlaſſen und nach Deutſchland zu gehen. Dort blüht Luthers Lehre, auf die wir getauft ſind, dort herrſchen Wiſſenſchaften, Biederkeit, deutſche Sitte. Lerne dort die Frauen des deutſchen Adels ſchätzen, die zarte Weiblichkeit entfalten. Wähle Dir unter ihnen ein Weib; ich will Deine Ehe ſegnen. Auch habe ich noch andere, ſehr wichtige Gründe, die mich auf eine ſchnelle Abreiſe dringen laſſen; in Deutſchland ſelbſt werde ich Dich überzeugen, daß Eile nöthig iſt.“

„Vater!“ rief Paul überraſcht, „ich folge Euch,

wohin Ihr wollt, aber die Liebe zu Sophia könnt Ihr mir unmöglich aus dem Busen reißen; sie ist keine Leidenschaft, kein Körperreiz, der uns im gemeinen Sinnenrausche zusammenriß. Ein höheres, festeres Gesetz fesselt uns an einander, die reine Liebe der Geister. Und verlangt Ihr adelige Abkunft, ebenbürtige Geburt, so kann ich Euch versichern, daß Sophia nicht die Tochter des Müllers Clemens, sondern eines angesehenen ungrischen Edelmanns ist, in gesetzmäßiger Ehe erzeugt."

„Eines ungrischen Edelmanns?" fragte der alte Graf betroffen. „Woher weißt Du das?"

„Der Müller Clemens sagt es selbst, sein Weib stimmt bei, die Ereignisse des heutigen Tages bestätigen es, die ich Euch erzählen will, wenn Ihr mir Euer Ohr leiht; aber mehr als Alles wird dieser Brief ihres Vaters an den König von Ungern Gewißheit darüber geben, den ich zwar nicht lesen kann . . ."

„Gib her!" rief der Graf ungeduldig, riß Paul das Pergament aus der Hand, eilte stürmisch damit zur Kerze und starrte hinein. Aber kaum hatten seine Augen einige Secunden in den Zeilen umhergeirrt, als das Blatt seinen zitternden Händen entfiel, sein Gesicht hochroth wurde, die Züge desselben sich gewaltsam zusammenkrampften, und ein Thränenstrom seinen Augen entstürzte. Er wankte merklich und erfaßte sich an dem großen Tische, aber er konnte sich deß ungeachtet nicht erhalten und sank in des bestürzt herbeigesprungenen Pauls Arme. Vater und Sohn stießen fast zu gleicher Zeit einen Schrei des Entsetzens aus.

„Was iſt Euch zugeſtoßen, beſter Vater?“ weinte Paul; aber der Kraftloſe vermochte nicht zu antworten. Da trug ihn Paul mit kräftigem Arm auf das Ruhebett und wollte nach den Dienern rufen, aber der Vater winkte mit der Hand, es zu unterlaſſen. Paul trat wieder zum Bett und beſtürmte ihn mit kindlich ängſtlichen Fragen, der Graf aber richtete ſich nach einiger Zeit auf und ſtarrte lange vor ſich hin, als müſſe er ſich auf etwas ſehr Wichtiges, das ihm entfallen, beſinnen. Endlich ſagte er:

„Paul, verfüge Dich auf Dein Zimmer und gib mir Dein Wort, daſſelbe nicht eher heut Abend zu verlaſſen, bis ich Dich rufen laſſe. Thu das, mein Sohn, ich bitte Dich darum!“

Paul gewährte des Vaters rührende Bitte gern; er hatte ihn noch nie in dieſem Tone um etwas gebeten. Sonderbare Vermuthungen über den Brief und den Zuſammenhang deſſelben mit ſeinem Vater durchkreuzten ſeinen Kopf. Doch er ging.

Sobald ſich der alte Graf allein ſah, erhob er ſich mühſam, ſuchte das ihm entfallene Pergament und forſchte heftig zitternd noch einmal darin. Dann ſchlug er es zuſammen und ſprach vor ſich hin:

„Seine Hand iſt es! Hier muß ein Teufel den Zufall geſchmiedet haben! Hätt' ich das ahnen können? Aber nein! hier muß ein hölliſcher Trug im Spiel ſein! Ich muß den Müller ſprechen, woher er dieſe Schrift hat, ich muß das Mädchen ſehen, um mich zu überzeugen. Gott ſteh mir nur diesmal noch bei!“ Und

er rief zwei Jäger, ließ ſich ankleiden, hüllte ſich in einen weiten Mantel, drückte einen Hut tief ins Geſicht, und befahl den beiden Dienern, ihm zu folgen. So ſtiegen ſie in der ſchon dunkelnden Nacht in das Thal hinab, und ſchritten nach der Mühle zu.

Lange unſchlüſſig, wie er behutſam genug Eliſabetha die Entdeckung vom Leben ihrer Tochter machen ſolle, hatte Stephan Boris den befürchteten Augenblick immer weiter hinausgeſchoben. Er hütete ſich ſogar, ſeine Gemahlin nach Ottochacz zu führen, oder auch nur den Namen dieſes Ortes in ihrer Gegenwart zu nennen oder nennen zu laſſen; denn es war ihm wie Gewißheit, daß dadurch etwas Unheilbringendes entſtehen könnte. Der Zug der Kuruzzen ging deßhalb über die öſtlichen Berge und ließ Ottochacz zur Linken liegen, während er ſelbſt in das Jezeranathal hinabſtieg. Adam Otskai, der Gegend ſo gut als er ſelbſt kundig, führte den Haufen an und verſprach das männliche Perſonal bis an den Fuß des Kapellagebirges zu führen, dort ſollten ſie Stephan erwarten. Einer von ihnen zog von hier aus mit den Maulthieren in die Mühle. Die Weiber aber brachte Otskai in eine der geräumigen Höhlen in einer Schlucht des Gebirgs. Es wurde beſchloſſen, Sophia erſt einige Zeit mit Eliſabetha umgehen zu laſſen; der Erſteren wollte man ſogleich entdecken, daß die Letztere ihre Mutter ſei; Eliſabetha ſollte die Tochter aber erſt als eine Fremde, als Franz Dobai's Braut,

lieb gewinnen, dann wollte man ſie allmählig mit dem Geheimniß bekannt machen. Der gut erdachte Plan wurde durch Pauls feindlichen Ueberfall und Sophia's Entwiſchen vereitelt. Mehrere Todte und ſehr viele Verwundete waren auf dem Kampffelde geblieben, die übrigen Ungern hatten ſich in die Schluchten und Felſenthäler geflüchtet und ſammelten ſich erſt allmählig in der Kalkſteinhöhle, die den Frauen als Zufluchtsort diente. Unter dem Letzteren war es bekannt geworden, daß der wüthende Kampf um Stephans Tochter entſtanden ſei und einige Laute waren bis zu Eliſabetha's Ohren gedrungen. Aber ſie fragte nicht weiter und während die Andern heulten und weinten über das ſie betroffene Unglück, ſtarrte ſie wie ein kaltes Marmorbild bewegungslos vor ſich hin; ſie ſchien nicht zu denken, nicht zu leben. Auch ſchenkte ſie keinem der mit Blut und Staub bedeckten Kämpfer ihre Aufmerkſamkeit und hörte auch wahrſcheinlich nicht, was ſie auf die ſtürmiſchen Fragen der Uebrigen erwiederten.

Franz Dobai war verzweifelt wieder auf das Schlachtfeld zurückgekehrt, und half die Verwundeten verbinden und in die Höhle tragen, die Todten begraben. Einſam und in ſich gekehrt, ſchlich er dann an dem Abhange des Berges hin; es war ihm unerträglich, unter Menſchen zu ſein und zumal unter ſolchen Unglücklichen, deren Jammergeſchrei ſein Herz vollends zerfetzte, das ja doch das unglücklichſte von allen war.

„Ha! daß ich noch lebe!“ rief er zähneknirſchend in die lautloſe, dämmerungumhüllte Ferne hinaus.

„Warum durchbohrte nicht ſein Stahl meine Bruſt! Mir wäre wohler! O Seligkeit der Liebe, raſch ſtürmteſt du über mein Herz wie ein prächtiger Gewitterſturm, füllteſt es einige Minuten mit deiner nie geahneten Seligkeit, um mich dann mit einem Schlage der vernichtenden Wuth des gräßlichſten Schmerzes Preis zu geben. Eine Lichtgeſtalt, ein heilig Kind höherer Regionen, ſtand die Holdſelige vor mir, zu uns hernieder geſandt, damit die Menſchenbruſt ſtill ahnen lerne, was oben iſt. Wie fühlt' ich in ihrer reinen Nähe mich ſo ſündig klein! Aber plötzlich erſtarkte ich an ihrer eigenen Reinheit; denn der große Gedanke: ſie willſt du dir verdienen durch muthigen Kampf um Ungerns Freiheit, fuhr mir leuchtend durch die erſtaunte Seele. Mich zu Sophia's Höhe hinauf zu kämpfen, ſo heilig, ſo rein, ſo unſchuldig, wie ſie, zu werden, und ihr dann auf den Trümmern des umgeſtürzten Tyrannenthrons mein Herz, meine freie Hand zu reichen, oder im Kampfe für ſie und die Freiheit zu ſterben, das gelobte ich Gott innerlich mit einem feierlichen Schwur. — Da im ſchönſten, heiligſten Augenblicke meines Lebens warfen ſich die Tyrannenknechte auf das treue Häuflein; wehe! wehe! es muß der Uebermacht weichen. Tollkühn ficht der junge Anführer um ſie; ja ſie nur war des Kampfes Preis von beiden Seiten. Er reißt ſie mit ſich fort und mir läßt er die Qualen der Hölle im Buſen zurück. Die wilde Raſerei der Ohnmacht hackt mir ihre blutigen

Krallen ins Herz und wühlt geiſtverwirrend in meinem Gehirn! . . .“

„O ihr ſtolzen Berge, die ihr einſt ins freie Ungernland hinüberſaht, berſtet von einander und verſchlingt den übermüthigen, tollen Knaben, der in jene Sklavenkette beißen wollte! Es iſt Alles vorbei! Der Traum, der mir gaukelnd um das ſtolze Haupt ſpielte, iſt ausgeträumt; o er zeigte mir mein Volk in ſeiner herrlichen, alten Pracht, in dem Purpur eines kommenden ſchönen Morgens! Kindiſcher Wahn, mir nun ſelbſt zum Gelächter! Ich ſah mit fiebererhitzten Augen die Heldenblüthe der alten Magyaren, das freie Volk, ſelbſt beſiegt noch ſtark und frei, vor dem einſt Deutſchland gezittert, dies Volk ſah ich wieder in den kommenden Geſchlechtern. — Nun ſo fahre auf ewig hin, reizender Gedanke! der Himmel ſelbſt riß ihn mir aus der Bruſt; denn er zeigte mir ſeinen ſchönſten Engel als Kampfespreis, da bebten alle Nerven in mir, mein Blut jagte durch die Pulſe, Begeiſterung glühte tief in mir auf, die Hand zuckte nach dem Säbel; es galt ja Sophia und das Vaterland. — Sie floh und Alles iſt verloren! — Hauche nur dein Leben aus, Ungerns Freiheit, von gieriger Tyrannenhand hingewürgt! Stirb, Franz Ragotzi, von den Streichen des Mördereiſens, wie deine großen Vorfahren! Ich will mit dir untergehen und die Hölle ſoll auf Erden triumphiren!“

Während dieſes fürchterlichen Selbſtgeſprächs war Stephan Voris unbemerkt dem verzweifelten Jüngling genaht. Vergebens hatte er ihn, den Liebling ſeines

Herzens, in der Höhle und auf dem Kampfplatz geſucht, da ſah er ihn auf dem abgelegenen, kahlen Kegel des Berges im Abendroth wandeln, eilte auf ihn zu und vernahm bald die Ausbrüche ſeiner Verzweiflung. Jetzt, da er ſchwieg und wie ein Geiſteskranker in die verglimmende Abendröthe ſtarrte, redete ihn Stephan an:

„Iſt das Dein Muth, Franz, für die große, gerechte Sache? Du miſcheſt Deine Perſönlichkeit hinein und läßt mich glauben, daß Deine Kampfbegierde aus einer eigennützigen Quelle floß. Iſt das des kühnen Jünglings entflammter Geiſt, der den fernen Markſtein des Zieles ſo ſchnell zu erreichen gedachte? Kaum bläſt Dich ein rauher Wind an, ſo zerraufſt Du Dir in Verzweiflung das Haar, ſtatt des Säbels Griff nur noch grimmiger und feſter zu faſſen. So iſt aber die Jugend; mit unglaublicher Schnelle ſpringt ſie von einem Extreme zum andern über. Erſt wollt Ihr mit einem Schlage Rieſen tödten, und wenn ein winziges Knäblein Euch ein Haarbreit irre macht in eurem Plan, ſo wollt ihr Euch den Dolch in die eigene Bruſt ſtoßen.“

„O daß Ihr der Größe meines Schmerzes ſpotten könnt!“ rief Franz unwillig aus. „Ihr ſelbſt habt mir ja den Feuerbrand ins Herz geworfen, der es nun grauſam verzehrt. Ja es ſind die Flammen der Liebe, die mich durchraſen! Ich wußte nichts von der Gunſt eines Weibes oder der Neigung zu ihr, da zeigtet Ihr mir das Engelgebild, das Ihr Eure Tochter nennt, und die Ahnung höchſter Wonne ging in mir wie ein himmliſches Morgenroth auf. Und nun ſteh ich ver-

nichtet an der Schwelle des Glück, das mir die Fülle ſeiner Schätze gezeigt hat. Im Nu baute ſich eine Welt in mir auf, mein ganzes Weſen nahm plötzlich eine andere Färbung an, aber dieſer Schöpfung fehlt die Seele und ſie iſt wieder in grauſige Trümmer zuſammengeſtürzt."

„O wähne das nicht, Franz! Dies Feuer in Deiner Bruſt ſoll fort glühen, aber Dich nicht verzehren; es wärme Dich, begeiſtere Dich zur kühnen, entſchloſſenen That, der wir bald bedürfen werden."

„Wo iſt aber der Stern, der mich auf der dunkeln Krümmung meines Pfades leiten ſollte? Er ging mir in goldener Strahlenfülle auf, aber ſchnell verlöſchte der glänzende wieder vor meinen lichtgeblendeten Augen."

„Nur eine neidiſche Wolke hat ihn Dir verhüllt. Verdränge ſie mit der Kraft Deines Muthes! Ermanne Dich, Franz, erkämpfe Dir die Braut wieder!"

„Ich fühl' es tief," antwortete der Jüngling nachdenklich, „ſie iſt für mich verloren."

„Dein Wille," verſetzte Stephan lebhaft, „kann allein Dir ihren Beſitz beſtimmen. Iſt die Kraft zu ſchwach, muß die Liſt aushelfen und beide vereint werden Dich glücklich aus den Irrgewinden herausführen, in deren Mitte Du jetzt troſtlos ſtehſt. Und ſchlügen aber auch alle Mittel fehl, Sophia wieder zu gewinnen, und ſie wäre für Dich, wie für mich verloren, ſo dürfen wir doch nicht muthlos den großen, herrlichen Plan aus den Augen verlieren, wenn ſie auch eine Thränenfluth des bitterſten Schmerzes trübt. Nicht

unſere eigene perſönliche Noth drückt uns ja des Säbels Griff in die Hand, ganz Ungern iſt's, des großen Vaterlands ſchmachbefleckter Boden, die unzählige Schar der treuen leidenden Seelen, die uns um Rettung anrufen. Und dieſer Nothruf ergeht an jeden edlen ungriſchen Mann, der das Schwert zu führen im Stande iſt; Du, Franz, haſt ſchon gewählt, biſt dem Ruf gefolgt, wie Dir Dein Herz geboten hat. Doch nun biſt Du Dir nicht ſelbſt mehr angehörig; Dein Vaterland hat ein größeres Recht auf Dich, als Du ſelbſt. Du kannſt den einmal dargebotenen Arm nicht zurückziehen; viele tauſend Ungern fordern ihn!"

„Glaubt Ihr, daß ich ihn dem Kampfe entziehen werde? Mitten in die Haufen Oeſtreichs hinein will ich mich ſtürzen, wo Gefahr und Tod ſich umarmen. Aber nach eitlen Lorbern lüſtet mich nicht. Einen grünen, lebensfriſchen Kranz, eben vom blühenden Strauche gebrochen, wollte ich mir um die jugendliche Schläfe winden, nicht Blätter allein, auch duftende Blumen ſollten darin prangen. — Wohl will ich noch nach einem Kranze ringen, aber mit dürrem Laub wird er ſich mir in die blutigen Locken ſchlingen, wird ſich düſter mir um die kalte Stirn ſchmiegen."

„Nein, Franz!" rief Stephan Boris und faßte des trüben Jünglings Hand, „nicht Verzweiflung ſoll Dich zur Schlacht führen! Nein, nur die Begeiſterung für die unterdrückte gute Sache! Vertraue den edlen Gefühlen Deiner Bruſt, Deinem Glück, Deiner Kraft! Sie bedarf fürwahr keiner fremden Stütze, am wenig-

ſten der Verzweiflung, um Groſſes zu vollbringen. Ein edler Unger greift gewiß nicht zur Waffe, um ſich eine Braut aus dieſem Kampfe zu holen, und die gute That hat keinen Werth, wenn ſie nicht aus anſpruchloſer Bruſt frei und um ihrer ſelbſt willen an den Tag heraustritt. Drum ſei es nur Ungerns Freiheit, die Dich entflammt, in die Reihen feiler Knechte der Tyrannei Deine ſturmbewegte Bruſt zu tragen."

„O mein Vater!" rief Franz ſchmerzhaft, „verkennt mich nicht; Ihr wißt es und Niemand beſſer als Ihr, daß mich fürwahr kein Eigennutz zum Kampf zog, eh ich Sophia ſah. Aber vergönnt doch mitleidig der kaum geahneten und nun verlorenen Seligkeit die Thräne des Schmerzes, der mir ſonſt die Bruſt zerfrißt."

„Ja edler, junger Mann!" rief Stephan Boris entzückt, und umarmte Franz, „komm an mein Herz, und laß der Menſchheit den Tribut uns abzahlen! Kein Held braucht ſich der Thränen zu ſchämen. Auch mich, Franz, hat es tief im Innern ergriffen, daß uns ein feindliches Geſchick von der kaum ſo ſchön begonnenen Bahn abwärts geſchleudert hat. Mir hat es ja die Tochter geraubt, wie Dir die Braut. Doch laß uns an unſerem Heile nicht verzagen! Die Schwierigkeiten müſſen unſere Kräfte ſtählen! Jetzt gilt es vorerſt, Sophia ſo ſchnell als möglich dem Buben, der ſie uns nahm, wieder zu entreißen."

„Ja, mein muß ſie wieder werden," rief Franz muthig, „und ſollt ich das Land aufbieten."

„Doch halte ich es für nöthig, Eliſabetha jetzt mit unſerem Geheimniſſe bekannt zu machen, wenn ſie es nicht ſchon vernommen hat; denn ſie ſitzt wunderlich in ſich gekehrt in der Höhle und hat ſich ſeit einer Stunde nicht bewegt. Die Lage der Dinge gebietet, daß wir vollbringen, was wir ſo lange verſchoben; vielleicht gibt uns ihr kluger Geiſt den beſten Rath, wie wir Sophia am leichteſten und ſchnellſten wieder erlangen.“

Sie wollten eben nach der Höhle zurückkehren, als Adam Otskai ſie einholte, der heilſame Kräuter für die Verwundeten geſucht hatte.

„Was gedenkſt Du zu thun?“ fragte er Stephan Boris.

„Wir wollen uns jetzt Eliſabetha entdecken,“ entgegnete dieſer, „und ſo ſehr mir auch vor dem Schritte graut, ſo ſehe ich doch ein, wie nothwendig er jetzt iſt, und dann . .“

„Erſpart Euch die Mühe des langen Umſchweifes,“ ſagte Adam Otskai, „die Weiber haben davon geplaudert, daß das geraubte Mädchen Deine Tochter ſei, und Eliſabetha hat es gehört. Nun dann? Was wollt Ihr weiter beginnen?“

„Dem kühnen Räuber das Mädchen wieder abjagen,“ verſetzte Franz; „aber erſt müſſen wir Spione ausſchicken und kundſchaften, wer er iſt und wohin er Sophia geführt.“

„Beides kann ich Dir beantworten, mein Sohn,“ entgegnete ihm Otskai; „und mich verdrießt es nun

ſelber, daß ich Euch nicht früher zu andern Maßregeln, vorzüglich zur eiligen Flucht gerathen, ſo bald Ihr das Mädchen einmal glücklich aus der Mühle hattet. Nun wird's fürwahr ſchwerer halten, ſie wieder zu bekommen. Laßt Euch erzählen, was ich bis jetzt aus weiſer Vorſicht verſchwieg, um Euch nicht Angſt und Kummer um eine Sache zu machen, die meiner Meinung nach gar nichts auf ſich hatte. Als ich vor drei Monaten im Jezeranathal beim Müller Clemens war, erſchien Abends ein ſchmucker, junger Menſch im Garten an der Mühle, ſetzte ſich vertraulich zu Sophia in die Laube, langte eine Flöte heraus und muſicirte gar nicht übel, das Mädchen aber ſang dazu, daß ein Dritter vor Freuden hätte tanzen mögen. Ich lauſchte aus dem Fenſter und ſah, daß Deine Tochter den Burſchen ins glatte Geſicht küßte. Unwillig darüber, fragte ich den Müller, wer der junge Menſch ſei und hörte zu meinem Erſtaunen, daß er der einzige Sohn des deutſchen Grafen von Hoheneich auf dem Edelmannsſchloſſe in Ottochacz war. Als ich dem Müller ſolche Liebelei verwies und ihm zu verſtehen gab, er möge dem jungen, deutſchen Laffen die Thür weiſen, da hätte mir dieſe Ehre faſt ſelbſt widerfahren können, und in Clemens und ſeiner Frau Mund war des Lobens und Rühmens vom jungen Grafen gar kein Ende zu finden. Ich drückte die Ohren an und ging. Da Du mir nun den Franz da als ihren Bräutigam vorſtellteſt, dacht ich, die Sache wird ſich mit einem Schlage geben, iſt ſie nur erſt aus der Mühle; denn an's Hei-

rathen denkt ja doch ſo ein Gräfchen nicht, da er nicht weiß, weß Herkommens ſie iſt; will nur ſein Vergnügen bei ihr finden. Darum ſagte ich Euch gar nichts von der ganzen Geſchichte und meinte vielmehr, Sophia ſei noch von keinem jungen Manne gekannt. Nun iſt's aber ſchlimmer geworden als ich mir je gedacht, und Ihr müßt wiſſen, daß der Anführer des Haufens, der uns in die Flucht ſchlug und das Mädchen abnahm, kein Anderer iſt, als eben jener junge Graf, der ſie nirgends anders hin, als auf ſeines Vaters Schloß gebracht hat."

„Tod und Teufel!" ſchrie Franz außer ſich; „er will ſie zu ſeiner Metze machen?"

„Warum nicht auch zu ſeiner Frau;" verſetzte Otskai ruhig, „wenn er vom Müller den wahren Stand und Namen Sophia's erfährt?"

„So laßt uns um aller Heiligen willen nur heute noch thun, was nöthig iſt! Der morgende Tag möchte zu ſpät kommen."

„So folgt mir!" rief Stephan Voris und wankte voran nach der Höhle. Ein höchſt trauriger, niederſchlagender Anblick ſtellte ſich ihnen hier dar. Die Verwundeten ächzten, die Weiber wehklagten, die Kinder ſchrieen, es gebrach an den nothdürftigſten Dingen, kaum hatte man Waſſer und Brod genug. Eine unerfreuliche Dämmerung herrſchte im Raume der Grotte, in der Alles bunt durch einander lag. Eliſabetha ſaß ſtill vorn am Eingange und ſtarrte den gegenüber liegenden mit grauem Nachtſchleier umhüllten Berg an.

Stephan trat ängſtlich zu ihr und ſagte: „Willſt Du mit uns auf jene Kuppel des Berges gehen: Der Abend iſt dort ſchöner als hier und ich möchte Dir etwas anvertrauen.“

„O ich weiß nur zu gut, was Du mir ſagen willſt,“ verſetzte ſie dumpf und ihr Auge ſtierte ſchrecklich. „Das Unglückskind iſt wieder vom Tode erſtanden; ſage mir, wo liegt die Mühle, in der ſie aufwuchs; wie heißt der Müller, der ſie erzog?“

Stephan berichtete faſt zitternd auf dieſe Fragen und ſetzte mit wenigen Worten noch einige nähere Umſtände über Sophia's zeitheriges Leben hinzu; dabei behielt er Eliſabetha immer im Auge und beobachtete jeden ihrer Züge, in denen es fibriſch zu zucken anfing. Die hohe Frau erhob ſich langſam, ergriff ihres Gemahls Arm und ſchritt feierlich den Berg hinauf; Franz Dobai begleitete ſie allein, Otskai blieb zurück. Da begann Eliſabetha dumpf vor ſich hin zu reden, als meine ſie Niemanden als ſich ſelbſt, daß es gar ſchauerlich in der Dämmerung klang: „Die Vergangenheit fließt mit der Gegenwart in Eins zuſammen, und Alles, Alles, was zwiſchen den beiden Punkten liegt, iſt für mich ein böſer, angſterfüllter Traum geweſen, den ich in unaufhörlicher Fieberraſerei geträumt habe. Ja, das iſt der letzte Lichtpunkt in meiner Erinnerung, daß ich das neugeborne, ſchöngebildete Kind in meinem Schooß liegen ſah und Thränen darauf weinte; dann wurde es finſtere Nacht vor meinen Blicken, ich phantaſirte wild, träumte fürchterlich, wirre Bilder brauſten

um mich her, ich konnte nichts faſſen und deuten. Heute bin ich erwacht, bin ſchrecklich erwacht."

„Eliſabetha," ſagte Stephan mit beſorgter Stimme, um nur ihren gefährlichen Gedankengang zu unterbrechen, „unſer ganzes Leben iſt ja ein Traum; laß dieſe trüben Betrachtungen!"

„Ja ein Traum!" ſtöhnte Eliſabetha ängſtlich. „Der meinige war unruhig, von ſcheußlichen Zerrbildern widrig unterbrochen. Erſt träumte ich wohl lieblich; da wandelte ich unter Roſen auf ſchönen duftenden Fluren und ich war auch eine Blume. Da hing ſich plötzlich ein Ungeheuer an meine Ferſen, heftete ſich an meine Sohlen, zentnerſchwer — und wuchs und wuchs bei jedem Schritt weltenſchwer! und biß mich und ſpritzte mir hölliſches Gift in die Adern und an dem Herzen fraß das böſe vergiftete Blut, und ſein Name war: Schuld!"

„Barmherziger Gott!" preßte Stephan in Angſt und Entſetzen heraus und ſah ſich furchtſam nach Franz um. „Eliſabetha, laß die Todten ruhen! Lüfte den düſtern Schleier nicht, womit die Vergangenheit die That heißer Leidenſchaft bedeckt hat!"

„O ich habe mich jahrelang abgemüht," fuhr ſie in furchtbar ernſtem Tone fort, „alle Bilder der frühern Zeit zu vergeſſen, ſie zu begraben und eine Wucht kühler Erde über ſie her zu ſchütten; und wenn es mir nun auch nicht gelang, ſie in ſolche ſchauerlich kalte Gruft zu bringen und ſie ganz zu verſcharren, daß ihr Daſein auf Erden ganz verſchwunden ſei, ſo hüllte ich

ſie wenigſtens in ein ſchwarzes Leichentuch und ſchaffte ſie emſig bei Seite, daß meine Blicke nicht auf ſie fielen. Ich wollte ſie nicht ſehen! Gar wohl wußte ich, daß jene Hülle ſie verbarg, aber ich betrog mich gern in dieſer Selbſttäuſchung. Nun haſt Du das unglückbringende Leichentuch ſelbſt weggeriſſen, haſt ſie aus ihrem Todesſchlaf aufgerüttelt, und nun ſchwirren ſie um mich her, lebendig, kräftig, ein grinzendes Heer verzerrter Teufelslarven."

„O Weib meiner Liebe," flehte Stephan, „quäle Dich und mich nicht länger mit ſolch entſetzlichen Reden. Reiße nicht gewaltſam die alten Wunden wieder auf! Die Zeit, der beſte Arzt aller Uebel, hat ſie ja vernarbt und viele Jahre voll Kampf, Trübſal, Schrecken und Angſt haben wahrlich unſere Schuld gerächt; unſere Rechnung iſt bezahlt. Drum laß uns den Anker der Hoffnung von neuem in die Zukunft auswerfen!"

„Nicht nach der Hoffnung kann ich auf Erden mehr haſchen," entgegnete Eliſabetha, „ſie wärmt und ſchmelzt mir die Eisrinde nicht, die mir mein Schickſal um die Bruſt gelegt hat. Mein lebendes Kind, meine Tochter will ich jetzt umfaſſen, nach ihr verlangt mich's ſehnlichſt; ſie ſoll den ſtarren, kalten Panzer vertilgen. Zärtliche Gefühle erwachen in mir, die heilige, unnennbare Mutterliebe. O ich kenne ſie wohl, ich habe ſie ſchon empfunden, doch grauſam, unmenſchlich, ein verworfenes Geſchöpf riß ich ſie aus dem Herzen, einem andern wilden Triebe folgend, der mich raſend fortriß. An der Würde der Menſchheit habe

ich mich ſchwer verſündigt, aber ſchwer hat ſie ſich auch an mir gerächt und noch — fürchte ich — iſt ihre Rache nicht vollendet. . ."

„Es gibt unbewachte Stunden im Menſchenleben," unterbrach Stephan ſie tröſtend und athmete freier, „in denen der gute Genius von uns weicht und einem böſen Dämon Gewalt über uns gegeben wird. Die verderbliche Luſt tritt verſuchend uns an und lockt uns zur Sünde mit glatten Schmeichelworten; kein lichter Engel warnt uns und die ungezähmte Kraft der Verſuchung ſtößt uns zur That, ohne daß wir es wahrzunehmen ſcheinen; denn nicht unſer eigener Wille wählt dieſe düſtere Straße, nicht die innere, höhere Freiheit leitet unſeren Entſchluß. Es ſind die böſen, gewaltigen Mächte, die Beherrſcher des verführeriſchen Augenblicks, die uns, die Widerſtandloſen, mit fort reißen. Wie der gefährliche Strudel auf dem Spiegel des Meeres das Schiff faßt und in den ungeheuren, bodenloſen Abgrund hinabwirbelt, ohne daß es ſich widerſetzen kann, ſo zieht uns die Stunde, wo dem böſen Geiſt frei zu walten gegeben iſt, in die Tiefen des Verderbens. Das Geſchick ſchreitet gar ernſt und düſter, ein mächtiger Rieſengeiſt, über die Erde hin und birgt den Scheitel hoch oben im Zuge der Wolken; mit mächtigem Arm aber langt es herab in die Menge und ergreift mit ſtarker Hand das ſorgloſe Haupt des erſten Beſten, und verwirrt ihm trügeriſch der Sinne Kraft, ſo daß er den Abgrund nicht gewahrt, der vor ihm aufgähnt. In einer ſolchen unglückſeligen Stunde

führte uns, Eliſabetha, das wunderbare Spiel des Lebens zuſammen; nenne es Zufall, nenne es Beſtimmung, genug, unſere Sterne wurden eben von finſteren Mächten beherrſcht. Als ein Raſender umfaßte ich Dich, die Sinne ſchwanden mir; mir ſelber unbegreiflich, trat ich die heiligſten Geſetze, die uns die Natur ins Herz geſchrieben hat, die erhabenſten Pflichten, kurz jedes Recht frech mit Füßen. Dieſer hölliſche Rauſch des Wahns verrauchte, aber der Edle, den wir gekränkt, ſchlummerte ſchon in der Erde. Ewige Reue nagt an meinem Herzen, aber es erwachte auch ſtatt jenes zerſtörenden Gefühls eine ſanfte, heilige Liebe zu Dir in ihm, die uns beglücken könnte, jetzt beglücken müßte, riſſeſt Du nicht mit Vorſatz die alten vernarbten Wunden wieder auf."

„Nur zu gern," verſetzte Eliſabetha wehmüthig, „wälzt der Menſch ſeine ungeheure Schuld einem düſteren, böswaltenden Verhängniſſe zu und ſucht ſich ſelbſt von der ſegenloſen That freizuſprechen. Nicht ſo ich; denn ich fühle und bekenne auch frei mein Verbrechen; ich ſuche es mit nichts zu entſchuldigen, ich nehme ſeine furchtbare Laſt ganz allein auf mich, die mich, ich weiß es, zu Boden drücken muß. Ach ich hätte ſonſt auch gern den innern Richter im wildbewegten Meere des Lebens erſäuft; umſonſt! Nur das laute Toben ſeiner Stimme, die heftig quälende, gräßliche Gewiſſensangſt ward von der donnernden Brandung der berghohen, ſturmgepeitſchten Wellen am Felſenufer übertäubt. Aber der Ruf des innern Wortes ſchallt

wieder entſetzlich vor, von dem Zauberſpruch aufgerufen, den die Kunde vom Leben meiner Tochter enthielt."

„Es tritt auch," tröſtete Stephan die Verzweifelte wieder, „eine hehre Lichtgeſtalt, höheren, reineren Regionen entſprungen, in dies Nebelthal des Schreckens und der Sünde. Verſöhnend wandelt ſie einher und beſtreut Alle mit ihrem Himmelsglanz, die vertrauend zu ihr herantreten. Mit einem Lilienſtengel berührt dieſer Flügelbote der andern Welt das ſchuldbeladene Menſchenherz, und ruft die lang verklungenen Harmonien wieder in daſſelbe zurück. Du kennſt dieſen Engel auf Erden wohl, er heißt: Religion."

„Mein inneres Saitenſpiel iſt zerriſſen," entgegnete Eliſabetha bitter und reſignirend, „und es vermag nie mehr den geringſten Klang zu geben. Nur einen fürchterlich dumpfen Laut preßt mir die Verzweiflung aus und der ewig mit Natterzungen ſtechende Gedanke, daß ich eine Mörderin bin, daß ich den edelſten, den vortrefflichſten der Menſchen grauſam gemeuchelt habe. Jenen Friedensengel ſehe ich zwar in der Ferne, doch treffen die Strahlen, die von ihm ausſtrömen, mein Herz nicht; es iſt von düſtern Schattenbildern zu voll; der milde, labende Thau, der aus ſeinen Fittichen träuft, kann den wüthenden Brand in meiner Bruſt nicht löſchen, geſchweige ſie kühlen."

„O gib Dich nicht ſo der Zerknirſchung hin!" jammerte Stephan. „Erhöre doch mein ängſtliches Flehen, theures Weib! Laß uns voll Vertrauen das Ruder faſſen und die Strecke des Meers noch gläubig hinſteu-

ren, bis wir bald an der Ruhe ſeliger Inſel landen. Die ſchwarzen Wolken über unſern Häuptern ſcheinen ſich nun zu theilen, die erſt wie ein Trauerflor über unſer Leben hingen, das Meer wird ruhig, weil der Himmel blau darein lacht. Ein liebliches, frommes Kind führe ich Dir entgegen, in der ländlichen Natur aufgewachſen, einfach, rein und ſchön, wie ſie. In Sophia's Umgange wird der Friede der Unſchuld auch Dich umſtrahlen."

„Ich vermag nicht, an eine heitere Zukunft zu glauben," verſetzte Eliſabetha. „Eine böſe Saat haben wir geſäet, wie könnten wir eine gute Ernte erwarten? Doch wie ſich auch unſer Schickſal geſtalten mag — und ich fühle die Nähe ſeiner Entſcheidung — jetzt will ich mein Kind haben, ich will die Holde an das mütterliche Herz drücken."

„Gebt uns einen guten Rath, Eliſabetha," redete ſie jetzt der lange ſchon ungeduldige Franz an, „wie wir Eure Tochter befreien. Die Ungewißheit meines Schickſals martert mich entſetzlich. Das zagende Erwarten vor dem dichtgewebten Schleier der inhaltungewiſſen, künftigen Stunde iſt eine der größten Qualen des Menſchen. Das Herz zuckt mir in krampfhafter Beklemmung; es darf nicht wagen zu hoffen, darf nicht verzweifeln. Zwiſchen dem Himmel und der Hölle ſchwebend, wird es faſt von der laſtenden Angſt des Augenblicks zerdrückt. Iſt mir das Loos geſprungen, fiel mir der Würfel und weiht mich unwiderruflich dem Verderben: nun wohlan! Der feſte Punkt des Ziels

ſteht doch vor mir; mit muthigem Schritt eil' ich darauf los, kühn ſeh' ich dem Tod ins Auge!"

„Sei getroſt, Franz," erwiederte Eliſabetha im feierlichen Tone einer Seherin. „Jedem von uns bringen dieſe Stunden in ihrem Schooße ſeine Gabe."

„Ja, mir ahnet es wohl," verſetzte Franz mit einem tiefen Seufzer," daß ſie mir das Gräßlichſte bringen werden."

„Das Gräßlichſte im Leben," ſagte Eliſabetha wieder dumpf, „iſt die Schuld! Haſt Du ein reines Herz, ſo werden die Himmliſchen das Ungeheure nimmermehr auf Dich ſchütten."

„Das Herrlichſte begehren, iſt auch ſchon Frevel!"

„O Franz!" rief hier Stephan verzweifelt, „hat auch Dich der Trübſinn umgarnt? Was ſoll ich alternder Mann thun, wenn Du ſchon vom Froſt die Blüthen rühren läßt? Du ſtehſt noch in den Frühlingstagen des Lebens, von heiterm Sonnenglanz umſpielt, der Dir Blüthen hervorlockt in reicher, ſchöner Fülle. Noch hat Dich die trübe Aengſtlichkeit der Alltagsſorgen nicht mit ihrem Stabe gelähmt; kräftig heben Dich noch die Flügel Deines Geiſtes. Noch brannte des Mittags zehrendes Feuer nicht auf Deinem Scheitel, und im innern Marke glüht Dir noch die heilige Kraft zur großen That. Frei liegt noch das Leben vor Dir, ſeine Straßen ſtehen Dir auf, um Dich auf den lauten Markt, auf das Feld des Schaffens zu leiten. Darum klammere Dich nicht an die Gegenwart, und ſuche von ihr das Heil Deines Lebens nicht zu ertrotzen! Du

ſchleuderſt Dir ſelbſt den Felſenblock in den Weg, der Dich im muthigen Laufe nach Deinem Ziele hindert, und zäunſt Dir dadurch einen kleinen Kreis des Wirkens ſelbſt ein; ſpäterhin muß Deine Kraft nothwendig erlahmen, wenn ſie jene ſelbſt gezogenen Schranken noch überſpringen will, um den weiten Plan, den die gütige Natur Dir angewieſen und vor Dir ausgebreitet hat, noch mit lebensvollem Handeln zu durchwandern. Ich will keineswegs damit die Gluth Deiner Liebe tadeln, ſie iſt ja des Himmels herrlichſtes Geſchenk; aber ſetze nicht Alles auf die eine Nummer! Du wärſt verloren, wenn ſie fehl ſchlüge. Nicht hier ſteht der Stein Deines Zieles; er liegt viel weiter in nächtiger Ferne; drum ermanne Dich, um ihn zu erjagen!"

„Hätte ich das holde Mädchen nicht geſehen," entgegnete Franz muthlos, „ich zöge jetzt meine Straße fort, unbekümmert um Alles, was dem Wege ſeitabwärts liegt. Nun aber hat mich der Dinge furchtbar ſchneller Wechſel überraſcht und in ein Labyrinth geſchleudert, das keinen leitenden Faden mir bietet."

„Auf dieſer Kugel, die ſich ewig im Kreis dreht, iſt auch Alles und Jedes wandelbar und dem Wechſel unterworfen; aber Eins muß ſich der Menſch in dieſem tollen Kreiſen treu bewahren, das iſt: die Idee des Ziels von ſeinem Schaffen und Thun. Sie muß ihn durch Klippen und Stürme, ein leuchtender Polarſtern, leiten und ſein Schiff einſt dem heitern Frieden des Hafens zuführen."

„Das kühle Alter," verſetzte Franz, „legt in Dei-

nen Mund weiſe Worte; ich fühle wohl, daß ſie alle wahr ſind, daß Du vollkommen Recht haſt; doch reißt mich deß ungeachtet der innere Sinn dem Mädchen entgegen, die wie eine Göttin vor mir ſtand."

„Dein Mund iſt voll vom Preiſe ihrer Schönheit," ſagte Eliſabetha zu Franz, „und mir ward allein die Wonne nicht vergönnt, ſie zu ſehen, und doch muß ich den Schmerz fühlen, ſie uns geraubt zu wiſſen. Nicht einmal in der Ahnung blühen mir ihre Formen dämmernd entgegen."

„Denkt Euch die Zartheit mit der Milde vereint," rief Franz begeiſtert, „und ſie beide im ſchönſten Bau des Leibes verkörpert! Denkt die edelſte Jungfräulichkeit, die vor des Mannes Gruß züchtig erröthet und in ſich ſelbſt ſchüchtern zurückflieht! Denkt Euch ein Kind, das in jedem Schritte Sittſamkeit entfaltet; ein goldblondes Haar fließt in Flechten geſchlungen auf den Marmor ihres Nackens und löſt unten die ſanften Wellen der vollen Locken. Ein ſinniges, tiefes Geſicht, von dem heiligen Ernſt zeugend, der ihr im Buſen wohnt. Nicht flatterhaft fliegt ſie an den Bildern des Lebens vorüber, ſie faßt gewiß den tiefen Sinn des Spieles auch tief auf. Das himmelblaue Auge ſtrahlt von ſtiller, inniger Sehnſucht nach jenem unbegriffenen, nur geahneten Höheren, das uns hienieden oft nur leis wie der Kuß des Abendwindes berührt; der kleine roſige Mund iſt von Wehmuth umſpielt, dem Kind des Schmerzes über all die Gebrechen und Unvollkommenheiten der Welt; das ſchlanke Ebenmaß ihrer

Glieder enthüllt die unbewußte Fülle der höchſten Anmuth; und über das ganze Himmelsbild iſt der Zauberreiz reinſter Unſchuld ausgegoſſen.“

„Er ſtellt Dir ein treues Bild Deiner Tochter vor die Seele,“ ſagte Stephan zu Eliſabetha.

„So ſtürmt das Schloß des Grafen in dieſer Nacht und legt mir das erſehnte Kind in die Arme!“ rief Eliſabetha plötzlich laut und ihre Augen rollten; „ich muß ſie beſitzen, ſoll mir die Bruſt nicht zerſpringen!“

„Zu ſolchem Wageſtück ſind wir zu ſchwach,“ verſetzte Stephan; „viele unſerer Leute ſind verwundet; auch würden wir die hohen Mauern unmöglich erſteigen können.“

„Wohlan!“ fuhr Eliſabetha in demſelben Tone fort, „ſo gehe Franz Dobai ſogleich hinab als ein italieniſcher Kaufmann verkleidet, wie ſie oft das Land durchziehen und ihre Waaren feil bieten. Ich gebe Dir meinen Brautſchmuck, meine Ringe und ſonſtigen Pretioſen, die andern Weiber thun die ihrigen dazu und Du langſt als ein reicher Krämer auf dem Schloſſe an und bieteſt dem jungen Grafen Deine Schätze zum Verkauf an; vorher forſcheſt Du bedächtig nach Schloß und Riegel des Thors, durch das Du eingehſt oder nach ſonſt einer Pforte, die ins Freie führt. Dein Nachtlager läßt Du Dir im Erdgeſchoß in der Stube der Diener anweiſen oder überhaupt nah an der Thür; mach Dich mit dem Pförtner vertraut und ſieh wohl, wohin er die Schlüſſel legt; beſchenk ihn, wende Alles an, was zu Deinem Ziele führt. Nach Mitternacht geht der Mond

auf, da öffne das Thor und laß unſere Mannſchaft hinein; leicht könnt Ihr Sophia befreien; denn die Dienerſchaft liegt im Schlaf, iſt auch nicht ſo ſtark, als ihr, und eh die Bauern wieder zuſammengerufen werden, ſeid Ihr lange mit ihr über Stock und Stein. Die Verwundeten legen wir erſt auf Bahren, damit Ihr ſie ſogleich auf Eure Schultern nehmen könnt; und ehe der Morgen graut, ſind wir ſchon fern von hier und eilen der Grenze Ungerns zu."

„Vortrefflich!" rief Stephan, von der Lebhaftigkeit ſeines Weibes entzückt, für die er ſo ſehr gefürchtet hatte, „ein beſſerer Plan konnte gar nicht erſonnen werden! Ein Gott hat ihn Dir eingegeben!"

„Ich danke Euch, edle Frau," ſagte Franz freudig, „daß Ihr mir den rechten Pfad angezeigt, auf dem ich das Ziel meiner Wünſche erſtrebe; und wenn ſie mich auch nicht lieben kann, und mir nie ihre Hand reicht, ſo entreiße ich ſie doch wenigſtens dieſem verhaßten Deutſchen und führe ſie Euch wieder zu."

„Verzage nicht, Franz," redete ihm Stephan zu, „ſie wird und muß Dich lieben, ſonſt flöß nicht mein Blut in ihren Adern. Eher wollte ich ſie ſchonungslos mit meinem Säbel zerſpalten, als ſie einem Oeſtreicher zum Weibe laſſen."

„So gebt auch Ihr mir Euren Segen, Eliſabetha," flehte Franz, „eh ich den gefährlichen Weg antrete."

„Die Fülle des Segens ruht in Gott allein," erwiederte ſie, „und er legt ihn nicht in ſchuldbefleckte Hände. Nur meinen Wunſch kann ich Dir mit geben."

„Nun laßt uns eilen!“ bemerkte Stephan, „eh die Nacht hereinbricht, Du wirst ohnedies spät genug auf dem Schlosse anlangen. Was Du übrigens jetzt gehört hast, Franz, bleibt ewig in Deiner Brust verschlossen. Morgen will ich Dir offen den Schlüssel zu diesen Geheimnissen reichen; Du wirst mich bemitleiden, nicht verdammen; denn Du hast ein edles Herz.“

„Betrachtet mich stets als Euren Sohn; nie werde ich eine Pflicht desselben gegen Euch aus den Augen setzen.“ —

Nach der Höhle gingen sie zurück; die Verkleidung war bald vollendet; Franz ließ sich seinen Bart abnehmen und die Haare stutzen, drückte einen runden Hut ins Gesicht und war ganz unkenntlich. Mit den Schätzen der Frauen beladen, schritt er nach Ottochacz rüstig auf dem Wege zu, den sie hergekommen waren, von den Segenswünschen Aller begleitet. Elisabetha war viel reger geworden, als seit langen Jahren und Stephan durfte es wagen, ihr die ganze Jugendgeschichte Sophia's zu erzählen; aufmerksam und mit funkelnden Augen hörte sie das Lob der vortrefflichen Müllersleute an, und ein sonderbarer Entschluß schien sich aus ihrer Brust herauszuringen. Als sie nun Stephan verließ, um sämmtliche Kuruzzen mit dem Vorhaben dieser Nacht bekannt zu machen, die wenige Munition, die sie noch besaßen, zu verladen und sich überhaupt tüchtig auf den Ueberfall vorzubereiten, da nahm Elisabetha heimlich zwei andere beherzte Weiber bei Seite und ent-

deckte ihnen, daß ſie entſchloſſen ſei, nach der Mühle zu wandern.

„Es drängt mich," ſagte ſie, „den lieben Leuten meinen mütterlichen Dank für das unendlich viele Gute zu ſagen, was ſie meiner Tochter in ſo vielen Jahren gethan. In meinem Leben komme ich nicht wieder in dieſe Gegend, das weiß ich gewiß; und dieſe Nacht wollen wir aufbrechen, deßhalb muß ich jetzt gleich gehen, um noch vor Mitternacht wieder zurückzukommen; auch habe ich eine Ahnung, als könne ich vielleicht meine Tochter gar in der Mühle finden. Nehmt alſo ein Paar von unſern Reisfackeln und leuchtet mir vor."

Und die Frauen ſchürzten ſich willig, zündeten die Fackeln an, und ehe Stephan in die Höhle zurückkehrte, waren ſie ſchon lange mit der Herrin den Berg hinabgeſtiegen und wanderten im Jezeranathal nach der Mühle zu, die ſich Eliſabetha von ihrem Gemahl genau hatte anzeigen laſſen. Es war nicht bedeutend dunkel, wie es in jenen ſüdlichen Gegenden in Sommernächten nie wird; die Sterne leuchteten recht klar und freundlich hernieder, der Himmel war tief blau, die Luft nach dem warmen Tage milde. In höchſter Spannung ſchritt die hohe Frau zwiſchen den beiden Fackelträgerinnen, die Augen ſtarr in die ungewiſſe Dämmerung vor ſich gerichtet, die Züge furchtbar ernſt und von dem grellen Lichte der Fackeln grauſig beleuchtet. Nach einer Stunde hatten ſie die Mühle erreicht. Mit hochklopfendem Herzen bog Eliſabetha um den

Gartenzaun herum und wollte eben den Steg betreten, der erſt in den Garten und von da nach der Thür des niedrigen Hauſes führte, als von der entgegengeſetzten Seite drei Männer denſelben Weg einzuſchlagen Miene machten. Es war Niemand anders, als der alte, deutſche Graf Hoheneich mit ſeinen beiden, ihn begleitenden Jägern. Das Fackellicht blendete den in ſich gekehrten Mann und er erhob den Kopf nach den ihm nahe ſtehenden Frauen; kaum aber fiel das volle dunkelrothe Licht in ſein Geſicht, kaum hatte Eliſabetha daſſelbe erblickt, als ſie auch mit einem lauten, furchtbaren Schrei, der von dem innern, grenzenloſen Entſetzen zeugte, ohnmächtig zu Boden ſtürzte. Die beiden Frauen, ſo wie die Jäger ſprangen herzu, das Licht fiel nun in ihre todtbleichen Züge, in die der alte Graf lange ſelbſt wie beſinnungslos ſtarrte; endlich taſtete er mit der Hand nach der da liegenden Frau, gleich einem Kinde, das ſich erſt durch das Taſtgefühl von der wirklichen Exiſtenz einer Sache überzeugt. Als er nun aber einen Körper gefühlt hatte, ſprang er wie ein toller Knabe auf, ſchlug ein gräßliches Hohngelächter auf und tanzte luſtig um die Ohnmächtige herum. Die vier Zuſchauer meinten nicht anders, als er habe den Verſtand verloren. Dann rief er ſeinen beiden Jägern mit wild befehlender Stimme zu: „Faßt dieſes Weib hier, ob todt oder noch lebend, und tragt ſie mir ſogleich ins Schloß, ich will heut Nacht mit ihr Komödie ſpielen!“ Und als die Angeredeten zauderten, da donnerte er: „Augenblicklich befolgt meinen Befehl, Ihr

Buben, oder ich will Euch zeigen, wer ich bin! Faßt ſie an, und ſchleppt ſie mir nach!"

Die Jäger folgten. Die Kuruzzenweiber wollten ſich widerſetzen, wurden aber zurückgeſtoßen und erhoben ein jämmerliches Geſchrei, auf welches einige Leute aus der Mühle, Knechte des Müllers Clemens, kamen. Aber der Graf ging ihnen entgegen, nannte ſeinen Namen und bat, man möchte eine verunglückte Frau ſogleich mit auf ſein Schloß ſchaffen helfen. Seinen Wünſchen wurde natürlich ſogleich Folge geleiſtet, ja der plötzlich muntere, bewegte Graf zwang die beiden furchtſamen Weiber, ihn ebenfalls mit auf das Schloß zu begleiten. So ging der abenteuerliche Zug, den wieder verſtummten Grafen an der Spitze, langſam thalabwärts. Des Greiſes Schritt ſchien oft zu wanken, aber dann beſeelte es ihn plötzlich wieder wie mit neuer Kraft, und rüſtig ſtieg er den Schloßberg hinan, die Leute folgten, die noch immer ohnmächtige Eliſabetha in den Armen tragend. Auf des Grafen Ruf wurde es plötzlich im Hofe hell und die Diener eilten heraus, ihm entgegen. „Haſchan!" rief er, „laß dieſe ohnmächtige Frau in das Prunkzimmer bringen und gib Dir alle Mühe, ſie wieder ins Leben zurückzurufen."

„Es iſt auch ein italieniſcher Handelsmann angelangt," entgegnete Haſchan, „hat Gold, Edelſtein und Geſchmeide allerhand Art; ich wollte ihn abweiſen, er hoffte aber bei Euch oder dem jungen Herrn Grafen etwas abzuſetzen, deßhalb war er durchaus nicht zu bewegen, das Schloß wieder zu verlaſſen und wollte

lieber in einem Stalle ſchlafen, als in dieſer Nacht noch weiter ziehen.“

„Recht ſchön, Haſchan,“ erwiederte der alte Graf mit ungewöhnlicher Heiterkeit. „Der Mann kommt mir eben recht gelegen; denn ſieh, Alter, ich habe mir dort eine Braut mitgebracht, der will ich ſogleich das Geſchmeide kaufen; dieſe Nacht iſt noch die Hochzeit und da ſoll's luſtig hergehen. Nun was für ein verſtörtes Geſicht machſt Du?“

„Eure Gnaden ſind wohl krank?“ fragte der alte treue Diener verwirrt und beſorgt.

„Du ſcherzeſt, Haſchan?“ rief der Graf lachend. „Wer Hochzeit machen will, muß doch wohl munter und geſund ſein? Und ſiehſt Du nicht, daß ich das Alles im höchſten Grade bin? Ich möchte vor Freuden tanzen, ſo leicht iſt mir, und dieſe Nacht, wenn auf dem Thurm die zwölfte Stunde heult, ſollſt Du Deine innige Freude an den Sprüngen ſehen, die ich mache! Todt ſollſt Du Dich lachen, alter Burſch! Nun ſchaff mir nur dort die bleiche Braut hinauf und rüttele ſie und reibe ſie, laß ſie Preßburger Waſſer riechen! Hörſt Du, und wenn ſie die Augen aufſchlägt und fragt nach mir, und wo ſie ſich befinde, dann ſag' ihr nur, wir ſeien in Siebenbürgen, in Clauſenburg bei unſerm edlen Gaſtfreund Adam Otskai, und ich käme bald, um die Hochzeit mit ihr zu feiern. Wenn's auch eine Lüge iſt, das thut nichts, die ganze Welt iſt eine große Lüge und Alles in ihr iſt einzelne Lüge und das Weib ſelbſt iſt eine der ſchönſten Lügen von

allen den andern. Dann, wenn Du ihr das geſagt haſt, komm herab und rufe mich, die Luſtbarkeiten ſollen gleich angehen. Du kannſt ja die Fidel ſpielen, Haſchan; vergiß doch ja nicht, ſie Punkt zwölf Uhr mit in das Prunkzimmer zu bringen, Du ſollſt mir zum Tanz aufſtreichen und ich will die alten, dürren Knochen wie raſend ſchlenkern, daß ſie raſſeln und krachen ſollen, als ginge die Auferſtehung an und die Erſtandenen ſuchten ihr Gebein zuſammen und zögen in luſtiger Proceſſion dem ewigen Weltrichter entgegen. Spiele nur brav, daß die Mauern des Schloſſes dröhnen und wanken, und am beſten gar über uns zuſammenbrechen. — Willſt Du, alter Burſche, he? Das ſoll eine Luſt werden!" Und damit faßte er den alterſchwachen Diener ſo kräftig bei den Schultern und rüttelte ihn ſo fürchterlich hin und her, daß er vor Schmerzen laut aufſchreien mochte. Der ſonſt ſo hinfällige, gebrechliche Graf entwickelte eine ſolche jugendliche Stärke, daß Haſchan nicht anders meinte, als ein Dämon müſſe in ſeinen unglücklichen Gebieter gefahren ſein. Kopfſchüttelnd ging der bekümmerte Diener, um die ohnmächtige Frau zu beſuchen, die man bereits in das bezeichnete Zimmer gebracht hatte, da rief ihn der Graf noch einmal zurück und ſchaudernd folgte Haſchan dem Rufe.

„Sage doch den Jägern, daß ſie ihre Pferde zurecht machen und bereit halten," flüſterte der Graf heimlich; „denn wir wollen nach Mitternacht einen Ritt thun; auch mein Pferd und das meines Sohns. Er

geht weit und wir werden wohl ſo bald nicht wieder zurückkehren, drum will ich Dir das Schloß einſtweilen zur Verwaltung übergeben, bis Du andere Weiſung von mir erhältſt. Der Pförtner braucht das Thor dieſe Nacht gar nicht zu ſchließen, es wäre vergebliche Mühe; denn in einigen Stunden geht's ja mit Sack und Pack fort. Vergiß es nicht, die Pferde ſollen gezäumt und geſattelt werden und die Leute meines Rufs gewärtig ſein." Und damit kruchte er die enge ſteinerne Treppe hinauf, als habe er in möglichſter Eile etwas zu verrichten.

„Gott erbarme ſich des unglücklichen Mannes!" ſtöhnte Haſchan angſtbeklommen. „Was ſoll das werden in dieſer Nacht? Der gute Graf hat ſeinen Verſtand ganz und gar verloren; richtig war's ohnedies ſchon lange nicht mehr mit ihm. Und nun muß ich doch ſeine Befehle beſorgen, ſonſt wär der Teufel gar los. Wenn ich nur wüßte, wo der junge Graf ſteckte? Ich könnte mir doch Verhaltungsregeln bei ihm holen. Der junge arme Herr wird recht erſchrecken, wenn er dieſe Trauerpoſt erhält. Vergebens hab ich ihn heute den ganzen Tag erwartet, um ihm meine Vermuthungen mitzutheilen, die nun aufs Neue beſtätigt worden ſind." So vor ſich hinredend und ſeufzend ging der alte Diener, die befohlenen Anordnungen zu treffen, obgleich er durchaus nicht begreifen konnte, wozu ſie eigentlich führen ſollten und was das Alles zu bedeuten habe.

Der alte Graf war indeſſen in den großen Saal

fortgestürmt und kraftlos auf das Ruhebett zusammengestürzt. So heftig und stark die Anstrengung seiner geistigen und körperlichen Kräfte gewesen war, so fürchterlich war nun die Abspannung. Schier ohne Leben lag er zusammengekrümmt, ohne die geringste Bewegung, sein Haupt ruhte bleich, entkräftet, gedankenlos auf dem ledernen Kissen, die Augen waren halb geschlossen, die Zähne fest und krampfhaft zusammengebissen, die Arme in einander verschränkt, nur dann und wann stieg ein tiefer Seufzer aus der innersten Brust herauf und zeugte noch von dem Leben des Mannes, den man sonst eher für eine Leiche gehalten hätte. Unweit von ihm stand auf dem unmäßig großen, eichenen Tische eine tiefherabgebrannte Kerze, die dem Verlöschen nahe war, und erhellte nur mit sparsamen Strahlen das hingestreckte Jammerbild; der übrige weite Raum des ausgedehnten Saales war mit unheimlicher, schauerlicher Dunkelheit umhüllt und die Halle schien dadurch ins Unendliche zu wachsen. Der starre Krampf in der Brust des unglücklichen Greises schien endlich zu weichen und ein tiefes, ängstliches Aechzen erscholl, das an den getäfelten, schwarzgeräucherten Wänden widerhallte und wie verzweifeltes Stöhnen im weiten Raum klang. Es war nicht anders, als würden dadurch die Geister aller früheren Besitzer des Schlosses wach und regten sich im Saale, um dem vom Schicksal niedergeworfenen, fast geisteswirren Manne beizustehen oder ihm ein noch viel größeres Unglück zu verkünden, als was zeither seine Schultern getragen. Denn in dem Eichen-

tiſche krachte es gar ſonderbar, die unbehülflichen Seſſel rückten von ihren Plätzen, die ſtattlichen Herren aus den großen Jagdgemälden ſchienen herabzuſteigen und das Wild mit ihren Hunden im Saale zu hetzen, aus den Ecken wimmerte es heraus und röchelte dann wie Sterbeton, und das Licht brannte immer düſterer und drohte jeden Augenblick gar zu erlöſchen.

Der alte Graf, durch dieſe ſeltſamen Laute aufgeſchreckt, ſammelte ſeine Kräfte und richtete ſich in die Höhe; er konnte doch unterſcheiden, daß ſein Aechzen nicht dieſes wunderbare Geräuſch zum Wiederhall haben könne; aber plötzlich war Alles verſtummt und am ausgeglühten Docht der Kerze ſtarb eben die Flamme. Eiſiges Entſetzen faßte ihn, daß ſich ſeine wenigen grauen Locken zur Decke ſträubten und ſeine Arme heftig zitterten; er raffte ſich ſchnell auf, tappte in der Dunkelheit nach der Thür, fand ſie nach langem Suchen mit großer Noth, und rief nun mit bebender Stimme nach den Dienern. Bald erſchien einer mit neuen Lichtern; der Graf rannte im Saale auf und ab, daß der Boden dröhnte.

„Haſt Du etwas von dem Lärmen im Schloſſe gehört?“ fragte er den Jäger.

„Meint Eure Gnaden die ohnmächtige Frau? Ihre Begleiterinnen laſſen ſich die Mäuler kaum ſtopfen, und je mehr man droht, deſto lauter heulen und wimmern ſie.“

„Das wird's geweſen ſein,“ murmelte der Graf und ſchöpfte wieder tief Athem. „Es iſt ja auch ein

Italiener im Schloß, wie mir Haſchan geſagt hat; ruf ihn doch, ich will mit ihm feilſchen. Nachher rufe auch meinen Sohn auf ſeinem Zimmer und beſcheide ihn hierher.“ Der Diener ging. „Der Italiener ſoll mir Kraft und Faſſung geben!“ ſetzte er für ſich hinzu. Gleich darauf trat Franz Dobai mit einem Käſtchen unter dem Arme herein und verneigte ſich tief vor dem Grafen.

„Wo kommt Ihr her, Handelsmann?“ fragte dieſer den von fern Stehenden, „und wie verlauft Ihr Euch in dieſe Thäler.“

„Ich bog von Trieſt ab, um auf den Schlöſſern der reichen Oeſtreicher Geſchäfte zu machen,“ entgegnete Franz mit verſtellter Stimme.

„Und wohin gedenkt Ihr weiter von hier?“

„Nach Ungern.“

„Glaubt Ihr da auch etwas zu machen?“

„Nun, ich wende mich an die öſtreichiſch geſinnten Edelleute, die getreuen Unterthanen des Kaiſers; die Rebellen brauchen ihr Geld jetzt anders, als Goldgeſchmeide anzukaufen.“

„Was wollt Ihr mit dem Worte Rebellen?“ fuhr der Graf auf. „Sucht Ihr Rebellen hier? Ihr irrt Euch! Ich haſſe ſie in den Tod und bin mit Leib und Seele dem Kaiſer, meinem Herrn, ergeben.“

„Verzeiht, gnädiger Herr Graf,“ entgegnete Franz, „ich dachte daran nicht und meinte die Kuruzzen, die unter Franz Ragotzi jetzt in Ungern gegen die öſtreichiſche Herrſchaft aufgeſtanden ſind.“

Der Graf wurde immer unruhiger. „Nun ja, ja, das mein' ich auch. Wär' ich noch jung, ich würde eine Stelle im Heere der Oeſtreicher annehmen, um dieſen Buben zu züchtigen. Was will er? Kann er ſich kein Beiſpiel nehmen an ſeinem Vater, an ſeinem Großvater Peter Zrini, an ſeinem Großonkel Frangepani, am Nadasdi, die ihre Narrheit mit den Köpfen bezahlen mußten? Hat er nicht ſeinen Stiefvater Emmerich Tököly vor Augen, der es ſo weit gebracht hat, daß ihn die Türken einſtecken, wie einen Hund? Die Oeſtreicher ſind ſeit hundert Jahren und länger Ungerns Herren; die ohnmächtigen Narren werden ſie nicht abſetzen."

„Ihr ſeid ſehr bewandert in den ungriſchen Angelegenheiten," verſetzte Franz mit verbiſſener Wuth und mußte an ſich halten, ſich nicht zu verrathen, „Ihr ſprecht aber auch ſehr parteiiſch und verdammt die armen Ungern allzu ſehr; ſollte das wirklich Euer Ernſt ſein, Herr Graf?"

„Mein Ernſt? Mein Ernſt!" ſchrie dieſer ganz entrüſtet. „Meint Ihr mich zu fangen mit Euren glatten Worten? Verſucht Ihr zu fühlen, ob mich eine Wunde ſchmerzt? Ihr ſeid zu jung dazu! Ich bin ein treuer Oeſtreicher; was gehen mich die Ungern an? Mögen ſie's doch treiben, wie ſie wollen. Es kümmert mich nicht; ich kenne ſie nicht."

„Und doch ſchient Ihr ſie vorhin ſehr gut zu kennen. Verzeiht deßhalb, wenn ich gegen Eure jetzige

Aussage einigen Zweifel hegen muß. Ihr seid nicht der, der Ihr zu scheinen bemüht seid."

„Wie? Ich nicht der . . . Und wer seid Ihr denn? Meint Ihr, ich hielt Euch für einen Geschmeidekrämer? Was habt Ihr denn von den ungrischen Angelegenheiten zu reden? Man hört es Euch gleich an, daß Ihr gekommen seid, das Land auszuforschen."

Franz war heftig erschrocken und glaubte sich verrathen; zum Glück bemerkte der Graf seine starke Bewegung nicht, weil dieser in demselben Wahne war.

„Nun mich geht es auch nichts an," versetzte Franz endlich. „Ich spreche nur davon, weil Alle davon sprechen. Die Oestreicher sind mir so lieb, wie die Ungern; und wer mir abkauft, ist mein Mann. Ich glaubte, es wäre Euch von meinen Waaren etwas gefällig."

„Mir sind die Oestreicher lieber, und nimmermehr mag ich von den ungrischen Rebellen etwas hören!" entgegnete der Graf sichtbar verlegen und blickte den vorgeblichen Handelsmann immer mißtrauisch an. Dieser aber kochte vor Wuth und Rache über die Lästereien des Alten und schwur ihm den Tod.

„Ich hörte in der Nachbarschaft," fuhr Franz fort, „Ihr hättet einen Sohn, der bald eine Frau ins Haus führen werde, und Ihr würdet eines Brautschmucks benöthigt sein; ich besitze einen sehr kostbaren, dessen sich keine Fürstin zu schämen braucht."

„Zeigt her! Und wenn er mir gefällt, kauf ich ihn Euch ab. Die Schwester einer Fürstin soll ihn

tragen, wenn auch die Fürſtin nicht ſelber; doch iſt ſie nicht ſchlechter.“

Franz ging, um ſeinen Kaſten herbeizutragen und zu öffnen; in dem Augenblick trat Paul in den Saal und eilte ängſtlich auf ſeinen Vater zu. Seine angeſpannten Blicke forſchten ſcharf in den Zügen des Alten, aber darin war ein ſo ſonderbares Gemiſche der verſchiedenartigſten Empfindungen, daß Paul aus ihnen nichts errathen konnte.

„Ihr habt mich rufen laſſen, mein Vater,“ ſagte er faſt ſchüchtern; „ich erwarte die Entſcheidung meines Schickſals von Euch und weiß, Ihr ſeid ein gütiger Vater.“

Des Greiſes Geſicht verzog ſich wieder zum bittern Lächeln, das aber bald in jenes widrige, verzweifelte Grinſen überging, womit der Todesſchmerz die Muskeln im krampfhaften Kitzel verzerrt. „Du ſollſt mir von dem Mann da einen Brautſchmuck kaufen helfen,“ erwiederte er dem bang harrenden Sohne und deutete auf Franz, der ihnen eben den Rücken zugekehrt hatte. „Er iſt zur rechten Stunde bei uns eingekehrt.“

So ſchneidend auch der Ton war, womit dieſe Worte ausgeſprochen wurden, ſo überhörte ihn Paul doch wegen ihres Inhalts, und freudig rief er aus und faßte des Vaters Hände mit Wärme: „So wollt Ihr mich glücklich machen, theurer Vater? Wollt Euren Segen über mich und Sophia ſprechen? O nehmt meinen wärmſten Dank! Und glaubt, daß ſie Euch

eine eben ſo treue Tochter ſein wird, wie ich Euer Sohn bin.“

„Laß das jetzt, Paul,“ entgegnete der alte Graf wieder ernſt und ſchmerzlich. „Nachher, wenn wir allein ſind, wollen wir weiter darüber ſprechen. Vor der Hand laß uns den Brautſchmuck kaufen.“

Paul, feſt überzeugt, daß ſein Vater den Schmuck für Sophia beſtimmt habe, rief: „O Ihr ſeid zu gütig, mein Vater. Ihr wollt die einfache Blume des Thales auch mit der Pracht ihrer Geburt umhüllen!“

„Tod und Teufel!“ murmelte Franz und ſchoß wüthende Blicke auf ſeinen glücklichen Nebenbuhler.

„Was ſprecht Ihr da?“ fragte der Graf den Handelsmann ſcharf betont. „Was Ihr im Sinne habt, daraus wird ein für allemal nichts; verlaßt Euch auf mein Ehrenwort. Ihr wollt täuſchen, ſeid aber ſelbſt getäuſcht.“

Franz erſchrak wieder und glaubte wiederum ſich verrathen. „Ich verſteh' Eure Reden nicht, Herr Graf,“ ſtotterte er verlegen. Paul betrachtete ihn aufmerkſamer; aber ſein Entzücken verſagte dem aufkeimenden Argwohn jede Nahrung und ſo räthſelhaft auch die Worte ſeines Vaters waren, ſo war er jetzt doch am wenigſten geneigt, viel darüber nachzudenken; denn der Gedanke, morgen in der Frühe ſeine reizende Braut in die Hallen dieſes Schloſſes einzuführen, beherrſchte ſeine freudetrunkene Seele.

Franz hatte das Käſtchen geöffnet und der Lichtglanz der drei auf dem Tiſche brennenden Kerzen brach

ſich tauſendfach als flimmernder Wiederſchein in den Edelſteinen und polirten Goldflächen der Ringe und Pretioſen. Das beſprochene Brautgeſchmeide kam zum Vorſchein. Das Hauptſtück deſſelben war ein prächtiges Diadem mit einer Sonne, in deren Mitte ein funkelnder Diamant, ringsum von waſſerfarbigen Sapphiren von Ceylon umgeben, ſeine Strahlen ausgoß; die weitauslaufenden Strahlen der dargebildeten Sonne ſelbſt waren von arabiſchen, goldgelben Topaſen, die am Kreiſe der Sapphiren ungewöhnlich groß, nach den Enden hin aber verhältnißmäßig immer kleiner zuliefen. Der Zwiſchenraum zwiſchen den Strahlen war mit violetten Amethyſten von Carthagena ausgefüllt, die mit Purpurroth gemiſcht erſchienen; ſie waren ſo gefaßt, daß ſie der von der Sonne gerötheten blauen Luft glichen. Oben über der Sonne ſchimmerte ein goldener, halber Mond, mit den Hörnern nach oben gekehrt, mit gelblichweißen Hyacinthen beſetzt; hinten herum lief ein ſtarker, goldener Reif von künſtlich getriebener Arbeit. Zu dieſem koſtbaren Diadem gehörte als Haarſchmuck eine Haarnadel an einer Schnur Perlen befeſtigt, die beſtimmt waren, durch die Haarflechten durchgewunden zu werden, die Nadel aber, dieſe Flechten zu befeſtigen. Die Perlen waren von bedeutender Größe und einem vortrefflichen Waſſer, das dem Silberweiß ähnlich war. Ihre Helle und Durchſichtigkeit verkündete dem Kenner genugſam, daß die Küſten Arabiens ſie erzeugt hätten. Der Kopf der Nadel hatte die Geſtalt eines Sterns und war von Granaten, deren Roth ins Gelbe ſpielte.

Als Halsſchmuck diente eine große, ſtarke, goldene Kette mit Erbsgelenken, die wohl ſechsmal um den Hals herum auf den Buſen herabhängen konnte; vorn daran hing ein großes Kreuz von gelbgrünem Chryſolith. Für die Zierde des Buſens war ein Blumenſtraus beſtimmt, von allen Edelſteinen zuſammengeſetzt. Das letzte Stück waren ein Paar Armbänder von lebendiggrünen Smaragden mit ſchönſtrahlendem Waſſer.

Der vorgebliche Kaufmann hatte dieſen Schatz ausgebreitet, des Werthes unkundig, den er beſaß. Pauls Augen funkelten auf der noch nie geſehenen Pracht dieſer Maſſe von Edelſteinen.

„Wollt Ihr Sophia wie eine Königin ſchmücken?“ rief er ſich ganz vergeſſend. Der greiſe Graf aber ſchwieg und ſtarrte mit unverwandten Augen nur immer das Geſchmeide an, endlich nahm er Stück vor Stück in die Hände und betrachtete es aufmerkſam. Dann zuckte es und regte ſich wunderbar in ſeinem Geſicht und in ſeinen Augen glänzte es wie Thränen. Der Schmuck entſank ſeinen zitternden Händen und ein forſchender Blick blitzte auf den unbeholfenen Kaufmann.

„Wie theuer haltet Ihr dieſen ganzen Brautputz?“ fragte er mit ſichtbar bewegter, ſeltſam klingender Stimme. Franz war auf das Alles nicht gefaßt und kam in Verlegenheit.

„Tauſend Ungheri*),“ ſtammelte er endlich.

„Ihr verſteht Euch ſchlecht auf Euren Handel,“

*) So heißen in Italien die öſtreichiſchen Ducaten.

erwiederte der Graf spottend, „und beweist mir selbst die vorhin ausgesprochene Vermuthung, daß Ihr nichts weniger, als ein Gold- und Juwelenkrämer seid. Doch was geht das mich an; Ihr habt mir den Schmuck angeboten, ich kaufe ihn und will Euch zehn-, ja wie man's schätzen will, zwanzigmal mehr geben, als was Ihr fordert. Der Schmuck ist nicht vollständig, denn die Ohrgehänge und der Leibgürtel fehlen; deß ungeachtet will ich Euch dieses Schloß mit allen seinen Besitzungen für das Geschmeide geben und Ihr sollt morgen Besitzer davon sein. Meinen Namen und alle meine Gerechtsame geb' ich Euch noch zu im Tausche. Seid Ihr das zufrieden?"

Franz war über den sonderbaren Antrag eben so erstaunt wie Paul, und verdutzt sahen Beide den lächelnden Alten an. Als der Erstere mit der Antwort zauderte, fuhr der Graf fort: „Gebt Eure Meinung von Euch; denn vor Mitternacht müssen wir des Handels eins sein; sobald die Glocke auf dem Thurme zwölf geschlagen hat, ist's zu spät."

„Ich will mir das Schloß bis halb zwölf Uhr besehen, wir haben bis dahin noch eine Stunde," versetzte Franz sich ermannend. „Gefällt es mir, so bin ich den Tausch zufrieden."

„Das ist eine elende Ausflucht," entgegnete der alte Graf; „denn der erste Augenschein lehrt, daß dies Schloß allein bei weitem mehr werth ist, als die geringe Summe, welche Ihr für diese Juwelen fordert. Inzwischen will ich Eurem Verlangen nachgeben; be-

ſeht Euch das Schloß; ich will unterdeſſen die Documente hervorſuchen; Ihr könnt daraus ſehen, wie groß die Beſitzung iſt. Gedenkt Ihr aber vor zwölf Uhr zu entwiſchen, ſo irrt Ihr ſehr, ich werde ſtark auf Euch Acht haben laſſen.“

Franz konnte gar nicht anders als ſeinen ganzen Plan verrathen glauben. So wenig er ſich nun auch erklären konnte, wie das zugegangen ſein möchte, ſo ſann er doch hin und her, wie er ſich geſchickt aus der Schlinge ziehen könne. Aber ſo viel er auch nachdachte, er fand keinen Ausweg, wie er ſich und ſeine um Mitternacht anlangenden Geſellen vom ſichern Verderben erretten könne. Es war nur zu gewiß, daß der alte Graf einen bedeutenden Hinterhalt in das Schloß gelegt habe, um die anlangenden Ungern ſogleich niedermetzeln zu laſſen. Alles mußte ihn in dieſer Meinung beſtärken, des Grafen ſtark ausgeſprochener Haß gegen die ungriſchen Kuruzzen, der laute Lärmen auf dem Hof und in den Ställen, den Franz wohl vernommen, das Munterſein aller Bewohner des Schloſſes, die Nachricht des Pförtners, daß das Thor heute Nacht aufbleibe, die er dem Manne abgeforſcht und über die er ſich erſt ſo ſehr gefreut hatte, und die verfänglichen Reden des Grafen. Mit angſtbeklommenem Herzen und nur allein noch auf die zwei ſcharfgeladenen Piſtolen und die Dolche in ſeinem Unterkleid ſich etwas ſtützend, wollte er ſich entfernen, als ihn der Graf wieder zurückwinkte und wie gleichgültig fragte: „Woher habt Ihr denn dieſen Schmuck, Herr Italiener?“

„Er iſt in Venedig verfertigt“ erwiederte Franz entſchloſſen.

„In Venedig? Ei ſo nennt mir doch den Meiſter, ſeine Arbeit gefällt mir.“

„Paolo Cirteſi.“

„Und hat ihn noch Niemand getragen?“ fragte der Graf weiter.

„Er iſt neu.“

„Nun, mein lieber Kaufmann,“ begann hier der Graf in einem furchtbar ſpöttiſchen Tone, „es iſt mir einerlei, ob ich entdeckt bin oder nicht; denn ſchon ſind die Maßregeln getroffen, Euch zu entwiſchen; deßhalb will ich Euch den Gefallen thun und geſtehen, daß mir dieſer Schmuck bekannter iſt, als Euch. Nicht in Venedig iſt er, kein Paolo Cirteſi hat ihn gefertigt. Chriſtoph Boris kaufte ihn vom Fürſten von Siebenbürgen Achatz Bartſai, als dieſer 1660, von Johann Kemeny und den Türken verdrängt, abdankte und ohne Geld war. Späterhin trug ihn die Schwiegertochter Chriſtoph Boris, Eliſabetha Zrini, und wenn Ihr den Gürtel und die Ohrgehänge dazu ſehen wollt, ſo will ich Euch die Freude gern machen, damit Ihr Euch rühmen könnt, Ihr habet den koſtbaren Brautſchmuck der Eliſabetha Zrini beiſammen geſehen.“ Und damit ergriff er eine Kerze und verließ den Saal. Franz konnte ſein Erſtaunen nicht mäßigen, wie dieſer deutſche Graf zur genauen Kenntniß ſolcher einzelnen Umſtände komme; daß er entdeckt war, litt nun gar keinen Zweifel mehr; doch wollte er abwarten, was aus dem ſonderbaren Han-

bel werden ſollte; ſeiner Haut gedachte er ſich im geahneten Nothfalle gut genug zu wehren. Paul ſtand an die Tiſchecke gelehnt und dachte über die höchſt ſonderbaren Reden ſeines Vaters nach, nebenbei fiel ihm die geheimnißvolle Vertraulichkeit Haſchans von geſtern Abend wieder ein; ein Paar Worte des alten Dieners ſtanden in wunderbarer Verbindung mit dem räthſelhaften Berichte ſeines Vaters über das Juwelengeſchmeide. Aber der Tag war zu reich an Begebenheiten geweſen, die ſchnelle Folge derſelben hatte eben ſo verſchiedenartig auf Paul eingewirkt, wie ſie ſelbſt mannigfach geweſen waren, und geiſtig und körperlich zugleich mehr als je angegriffen, hatte er den ſublimeren Theil der ihm eigenen Energie verloren, und er war nicht im Stande, aus mehreren gegebenen Umſtänden einen ſcharfen Schluß zu ziehen. Auch beklemmte ihn eine unbehagliche Aengſtlichkeit, die von Minute zu Minute ſtieg, als er ſich mit dem verdächtigen Kaufmann im Saale allein ſah. Sein engbegrenzter, in ſich abgeſchloſſener Zuſtand wurde bald wieder erweitert und belebt, als der Graf, ſein Vater, mit haſtigem Schritte wieder in den Saal trat, von Haſchan und einem andern Diener gefolgt, die Kerzen trugen. In den Händen des Grafen blitzte ein Gürtel, der mit blutrothen Rubinen durchwebt war, der Grund war dicker Goldſtoff; dieſe koſtbare Zone mit ein Paar goldenen Ohrringen, in denen zwei birnförmige Perlen von ungewöhnlicher Größe ſchwebten, legte er auf den Tiſch zu dem übrigen Schatz.

„Seht," ſagte er zu Franz, „mit dieſem Schmu-

cke war einſt Eliſabetha Zrini angethan.“ Aber der befangene und ſich verrathen glaubende Franz hatte nicht die geringſte Luſt, die Herrlichkeiten näher zu betrachten; er ſah ſich vielmehr nach der Thür um und hatte die rechte Hand an die Piſtolen gelegt. Unbekümmert um ihn, wandte ſich der Graf zu dem alten Diener und fragte recht heiter, ſchier luſtig: „Was für eine Mähr wollteſt Du mir von meiner Braut bringen, alter Haſchan? Komm ich will Dir Gold dafür geben.“

In Pauls Seele ſtieg nun auch die ſchreckliche Vermuthung auf, daß ſein Vater vom Wahnſinn angefallen ſei; denn wie konnte er begreifen, was der Alte von ſeiner eigenen Braut ſprach, da er, ſeinem Verſprechen gemäß, ſeine Stube nicht verlaſſen hatte und folglich von der Ankunft eines weiblichen Weſens auf dem Schloſſe ununterrichtet war. Noch mehr aber ſchauderte er zuſammen, als Haſchan mit zitternder Stimme antwortete: „Sie iſt wieder erwacht und ſieht ſich entſetzlich ſcheu um, und ſpricht von einem erzürnten Geiſt, den ſie geſehen haben will, und als ich ihr Euren Gruß ſagte, da ſchrie ſie laut auf und faſelt in Einem fort, daß kein Menſch klug werden kann; bald iſt ſie luſtig, bald heult ſie wie ein geſchlagenes Kind.“

„Schön, mein Freund,“ entgegnete der Graf gelaunt, „nun führe doch dieſen Mann im Schloſſe umher; er will ſich's beſehen und nach Gefallen noch dieſe Nacht kaufen. Nur in das Prunkzimmer laß ihn nicht eintreten, dahin will ich ihn nach zwölf Uhr ſelbſt bringen.“

Haſchan ſah den Fremden mißtrauiſch an und war,

verſtrickt in die Räthſel dieſes Abends, ſehr nahe daran, ihn für den leibhaftigen Satan zu halten. Das Herz des alten Mannes ſchlug hörbar, und höchſt bedenklich, wo hinaus das noch dieſe Nacht wolle, nahm er das Licht, um dem Befehle ſeines Herrn Genüge zu leiſten. Franz war froh, aus dem unheimlichen Saale zu kommen; denn auch ihn muthete es an, als ſei es mit dem alten Grafen nicht richtig, und er erklärte Haſchan, er möge ihn nur in die Bedientenſtube bringen; denn es wandle ihn nicht die geringſte Luſt an, das Schloß in ſo ſpäter Nacht zu beſehen; er wolle ſich vielmehr ſchlafen legen. Haſchan ſah in ſolchen Reden doch wieder menſchlichen Verſtand und gewährte gern die Bitte des Fremdlings.

Der beſorgte Paul war mit ſeinem Vater allein; der Erſtere lehnte noch ſtill an dem Tiſch und verfolgte mit den Augen den raſchen Gang des Zweiten durch das Zimmer.

„Wollen wir nicht zu Bette gehen, mein Vater?“ fragte Paul endlich theilnehmend, um das ängſtliche Schweigen zu unterbrechen.

„Zu Bette!“ betonte der Graf langſam. „Freilich gehörte das zur Hochzeitnacht; aber wir machen eine Ausnahme, Paul, wir werden nicht zu Bette gehen.“

„O theurer Vater, Ihr ſeid krank, ſehr krank,“ jammerte Paul im innerſten Herzen bebend; „ich werde nach Zeng reiten, um einen Arzt zu holen.“

„Mein Sohn, ſei nicht bekümmert! Ich bin nicht krank. Und wäre ich es, der Arzt meiner Leiden wäre

ſchon im Hauſe.“ Nach einigen Minuten fuhr er fort und ſtellte ſich dicht vor Paul: „Ich verſprach, Dir in Deutſchland eine wichtige Entdeckung zu machen; aber wunderbare Ereigniſſe, ungeahnete Umſtände — Gott weiß woher und wie! denn mein grauer Kopf kann das nicht faſſen — machen es nothwendig, daß ich Dir ſchon jetzt den verhängnißvollen Schleier lüfte. Ja, dieſe Nacht muß ich Dir alle Räthſel meines und Deines eigenen Lebens löſen, die Binde muß Dir von den Augen fallen, womit ich die Heiterkeit Deiner Jugend zu ſchützen wußte. So vernimm denn mein furchtbares Schickſal! Du haſt mich bis jetzt für einen deutſchen Grafen gehalten; ich bin es nicht; mein Geſchlecht hat nichts mit einem deutſchen gemein und Jahre lang habe ich mich bemüht, durch Anlernung fremder Sitte und Sprache mein Vaterland zu verläugnen und doch ſeh ich durch die Ankunft dieſes angeblichen Juwelenhändlers, daß ich verrathen bin; denn dieſer Mann iſt weiter Niemand, als ein ſpionirender Agent der öſtreichiſchen Regierung. Doch ich will nicht vorgreifen und Dir vom Anfange mein Leben erzählen.“

„Ich bin in Ungern geboren und der Sohn eines uralten hochadeligen Geſchlechts dieſes Landes; ſonſt war ich ſtolz darauf, ein Unger zu ſein; ich bin es nicht mehr. Ja, ich ſchäme mich meines Vaterlandes, meines berühmten Namens und in einer verzweiflungsvollen Stunde ſchwur ich ihn mit einem ſchweren Eide ab, daß ſich meine Zunge in dieſer Welt nie wieder zu dieſem Namen bekenne; doch ſollſt Du ihn noch dieſe

Nacht aus einigen Documenten erfahren, die ich Dir übergeben werde. Doch auch Du bewahre ihn ewig und bekenne Dich ſo wenig dazu, als ich; denn ein ſchmählicher Schandfleck fiel darauf, der nur mit ihm ſelbſt wieder vertilgt werden kann. Gib mir Deine Hand darauf an Eides Statt, Paul."

„Euer Wille ſchließt mir den Mund ewig," entgegnete der höchſt aufgeregte junge Graf und reichte ſeinem Vater die Hand.

„Mein Vater ſtarb, als ich zwanzig Jahr alt war," fuhr der Graf fort, „und hinterließ mir und meinem zehn Jahre jüngeren Bruder eine der reichſten und ſchönſten Beſitzungen in Ungern; denn manches herrliche Schloß mit Land und Leuten ward unſer Eigenthum. Ich erzog meinen Bruder mit Liebe und er wuchs zu meiner Freude zum rüſtigen Jüngling heran. In ſeinem achtzehnten Jahre theilten wir mit brüderlichem Sinn unſere Beſitzungen. Er war von kühnem, feurigen Gemüth und verſprach ein Held zu werden; denn leibliche Uebungen, Waffenſpiele, die wildeſten Pferde bändigen, waren ſeine liebſten Beſchäftigungen. Dabei beſaß er ein gutmüthiges, mitleidiges Herz und jede Noth eines Andern rührte ihn tief; mit Muth wollte er das Uebel bei der Wurzel faſſen, überall helfen. Mit inniger Liebe hing er an mir, ja er war ſtets bereit, ſein Leben für das meinige aufzuopfern. Unter mehreren Beweiſen hatte ich einen ſehr glänzenden. Ein öſtreichiſcher Hauptmann, voll Dünkel und Aufgeblaſenheit, beleidigte mich einſt ſchändlich im Bei-

ſein mehrerer ungriſchen Edelleute; die Schmach konnte nur mit Blut getilgt werden, aber mein Untergang war dabei eben ſo gewiß; denn der Oeſtreicher war als ein geübter Fechter berühmt, ich beſaß bei weitem keine große Fertigkeit; denn meine Neigung hatte mich mehr zu den Beſchäftigungen hingezogen, die die Verwaltung unſerer Güter mit ſich führte; hätte ich aber auch wirklich ihm obgelegen, ſo wäre der Verluſt meines Lebens oder ewige Gefangenſchaft in Oeſtreich mein ſicheres Loos geweſen; denn die Tyrannei nahm täglich mehr überhand, und die ungriſchen Edelleute wurden auf alle Art unterdrückt und zurückgeſetzt. Hätte ſich nun eine ſolche Gelegenheit geboten, man würde ſie mit Freuden ergriffen haben, um ein fürchterliches Beiſpiel aufzuſtellen. Mein Bruder hatte dieſe Verhältniſſe durchdacht und war, ohne daß ich etwas davon ahnete, zu dem Hauptmann gegangen und hatte ihn durch verſchiedene Mittel zu bewegen gewußt, ſich ſtatt meiner mit ihm zu ſchlagen. Das Duell geht ohne mein Wiſſen vor ſich; der bübiſche Oeſtreicher hat meinem Bruder einen Hinterhalt gelegt. Das jugendliche Feuer des Letzteren ſiegt mit Kraft über die ſchlaue Beſonnenheit des Erſteren, der Hauptmann wird ſtark verwundet und mein Bruder von den Tyrannenknechten gefangen genommen und nach Wien geſchleppt. Unvermuthet traf mich die ſchreckliche Nachricht; ich war außer mir. Was ich auch anwenden und bieten mochte, er wurde nicht frei gelaſſen. Zu derſelben Zeit war ich noch mit andern, das Vaterland betreffenden Sorgen beſchäftigt;

die ungriſchen Magnaten ertrugen nämlich ſeit geraumer Zeit den Druck der öſtreichiſchen Herrſchaft ſchwer. Ihr gekränkter und gedemüthigter Stolz erwachte in ſeiner furchtbaren Größe. Wider unſere vaterländiſchen Rechte und unſere alten Freiheiten lag das Land und alle feſten Schlöſſer voll deutſcher Truppen, die lutheriſche Lehre wurde ſchändlich unterdrückt und tauſend widergeſetzliche Eingriffe in die Statuten unſeres Königreichs gethan. Da ſammelte der ehrwürdige Palatin von Ungern ſelbſt, Weſſeleni, die Blüthe der Magnaten um ſich her, deren Haß gegen die Oeſtreicher er kannte. Auf dem Schloſſe des Palatins, Murany, verſchwor ſich ein mächtiger Bund, deſſen Zweck war, über Ungerns Freiheit zu wachen und Alles an ihre Erhaltung zu wenden. Ich und mein Bruder waren dabei. Dieſe Verſchwörung fiel kurz vor jenes unglückſelige Duell. Bald darauf ſtarb der edle Weſſeleni und mit ihm auch alles Glück des jungen Bundes. Das Oberhaupt deſſelben wurde nun Peter Zrini, ein unſelbſtſtändiger, launiſcher Mann, der nie recht wußte, was er eigentlich wollte. Denn auf der einen Seite mochte er es nicht ganz mit dem Kaiſer Leopold verderben, auf der andern wollte er die Rechte der Ungern aufrecht erhalten, und Beides vertrug ſich unmöglich mit einander. Er war unvermögend, das Schiff zu lenken und warf es ſogar ſelber um. Ein Sohn und drei Töchter waren ſeiner Ehe mit Helena Frangepani entſprungen. Den Sohn hatte er, als in Wien die Verſchwörung ruchbar geworden war, dorthin als Geißel geſchickt; die

älteſte Tochter war kurz vorher an Franz Ragotzi, den Vater des jetzt in Ungern rebellirenden Oberhaupts der Kuruzzen, verheirathet worden, die zweite an den Sohn des Judex Curiae Nadasdi vermählt; die dritte war noch ſehr jung. Zrini und ſein Schwager Frangepani gingen, thöricht genug, ſelbſt nach Wien, um Gnade für ſich beim Kaiſer zu bewirken; der Judex Curiae Nadasdi, auch ein Haupt der Verſchworenen, wurde eingefangen und ebenfalls nach Wien gebracht. Ragotzi, ein kraftloſer Mann, wurde oft geſchlagen, kroch zuletzt zu Kreuze und kaufte ſich mit Hülfe ſeiner Mutter und der Jeſuiten, ihrer Freunde, durch ungeheure Summen los. Sein Leben retteten nur die letzteren. Der Anfangs ſo ſtolze, kühne Bau fiel nun in ſich ſelbſt zuſammen; er war auf ſandigem Boden aufgerichtet worden. Karl von Lothringen kam mit einem anſehnlichen Heere nach Ungern, belagerte das Schloß Muranp, auf dem Weſſeleni's Wittwe ſaß, nahm es ein und kam dadurch in den Beſitz aller Verſchwörungspapiere. Nun waren natürlich alle Theilnehmer des Bundes proſcribirt. Der deutſche Oberſt Tattenbach, ebenfalls einer der Mitverſchworenen, war auch in die Hände der Oeſtreicher gerathen; man machte Allen kurzen Proceß. Zrini und Frangepani wurden in Neuſtadt enthauptet, Nadasdi in Wien und Tattenbach ſpäter in Grätz. Alle Mitverſchworenen flohen; denn keiner war in Ungern mehr ſicher. Eine entſetzliche Rache lauerte auf uns. Ich zitterte für das Leben meines Bruders, der noch in öſtreichiſcher Haft und in den Verſchwörungspapieren

mit genannt war. Späterhin erfuhr ich, daß ſeine allzu große Jugend und ſein Glaubenswechſel ihm das Leben erhalten hatten; er war nämlich, von den Jeſuiten beſchwatzt, zum katholiſchen Glauben in Wien übergegangen. Ich raffte von meinem großen Vermögen zuſammen, was ich konnte, und floh mit den meiſten Kuruzzen nach Siebenbürgen, das damals noch unter türkiſcher Oberhoheit ſtand. Viele geriethen den Blutleuten in die Hände und mußten gleich ihren Hauptleuten mit dem Leben büßen. Auf die Köpfe der Entgangenen wurde ein großer Preis geſetzt, ihr Name gebrandmarkt, ihre Güter wo möglich eingezogen. Ich kam nach Clauſenburg in ein mir gaſtfreundlich geſinntes Haus eines Ungern, der dieſe Beſitzung in Siebenbürgen hatte, ſein Name war Adam Otskai. Auch er war als ein Mitverſchworener hierher geflüchtet und nahm Viele von uns als Wirth auf. Unſern der Stadt beſaß er ein beträchtliches Gut; in dem Schloſſe deſſelben wohnte ich zugleich mit Nadasdi, dem Sohne des unglücklichen, enthaupteten Judex Curiae. Er hatte ſeine Frau und ihre jüngere Schweſter, Töchter Peter Zrini's, bei ſich. Der Schmerz dieſer Familie über den doppelten Schlag, der ſie getroffen, rührte mich tief und die ſtille Schwermuth der Frauen vorzüglich zog mich unwiderſtehlich an. Indem ich Alles aufbot, um die Unglücklichen zu tröſten, wurde ich zu ihrem täglichen Geſellſchafter, ja ich gehörte bald mit zu der Familie und war unzertrennlich von ihr. In meinem ſchönſten Mannsalter — ich war damals 27 Jahr alt

— mit keinem übeln Körperbau und von der Natur nicht geiſtig vernachläſſigt, hatte ich, von den Stürmen der Zeit mit fortgeriſſen, noch nicht Zeit gehabt, der Stimme meines Herzens Gehör zu geben und mich zu verehelichen. Jetzt ging in dieſer erzwungenen Ruhe hinter den düſtern Wolken, die meinen und Aller Himmel ſchwärzten, mir die Sonne der Liebe in ihrem herrlichſten Glanze auf. Eliſabetha Zrini, die jüngſte Schweſter der Gemahlin Nadasdi's, war ein holder, leidender Engel; ſie hatte das ſechzehnte Jahr erreicht und mit ihm die ſchönſte körperliche Ausbildung. Noch ſteht ſie nach dreißig unſäglich langen Jahren in der reizenden Friſche ihres Jugendglanzes mir vor der Seele. Nie ſah ich wieder ſolch ein edelgebildetes Geſicht voll Ernſt und Würde hoher Weiblichkeit, nie wieder ein Auge von ſolch frommer Gluth. Mit dieſem Grazienleib verband ſie eine zarte Seele, voll Gefühl und jeder ſtillen Tugend der Jungfrau. Der ſchreckliche Verluſt ihres Vaters hatte früh einen tiefen, unauslöſchlichen Eindruck auf ihr Gemüth gemacht, das Schickſal gab ihrem talentvollen Geiſte ſchnelle Ausbildung, und verlieh ihr das Bewußtſein ihres Werthes. Aber dabei blieb ſie die beſcheidene, zurückgezogene, liebenswürdige Eliſabetha. Und wenn mich nichts an ſie gefeſſelt hätte, ſo wäre es der melancholiſche Grundton ihres Gemüths geweſen, der ſich ſo deutlich in ihrem Geſicht ausdrückte und ihm einen unwiderſtehlichen Reiz verlieh. Nach wenigen Wochen mußte ich mir geſtehen, daß ich Eliſabetha innig liebe, nicht mit jener ſtürmiſchen, wilden

Gluth, wie ich die Liebe ſtets hatte ſchildern hören, ſondern mit einer ſanften, aber ewig feſſelnden Neigung, mit einem ſtillen, ruhigen Verlangen, das aber um nichts weniger von ſeinem Gegenſtande abzuſtehen geneigt war. Da ich keinen Anſtand fand, mich ihrem Schwager Nadasdi zu entdecken, ſo erfuhr Eliſabetha meine höchſten Erdenwünſche bald. Sobald mir Nadasdi hinterbrachte, daß ſie ſich günſtig über dieſelben geäußert habe, zauderte ich keinen Augenblick, ſie aufzuſuchen, ihr ſelbſt meine Liebe zu geſtehen und ſie um ihre Hand zu bitten. O es war eine ſelige Minute, als ſie mir mit Thränen in den Augen geſtand, daß ſie mein Weib zu werden wünſche, daß auch ſie mich liebe. Ich glaubte dieſen Worten im Grund meines Herzens, vielleicht waren ſie auch damals wahr, aber des Menſchen Herz iſt veränderlich und was ihm heute gefällt, das mag er morgen nicht leiden. — Trunken von Wonne im Beſitz ihrer Gegenliebe und mit dieſer alles Glückes, was ich vom Schickſale je begehrt hatte, gab ich Eliſabetha vor dem Altar meine Hand; es war im Frühling des Jahrs 1673, der ſeligſte Frühling meines Lebens; denn mir ſchien es, als blühten alle Blumen nur für mein reizendes Weib, der ſchönſten im Garten Gottes. Unſer Bund war von der Kirche geſchloſſen, ſollte auf ewig geſchloſſen ſein — ach! er war es nicht. Sünde mußte es geweſen ſein, ſo viel Glück zu verlangen, zu genießen, wie ich genoß; wenn ich mich darin verſündigte, ſo habe ich ſchwer büßen müſſen. Mein reizendes, ſanftes Weib beſchenkte mich im folgenden Jahre mit einem

Knaben; — Du warſt es, Paul, Du warſt die Krone meines unermeßlichen Eheglücks. Wenn ich Dich als Säugling an der Bruſt der jugendlichen Frau liegen ſah, ſo lebte und webte ein Meer von Gefühlen der innerſten Zufriedenheit, des Glückes, der Liebe, des Verlangens in mir auf, wie nur die Engel fühlen können; es war ein wahrer Vorgeſchmack himmliſcher Freuden. Krieg, Aufruhr und Blutvergießen iſt mir ſtets verhaßt geweſen, und nur der allgemeine Aufſtand des Adels und der kühne Feuerſinn meines Bruders hatten mich vermocht, dem Muranyer Bund beizutreten. Nun aber, vom Arme der Liebe und Zärtlichkeit umwunden, gab ich mich ganz wieder den heitern Göttern zurück, die den Frieden des Hauſes ſchützend bewachen, und die Gütigen beſtreuten meinen Pfad mit Blumen. Ich vergaß Ungern, ſeine Noth, meinen Güterverluſt und lebte mich ſo in Eliſabetha's Sanftheit hinein, daß ich ſelbſt ſo ſanft wie ſie wurde und alle harten Seiten des männlichen Geſchlechtes verlor. Alle Räume meiner Welt erfüllte ſie, all mein Wünſchen und Hoffen war nur auf ſie, auf ihre Freuden gerichtet, meine eigene Freude fand ich nur in ihrem Glück. O ich war ein unverſtändiger Thor, daß ich nicht ahnete, des Weibes zartes, hingebendes Weſen könne nur von der hervorſpringenden, als That ins Leben tretenden, männlichen Kraft wahrhaft angezogen, gefeſſelt und befriedigt werden. Ich Beklagenswerther war in üppiger Ruhe und hinſchmelzender Zärtlichkeit aller Kraft entfremdet; auch hatte mich ſchon die Natur nicht zu einem Helden ge-

ſchaffen. — Fünf Jahre lebte ich glücklich mit Eliſabetha, ſie ſchwanden mir wie ein Morgentraum und ſind die Sonnenhöhe meines Lebens geweſen. Sie gebar mir noch eine Tochter, die aber im erſten Jahre ihres Daſeins wieder verblühte. Du wuchſeſt heran, nahmſt an Geiſt und Körper vortheilhaft zu, und warſt unſere beiderſeitige Wonne. — Nun komme ich an den gräßlichen Schlag des Verhängniſſes, der mich ſo zu Boden warf, daß ich als ein Greis von 60 Jahren noch nicht wieder davon aufgeſtanden bin. Tadle mich nicht, mein Sohn, wenn ich noch immer Thränen des Schmerzes weine, wenn ich ſie in dieſer merkwürdigen Nacht gerade weine, die alle verblichenen und mit dem Schleier der Vergangenheit überhängten Bilder meines Lebens plötzlich in das hellſte Licht zieht und ihnen ihren friſcheſten Glanz und Farben wieder verleiht. Höre und bedaure mich; weine mit mir! — Deine Mutter iſt nicht geſtorben, wie ich Dir ſtets geſagt; ſie lebt — ja ſie lebt — und, o ſchrecklichwaltendes Geſchick! ſie lebt in Deiner Nähe! Doch das hernach; jetzt vernimm den Donnerſchlag, der dem Blitz aus heitern Wolken folgte, dem Blitz, der alle meine Freuden zertrümmerte."

„Es war meinem Bruder gelungen, der öſtreichiſchen Gefangenſchaft zu entrinnen; lange war er im Auslande umhergeirrt, jetzt kam er nach Siebenbürgen und ſuchte mich auf. Mit einem kräftigen, hohen Wuchs voll Majeſtät, einem Auge voll Feuer, dem treuen Spiegel ſeines ewig regen, viel ſchaffenden Geiſtes, der ihn das Unmögliche kühn erfaſſen hieß, einem ſchönen, männ-

lichblühenden Geſicht, einem dichtgelockten dunkeln Haar; in jeder ritterlichen Tugend gewandt, den Frauen mit Zuvorkommenheit begegnend, ja ihnen ſchmeichelnd, trat dieſer ſchöne Mann in ſeiner herrlichen ungriſchen Tracht unter uns und gewann unſer Aller Herzen. Wer hätte dem edelgeſinnten, für jedes Große und Schöne erglühten Stephan nicht gewogen ſein ſollen? Seiner unermüdeten Thätigkeit gelang es bald, daß der öſtreichiſche Hof in den Unterhandlungen, in die er mit ihm getreten war, ihm eine ſehr beträchtliche Geldſumme für unſere Güter übermachte; denn der Hof zog je zuweilen einmal gelindere Saiten auf, um ſodann nur deſto toller die Ungern wieder zu mißhandeln. Redlich theilte er das Geld mit mir, und ich war durch ihn ein reicher Mann. Faſt ein Jahr lebte er in meinem Hauſe, von mir und allen Genoſſen deſſelben geehrt und geliebt. Eliſabetha wurde viel heiterer und lebendiger ſeit ſeiner Gegenwart; ſie blühte wie eine Roſe, lachte und ſcherzte. Dieſer wohlthätige Einfluß auf ſie bewog mich, ihn zu bitten, daß er ſich ganz in Clauſenburg niederlaſſen möchte. Von einer Leidenſchaft Beider zu einander hatte ich nichts bemerkt. Eines Morgens — o daß ihn die Sonne mir nie beleuchtet hätte — fand ich das Lager meines Weibes leer; auch mein Bruder war nicht in ſeinem Zimmer. Statt Beider fand ich einen Brief auf meinem Tiſche von ihnen, worin ſie mir erklärten, ſie könnten unmöglich ohne einander leben. Fort waren ſie! Schändlich entflohen! Ich war furchtbar betrogen, was halfen mir alle beſchönigenden Worte des

Briefes! Entſetzen ohne Maß und Ziel raubte mir die Kraft meiner Sinne! . . .“

Hier ſchwieg der tiefergriffene Greis; der Schmerz gebot ſeiner Stimme Einhalt und ſtatt ihrer tönte langverhaltenes Schluchzen gewaltſam aus ſeiner bebenden Bruſt, und beide Hände vor die Augen haltend, überließ er ſich einige Minuten der Wuth des Schmerzes. Paul war nicht weniger bewegt; auch aus ſeinen Augen ſtürzten Thränen; das Außerordentliche im Schickſal des geliebten Vaters ergriff ihn wie eine Ahnung, als müſſe ſein Lebensglück ebenfalls mit in dies Unheil verflochten und in ihm untergegangen ſei.

„Mein armer, unglückſeliger Vater!“ rief er mit bebender Stimme und nahte ſich dem zerknirſchten Greis, um ihn kindlich zu umfaſſen. Dadurch ermannte ſich der Graf und fuhr mit gemildertem, ja wehmuthweichem Tone fort: „O hätten ſie mich doch erſt im Schlafe durchbohrt, und Dich mit fortgenommen; Du hätteſt meinen Bruder ſo als Vater anerkannt, und mir wäre eine große Wohlthat widerfahren! So aber ließen ſie mich lebend zurück, damit mir der wüthendſte, ewig am Herzen nagende Schmerz ſtete Todesqual bereite. So hab' ich faſt dreißig Jahre täglich und ſtündlich den Tod erduldet, und ſchleppe mich noch mit dem elenden Leben herum. Aber ich ſehe es ein und erkenne die ſpitze Vorſicht über den Wolken, ſie hat mir die Stunde der Rache aufgeſpart. Sie iſt gekommen, ſie iſt da, ſchon umwehen mich ihre grauſigen Fittiche; und wenn ſie vorüber iſt, dann werde

ich mein kummerſchweres, lebensmüdes Haupt wohl zur Ruhe legen.“

„Als ich aus meinem ſtarren Dumpfſinn erwachte, drückte ich Dich weinend an meine Bruſt; denn Deine verlaſſene Unſchuld brachte mir erſt Thränen. Meiner Umgebung und Bedienung ſagte ich, daß meine Frau früh nach Ungern gereiſt, daß ich ihr Mittag nachfolge. In einigen Stunden hatte ich mein Vermögen berichtigt und Alles zu baarem Gelde gemacht. Noch an demſelben Tage verließ ich Clauſenburg mit Dir, ohne einen einzigen meiner Diener mitzunehmen und ohne mich von einem Bekannten zu verabſchieden. Den Entflohenen forſchte ich mit keinem Worte nach und ich zwang mich, ſie für todt zu halten. Mit Geld erkaufte ich mir bei einem öſtreichiſchen Unterbeamten durch einen Mittelsmann einen Reiſepaß unter dem Namen Graf Hoheneich, und damit ging ich nach Deutſchland. Bald darauf brach in Ungern eine gräßliche Peſt aus, die Tauſende von Menſchen hinraffte; ich benutzte dieſe Gelegenheit, um in ganz Ungern und Siebenbürgen meinen Tod auszuſprengen. Dies gelang mir durch Briefe, die ich im Namen meiner Frau an alle meine Freunde ſchrieb und worin Debrezyn als der Ort meines Todes angegeben war. So war ich den für Alle, die mich einſt gekannt hatten, ein Verſtorbener, ich war es für die Unglückſeligen, die ich noch immer liebte, und die mein Dahinſcheiden nothwendig erfahren mußten.“

„Und habt Ihr nie wieder etwas von ihnen gehört?“

„Ich erfuhr ſpäter, daß mein Bruder ſtets unter den Feinden Oeſtreichs gekämpft und die ſtrengſten Nachſuchungen nach Dir angeſtellt habe. Aber es konnte ihm natürlich Niemand berichten, wohin Du gekommen ſeiſt und er mußte Dich ſo gut wie mich für todt halten; daß ich aber neuerdings viel, ſehr viel von beiden vernommen, ſollſt Du gleich erfahren. — Mein Vermögen legte ich bei einem Handlungshauſe in Venedig nieder und bezog die nicht unbedeutenden Zinſen, von denen ich reichlich leben konnte. Aber meine Bedürfniſſe waren klein, ich brauchte für meinen Unterhalt wenig; die meiſten Summen gingen für das Reiſen auf. Denn nirgends hatte ich Ruhe; wie ein böſer Geiſt trieb es mich von Ort zu Ort, von Stadt zu Stadt. Endlich zog es mich wieder nach Ungern, aber ich ſah mich nicht ſicher; man konnte mich erkennen, an die Oeſtreicher verrathen. Emmerich Tökölp ſtellte ſich an die Spitze der Kuruzzen; der Aufruhr entbrannte von allen Seiten, über Ungern zog wieder eine blutige Zeit herauf und ich entwich nach Ofen, das damals den Türken gehörte. Hier lernte ich einen kroatiſchen Edelmann kennen, dem dieſes Schloß gehörte; ohne es geſehen zu haben, kaufte ich es auf die Verſicherung, daß es in einem der einſamſten und ſchönſten Thäler dieſer Gebirge liege. Hier wollte ich mich lebendig mit Dir vergraben; denn ich war des Herumſchweifens müde; das Leben hatte hinſichtlich meiner gar keinen Reiz mehr für mich, nur Dich wollte ich erziehen und bilden. Als achtjähriger Knabe kamſt Du

hierher. Ueber unſer Leben bis zum heutigen Tage habe ich nichts hinzuzuſetzen; Du kennſt es und es iſt in dieſer Reihe von Jahren nichts vorgefallen, was Dir ein Geheimniß wäre; Du weißt mein Schickſal bis zum Abend dieſes Tages, allein dieſer einzige Abend iſt ſo inhaltſchwer, daß er Jahre überwiegt."

„Ihr ſpannt meine Erwartung auf den höchſten Punkt, Vater! Um Gottes willen, was iſt in dieſen wenigen Stunden vorgefallen?" rief Paul außer ſich.

„Paul," entgegnete der Greis ernſt, „Du ſelbſt haſt die furchtbare Entſcheidung herbeigeführt. Du brachteſt mir den Brief des ungriſchen Edelmanns an den König, worin er nach ſeinem Tode fleht, man möge ſeiner Tochter Sophia ſeine Güter, nach Abzug der erhaltenen Summe wiedererſtatten. Und dieſen Brief hat — mein Bruder geſchrieben! . . ."

„Barmherziger Gott!" ſchrie Paul entſetzt auf, „Stephan Boris, Sophia's Vater, iſt Euer Bruder!"

„Du haſt den unglückſeligen Namen genannt, den ich nie als den meinigen anerkenne; er iſt ihr Vater, und laut des Briefes, Eliſabetha Zrini ihre Mutter, das Weib, das auch Dich geboren hat."

„O Himmel!" rief Paul mit thränenerſtickter Stimme. „Sophia meine Schweſter!" Dann ſank er, von einem Heer der widerſprechendſten Gefühle überwältigt, auf das Polſter hin.

„Armer Jüngling!" ſagte der Graf wehmüthig, „ſo knickt der Sturm auch Deine Blüthen ab. O es iſt gräßlich, wie die böſe Saat fortwuchert!"

Da erhob ſich Paul wieder geſtärkt und mit Würde ſprach er: „Glaubt Ihr, Vater, daß ich traure, weil Sophia meine Schweſter iſt? Nie kam eine Spur von ſinnlicher Liebe zu ihr in meine Seele; es war die reinſte Unſchuld, die heitere Heiligkeit zweier zu einander gehörigen Herzen, es war die Liebe der Engel. Und ſo können, ſo ſollen ſich ja Geſchwiſter lieben. Wir wollten nur vor der Welt ein engeres, unzertrennliches Band ſchließen, damit wir ungeſtört uns angehören könnten; die Natur hat dieſes Band ſchon geknüpft, ohne daß wir es wußten, und fürwahr ein ſchöneres, reineres und unſerer Liebe angemeſſeneres, als wir im Sinne hatten. Nun können wir uns ungeſtraft lieben, ſie iſt ewig mein, ich bin der Ihre und nichts vermag dieſen Bund zu trennen.“

„O mein vortrefflicher Sohn!“ rief der Greis und umarmte Paul, „Du biſt reiner und tugendhafter als ich geglaubt habe. Nein, Du ſollſt Dich nicht von dem Mädchen Deiner himmliſchen Liebe trennen; liebt Euch, ſo lange Ihr lebt, als das edelſte Geſchwiſterpaar! Die weiſe Mutter Natur hat Euch dieſe überirdiſche und keine andere Liebe in die Bruſt gelegt; es wäre ein Verbrechen, Euch dieſe zu rauben. Drum höre mich weiter, mein Sohn. Zwei ſehr gewichtige Umſtände beſtimmen mich, die Dir angekündigte Flucht nach Deutſchland ſchon heute Nacht auszuführen. Seit dem Tage, wo ich erfuhr, daß Franz Ragotzi, mein Neffe, ſich zum Oberhaupt der abermals rebellirenden Kuruzzen aufgeworfen hat, und daß man emſig nach allen Glie-

dern dieſer Familie ſucht, um ſie aus dem Wege zu räumen, habe ich meine Angelegenheiten in Ordnung gebracht; denn ich ahne, man hat die Vermuthung, daß ich noch lebe und die Oeſtreicher meinen, ich werde dem Ragotzi beiſtehen. In dieſem Glauben beſtärkt mich die Ankunft des öſtreichiſchen Spions, der ſich als Juwelenhändler in dies Schloß geſchlichen hat. Den Brautſchmuck Deiner Mutter bietet er mir zum Verkauf an, den ſie auf ihrer Flucht mit ſich fortgenommen, wahrſcheinlich um mich an meiner Ueberraſchung als den vorigen Beſitzer zu erkennen. Sonderbarer Weiſe ließ ich damals gerade an den Ohrgehängen und dem Leibgürtel etwas ausbeſſern, deßhalb blieben dieſe beiden Stücke in meinen Händen und ich bewahrte ſie bis jetzt als ein Heiligthum, als den letzten todten Ueberreſt vergangener glücklicher Tage. Nur weil ich bereits den Befehl gegeben, daß wir noch dieſe Nacht, in einer Stunde ſchon reiten und das Schloß auf ewig verlaſſen, konnte ich den ſchlauen Oeſtreicher verlachen und mich ihm zu erkennen geben. Aber noch dieſe Nacht müſſen wir fort, ſollen wir den Tyrannen nicht in die Hände fallen, und ich möchte meine letzten Tage nicht noch im Kerker zubringen; auch ſollte es mir um Dich und Sophia leid thun.“

„Alſo dieſe Nacht ſchon?“ rief Paul von neuem erſtaunt. „Was ſoll aus Sophia werden?“

„Mit einigen Jägern eilſt Du jetzt gleich in die Mühle hinab und holſt ſie. Du nimmſt ſie auf Dein Pferd; ehe der Morgen graut, ſind wir in Zeng, ein

Schiff iſt gleich gefunden, das uns ſo ſchnell als möglich nach Venedig bringt. Von dort eilen wir über die Alpen in die freie Schweiz und laſſen uns da oder im ſüdlichen Deutſchland nieder. Hole Sophia, ich will ſie als meine Tochter anerkennen! — Aber noch iſt ein zweiter Grund vorhanden, weßhalb wir ſchon dieſe Nacht reiſen, weßhalb Du Sophia jetzt gleich herbeiholen mußt. Noch habe ich Dir eine ſchreckliche Entdeckung zu machen. Im Prunkzimmer befindet ſich — Eliſabetha Zrini, Deine und Sophia's Mutter!"

„Ihr himmliſchen Heerſcharen!" rief Paul außer ſich, erhaltet mir den Verſtand! Meine Mutter, ſagt Ihr, im Schloſſe? Wie iſt das möglich? Nein, Vater, auch Euer Verſtand hat gelitten, das ungewöhnliche Ereigniß hat Eure Phantaſie verwirrt und ſie ſpielt Euch Irrgeſtalten vor die Seele."

„Haſt Du nicht von Haſchan gehört, wie ſie ſich geberdet?" ſagte der Greis ruhig und erzählte ſeinem Sohne den Hergang, wie er nach der Mühle geeilt, um ſich von der Aechtheit des Documents zu überzeugen, und dort Eliſabetha ohnmächtig zu ſeinen Füßen niedergeſtürzt ſei. „Wie ſie dorthin gekommen," ſchloß er ſeinen Bericht, „wie ſie des Himmels Rache gerade hier nach fünfundzwanzig Jahren mir in den Weg geſchleudert, das begreife ich nicht und dieſer Umſtand macht mich faſt verrückt."

„Und darüber," entgegnete Paul gefaßt, „kann ich Euch den nöthigen Aufſchluß geben. Es löſen ſich alle Räthſel." Und er berichtete ſeinem Vater getreu,

was ſich von geſtern Abend in der Mühle und im Gebirge zugetragen.

„So iſt auch mein Bruder in der Nähe!“ rief der Greis ſchmerzlich. „Ihn kann und mag ich nicht wiederſehen! Das Weib iſt ſchwach, die Leidenſchaft hat ſie zu dem kräftigern Manne hingeriſſen; aber er iſt der Verbrecher, er hat mir ſchonungslos den Stahl ins Herz geſtoßen! Nein, ihn mag ich nicht wiederſehen! Drum ſchnell fort, damit nichts Gräßliches geſchehe!“

„Und was ſoll aus unſerer Mutter werden?“ fragte Paul zerknirſcht.

„Eile und hole Sophia! Dann will ich Euch beide ihr zuführen, an ihrem Schrecken, an ihrer Verzweiflung mich weiden, dann Euch wieder von ihrem Herzen reißen, davon eilen und ihr dies Schloß überlaſſen. Das ſoll meine Rache ſein! Kein Vorwurf gleite über meine Lippen, ich würde ihr dadurch die Qual erleichtern und mich ſelbſt herabwürdigen. Sie ſelbſt mag ſich die treuloſe Bruſt zerfleiſchen und mit dieſem wüthenden Schmerze an ihres geliebten Stephans Hand hinüber nach Ungern wandern, um den Rebellen beizuſtehen. Sie mag ſich des Würgens und ohnmächtigen Kampfes erfreuen, wenn ſie kann, und ſelbſt darin untergehen; denn Ungerns Freiheitsſonne iſt untergegangen und nie geht ſie wieder auf. Die Thörichten müſſen fallen, denn ſie erkennen nicht, wie ſie nicht mehr die alten Magyaren, ſondern die Sklaven ihres Vortheils, ihres Eigennutzes ſind.“

„Gott ſtehe uns bei, daß wir glücklich aus dem

Schloſſe kommen!“ ſeufzte Paul. „Mir ahnet nichts Gutes von dieſer Zuſammenkunft!“ Da fielen ſeine Augen wieder auf das Brautgeſchmeide und er fragte wieder: „Was gedenkt Ihr aber mit dem Schmucke zu machen, mein Vater?“

„Er iſt wahrſcheinlich von ihr verkauft oder in einem Gefecht, das die Kuruzzen verloren, in die Hände der Oeſtreicher gefallen. Ich will ihn ihr zurückſtellen; denn er iſt ihr Eigenthum. Am Morgen unſeres Hochzeittages überreichte ich ihn ihr und ſie war ſchöner darin, als die Fürſtin Siebenbürgens, die ihn vor ihr getragen. Wenn ich damals hätte ahnen ſollen, in welcher verhängnißvollen, ſchrecklichen Stunde ich ihn wieder in die Hände nähme! Das gerechte Walten des Schickſals iſt unerforſchlich. Gerade heut Abend bring ich den Schmuck wieder an mich, um ihn ihr von neuem bei unſerm Wiederfinden zu überreichen. Damals war es ein ſonnenheller, freundlicher Morgen, ſo ſchön, wie der Morgen meiner Liebe; freundlich und milde lachte mir das Leben entgegen und ſeine ſchimmernden Strahlen brachen ſich tauſendfach in den Wünſchen und Hoffnungen meiner Liebe, wie die Sonne in dieſen Edelſteinen. Jetzt umdüſtert uns die rabenſchwarze Mitternacht; auch auf unſere Liebe hat ſich eine finſtere, unfreundliche Nacht geſenkt. Nicht lachenden Glanz, nein, blutrothen Schein der Fackeln werfen die Steine zurück. Es iſt Nacht geworden aus dem hellen Morgen und abermals bring' ich ihr den Brautſchmuck; kein Leben voll warmer Liebe winkt uns

aus der Ferne entgegen, nein, der kalte Tod tritt uns an. Meine Braut will ich schmücken, das eisige Marmorbild, wie es vor mir im Thale an der Mühle lag, aber diese Steine werden sie brennen, wie glühende Kohlen; sie wird aufschreien, aber nicht mit dem Laute der Wonne, um den Bräutigam zu umfangen, der in der frischen Schönheit der Jugend vor ihr steht, sondern mit dem Tone des Entsetzens vor dem gebeugten Greis mit grauen sparsamen Locken, der sie aus hohlen Augen angrinst. — — Fort, Paul, führe Deine Schwester herauf, die Minuten rinnen und die Brust zerspringt mir!"

Mit einem Gemisch von Freude, Schmerz, Beklemmung und Verlangen nach Sophia ging Paul nach der Thür, um einige Jäger zu rufen und ihnen den späten Gang anzukündigen. Die Leute waren alle in voller Kleidung bei ihren gesattelten Pferden und des Winks gewärtig, der ihnen angekündigt war. Zwei von ihnen erschienen sogleich, um die Wünsche des jungen Grafen zu erfüllen. Paul drückte seinem Vater die Hand und stieg schweigend die Wendeltreppe hinab. Als er in sich gekehrt unter dem hochgewölbten Thorwege hinschritt, tönte vom Thurm gerade über ihm eben die zwölfte Stunde furchtbar durch die öde Nacht. Ein Schauder schüttelte alle seine Glieder und machte ihm das Herz in der Brust beben. Aber bald ermannte er sich wieder und schritt rüstig dem von dichter Finsterniß umhüllten Jezeranathale zu.

Die Nacht hatte ihr weitfaltiges Gewand über die Höhen des Kapellagebirges gebreitet, aber nicht alles Leben war von ihrem Kusse entschlummert, und sie, die den müden Menschen die Häupter mit ihrem Mohnkranze so gern umschlingt, sie mit dem Säuseln der Abendluft, ihrer Stimme, einsingt, und sie weich bettet in den Falten ihres Kleids, damit sie ausruhen von Mühen und Schmerzen, sie füllte die Herzen des Häufleins auf dem Gebirge mit blutiger Rachgier. Nicht ihre Sterne ließ sie herableuchten; denn es bedurfte der Finsterniß zu den Thaten, die hier vorbereitet wurden.

Stephan Boris hatte sein Weib verlassen, um alle Kuruzzen zusammenzurufen, die die Waffen noch führen konnten. Durch die schauerlichen, finsteren, öden Räume des Berges hallten die Namen der einzelnen Ungern in die Thäler hinab und die gegenüberstehenden Berge gaben das Echo schwächer und schwächer zurück, bis es in ein rollendes Murmeln überging. Die Zerstreuten sammelten sich allmählig um ihren Hauptmann; denn die meisten der Gesunden waren ausgegangen, um sich in den Thälern frisches Wasser, Beeren, Feigen und Wurzeln zu suchen, auch wohl um ein Wild oder Vögel zu erlegen, und das erste Bedürfniß des Lebens zu befriedigen, und hier und da hatte von fern schon eine Flinte geknallt. Einige kamen mit Beute beladen zurück, Andere rannten wieder fort, um Holz zusammenzulesen, hieben mit ihren Säbeln das dürre Heidekraut ab, oder Aeste von den Olivenbäumen im Thale und schleppten es nach der Höhle. Als sie nun aber

von Stephan zuſammengerufen wurden, verließen ſie Alle eilig ihre Beſchäftigungen und gingen nach der kahlen Kuppe des Berges. Die Dämmerung war bereits dichter geworden und ließ in mäßiger Ferne nur noch die Umriſſe der Geſtalten erkennen. Wie einzelne rieſige Geiſter wanderten die Gerufenen in dem ſich düſter umziehenden Nachthimmel und nur einzelne Laute trug die ſtille Luft nach der Höhle hinab, wo die Weiber und Kinder mit den Verwundeten zurückgeblieben waren. Hier ſah es traurig aus; denn ſeit Eliſabetha ſich entfernt hatte, brach die verhaltene Klage über Schmerzen der Wunden, brennenden Durſt von Seiten der Verwundeten, über den Verluſt ihrer Gatten und Brüder, die im Gefecht geblieben, über Hunger und Mangel jeder Art von Seiten der Weiber los. Eliſabetha's ernſte Gegenwart hatte über Alle ein gebieteriſches Anſehen ausgeübt, nun aber war dieſe Rückſicht aufgehoben, und des Heulens, Wimmerns und Jammerns nahm kein Ende; denn die Kinder ſchrieen auch dazwiſchen, wollten nicht ſchlafen und waren doch ermüdet, wollten eſſen und trinken und doch war nichts vorhanden. Die Ankunft der beutereichen Gefährten gab wenigſtens einige Hoffnung und beſchwichtigte die wildeſten Ausbrüche des Schmerzes und der Verzweiflung für einige Augenblicke. Rüſtig ſprangen einige Frauen von ihrem Lager an der Felſenwand auf und ergriffen das geſchoſſene Wildpret. Schnell lockte der Stahl das nöthige Feuer aus dem Steine und einige Funken ſprühten in die Fackeln, ſo daß eine helle Flamme bald auf-

loderte. Bei ihrem Scheine weideten einige erfahrene Weiber das Wildpret aus, andere rupften die Vögel, wieder andere packten die Kochgeſchirre aus ihren Bündeln, die ſie für ſolchen Nothfall bei ſich führten, und füllten ſie mit dem dargebotenen Waſſer; die etwas herangewachſenen Kinder ſchichteten dürres Holz über das aufgehäufte Heidekraut und ſchoben die Töpfe ſchon daran, um die Wurzeln und Beeren zu kochen. Eine allgemeine Beweglichkeit war unter dem bunten Haufen ausgebrochen und der Jammer verſtummt. Das Wild ward abgehäutet und an Säbel geſpießt, dann von Felſenſtücken ein Herd über das aufgelegte Holz ſchnell aufgebaut, worauf der Braten zu liegen kam, eine Fackel in das Heidekraut geſteckt, und ſogleich griff die helle Flamme von unten herauf und leckte nach dem friſchen Fleiſche. Bald brannte der Holzſtoß luſtig und die Kinder liefen freudig um das Feuer, um nachzuſchüren und anzulegen und ſahen gierig nach dem ſüß duftenden Braten. Der rothe Schein des Feuers, das eine kleine Strecke von der Höhle entfernt war, übermalte die innern Wände derſelben, da ſie nicht weit in den Berg hineinliefen und die weiße Kalkfarbe derſelben erhöhte die Hellung im unteren Raum. Hier lagen die Verwundeten auf Betten von Moos, das die Weiber in größter Eile zuſammengeſucht hatten, und von Kleidungsſtücken und übrigem Gepäck. Es waren einige Zehne und die Meiſten davon hatten ſchwere Schußwunden. Adam Otskai, mit chirurgiſchen Mitteln und Handgriffen wohl vertraut, hatte ſie alle verbunden und

ihren Wunden kühlende Kräuter aufgelegt; aber der Schmerz warf ſie deß ungeachtet auf dem harten Lager umher und preßte ihnen Aechzen und Stöhnen aus. Im mittleren Raume der Höhle lag und ſtand Alles bunt durch einander. Mehrere hohe Körbe, wie ſie die Maulthiere zu tragen pflegen, ausgepackte Mantelſäcke, nothwendiges Reiſegeräthe, Kleidungsſtücke, Schuhe, lag Alles bunt durch einander; im Vordergrunde lehnten eine Maſſe langer und kurzer Flinten, Büchſen, Piſtolen, Säbel, Degen und dergleichen Waffen in jeglicher Form an der ſchief aufſteigenden Felſenwand. Solche wunderſame Scene beleuchtete die Flamme, während ſie ſelbſt mit ihrer Gluth die Speiſen bereitete, auf die die gierigen Blicke der Umſtehenden ſchoſſen und ihren Zungen ſchon den Vorſchmack des kräftigen Fleiſches gaben. Um das Feuer herum graſten die Maulthiere, die zu dem Zuge gehörten, und vollendeten das romantiſchgroteske Gemälde einer Zigeunerrotte oder der Reiſenden auf einer wüſten Inſel oder ſonſtigem unbewohnten Lande. Die Flamme leuchtete weithin durch die grauſige Finſterniß und röthete die nahen Gegenſtände, während ſie höher oben auf einem ebenen Platze die verſammelte Mannſchaft der Kuruzzen ſichtbar machte. Sie ſtanden in einen Kreis zuſammengedrängt, aus deſſen Mitte Stephan Boris hervorragte; ihm zur Seite ſah man Adam Otskai. Als nun Alles ringsum ruhig war und der Befehle horchte, welche Stephan zu geben angekündigt hatte, da erhob er die Stimme und redete die Verſammelten alſo an:

„Ihr edlen Ungernſöhne, ausgeſtoßen aus dem Lande, das Euch dieſen ehrenvollen Namen gab, Ihr ſeid mir freudig und willig gefolgt, als ich Euch aufrief, für die Freiheit des mütterlichen Bodens und des Volkes, von dem wir Alle entſproſſen ſind und deſſen wir uns auch zu rühmen haben, das Schwert zu ziehen. Zwar ſind wir Alle unter einander durch Liebe und Freundſchaft verbunden und Jeder iſt dem Andern an Muth und Eifer für die gemeinſame Sache gleich. Aber Ihr habt mich gern Euren Hauptmann genannt, freiwillig habt Ihr mich zu Eurem Obern erklärt und ich vernahm dieſen Namen wiederum gern von Euch. Jetzt nun bewährt, daß Ihr es mit mir und meines Hauſes Ehre wahr und redlich meint. Das Mädchen, das Ihr heute geſehen habt, die ich aus dem Jezerenathale Euch zuführte, war meine und meines Weibes Eliſabetha Tochter. Wir mußten ſie uns von einem Deutſchen wieder ſtehlen laſſen; denn gezwungen wichen wir der Uebermacht und nur toller Frevel wäre es geweſen, den Kampf mit ſolcher Heftigkeit länger zu verfolgen; wir haben Größeres zu vollbringen, als, gegen die Uebermacht ankämpfend, im unrühmlichen Gefechte zu fallen und uns auf dieſen kroatiſchen Bergen begraben zu laſſen. Müſſen wir untergehen, ſo wollen wir doch Ungerns Erde mit unſerem Blute röthen und dort ſchlafen, wo wir geboren ſind. Aber ich habe feſt beſchloſſen, Euch nicht eher zum ernſten, heiligen Streite zu führen, bis Ihr mir die Tochter wieder befreit und errungen habt. Was wir mit der Macht nicht durchzu-

ſetzen vermochten, das haben wir mit der Liſt begonnen und gedenken es mit Liſt auszuführen. Franz Dobai iſt ſchon hinab in das Schloß des deutſchen Grafen als ein Kaufmann gewandert und wird uns das Thor nach Mitternacht öffnen. Schwört mir nun, mir treu beizuſtehen, Alles niederzumachen, was ſich uns dort widerſetzt und die Jungfrau herauszureißen.“

„Wir folgen Euch, wir ſchwören!“ riefen die muthigen Kuruzzen und der dumpfe Schwur ſchwang ſich durch die Lüfte und hallte ſchauerlich wieder.

„Wohlan denn,“ fuhr Stephan fort, „ſo packt Alles ein, ſattelt die Maulthiere, bereitet ſchnell noch Bahren für unſere Verwundeten, Ihr findet im Thale Holz genug, bettet ſie darauf und befehlt Euren Weibern, ſich marſchfertig zu halten; denn, ſo wie wir mit Sophia anlangen, brechen wir auf, um neuen Verfolgungen zu entgehen. Ladet Eure Gewehre und macht die Säbel ſcharf, ergötzt Euch an der bereiteten Speiſe und in meinem Korbe findet Ihr noch einige Flaſchen Roſoglio; ſie ſind Euer. Sobald ich am Stande der Geſtirne wahrnehme, daß wir Mitternacht haben, werde ich Befehl zum Aufbruch geben. Jetzt ſeid Ihr entlaſſen!“ Und die kleine Schar ſtrömte freudig nach dem einladenden Feuer hinab, um die Begierde des Hungers zu ſtillen. Mit den Säbeln ſchnitten ſie Stücke vom gebratenen Fleiſche ab und vertheilten es; der Roſoglio wurde herbeigeholt und bald lagerte die Geſellſchaft ſchmauſend um das Feuer und machte Plane, wie man in einigen Stunden unter die deutſchen

Hunde hauen und ſchießen wollte, die ſie heute überfallen. Mit dem geſtillten Bedürfniß ſtieg die Zufriedenheit und der Muth und das genoſſene Getränk beförderte die Heiterkeit. Schon erſchallte wieder das Lied vom Rabenkönig und die Augen ſtrömten wieder Blitze aus und die Fäuſte ballten ſich wieder um den Griff der Säbel herum. Dann ſprangen die Muthigen auf und verrichteten Alles, was ihnen ihr Hauptmann befohlen hatte, rüſtig legten ſie Hand an, von ſeinem Geiſte beſeelt.

Stephan Boris und Adam Otskai waren zurückgeblieben und wandelten neben einander in tiefes Geſpräch verflochten.

„Wie iſt Deine Unterhaltung mit Eliſabetha abgelaufen?“ fragte Adam.

„Beſſer als ich dachte,“ entgegnete Stephan. „Mir bangte vor der Enthüllung des Geheimniſſes, wie vor dem Tode.“

„Gewiß nicht weniger als mir,“ verſetzte Otskai, „und ich ließ Dich deßhalb allein mit Franz gehen. Um keinen Preis hätte ich dabei ſein mögen. Zumal da ſie vorgeſtern, als ich mit ihr ging, mit einer Wärme und Innigkeit von Deinem verſtorbenen Bruder ſprach, wie nie bei ſeinem Leben.“

„Sie ſprach von ihm mit Dir?“ fragte Stephan erſtaunt. „Sonderbar! „Nie hat ſie ihn bei mir nur mit dem geringſten Lobe erwähnt; höchſt ſelten wurde von ihm geſprochen.“

„Sie dauerte mich; denn ſie war entſetzlich zer-

knirscht. Wer hätte glauben sollen, daß nach so langen Jahren ihre Liebe zu ihm wieder erwachte! Ja, sie überhäufte mich mit Vorwürfen, daß ich Eure Liebe begünstigt, und Euch zur Flucht behülflich gewesen.“

„Die Zeiten ändern sich und mit ihnen die Ansichten,“ sagte Stephan. „Sieh, Adam, Du bist nun ein Greis; auch ich schreite mit starken Schritten dem Winter meines Lebens zu; die Leidenschaften, die unser Blut durchglühten, haben sich abgetobt und sind mit mancher Thorheit begraben; die wahre Beschaffenheit gewisser Dinge leuchtet uns jetzt erst recht in die Augen, da sie nicht mehr von vergänglichen und nun schon vergangenen Reizen bestochen sind. Laß es uns gestehen, Otskai, wir haben schwer an meinem Bruder gesündigt. Ich trage die größere Schuld, ich weiß es; denn er war mein Bruder, er liebte mich innig, kein Arg kam in seine reine Seele; aber er war auch Dein Gast, Du nanntest Dich seinen Freund und er war der Deine von ganzem Herzen. Du verletztest die heiligen Rechte der Gastfreundschaft schwer an ihm; Otskai, ich weiß den Grund; es ist nun ein dichter Rasen darüber gewachsen, aber Elisabetha hat mir gestanden, wie Du selbst in wilder, ungezügelter Leidenschaft für sie brannteſt. Mein Bruder hat nie etwas davon erfahren . . .“

„Ich gestehe es,“ entgegnete Otskai, mit widrig grinsendem Ton, in welchem er seine Verlegenheit verbergen wollte. Elisabetha's Schönheit erregte meine Begierden in einer Heftigkeit, die ich noch nie em-

pfunden hatte und ich ſuchte ſie zur Untreue gegen ihren Gemahl zu verleiten. Er war ein anſpruchsloſer, etwas einfältiger Mann, lebte, wie Du weißt, ſo ſtill vor ſich hin, kramte ewig im Hausweſen umher und bekümmerte ſich wenig um die Welt, ihre Freuden und Leiden. Ich ſchloß richtig, daß eine jugendliche, reizende, ſinnliche Frau ihre Rechnung ſchlecht bei ihm finden müſſe und baute darauf meinen Plan, Eliſabetha's höchſte Gunſt zu erlangen. Sie wies mich mehrere Male kalt und ſtolz zurück und wie gekränkt ich mich auch fühlte, ich ließ die Sache auf ſich beruhen und bekümmerte mich nicht mehr darum."

„Adam, ſage das nicht! War es nicht Rache von Dir — oder Schadenfreude vielmehr — oder auch das nicht, vielleicht nur eine Befriedigung Deines Unmuthes, Deines heimlichen Grolls gegen Eliſabetha, als Du in ihren Augen eine Neigung zu mir laſeſt, und nun Alles anwendeteſt, um ſie zum Falle zu bringen und uns alle Mittel zur Flucht darreichteſt?"

„Nun, was ſchadet's," lachte Otskai wieder, „die Jahre ſind lange vorüber und wir nehmen uns einander ſolch kleinen Streich nicht übel; Dein Bruder iſt lange verfault und wird im Himmel nicht an ſolche Poſſen denken. Ich war voll männlicher Kraft und hatte eine feurige, begehrliche Natur. So ſehr ich mir auch Eliſabetha aus dem Sinn zu ſchlagen ſuchte, ſo ſah ich ſie doch oft, und jedesmal entflammte ihr Anblick meine ungezügelte Leidenſchaft nur noch wilder. Nach Deinem Auftreten in Deines Bruders Hauſe be-

merkte mein ſtets lauſchendes, argwöhniſches Auge gar bald, welchen Eindruck Du auf Eliſabetha machteſt; ich wußte es eher, als ſie es ſich ſelbſt geſtand. Da gedachte ich, ihre Tugend durch Dich erſt mürbe zu machen, ihre Leidenſchaft für Dich zu ſteigern und ſie Dir in die Arme zu liefern, dann wollte auch ich mit leichter Mühe zum Ziele gelangen. Aber ich betrog mich abermals, ich hatte Eure Liebesgenüſſe begünſtigt und ging immer leer aus. Da erwachte meine Rache; ich rieth Euch zur Flucht, ich verſchaffte Euch Gelegenheit dazu, aber ich hatte den Plan, Euch an Deinen Bruder zu verrathen. Wie ſehr war ich aber überraſcht, als ich denſelben Tag auf das Landhaus hinauskam und er bereits mit ſeinem Söhnlein abgereiſt war, Niemand wußte wohin. Andere Sorgen kamen in meinen Kopf, ich vergaß das Böſe, was ich Dir und Eliſabetha in raſender Leidenſchaftlichkeit thun wollte; Siebenbürgen kam an Oeſtreich, ich mußte meine Güter laſſen und fliehen; ich fand Dich wieder, aber meine Bruſt fühlte nichts mehr als Freundſchaft für Eliſabetha, und ich that Euch Gutes. Du wirſt mir nicht zürnen, Stephan, was Jugendübermuth gethan, kann ja des Alters Ueberlegſamkeit nicht verantworten."

„O, ich vergebe Dir Alles, Adam!" ſagte Stephan weich. „Es ſollte wohl ſo ſein, ſonſt hätte ich ja damals Deinen Worten kein Gehör gegeben."

„Das Leben iſt ein toller Rauſch; Du haſt Recht, Stephan; und nur je näher wir ſeinem Ende kommen, je nüchterner werden wir. Jene Handlungen der Lei-

denſchaft liegen in ſolcher ungeheuren Ferne hinter mir, daß ſie ein dichter Nebel verhängt, und ich ſie kaum erkennen kann; ſo wollen wir denn auf ewig den Schleier der Vergeſſenheit darüber werfen!“ Mit dieſen Worten ſchritt Adam Otskai ebenfalls hinab auf das Feuer zu, Stephan folgte ihm langſamer. „Wer das könnte!“ ſeufzte er aus tiefer Bruſt. „Dieſem Manne kann ich nicht zürnen; denn ich habe noch Schlimmeres gethan als er; aber er war's, der den Funken in mein zundervolles Herz warf; er trug Holz zu und ſchürte das Feuer, daß es verderbend über unſern Köpfen zuſammenſchlug. Gott vergebe ihm ſeine Schuld, wie mir die meinige!“ Er fand die Geſellſchaft fröhlich ſchmauſend beiſammen, aber vergebens ſuchten ſeine Augen Eliſabetha darunter, vergebens fragte er ängſtlich nach ihr, Niemand wollte etwas von ihr wiſſen; endlich berichtete ein Mädchen, die in der Nähe geweſen war, als ſie ſich den beiden Frauen entdeckt hatte, daß ſie mit dieſen in die Mühle des Jezeranathals gegangen ſei. Nun erinnerten ſich Einige, ſie geſehen zu haben und die beiden Andern wurden auch vermißt. Stephan wurde durch dieſe Nachricht ſehr beſtürzt und die Ausſage des Kindes, Eliſabetha habe verſichert, ſie wolle noch vor Mitternacht wieder hier ſein, konnte ihn nicht beruhigen. Seine Beſorgniß wurde immer banger und unruhiger, es litt ihn an keiner Stelle und ſein fiebererhitztes Auge glühte troſtlos in die weite Tiefe der Nacht hinaus.

„Adam,“ ſagte er zu Otskai, „wenn nur die

Entdeckung nicht noch weit schrecklicher auf Elisabetha's Geist gewirkt hat, als ich vermuthete. Mir scheint es jetzt, als habe sie ihren stillen Wahnsinn verborgen, um uns nur desto sicherer zu entwischen; denn was hat sie in der Mühle zu schaffen? Ich fürchte, daß uns noch etwas sehr Schlimmes bevorsteht."

„Gott wende es ab!" sagte Otskai, ohne ein besonderes Gefühl in den frommen Spruch zu legen, so daß man es ihm wohl anhören konnte, es war nur gesprochen, um etwas zu sagen, und Stephan fühlte sich eben nicht davon getröstet, sondern sein Herz wurde fort und fort von den gräßlichsten Vorstellungen gemartert, die wie unheimliche Nebelbilder grinsend an seinem innern, scheuen Auge scharenweise vorüberzogen. Wie er auch rang, er konnte sich ihrer nicht entledigen, er konnte nicht zu einem festen Haltpunkt gelangen und sein gefolterter Geist schweifte unaufhaltsam im Unendlichen umher. Mehrere Schritte seitwärts im Dunkel liegend, hörte er nichts von der muntern Unterhaltung seiner Gefährten und sein Leben stellte sich ihm wunderbar rasch, aber treu in allen wichtigen Momenten dar und er mußte in kurzer Zeit alle Schrecken desselben noch einmal erdulden, während er ohnmächtig die Wonnen desselben zu erhaschen, ihnen nur mit einem wehmüthigen, schmerzlichen Blicke nachsehen konnte. So schlichen die Stunden vorüber, als hätten sie Blei in den Gliedern; unterdessen war alles Gepäcke fertig und bereit, die Tragbahren waren geflochten und die Kranken wurden darauf gebettet. Ein schöner Jüng-

ling war vorzüglich ſchwer verwundet, eine Kugel ſaß in ſeiner Bruſt; bis jetzt hatte man nur ein dumpfes Stöhnen von ihm vernommen. Jetzt, als er auf die Bahre gelegt wurde, beleuchteten die Fackeln ſein Geſicht und zeigten ein ſterbendes, ſchon gebrochenes Auge. Ein tiefes Röcheln ſtieg aus ſeiner Bruſt.

„Laßt den ſein letztes Stündlein ruhig liegen,“ ſagte Adam Otskai; „denn länger wird er's nicht machen. Grabt ihm lieber ein Grab, und Ihr habt einen weniger zu tragen.“

Die Weiber ſingen das kaum verſtummte Klagelied wieder an; von den Männern aber gingen einige mit Fackeln nach der friſch aufgewühlten Ruheſtätte der im Gefechte Gebliebenen und gruben mit ihren Säbeln ein kühles Bett in die Erde. Dann forſchten ſie in den Sternen und nahmen wahr, daß die Mitternacht da ſei. Sie kehrten zurück und verkündeten es dem tiefſinnigen Stephan. Kaum hatte er das Wort Mitternacht vernommen, als er aufſprang und, alle wirren Träume von ſich ſchüttelnd, plötzlich mit entſchloſſenem Tone ausrief: „Auf denn, Freunde und Brüder! Nehmt Eure Waffen! Noch iſt mein Weib nicht zurück, und ich ahne, es iſt ihr ein Unglück begegnet. Drum folgt mir zuerſt nach der Mühle ins Jezeranathal, wohin ſie ihre Schritte gelenkt hat!“

Da erhob der ſterbende Jüngling das Haupt und ſagte mit matter, hohlklingender Stimme in abgeriſſenen Worten: „Seht Ihr das rieſige Unheil nicht? .. Ein Nebelgeſpenſt ſchreitet es durch das Thal .. bleibt,

bleibt . . ſein Haupt mit dem verſteinernden Blick ragt in den ſchwarzen Himmel . . es ſchüttelt die ungeheuren Locken und Schrecken träufen herab in großen, blutigen Tropfen . . geht nicht hinab, ihm entgegen . . es lauert auf Euch . . mit den grimmigen, hagern Händen ſchleudert es Mord und Verderben auf Euch . . weh! weh! . . der Jammer heult durch das Thal. . . Er zerdrückt Euch mit gierigen Armen und zermalmt Eure Gebeine, daß das Thal ein blutiger Strom wird. Seine Füße ſind Flammen, und es tritt aufjauchzend ins Schloß . . und der raſende Brand leckt daran hinauf und verſchlingt Euch! Bleibt . . bleibt . . geht nicht hinab. Ich ſah . . und er ſank zurück und hauchte den Geiſt aus.

Alles hatte ſich um den Jüngling gedrängt, der dieſe furchtbaren, prophetiſchen Worte im Todeskampf ausſtieß. Nun ſtarrte Jeder die Leiche an und ſchauderte, ohne einen gräßlichen Gedanken weder ganz unterdrücken, noch ihn ausmalen zu können. Eine Minute herrſchte ein grauſiges Schweigen im engen Kreiſe, dann ließ ſich das Schluchzen der Frauen zuerſt wieder vernehmen.

„Eine böſe, ſchlimme Nacht!“ murmelte Stephan in ſich hinein, „und noch iſt ſie lange nicht vorüber; wer weiß, welche Schrecken mir noch ihr Mantel birgt.“

„Was ſollen wir beginnen?“ fragten mehrere Stimmen ängſtlich. „Dieſe Reden ſind eine böſe Vorbedeutung für unſern Zug!“ und muthlos ſchlich hier und da einer vom Haufen. Stephan bebte das

Herz noch mehr, als er dies gewahrte. Selbſt zitternd vor den kommenden Stunden, rief er ihnen doch mit erheuchelter Standhaftigkeit zu: „Wollt Ihr Euren Hauptmann verlaſſen in ſeiner fürchterlichen Noth? Weib und Kind fehlen mir, und Ihr wollt nicht mit ausziehen, ſie aufzuſuchen! Iſt das Eure mir ſo oft angelobte Treue? Iſt das Euer heiliger Schwur, den Ihr mir erſt vor einigen Stunden geleiſtet? — Von den wilden Fieberphantaſien eines Sterbenden, in denen kein Sinn iſt, laßt Ihr Euch abſchrecken! O Ihr Kleinmüthigen! Mit tapferer Hand könnt Ihr die Hölle erſtürmen und der muthige Soldat kann allen Schrecken trotzen. Ihr wollt Euch feig zeigen bei dieſem kleinen Vorſpiel? Was ſoll aus Euch werden, wenn Ihr zum großen Kampfe für das Vaterland kommt? Schämt Euch, Ungern, oder werft dieſen Namen von Euch und werdet Knechte der Oeſtreicher! Aber ich will ferner nicht Euer Hauptmann ſein. Feierlich lege ich hiermit meine Stelle nieder und irre allein in die finſtere Nacht hinaus, um mir Weib und Kind, oder den Tod zu holen.“ Thränen ſtürzten aus ſeinen Augen.

„Wir folgten Dir und ging's in die Hölle!“ riefen die beſchämten Kuruzzen wieder und griffen nach Säbel und Flinten. In wenigen Minuten ordnete ſich der Zug, Einzelne trugen Fackeln, die Frauen riefen weinend ihre Segenswünſche nach und bergabwärts bewegte ſich die grauſig beleuchtete Reihe. Schwarzer Dampf der Fackeln wirbelte über ihren Häuptern in die Nacht

hinein, immer weiter entfernten ſie ſich und die angſtvoll nachblickenden Frauen gewahrten die Fackeln nur noch einige Mal in den Krümmungen des Weges, bis ſie ganz ihren Augen entſchwanden. Dann trugen die Beherzteſten von ihnen den Leichnam des Jünglings auf der Bahre nach dem neuen Grabe, legten ihn mit frommen Gebeten und Schluchzen hinein und warfen ihn mit Erde zu. Die Andern kauerten um das verglimmende Feuer herum, Einige legten ſich zu ihren Kindern und entſchliefen, Einzelne nur wachten und überdachten den Jammer des Tages, bis auch ſie, von Müdigkeit überwältigt, die Augen ſchloſſen. Das Feuer verlöſchte ganz und die Nacht zog ihren ſchwarzen Schleier über das Gemälde.

Die frommen Bewohner der Mühle im Jezeranathale waren durch das Geſchrei der Frauen Eliſabetha's aus ihrer bangen Ruhe aufgeſchreckt worden. Die Knechte, welche die Frau mit auf das Schloß hatten bringen helfen, kehrten zurück und beunruhigten durch ihre Erzählung das Müllerpaar und ihre holde Pflegetochter noch mehr. Sophia's Herz ſchlug laut und ſchnell, eine unbeſchreibliche Angſt zerdrückte es faſt. Gern hätte ſie geweint, aber ſie vermochte es nicht, ſo weh ihr auch war. Nur die mächtige Sehnſucht nach Paul und ſeine gehoffte Wiederkehr hielten ſie noch aufrecht. Selten ſprach Clemens ein Wort, Sophia gar nicht und wenn Margaretha Beide zuweilen auch an-

regte, ſo erfolgten doch nur kurze Antworten und die alte unheimliche Stille trat wieder ein. Es war ſchier, als drücke die Luft wieder ſo ſchwül, als Abends vorher, ehe das ſchreckliche Gewitter ausbrach und Niemand wage deßhalb zu ſprechen. Der Himmel draußen war eben ſo unfreundlich, regnerig und trübe, und über die Berge hin wehte der feuchte Südweſtwind Zugo.

„Worauf warten wir noch?“ fragte endlich Frau Margaretha wieder. „Es iſt bald Mitternacht und der gnädige Graf wird in dieſer ſtockfinſtern Nacht nicht mehr kommen, mein Kind. Morgen iſt ja auch noch ein Tag, und ein recht ſchöner, lieber, ſonnenheller Tag, wie heute war. Dann wird er ſo freundlich kommen wie heute und Dich anlächeln, wie die milde Sonne, ſo wie er immer that; und wir begleiten Dich auf das Schloß, wir alten Leute, und ſehen wie Euch der alte Graf ſegnet. O ich will vor Freuden weinen und lachen, wenn ich Dich ſo glücklich ſehe, mein vielgeliebtes Töchterchen!“ Und ſchon jetzt floſſen ihre Augen über.

„O wenn ich doch erſt dieſen Morgen geſehen hätte,“ liſpelte Sophia; „mir bangt vor dieſer Nacht mehr als vor der vorigen. Ich muß immer an den Mann denken, der mein Vater iſt, und ſeit ich das weiß, kommt er mir gar nicht mehr ſo ſchrecklich vor als erſt. Nicht wahr, Vater Clemens, Ihr wollt ihm morgen Boten nachſchicken; mich verlangt's vorzüglich nach meiner Mutter.“

„Das wollen wir, mein liebes Kind,“ entgegnete

Clemens. „Es wäre aber beſſer geweſen, der junge Graf hätte ſich erſt gehörig unterrichtet, eh er ſo raſch handelte.“

„Es war ein unſeliges Mißverſtändniß,“ klagte Sophia. „Ach, und Mancher hat mit dem Leben dieſe Eile bezahlen müſſen! Meine armen Eltern, kaum nannten ſie mich ihr Kind, als ich blutig ihnen genommen wurde. Und doch war es Paul, der mich nahm, den ich erſehnte. Aber Blut floß viel, auch ſein Blut; und dieſe Nacht gemahnt mich wie ein weiter, blutiger Rachen.“

„Kind, lege Dich ſchlafen?“ ſagte die Müllerin, „Dein Kopf iſt von dem tollen Zeug all heute ganz verwirrt geworden. Du mußt ausruhen, um morgen für die Freude recht empfänglich zu ſein.“

„Ich vermag an gar keine Freude zu glauben, und deßhalb mag ich auch nicht ſchlafen gehen,“ verſetzte Sophia. „Zwar brennt das Licht recht düſter und hat einen großen blauen Hof und die Augen brennen mir auch, aber ich kann doch nicht ſchlafen, gewiß dieſe ganze Nacht nicht. Drum legt Euch nur zu Bette, gute Mutter; ſeht, der Vater iſt ſchon eingeſchlummert; ich will im Gebetbuch leſen.“ Mit dieſen Worten griff ſie nach dem alten, dicken Buch mit ſilbernem Schloß, und ſchlug es auf, indeß Margaretha ſich zum Niederlegen anſchickte. Aber kaum hatte Sophia einige der großgedruckten Zeilen überleſen, als der Steg draußen knarrte. Schnell wandte ſie ſich zum Fenſter, durch das ein heller Schein in die Stube fiel,

öffnete es und erkannte mit Freuden ihren Paul und ſeine Jäger.

„Ich wußte es wohl, daß Du noch kommen würdeſt,“ rief ſie ihm in den Garten hinaus zu, „deßhalb bin ich auch nicht ſchlafen gegangen, ſo ſehr es die Mutter wünſchte.“

„Es iſt recht gut, wenn Ihr noch Alle munter ſeid; denn ich brauche Euch Alle,“ verſetzte Paul und war ſchon in der Thür. Sophia eilte ihm entgegen und ein zärtlicher Kuß vereinigte Beide auf der Schwelle.

Paul war nicht aufgelegt, erſt die Neugierde der Müllerin zu erregen und dann mit einer langen Erzählung des Vorgefallenen zu befriedigen, auch drängte ihn die Zeit zu ſehr; deßhalb berichtete er nur kurz, daß Sophia von ihren Pflegeeltern Abſchied nehmen möchte, weil die ganze Familie auf dem Schloſſe noch in dieſer Nacht abreiſen wolle.

Beſtürzt blickten ſich die Müllerin und Sophia an und keine vermochte anfangs ein Wort zu ſagen.

„Eile, theure Sophia,“ ſagte Paul treibend, „vielleicht kehren wir bald zurück; der Vater will Dich als ſeine Tochter anerkennen; er hat es ſchon gethan, aber er macht die Abreiſe in einer Stunde zur unerläßlichen Bedingung. Er hat ſeine Gründe dazu und auch Du wirſt ſie erfahren.“

„So ſoll ich doch von meinem Thale, das meine Welt geworden iſt, von meiner geliebten Mühle, von meinen lieben, guten Eltern gehen!“ rief ſie vom

Schmerz überwältigt aus. „O Mutter, Mutter, ich ſoll von Euch ziehen!“

„Das Weib muß ihrem Manne folgen,“ tröſtete dieſe, aber die hellen Thränen liefen ihr dabei die Wangen herab und ihre Stimme ging in ein lautes Schluchzen über. Dann ging ſie zu dem großen Lehnſtuhl, in welchem der alte Müller eingeſchlummert war, und rüttelte ihn mit den Worten auf: „Clemens, willſt Du denn nicht Deiner Sophia ein Lebewohl ſagen?“

„Ein Lebewohl?“ rief dieſer, wie von einem böſen Traume aufgeſchreckt, „was ſoll das bedeuten?“

„Sophia muß uns verlaſſen, vielleicht auf ewig verlaſſen.“

„In dieſer böſen Mitternacht! Nein, mein Kind, ich kann Dich nicht ziehen laſſen. Eine Stimme hat mir jetzt im Schlafe zugeflüſtert, ich ſoll Dich feſthalten.“

„Es iſt einmal beſchloſſen, daß wir ſie heute verlieren ſollen,“ meinte Margaretha, „deßhalb ſträube Dich nur nicht, und überlaſſe ſie dem Grafen, der ſie auf das Schloß ſeinem Vater zuführen will.“

„Um Gott, mein Kind,“ flehte der Müller, der ſich erhoben und Sophia's Hände gefaßt hatte, „bleibe nur dieſe Nacht! Es könnte Dir ein Unglück widerfahren.“

„Wir müſſen jetzt gleich fort,“ erwiederte Paul. „Nicht eine Minute bleibt uns übrig. Mein Vater hat befohlen; deßhalb macht den Abſchied kurz! Seid

übrigens verſichert, daß Sophia bei uns gut aufgehoben iſt. Es wird ihr fürwahr kein Leid widerfahren.“

„So laß ſie ziehen, obgleich's mir das Herz zerreißt,“ jammerte die Müllerin. „Wir wiſſen ja, wie ſehr ſie der Graf liebt.“

„Das iſt mir ein ſchlimmer Handel in dieſer Nacht!“ brummte Clemens unwillig. „Nun, Ihr bringt mir das Mädchen ab und der Graf hat über mich zu gebieten, aber ich ziehe meine Hände zurück, komme es auch, wie es wolle. Geh mit Gott, Sophia, und liebe Deinen Gemahl, wie Du uns geliebt haſt, möge er Dir nur auch ſo vergelten, wie wir Deine Anhänglichkeit vergolten haben. Es macht mir vielen Schmerz, daß Du mir die Augen nicht zudrücken kannſt, wie ich ſtets gewünſcht und gehofft habe, aber des Herrn Wille geſchehe.“ Seine Stimme war ſchwankend geworden, weinend warf ſich Sophia an ſeine Bruſt, die Müllerin ſtöhnte laut auf und Paul wiſchte ſich eine Thräne aus dem Auge. Aus Clemens Armen fiel ſie in die ſeiner alten Gefährtin. „O, leb' wohl! leb' wohl! ſei glücklich, meine Tochter, wie Du es verdienſt!“ rief dieſe. „Zwar hab ich Dich nicht unter meinem Herzen getragen, aber Du gehörteſt ihm eben ſo gut an. Nun bleib ich allein und ohne Stütze zurück; unſer Haus wird verödet ſein. Doch der Herr und ſeine Heerſcharen begleiten Dich! Täglich und ſtündlich werde ich von Dir ſprechen und Dich nie aus dem Sinne laſſen. O, daß ich den Schmerz der Trennung zweimal an demſelben Tage erleben muß! Die Hand des

Herrn trifft mich ſchwer, doch auch ich ſage: ſein Wille geſchehe!“ Und Küſſe mit Thränen vermiſcht, drückten noch Wangen und Mund des holden Engels, der faſt in Wehmuth verging. Da faßte Paul ihre Hand und mahnte ſie an Eile. Noch tönte ein mehrfaches Lebewohl von beiden Seiten und Sophia verſchwand durch die Thür. Das betrübte Paar begleitete das ſcheidende, Paul nahm mit kurzen herzlichen Worten Abſchied, die Jäger nahmen beide in die Mitte, die Fackeln leuchteten voran und ſie gingen über den Steg. Margaretha weinte ihnen noch lange nach, bis ſie hinter dem Bergvorſprung verſchwanden; dann trat ſie wieder mit niedergeſchlagenem Blicke in die Stube und fand ihren Mann ſchluchzend im Lehnſtuhle, das kummerſchwere Haupt auf den Tiſch herabgebeugt.

„Warum nur der alte, wunderliche Graf heut Nacht verreiſen und auf ſo lange Zeit ſein Schloß verlaſſen will?“ ſagte die Frau.

„Mir graut vor dieſem nächtlichen Verkehr, wie vor dem Grafen,“ verſetzte Clemens und richtete ſich auf. „Was wollen wir nun ſagen, wenn Stephan Boris wiederkehrt und nach ſeinem Kinde fragt? Wir können ihn nicht mehr nach dem Schloſſe weiſen.“

„Vor dem iſt mir nicht bange, er wird ſie ſchon finden und froh ſein, daß ſie einem ſo reichen Grafen vermählt iſt.“

„Ich zweifele ſehr daran.“ —

„Nun, Alter, leg Dich ſchlafen; es iſt lange Zeit

dazu geweſen und wir haben nun keine Tochter mehr zu bewachen.“

„Nicht ſchlafen, noch wachen mag ich mehr, Mutter. Mit dem holden Kinde iſt mir alle Lebensluſt fortgezogen. Wohin ich ſehen werde, wird Alles leer und öde um mich her ſein. Aus jedem Winkel wird's mir zurufen, daß ich zeitig mein Haus beſtellen ſoll; denn nun blühet mir doch keine Freude mehr auf Erden.“

„O Clemens!“ jammerte die Frau, „willſt Du die Wunde, die mir des Schickſals Hand heute zweimal unbarmherzig ſchlug, auch noch vergrößern? Von Dir erwartete ich Standhaftigkeit und Troſt und nun erliegſt Du ſelbſt den grimmen Schmerzen um die verlorene Tochter.“

„Kann ich es denn ändern? Alle Freuden, die ich ſeit vielen Jahren genoß, empfing ich aus der Hand des guten, holden Kindes, das uns der Himmel wie einen Engel ins Haus geſendet hatte. Alle Mühen des Tages und den harten Streit der arbeitvollen Stunden verwandelte ſie mir in Ergötzung; das Leben hatte gar keine Laſt mehr für mich. Nun aber bricht es wie Felſen über mich herein und wird das alte, lange ſchon morſche und zerbrechliche Haus zerdrücken.“

„Wirſt Du denn dieſen Mangel mehr verſpüren, als ich, Clemens?“ verſetzte Margaretha und trocknete ſich die Thränenfluth. „Mein eigenes Kind wurde mir vom Himmel genommen; ich murrte nicht darüber; denn der nahm es ja, der es gegeben hatte, ja der mir im Voraus ſchon durch Sophia Erſatz verliehen

hatte. An meinen Brüſten trank ſie, und ſüße Täuſchung ließ mich in ihr die eigene Tochter gar bald ſehen. Die innigſte, reinſte Mutterliebe hat ſie groß geſäugt, die Mutterfreude hat ſie aufgezogen, und ſo hab' ich mich in das liebe Kind ganz hineingelebt, ja ſie iſt gleichſam ein Theil meiner ſelbſt geworden. Wo ich ging und ſtand, da umgab mich ihre kindlich-zärtliche Sorgfalt, und aus der Geſchäftigkeit ihrer Hände that ſich die treue Liebe zu mir kund; denn mit Innigkeit umfaßte ſie des Hauſes vielſeitige Geſchäfte und Alles war vollbracht, eh' ich es noch ahnen konnte."

„Nun haben meine Tage keinen Klang mehr für mich," ſeufzte Clemens wieder. „Mit ihrer reinen Engelſtimme ſchmückte und ergötzte ſie mein Alter. Nun iſt das Thal verſtummt und die Berge geben das Echo nicht mehr zurück. Kein unterhaltendes und belehrendes Wort fließt mehr von ihren Lippen. Wie oft hat uns hier der Mond aufgeſucht, wenn ſie uns von großen Helden der alten Zeit und von mancher Wiſſenſchaft und Kunſt vorerzählte, was ſie vom Grafen und dieſer von ſeinem Hofmeiſter gelernt hatte. Da flogen mir die Stunden hin, ich konnte es nicht begreifen; nun werden ſie ſich mit Centnergewichten an den Füßen träge hinſchleppen."

„Nun, leg Dich nur zu Bette, Alter, und verſchlafe den Kummer. Troſt kommt über Nacht."

„Ja, ja, ins kühle Bett will ich mich bald legen und allen Erdenkummer verſchlafen. Das wird mein beſter Troſt ſein." Und er erhob ſich langſam und

ſchwankend, die alterſchwachen Glieder nach der Ruheſtätte zu tragen. Da erſcholl draußen ein Rauſchen, Murmeln und Flüſtern, Fußtritte und dann einzelne Worte ließen ſich vernehmen, der Steg krachte, als wollte er zuſammenbrechen, und durch das Gärtchen ſchritt's mit ſicherem, gewaltigem Tritte, eine ſtarke Hellung fiel durch die Fenſter in die Stube und bald klopfte man ungeſtüm an die Thür.

„Herr Gott, ſteh uns bei!“ rief Margaretha angſtvoll, „was iſt das wieder? Das bedeutet nichts Gutes! Was werden wir in dieſer Nacht noch Alles erleben müſſen?“ Und immer ſtärker wurde an die Thür geſchlagen.

„Ich gehe zu öffnen,“ ſagte Clemens, „ſei es, was es wolle; wir ſtehen in Gottes Hand.“ Und er wankte nach der Thür, ſchob den Riegel wieder zurück und öffnete. Haſtig trat Stephan Boris herein; hinter ihm ſtanden einige der ſtärkſten Kuruzzen mit bloßen Säbeln, er ſelbſt hatte die Piſtole in der Hand.

„Wo iſt mein Weib? Wo iſt meine Tochter?“ fragte er den Müller mit barſcher Stimme und hielt ihm die Piſtole entgegen. „Alter Graukopf, Du haſt ſie mir ſtehlen laſſen, Du haſt mich an die deutſchen Hunde verrathen.“

„So wahr mir Gott helfe!“ ſtammelte der Müller, „ich that es nicht. Der junge Graf iſt Euch ohne mein Wiſſen nachgeſetzt und erſt dann, als er Sophia wieder in die Mühle brachte, konnte ich ihm Alles erklären; denn er hielt Euch für Räuber . . .“

„Und wo iſt Sophia?“

„Noch keine Viertelſtunde iſt's, als der junge Graf ſie auf das Schloß abholte; wenn Ihr eilt, trefft Ihr ſie noch auf dem Wege. Der junge Graf freut ſich ſehr auf Euch und will Euch um Euren Segen bitten; denn Sophia iſt ſeine verlobte Braut. Er wird ſich ſehr freuen, wenn Ihr kommt; denn er will noch dieſe Nacht mit ſeinem Vater und Sophia nach Deutſchland reiſen.“

„Ei das iſt ja vortrefflich, alter, ſchurkiſcher Kuppler!“ brüllte Stephan. „Da kommen wir ja recht zur gelegenen Zeit. Aber Du ſollſt Deinen Kuppelpelz haben; Du haſt ſie dem deutſchen Schelm verkauft, wir wollen noch was dazu legen.“

Der zum Tod erſchrockene Müller wollte antworten, aber einige Stöße mit dem Kolben der Piſtole verhinderten ihn daran.

„Wo iſt mein Weib?“ ſchrie Stephan zornglühend.

„Edler Herr!“ jammerte Clemens, „wie könnt Ihr mich ſolches fragen. Ich weiß von Eurer Gemahlin nichts.“

„Nichts!“ donnerte der Kuruzzenhauptmann fürchterlich. „Schurke, ſie iſt in die Mühle gegangen. Wo habt Ihr ſie?“

„Jeſus, Maria und all ihr Heiligen!“ kreiſchte Margaretha dazwiſchen. „Unſere Knechte haben ja eine ohnmächtige Frau, die draußen auf der Straße gelegen hat, auf Befehl des alten, deutſchen Grafen aufs Schloß tragen müſſen, das wird ſie geweſen ſein.

Eilt nur dorthin, Ihr werdet Mutter und Tochter finden und die Freude wird groß ſein über Eure Ankunft.“

„Meinſt Du, alte Hexe?“ hohnlachte Stephan. „Alſo auch ſie habt Ihr verrathen? Auch ſie an die Deutſchen verkauft? Ihr habt den Tiger gereizt, nun fühlt auch ſeine Wuth!“ Und das Pulver blitzte auf der Pfanne, ein gräßlicher Knall erfüllte den kleinen Raum, Pulverdampf verhüllte die Scene. Die erſchreckten Knechte ſprangen aus ihrer Kammer mit Aexten und Hauen bewaffnet. Margaretha ſchrie laut auf und ſtürzte über Clemens her, der in ſeinem Blute ſchwamm. Vier ſtämmige Knechte ſtürmten auf die Kuruzzen ein und Stephan erhielt einen Schlag über die Schulter, aber noch erreichte er glücklich die Thür und den Garten; denn auf einen ſolchen Angriff nicht gefaßt, hatte er weder den Säbel, noch die andere Piſtole gezogen. Die hinter ihm ſtehenden Ungern vertheidigten ſich gegen die Knechte, aber wie verheerende Rachegötter ſchritten dieſe einher und rechts und links ſtürzten die treuen Kuruzzen, die Schädel gräßlich geſpalten von den übermächtigen Schlägen der Aexte; aber immer neue drängten nach, die Fackelträger erſchienen und von hinten ziſchten die Kugeln nach den Herzen der Knechte, die jetzt ſichtbar geworden waren. Sie fielen alle, aber wie Todesengel hatten ſie in dem Häuflein gewüthet. Es war kein Feind mehr zu beſiegen und Stephan trat mit zwei Fackelträgern in die mit Leichen überſäete Mühle. Das Röcheln der Sterbenden hallte ihm entgegen; der Fackelſchein erhellte

ſparſam ſchauerlich das neue Todesfeld. Clemens Haupt war von der Kugel zerſchmettert, Margaretha lag über ihm her; auch ſie hatte der Schrecken getödtet. Die verwundeten Ungern wurden beleuchtet, aber an Heilung war nicht zu denken; denn die Köpfe waren alle zerſchlagen und geſpalten.

„Werft ſie in das Neſt hinein,“ ſagte Adam Ottokai, der ſie betrachtet hatte, „und zündet es über ihnen an, ſo bringt Ihr ihnen ein feierliches Todtenopfer und beſtattet ſie recht kriegeriſch, wie die alten Römer.“

Schnell wurde ſein Gebot ausgeführt; die blutenden Leichen alle in der Hausflur zuſammengeſchichtet, ſo daß das Blut in kleinen Bächen rann; eine Fackel in das dürre Reisholz unter das Gebälk geſchleudert, griff raſend ſchnell mit ihrer Flamme um ſich; der Wind blies luſtig hinein und bald umarmte die praſſelnde Flamme das kleine Haus und ſtreckte gierig hundert glühende Zungen hervor, um die dürre Holzſpeiſe und mit ihr die blutigen Opfer zu verſchlingen. Die Nacht wurde weithin hell von der lohen Gluth.

„Wir haben daran nicht wohl gethan,“ ſagte Stephan; „denn auf dem Schloſſe und in Ottochacz wird man das Feuer ſehen und Lärm ſchlagen.“

„Drum gilt jetzt die ſchnellſte Eile,“ entgegnete Ottokai, „daß wir die Vögelein fangen, eh's die Leute merken. In einer halben Stunde müſſen wir die Frauen haben und auch ſchon wieder aus dem alten Steinhaufen heraus ſein. Während nun die Aufmerkſamkeit der Einwohner auf die brennende Mühle ge-

richtet iſt; fliehen wir derweil durch das andere Thal wieder in das Gebirge.“

„Ja haut, ſchießt und bohrt nieder, was Euch in den Weg kommt und nur eine Miene zum Widerſetzen macht!“ rief Stephan den Ungern zu, die bis auf dreißig und einige zuſammengeſchmolzen waren. „Ich habe nun Blut geſehen und bin wieder der Tiger. Setzt Euch in Trab! Wir wollen den Weiberdieben die Suppe verſalzen. Ihre Köpfe ſollen ungriſche Säbel fühlen und unſere gefallenen Brüder eine ſchöne Rache haben.“ Und ſeinen Säbel ſchwingend, daß er ziſchend die Luft durchſchnitt, begann er ſelbſt den Lauf und Alle folgten ihm jauchzend, und vor wilder Mordgier lechzend. —

Paul und Sophia waren einige Zeit ſchweigend neben einander gewandelt; dann begann er mit zärtlicher Stimme: „Folgeſt Du mir auch gern, geliebte Sophia, in das entlegene Deutſchland?“

„An das Ende der Welt, wenn Du es verlangſt,“ verſetzte die Zärtliche.

„Aber wenn ich nun nicht Dein Gatte würde und es auch nie werden könnte, wollteſt Du auch dann noch mir folgen und mich nie verlaſſen?“

„Mein höchſter Wunſch, ſo lang ich lebe, wird ſtets der ſein, mit Dir vereint zu leben; ja ohne Dich leben, wäre mir nichts, das weißt Du ja. Nie verlangte ich Deine Gattin zu heißen, was nützte mir auch dieſer Name? Er kann mein Herz nicht feſter an das Deinige binden. Meine Liebe verlangt nichts

weiter, als die ſchöne Erwiederung, die ſie ſtets bei Dir gefunden. Die Töne Deiner Bruſt klingen ſo rein, voll und lieblich in der meinigen wieder, ich verlange keinen Genuß weiter auf Erden, als daß auch Dein Herz das meinige immer verſteht und ihm ſeine zarten Laute zurückgibt."

„Ja, das wird es! das ſoll es ſtets! Kein menſchliches Schickſal ſoll uns wieder trennen, als der Tod, das letzte und gewaltigſte aller Schickſale. — O Sophia, freue Dich, ein heiliges, enges Band iſt ſchon um uns geſchlungen! Du holde, beſcheidene Jungfrau! Du Flügelbote des Himmels, nicht geſchaffen für irdiſche Wünſche und Bande! Wie nah war ich daran, Deine Engelreinheit zu beflecken! Nun aber biſt Du mein, mein ohne einen Zuſatz niederen Verlangens. Rein, wie Du, kann ich den Flug mit Dir wagen, Du hehrer Genius, der in die Nüchternheit meines Lebens alles Hohe und Himmliſche herabzieht. O wie ſeh ich ſchon im Geiſte die Räume ſpäterer Tage mit den heitern, reinen Geſtalten ausgefüllt, die Du aus Deiner reinen Bruſt hervorzauberſt! Wie ſeh ich uns von Tönen umklungen, zart und innig, wie Du ſelbſt, ſüße Kinder Deiner harmonienreichen Seele! Wie ſeh ich mich von Farben zauberiſch umſchmückt, die Du geſchaffen und hervorgerufen! O, unſere Liebe wird heilig ſein, wie die der Engel! — In die ſchöne Schweiz will ich Dich führen, da gibt es auch Thäler, wie unſer Jezeranathal, da ſtehen auch Berge, die das Abendroth vergoldet, wie unſere, aber höher und majeſtäti-

ſcher, als ſie. Dort finden wir unſere Heimath wieder, dort wollen wir auf die Alpen ſteigen und dem Geläute der Herden horchen und der ſingenden Schalmei, dort will ich wieder Flöte blaſen und Du wirſt dazu ſingen. O eile, eile!"

„Wie Deine Schweſter will ich Dich lieben, noch reiner, noch ſtärker!" verſetzte Sophia und umſchlang ihres Freundes Hand.

„Ja Du meine Schweſter, ich Dein Bruder!" rief Paul und ſank wonneberauſcht an ihre Bruſt. „Eile, eile, daß Du das ſüße Geheimniß erfährſt im Schloſſe aus meines Vaters Mund! O, es drückt mir faſt das Herz ab!"

Und flüchtiger eilten ſie und ſchon erhob ſich der Schloßberg vor ihnen und von ſeinem Scheitel herab blickte ihnen durch die dämmerige Nacht das weiße Schloß entgegen; da wurde es plötzlich ſo hell um ſie und überſtrahlte das Licht ihrer Fackeln. Die Jäger wendeten ſich um und riefen ſogleich den Grafen an. Der ganze Himmel war blutroth und hinter dem Vorſprung des Berges, der die Krümmung des Thales veranlaßte, ſchlug die Flamme herauf und ſtieg immer höher.

„Heiliger Gott, erbarme dich! das iſt die Mühle!" jammerte Sophia. — Paul ſtand wie vom Blitz getroffen, er konnte in der Eile keinen Entſchluß erringen; ſollte er umkehren, dem Müller beiſtehen und Sophia verlaſſen, oder ſie erſt auf das Schloß bringen? — Raſch griff er nach einer Fackel und ſagte zu den Jä-

gern: „Eilt Ihr zurück und löscht das Feuer oder rettet die Habe; ich will Sophia schnell hinausbringen und Euch mit mehr Leuten sogleich nachfolgen.“ Die Jäger thaten, wie ihnen befohlen war; schon waren sie in der Nacht verschwunden, als das beängstigte Paar einen Schuß und Säbelgeklirr hinter sich vernahm. Unglückahnend und angstbeflügelt wollte ihr bebender Fuß den Berg erklimmen, da brauste es hinter ihnen her wie ein unheilvoller Gewittersturm und schnappte nach ihnen wie Hunde mit blutigen Rachen. Sophia klammerte sich fester an Paul an, als ahne ihr das Schrecklichste, aber schon waren ihnen die wüthenden Ungern auf den Ferſen.

„Da sind sie!“ riefen mehrere Stimmen aufjauchzend.

„Nieder mit dem Buben!“ brüllte es hinten. Sophia schrie laut und entsetzlich auf; sie wurde von ein Paar Armen kräftig umschlungen und rückwärts gezogen, Paul warf die Fackel weg und wollte sie losreißen, da rollten Stephan Boris Augen glühend gräßlich auf ihn und des zornschnaubenden Hauptmanns Dolch fuhr dreimal rasch nach einander in des unglücklichen Pauls Brust. Und zehn Dolche kühlten darin ihre Mordgier und färbten sich mit des edlen Jünglings Blut. Die Fackeln machten einen Kreis um den Ermordeten, der sich am Boden in seinem Blute wälzte. Nach einigen Augenblicken war sein Todeskampf überstanden, er zuckte nicht mehr. Er lag auf dem Rücken, das Haupt auf einen kleinen Erdhügel

geſtützt, dicht am Fuße des Berges. Die milden, ſchönen Züge hatte der ſtarre Tod berührt, das ſonſt blühende Geſicht war bleich. Die Fackeln goſſen ihren blutigen Schein auf die blutige Leiche des edelſten Jünglings.

„Der hat genug!“ ſchrie Stephan Boris und ſchaute ihm ins Geſicht, da fuhr er entſetzt zurück, und ſah noch einmal hin, und entſetzte ſich noch mehr. Wankenden Schritts ging er vorwärts auf Adam Otskai zu, faßte ihn wild beim Arme und kreiſchte ihm fürchterlich ins Ohr: „Höre, der Teufel hat uns einen fürchterlichen Streich geſpielt, das iſt mein Bruder, den ich erſtochen!“

„Du biſt wohl toll geworden?“ lachte ihn Otskai an. „Der kleine Spaß bringt Dich ſo gewaltig aus dem Text, daß Du einen jungen Buben für ein Geſpenſt der Hölle anſiehſt.“

„Nun geh nur und ſieh ſelbſt,“ ſagte Stephan matt. Da riß Otskai einem Andern die Fackel aus der Hand, rennte nach dem Leichnam hin, leuchtete herab und ſtierte in ſein Geſicht, da ſchauderte auch er zuſammen; ſein großer Mund verzog ſich und das lange, hagere Geſicht wurde zur Fratze. Doch ſammelte er ſich ſchnell, kehrte zurück und ſagte zu dem bebenden Boris: „Ich habe den Burſchen ſchon mehr geſehen, wie Du weißt und mir iſt nichts an ihm aufgefallen. Seit er kaltes Eiſen gekoſtet hat und ſein Geſicht wie ein Talgklumpen geworden iſt, hat er allerdings einige Aehnlichkeit mit Deinem blaſſen Bruder. Gott habe Beide ſelig! — Macht, daß wir hinauf kommen in das alte

Eulen- und Mauseloch, sonst wird's mir selbst nicht wohl bei der Sache! Drei sind ihrer nun schon weniger, ich denke, wir werden keinen harten Strauß haben." — Und wie Gemsen kletterten die Kuruzzen den Berg hinan und schleppten und rissen die ohnmächtige Sophia mit sich fort. Eben erhob sich die Scheibe des Mondes hinter düsterem Gewölke, sie war auch blutig gefärbt, wie der geschehene Mord. Düster beleuchtete sie den schönen Jüngling.

Der alte, deutsche Graf, oder vielmehr der ungrische Edelmann Christoph Boris, schritt wieder heftig im Saale auf und nieder, als ihn sein Sohn verlassen hatte. Dann rief er den Dienern zu: „Habt wohl acht auf den italienischen Kaufmann, und Du, Haschan, geh hinauf zu der schönen Frau. Wenn sie sich ungeberdig stellt, so rufe mich." Und alle wichen von ihm. „So senkt sich denn meine Sonne allmählig," murmelte er vor sich hin; „viel hat sie auf meinen kummervollen Pfad nicht geleuchtet und nun noch zuletzt gibt sie mir einen recht argen Stich auf den kahlen, schutzlosen Scheitel. Nachher, nachher — so hoff' ich — sollen mich noch einige ihrer letzten Strahlen laben; aber ich hoffe es nur! Lacht nicht ein widriges Gefühl meiner Brust dieser Hoffnung Hohn? — Zwar naht der Abend, die süße Zeit der Ruhe; auch ihn wird mir die Erinnerung vergällen; der bittere Nachgeschmack jener herben Frucht, die mir das Leben zum Genusse

darbot, wird mir alle Luſt verſalzen. — — Geduld! Geduld! Die Nacht bricht ja bald herein, um mich von aller Angſt, von aller Laſt des Tages zu erlöſen. — Hu! er war nichts als ein ſchrecklicher Gewitterſturm. Die Windsbraut wüthete in dem Blüthenſegen, der um meine Jugend wucherte; und die gräßliche Wucht des Hagels zertrümmerte meine Saat, die mir auf den weiten Feldern entgegengrünte, auf den Feldern, die mich anlachten, die ich mit lebensfrohem Schritte zu durchwandern gedachte. Ungern ging unter, meine Saat erlag dem Sturm, die mir eine ſo reiche Ernte verſprach und kein Aehrenkranz ſchmückte meine Schläfe. Da klammerte ich mich immer noch muthig an die Liebe; ſie ſollte mich aufrecht halten und alles Andere ließ ich untergehen. — So faßt der Segler das letzte Bret des Schiffes, das in des Meeres Grund ſank, krampfhaft und ſteuert damit der Küſte zu. — Die Liebe ſollte mir Balſam in die Wunden träufeln, die mir gierige Tyrannei ſchlug; ſie ſollte mir Erſatz ſein für alle Schmerzen. O, ich armer Betrogener! Glücklich war ich in meinem Wahn; aber wie ſchrecklich wurde ich enttäuſcht! Ein Blitzſtrahl ſchlängelte ſich aus heiterem, blauem Himmel auf mein ſchuldloſes Haupt herab, warf mich zu Boden und beraubte mich der Sinne. Treulos flohen die letzten, ſchönſten Freuden von mir, treulos flohen die Geliebten, denen ich mein ganzes Herz dargereicht hatte, und ließen mich einſam, der ich vom ungeheuren Strahl erblindet war, die wüſte Straße ziehen. Keine Blume blühte mir in dieſer Wildniß;

Steine und Dornen zerfleiſchten meinen Fuß, grimme Schmerzen meine Bruſt. — So liegt mein elendes Leben hinter mir, ein krüppelhaftes, mißgeſtaltetes Weſen, eine abſcheuliche Mißgeburt, das Zerrbild eines hohlen, wilden Fiebertraumes. O Jammer, Jammer über dies Erdenleben! Blind, verwirrt, toll und raſend iſt die Menſchheit. Uns hat zur Strafe unbekannter Sünden ein erzürnter, ſtrenger Gott als ein Spiel tollhäusleriſchen Wahns und gieriger Leidenſchaften auf dieſen Ball herabgeſchleudert. Ja, wir ſind gefallene Engel; denn noch iſt uns von jener entzückenden, reinen, ſeligen Harmonie des Himmels ein Ton in der Bruſt zurückgeblieben; aber dieſen ſchwachen Klang überſchreit und betäubt der Entſetzenston, der ſinnempörend aus der Hölle herauf in unſer Herz dringt, und uns wie ein gellendes Hohngelächter durchraſ't, daß uns Mark und Bein erbeben, wenn wir einmal vom tollen Tanze zur Beſinnung kommen und darauf Acht haben. In blinder Wuth wühlt ſich der Sohn der Erde im eigenen Fleiſche und zehrt ſich in namenloſer Qual ſelbſt auf, und greint dazu und macht ſich weis, das ſei doch ein recht artiges Spiel und ergötze die Sinne gar anmuthig; er ruft auch wohl Andern zu und preiſt's ihnen lachenden Mundes an und verlockt ſie zu gleicher Schändung des eigenen Leibes. Aber dieſes Lachen iſt gräßlicher Todeskrampf, iſt Unnatur, iſt Blendwerk der Hölle! — — Wie ſich das ſo luſtig drängt und treibt um lauter dunſtige Truggeſtalten, um Nebelfratzen, die uns der tolle Wahn als das höchſte

Gut vor die Blicke zaubert. Mit Farben, glühenden, lebendigen, schönen Farben, bunt, herrlich, zierlich, — o wer wüßte die klingenden Worte alle — sollen sie geschmückt und ausstaffirt sein, so meinen wir — aber es ist die fieberische Gluth des erhitzten Auges, das jenem hohlen Nichts die Pracht andichtet, in diesem kranken Auge, in dem brennenden Gehirn des Schädels erzeugt sich diese trügerische Schönheit! — und so entsteht dann das vielverworrene, durch einander kreuzende Thun und Schaffen, die wilde Wuth wird so erzeugt, der zornentbrannte Streit so geboren, der sich als ein schlangenhaariges Ungeheuer selbst auffrißt; so Heimtücke und Betrug, der gierige Mord, der die vergiftete Spitze seines Dolches von hinten in das Herz der Unschuld bohrt. — O wie so einfach und deutlich hat uns jene ewige Macht das höchste Gesetz der Sitte ins Herz geschrieben, so daß Jeder diese Züge sehen und lesen kann; den Richter unserer Handlungen hat sie weise in uns gesetzt mit einer strengen Wage! Aber die Rasenden verhüllen jene Schrift mit dichten Schleiern, übertäuben die Stimme des Richters mit tollem Toben und Schreien. — O, wenn sie ihm gehorchten! Wenn sie seinen Mahnungsworten folgten! Er führte sie zum Lande des Lichtes zurück, aus dem sie ausgestoßen wurden, und söhnte sie wieder mit den heiligen Wesen, ihren ehemaligen Brüdern, aus, die sie mit reiner Geisterwonne umfangen würden. Doch Tausende — wehe! wehe! Viele Tausende hält die Hölle mit ihren Netzen umgarnt und malt gar bunte Bilder mit ihren zau-

teriſchen Künſten auf die ſchwarze Decke, die über ihrem fürchterlichen, bodenloſen Abgrund liegt, und ſtickt ſie mit lockenden Blumen und ſinneſchmeichelnden Geſchichten. Und oben darauf tanzt das Heer der ſchöngeſchmückten, reizenden Leidenſchaften, die werfen ihre buhleriſchen Blicke umher und rufen mit Sirenenſtimmen. Keck fordern ſie die ſchwachen Hirnkranken zum loſen, üppigen Kampfe heraus; dieſe nehmen es an, betäuben ſich im wilden, betrüglichen Spiele, ſind ſcheinbar Sieger, die Geſtalten der Hölle fliehen, raſend ſtürzen die Menſchen nach, ſich noch mehr an ihnen und den ſchönen, bunten Bildern zu ergötzen. Da weicht die falſche Decke unter ihren Füßen, ins Bodenloſe hinab ſtürzen die Getäuſchten, und die Teufel grinſen, die Engel aber weinen über den Gefallenen. — Fließt, blutige Thränen, bis eure Schleußen vertrocknet ſind! Strömt! Denn auch ſie ſind gefallen, die mir auf der Welt die Theuerſten waren. Die heiligſten Bande der Natur und des Blutes umſchloſſen uns — Weib, Bruder. — — Gibt es feſtere Feſſeln, als die, womit mein Herz an die ihrigen geknüpft war? Aber da blendet ſie die Hölle und die Namen Gattin, Mutter, Bruder vermögen nichts mehr über ſie. Gleichgültig zertreten ſie mir das treue Herz. — O, ich habe keinen Fluch auf ſie geladen und nun kommt doch einer über ſie, den die böſe That als Kern in ſich ſchließt. Ja, grabt ſie nur in die Erde, der Kern fängt an zu keimen und kriecht hervor und grünt und wird ein Baum, der giftige Früchte trägt, die ihr nach langen Jahren

verzehren müßt. Da liegt nun das Jammerweib, die ich einſt ſo inbrünſtig umarmte, und ein Wiederhall des Poſaunentons am Tage des Gerichts wühlt ſich durch ihre Ohren ins Gehirn und frißt es auf! — — Nein, ich will ſie nicht richten! Ihren Brautſchmuck will ich ihr wiedergeben, ihr ihre Kinder zeigen, und ſie mit ihnen auf ewig verlaſſen. — —"

In dieſem grauſenhaften Selbſtgeſpräch wurde der Greis durch Haſchans haſtigen Eintritt unterbrochen. Der Diener war bleich wie ein Geſpenſt und ſah ſehr verſtört aus.

„Heiliger Gott!" rief er dem Grafen entgegen, „das geht ſchlimm zu mit der Frau. Helft, gnädiger Herr, wir können ſie nicht mehr zwingen und erhalten. Sie hat ihren Verſtand rein verloren; auch nicht ein Fünkchen iſt mehr davon da. Dabei iſt das Schlimmſte, daß ſie tobt, ſchreit, von Mord und Brand wie in prophetiſcher Raſerei ſpricht und durchaus zu ihrem verſtorbenen Gatten will, deſſen Geiſt ſie geſehen zu haben behauptet. Kommt alſo . ."

Da wurde die Thür gewaltſam aufgeriſſen, daß die Angeln kreiſchten und die Breter krachten; der alte Diener wich vor Angſt und Beſtürzung zurück, die langen, dürren Hände weit vor ſich hin ausgeſpreizt, die Haare geſträubt, die Augen weit aufgeriſſen; des Grafen Blicke waren ſcharf auf die Thür gerichtet, durch die Eliſabetha mit fliegenden Haaren und entblößtem Buſen wie eine Furie herſtürzte. Ihr Gewand war zerriſſen, die Arme breitete ſie weit aus; ihre regelmä-

ſigen Züge waren furchtbar verzerrt und entſtellt, ihre großen Augen rollten wie feurige Kugeln.

„Wo biſt Du, Rachegeiſt?“ ſchrie ſie und flog auf den zurückweichenden Greis zu. „Ja Du, Du biſt's!“ Und damit ſtarrte ſie in ſein Geſicht. „Rette unſerm Sohn, jetzt ermordet er ihn auch, wie er Dich und mich gemordet hat! Eile, eh Du zu ſpät kommſt!“ Da griff ſie nach dem Lichte auf dem Tiſch, aber ihre Augen fielen auf den daneben liegenden Schmuck. Erſt ſah ſie ihn eine kleine Weile an, dann erfaßte ſie ihn ſchnell, ſetzte das Diadem auf ihr zerwühltes Haar, ſchlang den Gürtel um den Leib und die Kette um den Hals. Dann ſtellte ſie ſich lächelnd vor den zitternden Greis und ſprach mit zärtlichem Tone: „Nicht wahr, ich bin Deine ſchöne Braut? O, es iſt ein göttlicher Hochzeittag! Sieh doch, wie hell und freundlich es draußen iſt! Sie haben uns auch eine ſchöne Brautfackel angebrannt. Die Roſen blühen zum Kranz, blutroth ſind ſie — Blut! Blut träuft aus ihrem Kelch und wird zu einem Bache. Der Bach wächſt zum Strom, der Strom zum Meere! Sieh doch, die ganze Welt iſt mit Blut überſchwemmt. Er ſtreckt den Arm heraus uns entgegen; er winkt nach Hülfe! . . Armer Knabe, mußt im Blut ertrinken. — Hat Dich eine Dorne in den Finger geritzt, mein herzliebſter Bräutigam? O mein! Weh! Ins Herz hat er Dich geſtochen, der böſe Dorn! — Uebermorgen halt ich Wochenbett! — — Ich will Dir ein Töchterchen bringen, aber Du biſt nicht ſein Vater! Armer, betrogener

Mann, Du biſt nicht ſein Vater! — Nicht wahr, ich bin eine blutige Königin? Haſt Du mir denn nicht den königlichen Schmuck geſchenkt? O, ich will Dir ſchon vergelten, ich will Dein Herzblut trinken. Weißt Du nicht, daß ich der Vampyr bin, der Dein Geſchlecht auffrißt? Wart nur, es kommt ſchon noch an mich ſelbſt. Blut! Blut muß ich trinken! Mich dürſtet's, ich lechze! Gib mir einen Kuß, Bräutigam! einen langen, glühenden, der Mark und Bein verzehrt. Luſtig, luſtig, die Hochzeitgäſte ſind ſchon am Thore, ſie kommen, ſie nahen mit Jubelgeſchrei! Spielt auf zum Tanze! Luſtig!" Und in raſenden, gräßlichen Sprüngen ſetzte ſie durch den Saal, daß ſie laut aufkeuchte; ihr Mund ſchäumte, ihre Haare flogen, ihre Gewänder ſauſten durch die Luft.

Der alte Graf ſtand vor Schrecken ſtumm, ſeine Augen traten aus ihren Höhlen, ſeine wenigen Haare ſtanden zu Berge, ſeine Kniee ſchlotterten. Haſchan hatte die zitternden Hände gefaltet und betete halblaut ein Vaterunſer. Da legte der faſt zur Leiche erſtarrte Graf auch ſeine Hände zuſammen und betete:

„Erlöſ' uns von der letzten Noth
Und nimm in deinen Arm uns, Tod."

Da lärmte es draußen auf dem Hofe gewaltig, laute Fußtritte wurden vernommen, gleich darauf fielen Schüſſe auf Schüſſe, Säbel klirrten. Immer lauter und lauter wurde das Toben und wälzte ſich die Treppe herauf. Unten in Ottochacz aber heulte in demſelben Augenblick

die Sturmglocke und ſchreckte die Schläfer und den alten Grafen auf. Angſtvoll blickte er um ſich.

„Gott im Himmel, Mutter Gottes, Heiland und alle Heiligen!“ rief Haſchan, „was iſt das?“

„Das iſt die Hochzeitglocke!“ kreiſchte Eliſabetha. „Da ſind ja die Gäſte ſchon! Komm her, mein ſüß Lieb;“ Und mit dieſen Worten faßte ſie mit Rieſenkraft des ſchwachen Greiſes Arm und ſchleppte den ſich Sträubenden einige Schritte durch den Saal; da ſtürzte Franz Dobai durch die noch offen ſtehende Thür, das Piſtol in der Hand.

„Stirb, verfluchter Deutſcher!“ ſchrie er und drückte das Gewehr ab. Durch die Bruſt getroffen, ſank er um, Eliſabetha aber fing ihn in den Armen und ſchlug ein gräßliches Hohngelächter auf, daß die Wände davon wiederhallten.

„Das war das Signal!“ jauchzte ſie. „Ei ſieh doch, wie ein Brünnlein aus Deiner Bruſt ſpringt, das iſt der Hochzeitwein.“

Jetzt drang Stephan Voris herein mit mehreren Kuruzzen. Schaudernd wich er vor Eliſabetha zurück; denn ihr Anblick war wahrhaft entſetzlich. Ohne Ordnung hing der koſtbare Schmuck um ſie her und das Licht brach ſich in den Edelſteinen, deren Glanz gegen ihr bleiches Geſicht, die ſtarren Augen, das lange, zerzauſte Haar, das zerfetzte Gewand gräßlich abſtach. Und der blutende Greis in den Armen, über den ſie ſich herbeugte, ein Liedchen trällerte und ihn herzte und küßte, der Anblick machte Stephans Blut gefrieren.

Sie bemerkte ihn nicht eher, als bis er nah herantrat. Franz Dobai und die übrigen Kuruzzen ſtanden beim Anblick der Wahnſinnigen ſcheu von fern; dem Erſteren war es ein unerklärliches Räthſel, wie Eliſabetha auf das Schloß gekommen war. Der ſterbende Greis erkannte ſeinen Bruder. „Stephan," ſagte er mit ſchwacher Stimme, „ich vergebe Dir! Aber wo ſind Paul und Sophia, damit ich das Geſchwiſterpaar ſegne!"

„Höll und Teufel! mein Bruder!" rief Stephan Voris. „Biſt Du aus dem Grabe erſtanden, um mich in dieſer entſetzlichen Stunde zu quälen?"

„Ich lebte ein Leben der Qual," entgegnete der Sterbende immer ſchwächer, jetzt hat es ein Ende; ich habe genug. Wo iſt Paul, mein Sohn, wo iſt Sophia, Deine Tochter?"

„Franz! Franz! Ich bitte Dich um Alles, drücke Deine andere Piſtole auf mich ab! Du haſt meinen todtgeglaubten, von mir ſchwer gekränkten Bruder erſchoſſen; ich habe ſeinen Sohn erſtochen. O! o! mein Schickſal hat ſich gräßlich erfüllt. Eliſabetha iſt wahnſinnig! — Schrecklich iſt des Himmels Rache! — — Otekai, das iſt Dein Werk!"

„Hoho!" lachte dieſer, „Du biſt ein vortrefflicher Spaßmacher. Möchteſt Deine Sünden mir in den Buſen ſchieben. Nein, mein Freund! Was gehen mich Deine Thaten an. Ich habe nichts zu verantworten."

„Teufel!" brüllte Stephan. „Teufel!" krächzte Eliſabetha. Und der Erſteke feuerte ſeine Piſtole auf ihn ab. Aber Otekai wich dem Schuſſe aus; ſchnell

blitzte das Feuergewehr auch in ſeiner Hand und Stephan Boris ſank ebenfalls mit durchbohrter Bruſt neben ſeinem Bruder nieder. Da zuckten die Säbel der Kuruzzen auf Otskai, aber der gräßliche Schrecken hatte ihre Arme gelähmt und geſchickt fechtend zog er ſich durch die Thür zurück, und eh einer daran dachte, nach ihm zu ſchießen, war er zur Treppe hinab und entkam glücklich über die Leichen der zuſammengehauenen Diener und Jäger aus dem Schloſſe. Kaum aber war er hinaus, da erhob ſich auf dem Hofe ein lautes Wehklagen und viele Menſchen drangen herein. Es ging die Treppe hinauf und wilder wurde das Geheul. Es waren die Ottochaczer Bauern, die Pauls Leiche brachten. Von der Sturmglocke aufgeſcheucht, waren ſie nach dem Brande gelaufen und hatten den ermordeten edlen Jüngling gefunden. Weinend legten ſie ihn vor ſeinen Vater nieder, aber wie erſtaunten die Leute, daß auch der alte Graf blutete. Eben brachten einige Kuruzzen auch Sophia, die bis jetzt ohnmächtig im Hofe unter den todten Jägern gelegen hatte. Wie ein ernſtes Engelbild ſchritt ſie durch die Scene des Schreckens und Todes; keine Thräne floß von ihren Wangen.

„Schlaf wohl, mein Paul!“ ſprach ſie. „Und auch Ihr geht ſchlafen?“ fragte ſie die ſterbenden Brüder.

„Auch ich! auch ich will ſchlafen!“ ſchrie Eliſabetha, ſtürzte neben dem bebenden Haſchan hin nach dem Fenſter, riß es auf und ſtürzte ſich köpflings hinab, daß ihre Gebeine an den hervorragenden Felſenſpitzen zer-

ſchlagen wurden, auf die das Schloß gebaut war, und ihr Blut das Gras des Berges färbte. Durch die Thür aber drängten immer mehr Ottochaczer herein, denn ſie hatten die Schüſſe vernommen. Da rief Haſchan ihnen zu: „Haut dieſe Räuber nieder, ſie haben die Grafen gemordet!“ Und im Nu fielen die Angerufenen über die Kuruzzen her, dieſe vertheidigten ſich auf Tod und Leben. Ein gräßliches Blutbad entſtand, aber nur einer der Kuruzzen hieb ſich durch und entkam, obgleich ſtark verwundet — Franz Dobai. Alle Andern ſtarben den treuen Tod für ihren Hauptmann. Die beiden Brüder umſchlangen ihre Hände und ſtarben während des Gemetzels faſt zu gleicher Zeit. Haſchan hatte Kraft genug, Sophia aus dem wüthenden Kampf zu reißen und in einer Nebenſtube zu verbergen. — Verſchieden waren alle Schlachtopfer des ungeheuer gräßlichen Schickſals. Es war verſöhnt. Die Hähne verkündeten durch ihr Geſchrei den anbrechenden Tag. Rubig und glänzend zog er herauf und betrachtete mit klaren Augen wie gefühllos die Stätte des Mordes.

Bei Carl Focke in Leipzig sind erschienen:

Romane von Amalie Schoppe, geb. Weise.

Die neue Armida.

Preis 1½ Thlr. oder 2 Fl. 24 Kr. rheinl.

Die Verwaisten.

2 Thle. Preis 1½ Thlr. oder 3 Fl. 9 Kr. rheinl.

Antonie, oder Liebe und Entsagung.

Preis 1½ Thlr. oder 2 Fl. 42 Kr. rheinl.

Erzählungen.

Erster Theil mit einem Titelkupfer. Preis 1½ Thlr. oder 3 Fl. rheinl.

Das Kupfer Florentine,

aus vorstehenden Erzählungen, besonders, auf größerem Papier avant la lettre. Preis ¼ Thlr. oder 27 Kr. rheinl.

Ueber das Talent der geistreichen Verfasserin überhaupt, und den Werth dieser Werke ihrer Feder insbesondere, haben sich die geachtetsten Zeitschriften bereits hinlänglich ausgesprochen, und die gebildete Lesewelt hat diese Urtheile anerkannt. Durch einen correcten, blühenden Styl und eine streng-sittliche Tendenz gehören sie in die Zahl der wenigen Romane, die jede Mutter ihren Töchtern unbedenklich in die Hand geben kann!

Die Kuruzzen,

ein

historisch-romantisches Gemälde

aus der

Geschichte Ungerns,

in zwei Novellen

von

Ludwig Storch.

Zweite Novelle.

Fürst Ragotzi.

N 1815.1578

Leipzig, 1828.
Verlag von Carl Focke.

Kgl. Bibl.
Berlin

Fürst Ragotzi.

I.

Der ſtumme Wuk.

Die Natur iſt in den Gebirgen eine andere, als auf dem flachen Lande; wenn ſie hier wie ein gewöhnlicher, verſtändiger Mann wirkt und ſchafft, als ein kluger Hausvater nur an das Nützliche denkt, ſeine Kinder reichlich zu verſorgen; ſo gleicht ſie in den Bergen dem kühnen Genie, das, unbekümmert um das zunächſtliegende Gute, dem Drange ſeiner Begeiſterung folgt, und, hingeriſſen von der Macht der Empfindung, ſeiner ſelbſt unbewußt, das Höchſte erreicht. Wogt auch die ſegenbringende Saat nicht auf den Höhen, ſchwillt die Traube nicht am Felſenkegel, verſpricht der ſchroffe Abhang auch nicht die fette Weide des durchblümten Grüns der Wieſen: es winken andere herrlichere Genüſſe auf den Kuppeln der Berge und in den felſigen

Schluchten, die den mühsamen Thalweg bilden. Die Berge sind die Riesengebanken der schaffenden Natur, sie sind die Kinder ihrer poetischen Begeisterung; die ungeheueren Gebirge sind ihr gigantisches Gedicht; jeder Bergzug ist ein Vers darin, jeder Berg ein kühnes Wort der herrlichen rhythmischen Sprache. Darum sind auch die Söhne des Gebirgs mit höheren Gaben beschenkt, als die des Landes in der Ebene, wo die Natur Prosa dachte und die Menschen meist prosaisch sind. Von den Gipfeln der Berge herab schweifen ihre Augen weit hin über das Land, und wie die Erde größer vor ihren Blicken liegt, so wölbt sich der Himmel mehr über ihnen, weiter dehnt sich der blaue Aether aus, sie sehen mehr Sterne, als die unten; Sonne, Mond und Gestirne leuchten ihnen länger. Daraus entwickelt sich der allumfassende poetische Sinn, frei von aller Beimischung menschlicher Kleinigkeit; denn einsam wandelt der Gebirgsbewohner über den Rücken der heimischen Höhen und nur wie Ahnung und Erinnerung spricht die übrige Menschenwelt zu ihm herauf, von der sein Blick nichts gewahrt, als ihre Städte und Dörfer und die Felder, die sie bebaut. Aber die Gipfel sind es nicht, auf denen der Mensch sich ansiedelt; es sind die hochgelegenen engen Thalschluchten, oft von Felsen eingezäunt, die die Berge scheiden; es sind Pässe und Gründe, oft auch freundliche Thäler in der Mitte himmelansteigender Bergmassen, von klaren Waldbächen durchströmt, es sind tiefe Kessel, die Bergkronen mit Felsendiamanten und

der grünen Baumpracht umſchlingen. Wenn nun der Bewohner heimkehret von ſeiner Höhenwanderung, da iſt er plötzlich ſo ganz abgeſchnitten von der übrigen Welt und der groſſe Himmel über ihm iſt kleiner geworden, er ſieht weit weniger als die Kinder der Ebene. Nun richtet ſich der aufgeregte Sinn auf die wunderbar ausgebildete Mutter Erde, auf ihre Bäume, Pflanzen, Steine und Metalle, und forſcht nach der geheimen Kraft derſelben; und der Menſch ſchlägt ein und wühlt ſich in ihre Tiefen hinab, gräbt ſich ſchroffe Klüfte wie ſeine Berge, wie die Thäler, in denen er wohnt. Ihm geht das Reich der Naturgeheimniſſe mit ſeinen Ahnungen und Träumen auf, und die ſeltſam ſpielende tiefbedeutungsvolle Sage bildet ſich und pflanzt ſich fort von Geſchlecht zu Geſchlecht. Hier und da deckt die Natur einmal ihre Hülle auf und erlaubt dem kindlichem Gemüth des Bergbewohners einen tiefern Blick in ihre Werkſtätte; er ſieht den Schleier manches Wunderbaren gelüftet, und ohne je Grund und Urſache zu kennen, wird er Meiſter der Geheimniſſe und übt ihre Kraft mit heiliger Innigkeit ohne nach dem Wie? und Warum? zu fragen. —

Das Land Ungern hat im Norden ſeine Grenze an dem mächtigen wildromantiſchen Karpathengebirge. Von Preßburg aus erhebt es ſich an den Ufern der Donau, begrüßt an der Grenze Schleſiens das brüderliche Rieſengebirge und ſchweift im ungeheueren Halbkreis zwiſchen Ungern und Gallizien; es umſchließt Siebenbürgen wie mit einer hohen Mauer und verliert

ſich am ſchwarzen Meer und an der Donau, die gleichſam die Sehne bildet, auf welcher der groſse, zwei hundert Meilen lange Gebirgsbogen ruht. Dieſer Hauptgebirgszug wirft aber ſeine Nebenzüge und Vorgebirge nach Ungern und Siebenbürgen hinab, die mit ihren Armen faſt dieſe beiden ganzen Länder umfangen, und zwiſchen ihnen hin ſendet es die Gewäſſer der Waag, Neitra, Gran, Theiſs, Maros, Alutta und ihrer vielen Nebenflüſſe, alle dem königlichen Strome, der Donau, zu. Mit unüberſehbaren dichten Eichenwäldern bekränzt dies Gebirge ſeine Scheitel bis zu einem gewiſſen Punkt; höher hinauf ſtarren nur kahle Kuppen und furchtbare Felſenmaſſen zur Himmelshöhe hin und verbergen den Menſchen ihre Gipfel in den Wolken. Die höchſte Höhe hat das Gebirge im zipſer und liptauer Comitate, und dieſer Zug wildwaldiger Rieſenberge mit felſigen Häuptern heiſst beſonders der Tatra. Weſtlich an die Zips grenzt das ſaroſer Comitat, der wichtige Anfangspunkt dieſer inhaltſchweren Erzählung.

Die Einwohner der Karpathen in Ungern ſind keineswegs von einem einzigen Völkerſtamme entſproſſen; im weſtlichen Theil des Gebirges, wo es an Mähren grenzt, wohnen Nachkommen der alten Magyaren, ein munteres, lebensfrohes Volk, betriebſam und mit dem Gewinn des Tags ſeine Freuden erkaufend; weiter hinauf nach den Felſenhöhen des Tatra wohnen ſlawiſche Stämme, verſchieden durch Namen und Dialekt; unter ihnen der der Slowaken, der größte im Karpathengebirge. Ein Zweig von dieſen, die Kopanitzaren ge-

nannt, ſind recht eigentlich nur Gebirgsſöhne, während die Andern meiſt auch in dem ſüdlich gelegenen Fatra, dem ungriſchen Erzgebirge, und noch weiter hinab im Lande wohnen. Die Kopanitzaren haben ihre Hütten an den ſteilen Abhängen der Tatraberge, deren höchſter die lomnitzer Spitze iſt, an dem Rande der Wälder und wohl in ihnen, in den engen Thälern und Felſenſchluchten. Sie ſind durch rieſige Leibesgeſtalt und die ihr angemeſſene Stärke ſo ausgezeichnet, daß kein anderes Volk des Ungerlandes ihnen gleiche Männer an die Seite ſtellen kann. Meiſt führen ſie eine herumſchweifende Lebensart, und ernähren ſich von der Jagd und dem kärglichen Erwerb ihrer Holzarbeiten; im Kriege ſind ſie die erſten und beſten Soldaten. In den zipſer Bergen aber ſitzt ein liebes, hochherziges Volk, es ſind Deutſche. Unten im Lande wohnen noch mehr ihres Urſprungs in faſt tauſend Dörfern und Ortſchaften; ihre Väter wurden im zwölften Jahrhundert von König Geiſa ins Land gerufen, und bis jetzt haben die Nachkommen jener Einwanderer ihre Sprache und die Einfalt und Biederkeit ihrer Sitten treu behalten. Sie ſind die gebildetſten und fleißigſten Einwohner des ganzen Ungerreichs und unter Allen ſind die zipſer Deutſchen die ehrbarſten, bedächtigſten und geſchickteſten. Ihre Thätigkeit hat keine Grenzen, alle Gewerbe und Handwerke ſind faſt ausſchließlich in ihren Händen und ſie verſorgen die andern Stämme mit den Erzeugniſſen ihres Fleißes. Viele von ihnen durchwandern das Gebirge, ſuchen die ihnen wohlbekannten

Heilkräuter, und bereiten die beſten Arzneimittel daraus; aber es ſind nicht allein die natürlichen Kräfte ihrer Pflanzen, welche ſie ſo genau kennen, ſie ſind meiſt eben ſo gut vertraut mit den magiſchen Kräften derſelben, ſie beſitzen die talismaniſche Kunſt und die Geheimniſſe der Chiromantie und vieler andern übernatürlichen Wiſſenſchaften. Je höher die Berge ſind, die ſie bewohnen, deſto höher ſcheint ſich auch ihr innerer Sinn zu heben, und ohne eigenes Bewußtſein bildet er ſich in den einſamen geheimnißvollen Wäldern, beim ſeltſamen Rauſchen der Bäume, vor den zauberhaften Waſſen der Felſen, in den wunderbaren Grotten, in denen der Quell vieſelnd ſingt, zum hellſehenden Geiſte aus; fern von den gewöhnlichen Menſchenintereſſen verfeinert ſich das Gefühl bis zur unbegreiflichen Schärfe, der Traum wird Leben, die Ahnung Wahrheit; der Menſch tritt der Natur wieder näher, er ſchmilzt wieder mit ihr zuſammen oder vielmehr er reißt ſich dort eben nie von ihr los. Jene Bergſöhne leben ein höheres, freieres Leben mit ungebundenem Geiſte, und den Auserwählten von ihnen lüftet ſich oft der Schleier der Zukunft, Zeit und Raum verſchwinden vor ihren innern Blicken; ihre Gemüthswelt faßt das Schwerſte und löſt das Unbegreifliche mit ſpielender Leichtigkeit. — Sonſt wohl zogen Einzelne jener Ungern durch Deutſchland und wahrſagten aus der Hand und der Stirn, gaben Amulete wider alle Krankheiten, ſprachen ihre Zauberſprüche über ſchlimme Wunden, ſegneten die Ernte, zeigten an, wo Waſſer und Metalle zu finden

waren, und wurden überall von den Landleuten gern aufgenommen, gut gepflegt, auch ihnen oft eine Belohnung aufgedrungen; denn meiſt nahmen ſie nichts an und hoch waren ihre Curen faſt alle glücklich. Mancher unter uns wird ſich noch jener reiſenden Ungern mit den großen breitkrämpigen Filzhüten, bunten Dollmans, engen, meiſt mit Gold oder Schnüren beſetzten Beinkleidern und den weiten Mänteln erinnern; ſeit aber die geprieſene Cultur überall hindringt und das Leben verflacht, ſieht man ſie nicht mehr. Vielleicht iſt auch der wunderthätige Geiſt aus ihren Gebirgen gewichen und verſcheucht von der allezeit fertigen Weisheit der Menſchen, die über das Wunderbare lächeln und das Uebernatürliche höhnen; gleichwie die Orakel ſchwiegen in dem gebirgigen Parnaß und dem waldigen Dodona, da Menſchenwitz mehr gelten wollte, als die Stimme der geheimnißvollen Natur.

Zu der Zeit, als Carl, der zweite ſpaniſche König des Namens und der letzte Sproſſe des habsburger Geſchlechts auf dem Thron Spaniens, ſeinem Ende nahe war und der Herzog von Oeſtreich, Leopold, deutſcher Kaiſer und König von Ungern, als Stammerbe Anſprüche auf die ſpaniſche Krone machte, lebte an dem öſtlichen Abhange des Karpathenzweigs, der die lomnitzer Spitze in ſich begreift, in einem kleinen Walddorfe, Olſavka genannt und nah an der Grenze der Saros gelegen, einer jener Wundermänner, weit und breit bekannt wegen ſeiner tiefen Naturwiſſenſchaft und ſeiner glücklichen Curen; denn wo nur dem Kranken Hülfe

zu ſchaffen möglich war, da half Zabrezky, der weiſe Mann. Das Dörfchen Olſavka hatte nur wenig Häuſer, die einzeln in einem hohen Thale lagen; ſchmal nur war der Wieſenraum, auf dem die Hütten mit ihren Gärten Platz fanden, dicht hinter ihnen war Wald und öſtlich ſtarrte die ungeheuere Höhe der lomnitzer Spitze gen Himmel. Im Thale ſelbſt erhoben ſich, wie einzelne Säulen, ſonderbar gebildete Felsblöcke, die mit der hintern Seite an die Berge lehnten und einen Zugang bildeten; vorn aber auf der hohen Kuppel eine weite Ausſicht in das Thal und über die weſtlichen mäßigen Höhen hin in die ſchöne Landſchaft Saros gewährten. An den höchſten dieſer Steinbildungen und zum Theil in ſie hinein war Zabrezky's Hütte gebaut, klein und ärmlich, aus Balken zuſammengefügt und mit Stroh gedeckt, aber geräumig genug für ſeine Familie, die mit ihm nur aus fünf Gliedern beſtand, aus ſeinem Weib Clara, ſeiner erwachſenen Tochter Paulina und aus zwei Söhnen, wovon der ältere ein Jüngling, Wuk, und der jüngere, noch Knabe, Stepjo genannt wurde. Beide Namen ſind Zuſammenziehungen aus Wladislav und Stephan. — So ausgebreitet Zabrezky's Ruhm war und ſo häufig die Menſchen nach ſeiner Felſenhütte wallfahrteten, ſo arm war er doch; denn von den Dürftigen nahm er nie etwas; im Gegentheil beſchenkte er ſie nach ſeinen geringen Kräften; von den Reicheren forderte er nur ſo viel, als er zur Nothdurft brauchte, aber Reiche gab es nur wenige im Tatragebirge. Seine und der Seinigen

Kleider beſtanden im Sommer aus ſelbſtbereiteter Leinwand, im Winter aus Wolfsfellen, die er den von ihm ſelbſt erlegten Thieren abzog und zubereitete; ſeine Koſt waren Waldfrüchte, kochbare Kräuter, die Milch einiger Ziegen in ſeinem Stall und das grobe Brod, wozu er das Korn in dem nahen fruchtbaren Gallizien kaufte. Sein Trunk war die reine Quelle, die einige Schritte vor ſeiner Hütte ſtark aus der Erde ſprudelte und dann als kleiner Bach das Thal durchſchlängelte; ein herrliches Waſſer, welches jetzt noch in Ober-Ungern ſeines mineraliſchen Gehaltes wegen berühmt und geſucht iſt.

Zabrzky war ein langer, hagerer Mann, mit hoher Stirn, ſtarkem, borſtigem, ſchwarzem Haar, das ihm faſt ein wildes Anſehen gab, buſchigen Augenbraunen von derſelben Farbe, tiefliegenden, dunkeln Augen, einer großen Habichtsnaſe, bleichen, eingefallenen Wangen, großem Mund und ſpitzem, etwas hervorſtehendem Kinn. Seine Geſichtsbildung war alſo keineswegs angenehm zu nennen, vielmehr lag etwas Düſteres, Unheimliches darin. Meiſt war er in ſich gekehrt und verſchloſſen, ſprach zu Hauſe nur das Nöthige und ließ ſich bei der Bereitung ſeine Kräuter oft Stunden lang von ſeinem Weibe vorſprechen, ohne ihr ein Wort darauf zu erwiedern. Im Frühling, ſobald die Erde ſich wieder mit ihren Bäumen und Kräutern geſchmückt hatte, zog er oft vier Wochen in die Berge hinaus, durchwanderte die wohlbekannten Thäler, ſtieg über die ihm befreundeten Höhen, ſuchte Wurzeln, Kräuter und Steine

und erwarb ſich ſonſtige tiefe Kenntniſſe, als neuen Zuwachs ſeiner geheimen Wiſſenſchaft. Wuk war des Vaters Ebenbild, eben ſo ſtill und nachdenklich, ſchweifte er in den benachbarten Bergen umher und hatte ſeinen liebſten Sitz auf dem Felſenkegel über der Hütte, den er als Kind ſchon mit Leichtigkeit erklettert hatte. Hier lag er auch als Jüngling noch halbe Tage lang ſtumm und in ſich gekehrt, ſtarrte an den blauen Himmelsbogen oder an die mit magiſchem Schleier des Abendduftes umhüllten Berge oder in die bunte Ferne hinaus. Ja, wenn ihn die Mutter Abends in die Hütte und auf das Lager trieb, lauſchte er bis Alle entſchlafen waren, ſchlich ſich dann wieder heimlich hinaus, beſtieg den Felſen, legte ſich auf den Rücken, den Kopf auf einen Stein und blickte unverwandt in die Welt der Sterne, die wunderbar zu ihm redete, und deren Sprache er beſſer verſtand als die der Menſchen. Viel Worte hatte er immer nicht gemacht, als ihn aber der Vater in ſeinem ſechzehnten Frühling zum erſten Mal mit auf die Gebirgswanderung nahm und ihm die geheimen Kräfte der Pflanzen, Steine und Metalle lehrte, ihn in manches Geheimniß der Natur einweihete und in einer inhaltſchweren, wunderbaren Stunde dem Geiſte, mit dem er ſelbſt ſo vertraut war, näher führte: da hörte man von Wuk ſelten mehr ein Wort und wie ein Träumer ſchlich er in den Bergen umher, aß oft Tage lang nichts, trank aus den Quellen und betrachtete alle Nächte die Sterne. Der Vater hinderte ihn in nichts, die Mutter kränkte ſich zwar oft wegen

des wunderlichen Weſens ihres Erſtgebornen, doch war ſie es ſchon an dem Vater gewohnt und dann erſetzten ihr Stepje's wilde Munterkeit und Paulina's lebensfroher Sinn den für das Familienleben ſchier verlorenen Sohn, der übrigens gutmüthig war und Niemand etwas zu leide that. Die Bewohner von Olſavka nannten den ſtets in ſich gekehrten Bergwandler nur den ſtummen Wuk; weil er mit Niemand ſprach und nur, wenn er allein ging, unverſtändliche Worte vor ſich hin murmelte, wobei er oft belauſcht worden war. Mit einem langen, oben und unten zugeſpitzten Stock, einem großen, abgetragenen Hut auf dem ſchwarzlockigen Kopf, und einem leinenen Kittel angethan, ſah man ihn langſamen Schritts und mit verſtörtem Blick durch die einſamſten Thäler, über die unzugänglichſten Felſen wandern, oder viele Stunden lang auf einer Höhe oder an einer Quelle, an einem Bache liegen, unbekümmert, was um oder neben ihm vorging.

Die Mutter Clara war eine kleine, ſtämmige, muntere Frau mit freundlichen, gutmüthigen Augen; man ſah, daß ſie vor ſechzehn Jahren recht hübſch geweſen war, und dafür ſprach auch die Geſtalt ihrer Tochter Paulina, die in der Blüthe ihrer Reize doch viel Aehnlichkeit mit der Mutter hatte, nur größer und ſchlank gewachſen war. An dieſen beiden weiblichen Gliedern des Hauſes, ſo wie an dem wilden Stepje, ſah man keine Spur eines unheimlichen, übernatürlichen Weſens; es konnte vielmehr faſt keine natürlicheren Geſchöpfe geben, als Mutter und Tochter, denen die reine Liebe

Menſchheit aus allen Zügen ſprach. Mit der größten Milde und Zuvorkommenheit nahmen ſie alle Hülfsbedürftigen jeglicher Art auf, die nach der Hütte kamen; denn nicht allein Kranke ſuchten bei Zabretzky Geſundheit, gar viele ließen ſich wahrſagen, fragten nach entwendetem Gut, nach dem Grund des Mißwachſes dieſer oder jener Frucht, holten ſich Rath über ihre Handlungen, ließen ſich die Herde verſprechen, holten ſich Talismane und was dergleichen Begehren mehr waren, welche Zabretzky alle zur großen Zufriedenheit eines Jeglichen erfüllte. Paulina war eins der ſchönſten Mädchen in der ganzen zipſer Geſpannſchaft, zwar wußte ſie ſelbſt es nicht, um ſo mehr aber die Fremden, welche bei ihrem Vater zuſprachen und ſie trugen den Ruhm ihrer Schönheit und Milde mit dem der wunderthätigen Kunſt ihres Vaters weit und breit im Lande umher. Mutter und Tochter ſchienen hinſichtlich des Vaters den gewöhnlichen Fehler des weiblichen Geſchlechts, die Neugierde, ganz abgelegt zu haben; denn ſo innig auch Alle die Liebe verband, ſelbſt Wuk mit eingerechnet, der ſeine Angehörigen über Alles liebte, ſo ſtanden ſie in zwei ganz verſchiedenen Welten einander gegenüber, der Vater und Wuk in der zauberhaften, übernatürlichen, Mutter und Tochter in der einfachſten, natürlichen. Und nie gelüſtete es den Letzteren, in die Geheimniſſe der Erſteren einzudringen. Im Hauſe ſelbſt waren ſie nicht an allen Orten bekannt, ſo klein es auch war. Hinten, wo es, in den Felſen hineingebaut, noch mehrere Gemächer hatte, war die geheime

Werkſtatt des Vaters in den Stein gehauen, und noch nie hatte ein anderer Fuß als der ſeinige die Schwelle derſelben betreten. Dies Gemach war mit einer Vorhalle verſehen, in der er die Hülfebegehrenden befragte und dann in ſeine Felſenzelle ging, um ihnen die Antwort zu bringen, aber nicht einmal in dies finſtere Vorgemach traten die Weiber; ſie liebten den heitern, freundlichen Tag, der vorn durch die hellen Fenſter in ihr Stübchen fiel und ihnen das ſchöne Grün des Waldes auf der entgegengelegenen Höhe, die Blumen der Wieſen, den Bach und die lieben Hütten des Dörfchens bot, mit deſſen Bewohnern ſie in den freundſchaftlichſten Verhältniſſen ſtanden, was ihnen Zabretzky nicht verwehrte, obgleich er ſelbſt mit Niemand Umgang pflog.

Dieſe Hütte hatte ſich Zabretzky vor zwanzig Jahren, gleich, nachdem er die damals funfzehnjährige Clara geheirathet, ſelbſt gebaut. Ein halbes Jahr vorher war er als ein Bettler nach Oſavka gekommen; Clara's Vater, ein Holzhacker und deutſcher Unger, nahm ihn als Knecht auf und Zabretzky fällte das Holz im Walde, welches ſein Schwiegervater verarbeitet nach Eperies führte und verkaufte. Es war natürlich, daß die ſchön aufgeblühte Roſe Paulina viele Verehrer unter den deutſchen Bergbewohnern, zu denen ihre Familie ſelbſt gehörte, fand, aber auch von den benachbarten ſtarken Kopaniharen hatten einige Gefallen an ihr gefunden, als ſie beim weiſen Zabretzky waren; denn ſie hatten allerhand Urſachen, um bald wiederzukommen. Unter ihnen war Adam Berzewihi der Erſte, nicht allein we-

gen seiner körperlichen Schönheit und Stärke, sondern er war auch der reiche Besitzer mehrerer Waldungen und hatte Antheil an einigen ergiebigen Bergwerken. Schon war er in Zabrezky's Hause bekannt; die Mutter Clara errieth wohl, daß seine Besuche mehr dem Reizen ihrer Tochter, als der Kunst ihres Mannes galten, und war darüber nicht unzufrieden. Berzewitzki flog wöchentlich zwei- bis dreimal über das hohe Gebirge, um den Abend in der Wohnstube der Weiber zuzubringen und sich mit der redseligen Clara und der lebensfrohen Paulina zu unterhalten. In der Nacht ging er dann, von des holden Kindes Segenswünschen begleitet, wieder nach seinem, mehrere Stunden entfernten, Wohnort zurück. Zabrezky war höchst selten Zeuge solcher Unterhaltungen; er blieb allein in seiner Klause und Niemand wußte, was er da trieb. Clara's Lieblingsthema aber waren die vergangenen Zeiten. Sie erzählte aus ihren Kinderjahren, wie sie da oft mit ihrem Vater hinuntergegangen sei auf die einige Stunden landabwärts gelegene saroser Burg zu dem Fürsten Ragotzi, wenn er des Jahrs einige Sommermonate da allein zugebracht hatte, ja oft ganze Tage bei ihm geblieben und recht sehr von ihm geliebt worden sei. Wie einzelne herrliche Strahlen leuchtete diese Erinnerung in ihr einfaches, freudenloses Jugendleben, ja die Summe desselben ging fast in ihnen auf. Sie erinnerte sich der kleinsten Begebenheit sehr lebhaft, welche Bezug auf den Fürsten hatte. Sie bewahrte sogar einige Geschenke des gütigen, seligen Herrn, dessen

früher und schneller Tod den größten Schmerz ihres Lebens ihr bereitet hatte; es waren zwei Ringe und sein Portrait in einer goldenen Kapsel, und diese drei heiligen Andenken pflegte sie jedesmal bei der Erzählung ihrer Jugendgeschichte vorzuzeigen und Verzeihung unterließ nicht, sie jedesmal zu bewundern. — Aeltere Leute im Dorfe wollten behaupten, Clara sei ein Feenkind; ihr Vater habe sie nämlich eines Abends seinem schon ältlichen Weibe mit aus dem Walde gebracht und über ihre Geburt stets ein geheimnißvolles Schweigen, selbst gegen seine Frau, bewahrt, die sich bei den Nachbarinnen gar oft darüber beschwert, aber nach einigen Jahren gestorben sei. Zabretzky's geheime Naturwissenschaft wurde auch mit der Fee zusammengebracht und seine Wundercuren daraus erklärt.

Tage und Wochen vergingen in dieser harmlosen Lebensweise, die durch die Besuche der Leute, von fern und nah, welche Hülfe bei Zabretzky suchten, einige Mannigfaltigkeit erhielt.

So stand es im Hause des Wundermannes, als eine merkwürdige Veränderung darin vorging; und die Glieder desselben aus ihrem friedlichen Leben in das laute Treiben unheilschwangerer Ereignisse gerissen wurden, an denen sie selbst keinen kleinen Antheil nahmen.

Zabretzky saß auf dem hölzernen Altan seines Strohdaches und sah unverwandt mit klugen, leuchtenden

Blicken in zwei große Folianten, die vor ihm auf der kunstlosen rohen Holztafel aufgeschlagen waren. Dies war an freundlichen, sonnenhellen Tagen sein Sitz, wenn er seine Wissenschaft studirte und dann ging es stets im Hause sehr ruhig zu; selbst der Muthwille Stepje's pflegte zu schweigen. Das eine Buch begriff die Werke des berühmten Philosophen Apollonius von Thyana, des hundertjährigen, wunderthätigen Pythagoräers und größten Theurgen und Magikers der Welt; an diese angehängt waren die Schriften des gelehrten Petrus von Abano: Heptameron, Elucidarium necromanticum und Elementa magica. Das andere Buch war das Theatrum sympatheticum des Arnoldus von Villanova, der die Arzneikunde mit der Astrologie und der pythagoräischen Philosophie wunderbar vereinigte, dadurch den Schlüssel zu den geheimsten Tiefen der Natur erlangte und ihn in diesem Werke darbot. Sonderbar gestaltete Zeichen und Symbole des Thierkreises, der Elemente, und Beschwörungsformeln der Elementargeister, so wie Anweisungen zur Verfertigung von Talismanen und Amuleten waren in den Büchern abgebildet, und Zabretzky forschte fleißig nach ihrer Kraft und Bedeutung. Als er nun mit den Augen die magischen Figuren gleichsam verschlang, erhob sich im Thal unten, unfern der Hütte, ein Getöse; verschiedene Stimmen wurden laut und Pferdegetrab war deutlich zu hören. Unwillig über diese Störung legte Zabretzky den Zeigefinger seiner rechten Hand auf die Stelle, welche ihn eben beschäftigte und

blickte hinab nach dem Thale. Da gewahrte er eine Anzahl bewaffneter und berittener Männer, in ihrer Mitte zwei Frauen auf hohen, stolzen Rossen, von denen die eine gar majestätisch einherritt und mit gebietendem Auge den gaffzen Haufen beherrschte. Eine hohe und nach der Sitte damaliger Zeit mit Bändern und Spitzen überladene Haube verdeckte fast den Kopf und nur hier und da stahl sich eine braune Locke darunter hervor. Ein langer faltiger Schleier hing über das Gesicht. Um ihren bloßen Hals schlang sich eine schwere goldene Kette; der steife hochheraufreichende Brustlatz zwängte den Busen zusammen, von den breit ausgepolsterten Hüften fiel in vielen Falten ein langschleppiges seidenes Gewand herab, ein weißes mit großen bunten Blumensträußen gemaltes Corset mit langen Schößen umschloß ihren Oberkörper, die bis an den Ellbogen bloßen Arme waren mit reichen Spangen verziert. Das zweite Weib war in die Landestracht der Magyaren gekleidet, ein großer Hut schützte sie und ein Kind, welches sie im Mantel hielt, vor den Strahlen der Sonne. Vor der Hütte angelangt, sprangen mehrere der Reiter von den Pferden und eilten dienstfertig zu der Herrin, um sie sanft herabzuheben, andere thaten dies mit der Amme; denn als solche war die zweite Frau mit dem Kinde leicht zu erkennen. Aus der Hütte eilte Paulina auf die hohe Herrin zu, beugte sich tief vor ihr und küßte ihr die dargereichte Hand; die Fremde schlug den Schleier zurück und Zabrezky erkannte die junge reizende Gemahlin des Fürsten Franz

Ragotzi, Sohn jenes Ragotzi, von welchem sein Weib Clara als Kind so sehr geliebt worden war, der unfern im Thale auf der sarosser Burg seit einem und einem halben Jahre wohnte. Man erzählte sich im Gebirge viel von der Freundlichkeit und Mildthätigkeit der Fürstin, Tugenden, die dort um so schneller zu einer allgemeinen Verherrlichung gelangen mußten, wo der unbegrenzte Stolz der Magnaten die große Armuth des gemeinen Volks noch drückender machte. Kaum war die Fürstin erkannt worden, als die aus Neugierde herbeigeeilten Bewohner des Dorfes sich voll Ehrfurcht zu ihr drängten, um ihr lauten, herzlichen Beifall zuzurufen und, gleich Paulinen, das Glück zu erlangen, ihr die Hand küssen zu dürfen. Einer der sie begleitenden Hofleute theilte milde Gaben aus. Zabretzky war langsam die Stiegen herabgekommen und erwartete an der Schwelle seiner Hütte den hohen Gast; Wuk stand hinter dem Vorsprung des Felsen und sandte wunderbar bewegte, oft flammende Blicke auf die schöne Angekommene; die Mutter Clara hatte sich mit Stepje, der über die bunte Kleiderpracht und die stampfenden Pferde laut aufjubelte, unter den Haufen der Zuschauer begeben. Aus den Begleitern, lauter vornehmen Herren vom fürstlichen Hofe in Saros, trat ein junger Mann mit einem glatten Gesichte, schön in Locken gelegten Haaren und zierlichem Anstand auf die Fürstin zu. Als Auszeichnung vor den Andern trug er die Uniform eines Hauptmanns der östreichischen in Ungern liegenden Truppen. Mit einem widrigen, spöttischen Zuge

im Geſicht redete er die Fürſtin franzöſiſch an: „Madame, beim Anblick dieſes in den Felſen hineingebauten Stalles fielen mir die Mährchen vom Zauberer Merlin ein; das Alles iſt impoſant genug. Meine Neugierde war auf das Höchſte geſtiegen, und trotz dem, daß ich, wie Ihre Hoheit wiſſen, ein ſtarker Freigeiſt bin, wurde mir gar ſonderbar zu Muthe, als ich den alten wunderlichen Kauz, der jetzt dort, Sie erwartend, in der Thüre ſteht, auf dem Altan unter dem Felſenüberhange oben ſitzen ſah; ſeit ich aber dieſe kleine niedliche Hexe hier mit den Feueraugen erblickt habe, bin ich in meinen Grundſätzen wieder befeſtigt worden, daß Alles natürlich zugehe. Denn kann es wohl einen naturgemäßeren, im Lauf der Dinge mehr begründeten Zauber geben, als ſie ausübt, und wundern ſich Ihre Hoheit noch, daß das junge Mannsvolk ſo herherſtrömt? Ihr Prinzlein zählt indeſſen noch zu wenig Tage, als daß hier Heil für ihn zu erwarten ſei.“

„Sie ſind und bleiben ein Spötter, Herr von Longueval,“ entgegnete die Fürſtin anmuthig. „An Ihnen mag freilich der Zauber der Tochter mehr haften, als der des Vaters. Doch hoff' ich ſchon das Schickſal des ungläubigen Thomas an Ihnen zu erleben.“

„Ich kenne die Pflichten der Galanterie eines franzöſiſchen Ehevaliers gegen eine Dame zu gut, als daß ich nur daran denken könnte, dieſe Hoffnung zu täuſchen und Sie um den Triumph über mich zu betrügen. Wünſchen Sie, Madame, und ich glaube, daß dieſer Mann ein leibhaftiger Gott-bewahr-uns iſt.“ —

Die Fürstin wehrte mißbilligend mit der Hand ab, rief der Amme zu, ihr zu folgen, und schritt durch die von allerhand zusammengelaufenem Volk gebildete Gasse hindurch nach dem Eingang der Hütte hinauf. Paulina wollte ihr folgen, da faßte sie der Capitain von Longueval am runden Arme und flüsterte ihr in schlechtem Ungrisch zu: „Du hast Deine Zauberkraft gewiß nur an lauter Tölpeln verschwendet; die ungeschlachteten Hänse da in den Bergen sind Deiner nicht werth, mein Kind, und ich sehe diesen niedlichen Arm schon noch von den schönsten Spitzen und feinsten Manchetten umflattert, die man in Eperies trägt."

Die Fürstin war eben in die Hütte getreten und Wuk, der bis zu diesem Momente kein Auge von ihr verwendet hatte, schoß jetzt ein Paar grimmige Blicke auf den geschmeidigen Franzosen, daß dieser, ihn zufällig bemerkend, erschrocken, das sich sträubende, errötethete Mädchen los ließ und schier verlegen sich zu einem andern Reiter in vornehmerer Tracht als die Andern mit der Frage wandte: „Nun, Herr Hofmarschall, wo werden wir derweil unser Zelt aufschlagen, während die Hoheit mit dem Hexenmeister drinne conversirt? Es wird lange dauern."

„Ich meinte, Eure Gnaden wollten die Verhandlungen mit anhören?" sagte der ältliche Mann. „Sie haben ja lange genug davon gesprochen und nun auf einmal scheinen Sie die Lust dazu verloren zu haben. Ist das der französische Muth? Gehen Sie, oder ich erzähl' es in Saros und Eperies, daß Sie sich vor

dem weisen Zabrezky, den Sie stets verlachten, gefürchtet haben."

„Ihr seid ein Narr, Michael," lachte der Capitain grell und gezwungen. „Ein geborner Franzose und sich fürchten! Da wäre die Natur aus ihrem Gleise getreten. Und vollends vor solchen Possen sich fürchten? Ihr seht, ich fliege in das Nest!" Und somit eilte er schnellen Schritts auf die Thür zu. Wuk war unterdessen hinter dem Felsenvorsprung hervorgetreten und rief, als Longueval eben die Schwelle betreten wollte, ihm ein fürchterlich donnerndes „Zurück!" entgegen. Erschrocken bebte der Capitain einige Schritte hinterwärts; um sich jedoch den lachenden Hofleuten nicht zu verrathen, setzte er noch einmal an; aber das befehlende Wort erschallte abermals, nur noch wilder und gräßlicher aus Wuks verzerrtem Munde, indem er den spitzen, lanzenförmigen Stock dem zudringlichen Franzosen mit drohenden Mienen entgegen hielt. Die umstehenden Dorfbewohner drückten unterdessen durch Worte und Geberden ihre höchste Verwunderung aus, daß sie den stummen Wuk einmal zu einem Menschen sprechen hörten, und theilten ihre Meinung den Reitern mit, daß es gewiß etwas sehr Sonderbares bedeuten müsse; denn nur bei solchen außerordentlichen Fällen pflege Wuk gegen Andere einzelne Worte auszustoßen. Michael Corbal, der Hofmarschall des Fürsten Ragotzi, zog über den stummen Wuk nähere Nachrichten ein, und die Bergbewohner erzählten all das Wunderliche und Außergewöhnliche, was sie von ihm wuß-

ten. Longuevall hatte unterdessen zitternd, doch mit so viel Bravour, als er nur erkünsteln konnte, seinen Säbel gezogen, schrie aber, statt auf Wuk damit loszugehen, aus vollem Halse von Räubern, mörderischem Ueberfall, Todtschlagen, Niederstoßen; doch war nicht klar, ob er sich oder Wuk als Object dieser tödtenden Zeitwörter ansah. Auf diesen Lärm trat Zabretzky aus der Thür und sagte, als er sich vom Stand der Dinge unterrichtet hatte, ruhig zu Wuk: „Laß ihn nur herein, Du wirst ihn doch nicht abwehren. Er hat sich schon in's Herz eingefressen.“ Wuk schlich grinzend wieder hinter das Felsenstück und Longuevall ging in die Hütte. Die Hofleute ließen ihre Pferde grasen und lagerten im Schatten des Felsen und der Bäume an der Quelle, sich mit den gesprächigen Dorfbewohnern freundschaftlich unterhaltend, die ihnen viel von Zabretzky's Weisheit und großer, geheimer Wissenschaft, von Wuks wunderbarem Wesen, und Paulina's Freundlichkeit erzählten.

Als der Capitain in die niedrige Stube trat, referirte die Amme eben über des jungen Prinzen Krankheit, die besorgte Mutter half ein und ergänzte die Erzählung. Dabei hingen ihre fragenden Blicke voll banger Erwartung an Zabretzky's Munde, um jede Miene seines Gesichtes wegzuhaschen. Dieser betrachtete das Kind, forschte an seinem Kopfe und in den Händen, schüttelte sehr bedenklich das ernste Haupt und sagte endlich zu der geängsteten Mutter: „Mit der Krankheit hat's nicht viel auf sich, hohe Frau, und

Ihr könnt Euch deßhalb schon zufrieden geben; in einer Woche soll Euer Kind gesund sein. Aber," fuhr er zu der hocherfreuten Mutter gewendet, heimlich fort, „aber Eurem Kinde droht ein anderes schlimmes Schicksal, und wenn diesem nicht durch die Macht geheimer Kunst vorgebeugt wird, so muß es einst unter Henkershand durch seins wüthenden Feinde sterben." Die Fürstin war erbleicht und sank wankend in Longueval's Arme.

„Was schwatzt Ihr für ungereimtes, tolles Zeug?" rief dieser Zabretzky zu. Der weise Mann maß den Capitain mit fragenden Blicken, heftete dann dieselben auf dessen Augen so fest und stechend, als wolle er sie ihm aus dem Kopfe bohren, und wirklich senkte sie der Franzose betroffen zu Boden. Dann fuhr Zabretzky fort: „Solch' Schicksal ist vom Vater auf das Kind geerbt; dieses ist noch zu retten, ob der Vater auch, wird der Verlauf einiger Tage lehren; an meiner Mühe soll es nicht liegen. Aber Heimtücke und Verrath seiner vermeintlichen besten Freunde lauern auf ihn und es bedürfte nicht des langen Suchens, sie zu finden. Ueberlaßt mir das Kind, gnädige Frau, eine Viertelstunde; doch nur unter der Bedingung, daß Ihr mir ganz vertraut."

„Es sei! Ich vertrau' Euch," stammelte die bebende Fürstin. „Thut ihm kein Leid." Gern hätte es Longueval verhindert, aber er schien so betroffen, daß er den Vorsatz, den man wohl in seinen Mienen lesen konnte, auszuführen vergaß. Zabretzky faßte das

sich sträubende Knäblein und entfernte sich damit; Paulina trat eben durch die Thür herein. Des Franzosen Gesicht erheiterte sich sogleich wieder und indem er dem holden Mädchen einige lüsterne Blicke zuwarf, die sie erröthen machten, sagte er der Mutter Clara mehrere Schmeicheleien über die Schönheit und Liebenswürdigkeit ihrer Tochter. Die Eitelkeit der Frau, die sich in Paulina noch einmal verjüngt sah, wurde rege und sie pries sich im Herzen glücklich, daß ihre Tochter einem so vornehmen und schönen Herrn gefalle. Die Amme beschäftigte sich unterdessen mit der angstvollen Herrin. Plötzlich schreckte sie das laute, verzweifelte Schreien ihres Prinzen auf; die Stimme des Kindes tönte so jammervoll und laut, daß sie mit dem Rufe: „Mein Kind, mein Georg! Er thut ihm ein Leides an!" verstört nach der Thür eilte.

„Laßt ihn nur gewähren!" sagte Clara. „Dem Kinde wird nichts Böses zugefügt. Beruhigt Euch darum; er wird es sogleich frisch und gesund Euch wieder zustellen. Zabrezky thut Niemand Uebels, geschweige einem Kinde."

„Sagte ich es Ihnen nicht immer," flüsterte der Capitain der händeringenden Mutter französisch zu, „Sie sollten sich der Hexerei nicht ergeben? Was wird Ihr Gemahl dazu sagen, Hoheit, wenn er zurückkehrt? Ich befürchte, Sie haben nicht wohl gethan, ihn von Ihrem Vorhaben ununterrichtet zu lassen."

„Quälen Sie mich nicht vollends zu todt, grausamer Mann!" stöhnte die Fürstin. „Schaffen Sie

mir lieber mein Kind zur Stelle," wenn Sie diejenige Courtoiſie gegen eine Dame beſitzen, deren Sie ſich ſtets rühmen."

„Ich entferne mich, Ihren Befehlen nachzukommen," verſetzte der Officier und ging mit einem zärtlichen Blick auf Paulina; aber vergebens wartete die Fürſtin in höchſter Beklemmung auf ſeine augenblickliche Wiederkehr. Paulina, gerührt von dem Zuſtande der edlen, ſchönen Frau, trat zu ihr, faßte ſie an beiden Händen und ſah ihr ſo zutraulich offen in die Augen und ſprach mit ſo weicher, wohltönender Stimme Worte des Troſtes, daß die Fürſtin ruhiger wurde und das gute, holde Kind wegen des zarten Antheils lieb gewann. Plötzlich vernahm man ferne Fußtritte auf der Hausflur, Paulina ließ der Fürſtin Hände fahren, ſprang nach der Thür, eilte hinaus und kehrte nach wenigen Augenblicken mit dem weinenden Knäblein zurück. Durch ihre Liebkoſungen ſchien ſich das Kind zu beruhigen, ja es lächelte, während ſie es der zitternden Fürſtin übergab, ſeine Trägerin an. Die geängſtigte Mutter nahm es aus ihrer Hand und überſchüttete es mit Küſſen und Thränen. Als die ſchöne, edle Frau aufſah, bemerkte ſie wie auch der vor ihr ſtehengebliebenen Paulina Thränen reichlich floſſen und dies Mitgefühl that ihr ſehr wohl. Unterdeſſen war Zabrezky wieder in die kleine, niedrige Stube getreten. „Seid unbeſorgt um des Kindes Leben," ſagte er, „und ſo Gott will, bin ich in einigen Tagen bei Eurem Gemahl." Dann fügte er noch einige Verhal-

tungsregeln hinzu, die er mit den Worten beſchloß: „Vor Allem nehmt mir das rothe Bändchen ſehr in Acht, welches eng um des Kindes Hals liegt, rührt es nicht an; in Kurzem wird es von ſelbſt abfallen.“ Paulina hatte das Knäblein wieder genommen und herzte und küßte es. Mit ſtiller Freude ſah ihr die Fürſtin zu, um ſo mehr, da das Kind nach ihr reichte und ruhig bei ihr war.

„Biſt Du dem Kinde gewogen?“ fragte ſie freundlich. —

„Wer wollte auch nicht?“ entgegnete Paulina, „es iſt ſo liebenswürdig; Ihr ſelbſt ſcheint ſo gut, ſo hold, daß ich Euch von Herzen zugethan bin.“

„Du rührſt mich faſt zu Thränen, liebes Mädchen,“ ſagte die Fürſtin, Paulinen ihre Hand reichend. „Würdeſt Du vielleicht gern mit mir gehen und bei mir wohnen unten auf dem ſaroſer Schloß? Du kannſt des Knaben Wärterin ſein und Niemandem würde ich ihn lieber anvertrauen, als Dir und Deiner Obhut; denn Du haſt mich ganz für Dich eingenommen. Nicht meine Dienerin ſollteſt Du werden; nein, meine und meines Kindes Freundin, und ſeine Amme Chriſtine wird Dir eine gute Geſellſchafterin ſein. — Paulina's Geſicht hatte ſich während der Fürſtin Rede verklärt und ſie lächelte in Thränen. Fragend hingen ihre Blicke an des Vaters Mienen. „Wollt Ihr mir Eure Tochter anvertrau'n, Zabrezky?“ fuhr die Fürſtin, zu dem Genannten fort. „Mir iſt plötzlich die Zuverſicht ins Herz gekommen, daß mein Kind nur unter ihrer Pflege

gedeihen kann. Meint Ihr es also gut mit mir, und ist es Euch um das Wohl des Prinzen ein Ernst, so überlaßt Euer Kind mir einige Zeit und erlaubt, daß ich die zu ihm gefaßte Liebe thätig zeige."

„In des Herrn Namen," entgegnete Zabrezky. „Ihr habt recht, hohe Frau; meine Tochter kann Eurem Kinde viel nützen, mehr, als Ihr zu ahnen vermögt. Ihr habt mir Euer Kind vertraut und mein Herz ist Euch deßhalb zugethan; warum sollte ich Euch das meinige nicht vertrauen? Paulina ist nicht für das einsame Leben in diesen Bergen bestimmt, das hat der schlaue Franzos, Euer Begleiter, glücklich errathen. Hütet Euch vor ihm! Warnt Euren Gatten vor ihm! Auch Du, Paulina, halte ihn fern von Dir. Vielleicht komm ich bald auf Euer Schloß." Damit verließ der weise Mann die Stube, um auf dem Altan des Hauses seine Studien fortzusetzen. Die Mutter Clara war vor Freuden außer sich, daß ihrer geliebten Tochter solch' unverhofftes Glück blühe, und weinte in ihren Armen helle Thränen; Stepje zupfte Beide am Rocke und schrie laut darüber, daß die Schwester ihn verlassen wollte; die Amme küßte Paulinen auf Stirn und Mund. Man eilte hinaus; die Nachricht, daß Pauline mitgehe, hatte sich schon unter den Hofleuten der Fürstin verbreitet. Longueval trat mit widriger Freundlichkeit sogleich die Fürstin an: „Ist es doch, Gnädigste, als vermöchten Sie in meiner Seele zu lesen; Sie erfüllen Wünsche, die kaum darin Form und Gehalt errungen haben. Dies göttliche Mädchen

wird eine Zierde Ihres Hofstaates werden. Ihre eigene Schönheit, Madame, wird durch diese niedlichste aller Kammerfrauen erhöht werden und glänzender strahlen, als der Diamant im Golde."

„Mich überrascht nur Ihr beispielloser Egoismus, Herr Capitain," entgegnete die Fürstin. „Gewiß wird sich jede Frau gestehen, daß Ihre Persönlichkeit nicht unangenehm ist, wenn es Ihnen auch nicht jede Frau so offen sagt, wie ich; wie können Sie sich aber für so vorberechtigt halten, jede Blume als Ihr Eigenthum anzusehen? Nein, Longuevall; es ist mir nicht eingefallen, einen ihrer Wünsche zu erfüllen, als ich mir das gute Mädchen von ihrem Vater ausbat." Mit diesen Worten ließ sie den pfiffig lächelnden Officier stehen und wandte sich zu Michael, den alten Hofmarschall, mit der Bitte, für Paulina ein Pferd bereit zu machen. Longuevall dagegen mußte seinem innern Entzücken durch Worte Luft machen und einige Schritte abseit murmelte er vor sich hin: „O himmlisch! Die reizende Fürstin ist eifersüchtig auf mich! Nun weiß ich, daß sie mich liebt, die Herrliche. Alle Blumen will der stolze Franke nicht genießen, aber die königliche Lilie muß sein Eigenthum werden! Ei, und die hübsche Rose dort nimmt er auch mit an." Er hätte noch weiter declamirt und wäre noch lauter geworden, wären seine Augen nicht plötzlich auf Wuk's grimmiges Gesicht gefallen, der unfern von ihm stand und ihm mit dem langen Stabe drohte. Augenblicklich abgekühlt, schlich der Entzückte zum Haufen zurück und

ließ ſich ſein Pferd vorführen. Die Fürſtin wollte das ihre eben beſteigen, als Wuk ſchnell herbeieilte, ſich vor ihr niederwarf und ihr durch Geberden andeutete, ſie möge ſich ſeines Rückens zum Hinaufſteigen bedienen. Die beſtürzte Frau verweigerte dies, aber der Jüngling ſtand nicht auf und ſchien über dieſe Weigerung ſehr traurig: Als aber Clara und Paulina verſicherten, Wuk werde bei ſeinem Willen beharren, ſo ſetzte die ſchöne Fürſtin den kleinen Fuß auf ſeinen Rücken und ſchwang ſich auf das Pferd. Wuk erhob ſich raſch; ſein Geſicht ſtrahlte vor Wonne. Paulina und die Amme mit dem Kinde ſtiegen ebenfalls auf; ſchnell ſaß die ganze Dienerſchaft zu Pferde; Mutter und Tochter nahmen noch einmal Abſchied; Stepje wimmerte; die Dorfbewohner riefen dem geliebten Mädchen Abſchiedsgrüße zu, und der Zug ging das Thal entlang, bis er hinter den Felſen verſchwand.

Es war Abend; der Purpur des Himmels glänzte in den Fenſtern des hohen Bergſchloſſes in Saros wieder. Ein ſtämmiger Reiter mit einem wilden, kriegeriſchen Blick und einem ſtarken, dunkelbraunen Schnautzbart, übrigens mit einem koſtbaren Dollman bekleidet, trabte den gewundenen Hohlweg des Schloßberges hinauf. Im Hofe angelangt, eilte der alte Michael auf ihn zu und hob ihn mit einem freundlichen: „Gott

grüß Euch, Herr Graf!" vom Rosse. „Sind schon mehrere unserer Nachbarn hier?" fragte der Angekommene und fuhr auf die verneinende Antwort; wie vor sich selbst schmollend, fort: „Die Menschen sind so erbärmlich träge bei der wichtigsten Angelegenheit ihres Lebens! Hätte ich nicht mit dem braven Kopanitzaren gezecht und ihn geworben, ich wäre vor drei Stunden schon da gewesen. Während mich's drängt und treibt, als wär' Feuer unter mir, dehnen sich die in ihren Schlössern und lassen Alles über sich ergehen. Nun gut! Ich begreife sie nicht, aber sie sollen mich begreifen lernen!" damit stieg er die Wendeltreppe des Thurmes hinauf und eilte dann mit hastigen Schritten über die langen Hallen, bis er an das Zimmer des Fürsten gelangte. Franz Ragotzi trat ihm entgegen. Das jugendlich blühende, edel geformte Gesicht, die feurigen, blitzenden Augen, der große Haarbusch aus unzähligen einzelnen, blonden Löckchen bestehend, die die Natur, niedlicher als der geschickteste Haarkräusler, gebildet hatte, eine übermittlere, doch nicht schlanke Gestalt und eine sehr schöne Haltung derselben, fielen an dem vier und zwanzigjährigen Fürsten zuerst auf; betrachtete man ihn genauer, so mußte dem Psychologen aus dieser edlen Form ein edler, reger Geist entgegen springen; Muth und Thatkraft sprach aus den Augen, und sein frommer Sinn aus der Ordnung der milden Gesichtszüge.

„Guten Abend, theurer Wertseni!" rief der erfreute, junge Fürst dem Eintretenden zu und schüttelte

ihm die dargebotene Rechte gar herzlich. „Ihr kommt früh, Graf, aber meinem Herzen immer zu spät.“

Die anwesende Fürstin wollte sich entfernen; doch ihr Gemahl wandte sich zu ihr und sagte freundlich: „Bleibe, liebe Amalia, dem Grafen, unserm geschätzten Nachbar, wird Deine Gegenwart nicht unangenehm sein.“

„Wenn ich wirklich zu früh komme, junger Freund!“ entgegnete der Graf, „so schätze ich es mir für ein großes Glück, in Eurer Gesellschaft, gnädige Frau, die Zeit bis zur Ankunft unserer übrigen Freunde zubringen zu dürfen.“

„Ueberdies, lieber Graf,“ fuhr der Fürst fort, „könnt Ihr Schiedsrichter zwischen meiner Amalia und mir sein. Es hat sich nämlich ein kleiner Streit zwischen uns entsponnen.“

„O, gewiß ein Liebesstreit,“ lachte Bertseni, „und darin haben die Frauen stets recht. Streckt die Waffen, Ragotzi; wie könnte ich gegen Eure liebenswürdige Gattin entscheiden? Ihr glaubt wohl, weil ich selbst in der Liebe so schlecht bewandert bin, ich wäre gegen die Schönheit unartig? Mit nichten; Ihr irrt; und Ihr, schöne Fürstin, seid die Siegerin.“

„Nein, nein, Ihr seid auf falschem Wege, Graf,“ rief der Fürst; „hier ist nicht von Liebeshändeln die Rede; in solchen könnte ich schon selbst mit ihr fertig werden.“

„Und was könnte es zwischen einem so jungen, schönen, zärtlichen Paare anders geben?“

„Laßt Euch berichten! Ihr wißt nicht, daß meine Gemahlin viel auf Ahnungen, Träume, Vorzeichen und Wahrſagerei hält. Am Hofe des Landgrafen von Heſſen, ihres Vaters, iſt das ſo Sitte. In unſern Bergen findet dieſe Neigung, wie Ihr wißt, viel Nahrungsſtoff, und ſeit unſerem kurzen Aufenthalt hier hat ſie ſchon mit dem berühmteſten aller Zauberer im Gebirg Bekanntſchaft gemacht, wie ſie mir ſo eben geſtanden hat; denn bis jetzt hat ſie dieſelbe vor mir geheim gehalten.“

„Und darüber wollt Ihr böſe ſein?“ ſcherzte Bertſeni. „Jeder Menſch hat ja ſein Steckenpferd. Ihr treibt das Studium der Kriegswiſſenſchaften bis zur Uebertreibung. Könnte Eure ſchöne Frau nicht auch mit Euch zanken, daß Ihr über dem Cäſar und dem Polybius manche Schäferſtunde verſäumt und ſie vergeblich warten laßt? Was helfen Euch und uns Allen die alten Kerle gegen den tollen Uebermuth der Oeſtreicher? Die Römer mußten mit dem Schwert drein ſchlagen, wenn ſie ſiegen wollten, und in derſelben muthigen That liegt auch unſere Rettung; mehr Kriegskunſt brauchen wir nicht. Und doch läßt Euch Eure Gattin Euer Steckenpferd ruhig reiten; nun ſo laßt ſie doch auf dem ihrigen herumtanzen. Was mich betrifft, ſo halte ich von dem einen ſo wenig, wie von dem andern.“

„Das Alles meine ich nicht,“ ſagte der Fürſt. „Bezwingt Euch doch und hört mich erſt ruhig an. Unſer Kind, der Georg — Ihr wißt, wie mein Herz

an ihm hängt — war ſeit einigen Wochen kränklich und mir bangte vor des Knaben Leben. Unſere Angelegenheiten riefen mich zu den Gebrüdern Baj, wo ich Euch traf. Ich kehre vorige Woche zurück, das Kind iſt munter und geſund; meine Freude darüber iſt unbeſchreiblich. Heute wiege ich den lebhaften Knaben auf meinem Schooß, da fallen mir kleine abgeriſſene Stücke rothes Band, die ihm an den Hals geleimt ſind, in die Augen. Ich ſehe genauer und bemerke, es iſt ein ganzer Streif geweſen, der ſich rund um den kleinen Hals gezogen hat, einzelne Stücke ſind aber wie vermodert abgefallen und an dieſen Stellen entdecke ich eine herumlaufende Narbe, wie von der Wunde eines Meſſerſchnittes, über die das Band hergeklebt iſt. Eben damit beſchäftigt das übrige Band abzureißen und mich noch mehr zu überzeugen, tritt Amalia mit ihrer neuen Kinderwärterin, die ſie ebenfalls während meiner Abweſenheit angenommen, herein, ſchreit auf und bittet mich dringend, das Band nicht zu löſen; des Kindes Leben hänge daran. Verwundert frage ich nach dem Grunde dieſer Warnung und erfahre, daß jener Zauberer das Kind behandelt und wahrſcheinlich verwundet hat."

„Aber willſt Du denn nicht einſehen, daß unſer geliebter Georg dieſer Behandlung ſeine Geſundheit verdankt? O, Franz, zürne dem weiſen Manne nicht! Mir vermagſt Du ja ſo nicht zu zürnen. Georg welkte zuſehens dahin und jetzt blüht er wieder wie eine Roſe. Und hätte ich nichts von dieſer abenteuerlichen

Fahrt, wie Du meine heimliche Reiſe ins Gebirge nennſt, gewonnen, ſo wäre es die gute Paulina, des Kindes Wärterin, die ihm und mir mit einer ſeltenen treuen Anhänglichkeit zugethan iſt.“

„Ja freilich, auch Longueval hat in ihr einen neuen Gegenſtand verliebter Neigungen erhalten;“ verſetzte Ragozi etwas ſpöttelnd. „Er macht gern Eroberungen; die Hartnäckigkeit der ſchönen Gebirgstochter reizt ſeinen Muth, und ſeit meiner Rückkehr hat er die Gedanken gar nicht mehr beiſammen, und iſt auch offen genug, dieſen Mangel den Einwirkungen der Schönheit Pauli-na's laut bei mir zuzuſchreiben. Aber Alles dies bei Seite geſetzt — denn es iſt der liebenden Mutter zu verzeihen und ich verzeihe ſo gern, zumal meiner geliebten Amalia, komme ich nun erſt zu dem eigentlichen ſtreitigen Punkte. Gott weiß, wie es der Capitain Longueval bei dem Wunderdoctor verdorben hat; genug er hat meiner Amalia etwas gegen ihn zugeflüſtert und ſie warnt mich ſeit jener Zeit mit ahnungsvollem Gemüth vor dem wackern Officier, der meiner Freundſchaft ſich ſo würdig gemacht hat.“

„Laßt Euch nicht bange ſeyn, edle Fürſtin,“ wandte ſich Graf Bertſeni zu ihr, „Longueval iſt ein braver Soldat und unſerer guten Sache mit Leib und Leben zugethan; davon hat er uns die beſten Beweiſe gegeben und die meiſten Soldaten des in Eperies garniſonirenden Regiments Herzog von Baden, deſſen Capitain er iſt, ſind ſchon für uns gewonnen, wie ich aus ſicherer Quelle weiß.“

„Immerhin," antwortete Amalia, „mag er ein guter Soldat seyn, nur vertraut ihm nicht Alles! Setzt das glückliche Gelingen Eurer kühnen Plane nicht auf die Treue eines östreichischen Hauptmanns, eines gebornen Franzosen."

„Und doch muß uns von den Franzosen unser Heil kommen," versetzte Ragotzi. „Nicht vergebens ließ mich vor einigen Jahren der französische Gesandte in Wien, Graf Villars, großen Beistand von seinem König erwarten, wenn ich feindlich gegen das Haus Oestreich auftreten würde. Damals ahnete mir freilich nicht, wie man mich behandeln würde."

„Zu überzeugen vermag ich Dich freilich nicht," sagte Amalia traurig; „aber seit Longueval um uns ist, wurde es mir unheimlich, und seit ihn mir Zabretzky bezeichnete, gemahnt er mich wie ein böser Geist, der das stille Glück und den Frieden unseres Hauses zertritt. O meine Ahnungen werden noch alle in Erfüllung gehen! Wie zufrieden, wie glücklich lebten wir in dem geräuschvollen Wien; wir hatten wenige aber gute Freunde und kein unglückseliger Gedanke, Dich zum Rächer des Vaterlands aufzuwerfen, war noch in Deine Seele gekommen. In die Einsamkeit der Gebirge wollten wir flüchten; wir sind aus uns selber geflohen und einem dunklen Geschick verfallen."

Die Unterhaltung wurde durch das Wahrnehmen mehrerer Reiter gestört, welche den Hohlweg heraufritten; die schon fast zur Nacht gewandelte Dämmerung ließ die Ankommenden nicht erkennen. Das Gemach

wurde gleich darauf von Kerzen erhellt, welche reich gekleidete Diener brachten; die Thür des anſtoßenden Saales wurde geöffnet; Lichtglanz durchhellte ſeine dunklen Räume. Nach einiger Zeit traten von der andern Seite fünf ungriſche Edelleute herein. Drei hohe edle Männer, Einer gewachſen wie der Andere, im ſchönſten Mannsalter, waren die drei Brüder Adam, Ladislaw und Michael Baj von Vaja; ein kleiner in Jahren ſchon vorgerückter Mann mit verſchmitztem Geſicht, einer großen Habichtsnaſe und kleinen, ſtechenden, unruhigen Augen war Paul Okolitzani, ein berühmter Rechtsgelehrter und in allen Dingen wohl erfahrner Mann; der fünfte war etwas beleibt, kurz, mit einem runden, weinrothen, übrigens nichtsſagenden Geſicht, der Freiherr Stephan Szirmai. Nach den gegenſeitigen freundſchaftlichen Begrüßungen nahmen Alle Platz; die Fürſtin hatte ſich entfernt. — „Wen habt Ihr ſonſt noch eingeladen, Bertſeni?“ fragte Ragotzi.

„Die Herren Paul Oroszy, Franz Szluha, Georg Andraſy, Stephan Saroſy, Paul Orban und einige Andere unſerer Freunde.“

„Mit einigen der Genannten habe ich dieſer Tage geſprochen; ſie ſind mir treu und ergeben und ſtimmen unſerem Beſchluß bei, welcher er auch ſeyn möge, zielt er nur auf das Heil des Vaterlandes. Einige kommen vielleicht noch in der Nacht; denn trotz aller Vorſicht ſind wir vor Verrath nicht ſicher. Beſſer iſt es, wir kommen nicht allzu zahlreich an einem Ort zuſammen; denn die öſtreichiſchen Officiere und Beamten in der

Umgegend umlauern mich mit Luchsaugen und laſſen es nur zu gut merken, daß ſie geheimen Befehl dazu haben.“ Und zu den um die mit Weinkrügen geſchmückte Tafel herumſitzenden Gäſten gewendet, fuhr er fort: „Liebe Freunde und Nachbarn! Ich hab' Euch durch unſern gemeinſchaftlichen Freund, den Grafen Niklas Bertſeni, zu einer geheimen Unterredung in dieſer Nacht einladen laſſen. Als wir zu Baja zuletzt zuſammen waren, konnte ich nicht ſo frei und offen zu Euch reden, wie jetzt; denn theils waren Einige unter uns, die, noch uneingeweiht in unſere Plane, uns hätten ſchädlich werden können, wenn wir ſie ungeprüft hereingezogen hätten, theils war ich noch unſchlüſſig, ob ich den großen Wurf thun ſollte. Auch jetzt möchte ich mich noch einmal mit Euch berathen, ob es nicht beſſer ſei, das angeſchmiedete Felsſtück auf des Berges Höhe ruhig liegen zu laſſen; denn einmal losgeriſſen, ſteht es nicht mehr in unſerer Macht es zu lenken, wohin wir wollen; unſichtbare Mächte führen es, uns zum Glück oder zum Verderben; wer will es beſtimmen? Paul Okolitzani, Ihr ſtaunt mich an wegen meiner ſonderbaren Reden. Seit einem Jahre habe ich das Glück, Euch zu meinen Freunden zählen zu dürfen, aber Ihr habt nicht geahnet, was in meiner jungen Bruſt ſeit dieſer Zeit vorgeht. Ihr ſollt es ſogleich erfahren; ich und wir Alle vertrauen auf Euren edlen Patriotismus, auf Eure Freundestreue und Verſchwiegenheit. Zu dem, was wir vorhaben, bedürfen wir den Rath und die Mitwirkung eines klugen und erfahrenen Man-

nes. Ihr ſeid ein berühmter Rechtskundiger und in der Welt Händeln wohl bewandert; die nöthige Schlauheit in dem verwickelten Gang der Geſchäfte iſt Euch bekannt; wir wiſſen davon nichts. Ich ſelbſt bin zu jung, vom Unglück verfolgt, von Jeſuiten gehütet bis vor wenig Jahren, und ſo beſchränken ſich meine Kenntniſſe nur auf ein kleines Feld; Graf Bertſeni iſt ein Soldat mit Leib und Seele. Ihr, Okolitzani, ſeid der Mann, deſſen wir bedürfen."

„Ihr wißt, mein Fürſt, daß ich Euch und Eurem Hauſe ergeben bin," verſetzte der Angeredete. „Stets bin ich bereit, Euch mit meinen geringen Kräften zu dienen. Freilich muß ich mir höhere Pflichten vorbehalten, als die der Freundſchaft ſind; Ihr ſeit Katholik, ich bin Proteſtant."

„Aber wir Beide, wir Alle ſind Ungarn. Die Katholiſchen werden von Oeſtreichs Tyrannei gedrückt, die Evangeliſchen werden zertreten. Beider Blut ſchreit um Rache. Kurz, Okolitzani, wir ſtehen auf dem Punkt, unſer Sklavenjoch abzuſchütteln und uns zu freien Ungern zu kämpfen, wie unſere Väter waren."

„Ein großes, ſchwieriges Unternehmen!" entgegnete der Rechtskundige, über die Entdeckung eben nicht verwundert. „Es iſt eine traurige Wahrheit, die uns unſere Noth ſtündlich aufdringt, ganz Ungern ſchmachtet unter der Oberherrſchaft der Deutſchen. Sie haben uns unſere Krone genommen, ſie überſchwemmen, gegen unſere uralten Geſetze, das Land mit ihren Söldnern, die es ausſaugen; wir haben kein Eigenthum

mehr — und doch muß ich Euch warnen, Fürſt. Euer jugendlicher Muth traut ſich zu, die höchſten Berge zu überſpringen; Ihr könnt, ja Ihr müßt Euch den Kopf an den Felſenmaſſen zerſchlagen, die Euch entgegen ſtarren."

„So ſterb' ich freudig für das Wohl meines Vaterlandes," erwiederte ernſt der Fürſt, „und vermag ich ihm ſeine Freiheit nicht zu erkämpfen, ſo wird mein Beiſpiel auf Viele wirken, daß ſie vollenden, was ich begann."

„Und Ihr gerade ſolltet vergeſſen haben," fuhr Okolitzani fort, „daß Peter Zrini, Euer Großvater, mit ſeinen Mitverſchwornen durch Henkershand ſtarb, daß Balthaſar Zrini, Euer Ohm, im Kerker verſchmachtete; daß Helena Zrini, Eure eigene Mutter, eine Landesflüchtige werden mußte, daß Emmerich Tököli im fernen Aſien ſeufzt? O was hat denn das Blut aller jener Tauſende gefruchtet, die für dieſelbe Idee ſtarben, welche Ihr aufgefaßt habt? Junger Mann, lernt das Nothwendige im Leben ertragen!"

„Was führt Ihr da für kluge Sprüche und Redensarten, alter Weisheitstopf!" rief der Graf Wertſeni entrüſtet. „Und wenn Franz Ragozi durch nichts zum Abfall von Oeſtreich und zum Aufſtand gegen ſeine Henkersknechte angereizt werden könnte, ſo wäre es allein von der Rache. Denn ihm kommt es zu, Genugthuung zu fordern für die Gräuel, die man an ſeinen nächſten Blutsverwandten verübt. Ja, das Blut ſeines Großvaters, das Elend ſeines Stiefvaters, des edlen

Tökölli, und ſeiner Mutter Helena ſchreien laut um Rache. Aber das iſt es nicht allein, was ihn aus dieſer trägen Ruhe herausdrängen muß. Man hat ihm ſein Eigenthum, ſeine ſchönſten und reichſten Beſitzungen in Ungern vorenthalten, man hat ihn unſchuldig gekränkt und beleidigt. Wer hat größere Anſprüche auf den Thron Siebenbürgens, als er? König Leopold hat ihn darum betrogen und habſüchtig das Land an ſich geriſſen, wie unſer Königreich. Meint Ihr, Buchſtabenmann, eine Krone vergeſſe ſich ſo leicht?"

„Verzeiht mir, edler Graf," fiel der junge Fürſt dem Sprecher in das Wort, „wenn ich Euch widerſprechen muß. Niemals habe ich an mich ſelbſt gedacht in dieſer Zeit allgemeiner Bedrängniß und Noth. Was ich verlor, wollte ich gern verſchmerzen; das Blut meiner dahin gemordeten Verwandten Tökölli's und meiner edlen Mutter elendes Loos ſind für mich, als ihren Sohn und Verwandten, nur ein Gegenſtand tiefer Trauer. Betrachtet mich nicht als den rechtmäßigen Erben des ſiebenbürgiſchen Thrones, ſeht mich als Euren Leidensbruder, als einen von Oeſtreich ſo gut wie Ihr gehöhnten und geſchlagenen Unger an. Allen braven Ungern iſt es heilige Pflicht, die zu rächen, welche blutend fielen, eh' ſie das treue Volk zum alten Tempel der Freiheit hinaufführen konnten; Tököli war ein großer Held, aber das Glück ſtand gegen ihn; er hat uns den Weg gezeigt, ſoll er vergebens gekämpft haben? Wir haben unſere Nationalität verloren; Oeſtreich betrachtet uns nicht einmal mehr als ein erbliches

Königreich — und es iſt doch ſchon ſchlimm genug, daß wir das ſind —, ſondern als eine ſeiner deutſchen Provinzen; die Grenzen des edlen Ungernreiches ſind ihnen deutſche Reichsgrenzen, unſere ehrwürdige Grundverfaſſung wird umgeworfen, wir ſollen auch deutſche Knechte werden. Unſere Geſetze, unſere Freiheiten, wer ſchützt ſie? Ungern! ſchämt Euch dieſes Namens, den Eure Väter mit Ehren geführt."

„Halt!" rief Bertſeni. „Seid nicht toll, junger Herr! Wir ſind keine Memmen. Wir haben Ehre und Vaterlandsliebe, treu denen, die vor uns lebten, in uns. Schurken haben uns an den öſtreichiſchen Hof verrathen; unſere Geradheit iſt ſchändlich überliſtet worden; aber wir wiſſen auch gegen die Despotie zu kämpfen und zu ſterben als Patrioten, wenn uns das Glück ſo mißgünſtig iſt, als unſern Vorbildern."

„Dich haben wir zu unſerm Oberhaupt auserſehen, Fürſt Ragozi," ſagte Michael Vaj, „weil Du der Vornehmſte von uns biſt, an Deinen Namen ſich große Erinnerungen knüpfen, die den Ungern Muth einhauchen, und weil der Geiſt Tökölis auf Dir, ſeinem Sohne, ruht."

„Ihr müßt es mir als redliche Männer bezeugen," verſetzte Franz Ragozi, „daß ich mich lange und ſtark geweigert, ehe ich die mir angetragene Ehre annahm. In Demuth und Gottesfurcht habe ich es gethan, nicht um für mich etwas zu bezwecken, nein, Freunde, um für ganz Ungern Alles erringen zu können. Mein Leben ſteht in des Höchſten Hand; er kann es mor-

gen enden. Aber ſo lange ich lebe, will ich für Ungarns Befreiung leben. Meine Tage werden mit Kampf und Mühe überfüllt ſein; mir ahnet dunkel, ich ſelbſt werde die Früchte meiner blutigen Arbeit nicht koſten; aber gern ſterbe ich für Euch und für das kommende Geſchlecht, das es frei ſei von dem Druck der Tyrannen."

„Edler Freund!" rief Ladislav Baj, der Aelteſte von den Beiden, „Dir gebühret Ungarns Krone."

„In wahrlich eher," hohnlachte Bertſeni, „als der hohle, erbärmliche Titel eines deutſchen Reichsfürſten, womit Euch der Hof in Wien abzuſpeiſen gedachte."

„Mich verlangt nach keiner Krone, Freunde," rief der ſchöne Mann, und ſein Auge glänzte Begeiſterung, „ich hätte ihnen auch den Fürſtentitel gern erlaſſen. Mein größter Stolz iſt, ein Unger zu ſein, mein höchſtes Streben, die Freiheit des mütterlichen Bodens. Schwört Ihr mir beizuſtehen mit Gut und Blut? Die Geiſter der Gefallenen werden den Schwur hören; denn Mitternacht iſt da." — Die Verſammelten reichten ſich die Hände und ſchwuren, vereint das Ziel zu verfolgen.

„Wir ſind zahlreicher, als Ihr vielleicht vermuthet," fuhr Nagyi zu Okolitzani gewendet, fort, „Bertſeni und ich haben im Stillen viele Freunde geworben und die Blüthe des ungriſchen Adels gehört größtentheils zu unſerem Bunde. Wir erwarten nur Euren Rath,

welche Mittel die zweckmäßigſten ſind, um raſch und glücklich zu handeln.“

„Niemals iſt ein Zeitpunkt glücklicher geweſen, das verhaßte Joch abzuſchütteln, als der jetzige,“ entgegnete Okolitzani; „darüber bin ich lange mit meinen Freunden im Geheim einverſtanden geweſen, ohne daß wir Euer Vorhaben ahnen konnten. Der König von Spanien liegt todtkrank darnieder; Oeſtreich hat Ungern faſt von Soldaten entblößt und täglich zieht es mehr heraus, um ſie Frankreich entgegenzuſtellen, damit Leopold ſich als Erbe des ſpaniſchen Throns behaupte. Oeſtreich ſteht ein großer Krieg bevor, in welchem es alle ſeine Streitkräfte brauchen wird. Erhebt ſich Ungern jetzt, ſo kann es ſich frei machen; denn ſein Tyrann und Hauptfeind vermag ihm nicht die zur neuen Unterdrückung nöthige Macht entgegenzuſtellen.“

„Ihr habt wahr und weiſe geſprochen, Okolitzani,“ verſetzte Ragotzi, „und uns zugleich angedeutet, daß Ludwig der Vierzehnte allein der König iſt, von dem wir Hülfe erwarten können. Frankreichs Intereſſe erfordert mehr als ſonſt, daß es allen Feinden Oeſtreichs die Hand biete. Findet Ihr es für gerathen, daß ich mich an den König von Frankreich ſchriftlich wende und ihn um Beiſtand anrufe, ſo ſoll es bald geſchehen. Der Herbſt iſt vor der Thür; wir vermögen in ihm ſo wenig, als im Winter etwas Oeffentliches zu unternehmen; aber um deſto geſchickter können wir im Geheim wirken. Wir gewinnen Frankreich und Polen

für unſeren Plan und von Beiden unterſtützt, brechen wir mit dem Frühjahr los."

„So ſei es! Schreibt an den König Ludwig!" riefen Alle einſtimmig.

„Nun in Gottes Namen!" fuhr Ragotzi fort. „Es iſt der erſte Schritt, den ich in dieſer groſsen Nationalangelegenheit thue; möge er gelingen, und wie er alle übrigen. Longueval hat mir lange ſchon zugeredet, aber ich konnte und mochte es nicht ohne Eure Bewilligung thun. Ein geheimes Grauen hielt mich ab, den verhängnisvollen Brief zu ſchreiben; nennt es nicht Furcht; es war, wie ich glaube, nur die Wichtigkeit der Sache, die ich allein auf meine Schultern nehmen ſollte, was mich zaudern lieſs. Aber nun friſch an das Werk! Die franzöſiſchen Geſandten in Wien, Conſtantinopel und Warſchau ſind meine Freunde und haben mich oft des Wohlwollens ihres Königs verſichert; ich könnte einem von ihnen die Briefe überſchicken und ſie kämen ſicher in Ludwigs Hände, aber wir haben einen ſicherern Boten, der den Brief dem König ſelber übergibt, es iſt Longueval. Er nimmt Urlaub und reiſt nach Paris; als Franzos, Hofmann und Soldat wird er unſere Angelegenheit herrlich führen; wir könnten keinen vortrefflicheren Sachwalter haben. Sobald ich noch mit einigen entfernteren Freunden, zu denen ich morgen ſchon reiſe, werde geſprochen haben, geht er ab. Der Wurf geſchieht; Gott lenke ihn zum Ziel!"

„Amen!" ſagten die Andern.

„Meine Freunde!" rief der Fürſt begeiſtert; „es

iſt eine recht freudige Zuverſicht über mich gekommen, daß das mit ſo ſchönen Hoffnungen begonnene neue Jahrhundert die neue Aera der Freiheit unſeres geliebten Ungernlandes ſein wird. Ueberall regt ſich, in dieſem ſeinen erſten Jahre, der Muth der Edlen unſres Volks; Oeſtreich iſt noch nie mehr gehaßt worden, und ich ſehe es für einen Wink der Vorſehung an, daß ich, des älteſten und edelſten ſeiner Geſchlechter letzter Sproß, der Nachkomme der unglücklichen Fürſten Siebenbürgens und der Zögling des am Schickſal geſcheiterten Tököli, in der Blüthe meines Lebens und meiner Kraft, ſo mit Euch, Ihr Wackern, vereint und an Eurer Spitze das neue Jahrhundert beginne, das von unſeren Thaten zeugen ſoll."

„Wenn unſere Nachkommen," ſagte Bertſeni, „dies Jahrhundert beſchließen, wird Ungerns freier, von ſeinem Volk aus dem Geſchlechte Ragotzi erwählter König einen Becher Weins Euch zur Dankbarkeit trinken, ſo wie wir jetzt einen leeren wollen auf neues Emporblühen und langes Gedeihen von Ungerns Freiheit und Größe bis in die ſpäteſten Zeiten!"

„Auf Ungerns Freiheit!" ſtießen die Verſammelten an und tranken den guten Tokaier und im Saale hallte ihr Ruf dumpf und wie höhnend wieder; dann trennten ſich die Gäſte und jeder zog in der Nacht noch ſeine Straße, um ſich vor Verrath zu ſichern. Der Saal war wieder leer; Nacht füllte noch ſeine Räume, ein trauriges Bild der Erfüllung jener hochfliegenden Plane.

Paulina ſaß, den kleinen Georg liebkoſend, der auf ihrem Schooße lag, in dem hohen Schloßgarten auf einer Felſenbank, von der man den Weg nach der Zips hinauf überſehen konnte. Das Vorgebirge des Simonka lag niedriger in der Nähe, aber höher und immer höher erhoben die hinteren Berge des Tatra ihre Häupter, die fernen Karpathen begrenzten zuletzt den ganzen Horizont und nordweſtlich ſtarrte die lomnitzer Spitze am höchſten in den unbewölkten Himmel. Nicht weit davon wohnten die tapfern Kopanitzaren und unter ihnen Einer, an den Paulina, ohne es ſelbſt recht zu wiſſen, immer dachte. Der Herbſttag war noch ſchön; er war ein Scheidegruß der heitern Jahreszeit. Zuweilen ſchüttelte der über ſie hingebogene Ulmbaum einige gelbe Blätter auf das Kind; es haſchte darnach und zerdrückte ſie mit den kleinen Händen. Sinnend ſah die ſchöne Bergtochter wieder auf den Weg hinab, da war's ihr, als wandele die Geſtalt ihres Bruders Wuk vom Walde her auf das Schloß zu, doch ließ ſie die Ferne nicht zur Gewißheit kommen. Der Tag begann ſich allmählig zu neigen, und ſie ſchickte ſich an zur Fürſtin zurückzukehren, die den Nachmittag über ſehr beſchäftigt geweſen war, Briefe nach Deutſchland an ihre hohen Verwandten zu ſchreiben. Da trat plötzlich der Capitain Longueval zu ihr. — „So allein, ſchönes Kind?“ fragte er lächelnd und ſtrich ihr mit der flachen Hand über das blühende Geſicht. „Haſt Du Dir noch keine Geſellſchaft unter den jungen, hüb-

ſchen Burſchen aus der Dienerſchaft des Fürſten ausgeſucht?“

„Es bekümmert ſich Keiner um mich,“ entgegnete Paulina unbefangen; „auch bin ich mir ſelbſt genug.“

„Ich verſtehe, Du Schelm!“ grinzte der Hauptmann. „Dein Sinn ſteht höher, und Du haſt recht! Denn mit dem Nichtbekümmern iſt es wohl nicht anders; aber es gibt andere und beſſere Leute, die ſich angelegentlichſt um Dich bekümmern.“

„O ja, die gute Fürſtin; ſie liebt mich über die Maßen.“

„Ach wer wird da an die Fürſtin denken! Ich meine Männer, edle brave Männer, deren Du Dich nicht zu ſchämen brauchſt, die Dich lieben, zum Raſendwerden lieben.“

„Das ich nicht wüßte!“

„Nun ſo will ich es Dir mit klaren Worten ſagen, obgleich ich in Deinen ſchönen Augen leſe, daß Du Alles, was ich Dir beichten will, im Voraus weißt. Aber Du willſt es einmal geſagt haben, Du willſt den Sieg über mich recht vollſtändig genießen und dieſe Freude darf ich, aus reiner Zärtlichkeit für Dich, Dir ſchon nicht vereiteln. So erfahre denn, was Du, ſeit zwei peinlich langen Wochen, mir abgemerkt haben mußt, daß Du im Beſitz meines Herzens und ſeiner ganzen Liebe biſt. Wenn ich ein Gott wäre, wie Apoll, es wäre mir für Deinen Beſitz ein kleines Opfer, meine Göttlichkeit abzulegen und ein Hirt neben Dir zu werden, damit ich ungeſtört die

Freuden der Liebe mit Dir genießen könnte. Wie viel leichter wird es mir, Stand und Geburt, dieſe nichtsſagenden Dinge, von mir zu werfen und an Deine Bruſt zu ſinken! O himmliſches Mädchen, kühle dieſe Gluth, die mich verzehrt. Sieh, ſeit ich Dich zuerſt geſehen, haben mich Freude und Ruhe geflohen. Meine Nächte waren ſchlaflos und ich lebte mir ſelbſt zur Pein. Erbarme Dich meiner; erſetze mir durch die heutige Nacht die Qual der vorigen, mache ſie zur glücklichſten meines Lebens. Der Fürſt iſt mit dem größten Theil der Dienerſchaft verreiſt, wie ich ſchon erfahren habe; unbemerkt kann ich zu Dir ſchleichen, und das ſchönſte Erdenglück blüht Dir als Belohnung."

Starr hatte Paulina, während dieſer ſtürmiſchen Rede, vor ihm geſeſſen, die Augen ſchamhaft auf den Boden geheftet; Purpurröthe hatte ihre zarten Wangen übergoſſen. Jetzt ſtürzte der zudringliche Franzoſe vor ihr nieder, umfaßte ſie wild mit beiden Armen und preßte ihr glühende Küſſe auf Mund und Wangen. „Zurück!" rief ſie mit dem Tone der Verzweifelung, aber des Kindes Wohl hinderte ſie an allem Widerſtand; er wurde unverſchämter; ſie ſtieß noch einen Schrei aus, dann war's als wollten ihr die Sinne vergehen; das Kind wimmerte laut. Da fiel plötzlich ein heftiger Schlag auf des Capitains Rücken; erſchrocken ſprang er auf und Wuk ſtand hinter ihm mit dem grimmigſten Geſichte, rollenden Augen und mit beiden Händen den ſpitzen Stab zum zweiten Schlage erhoben. Trotz des ungeheuren Schreckens rettete Lou-

gewalt's Gewandtheit ihn doch vor demſelben. Ohne ſich umzuſehen rennte er durch den Garten nach dem Hofe, um zu befehlen, daß man den ungebetenen, groben Gaſt hinauswerfe; er ſelbſt ſpürte keinen Trieb ſeiner ſoldatiſchen Tapferkeit, um mit dem Geſellen, der ihm ſchon einmal ſo nachdrücklich entgegen getreten war, einen ritterlichen Gang zu wagen. Eh' der erbitterte Capitain aber Leute auftrieb, die ſtatt ſeiner ins Gefecht gehen ſollten, hatte ſich der ſtumme Wuk wieder entfernt, ohne ſeiner vor Angſt und Schrecken bleichen Schweſter die geringſte Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Nur dem Kinde hatte er einige ſehr ſchöne Waldfrüchte gereicht und damit ſein Weinen geſtillt. Als ſich das beſtürzte Mädchen einigermaßen erholt hatte, ſtand ſie auf und eilte, aus dem Garten zu kommen. Am Eingang deſſelben trat ihr Wuk wieder mit einem ungewöhnlich großen, jungen Mann entgegen, der in einen Mantel gehüllt war und den großen breitkrämpigen Hut tief ins Geſicht gedrückt hatte. Paulina hätte faſt wieder aufgeſchrieen, als der Fremde Hut und Mantel abwarf und das holde Mädchen entzückt den Namen: „Adam Berzeviti!“ ausrief. Ein faſt rieſenhoher, ſtarker Jüngling mit ſchönem Geſicht, in dem ſich eine edle, hochgebogene Naſe und zwei dunkele, ſtolze Augen auszeichneten, mit braunem, lockigen Haare geſchmückt, breitete ſeine Arme nach ihr aus und küßte ſie auf die Stirn.

„Wo kommſt Du her, Adam, auf dieſes Schloß?“ fragte Paulina verſchämt.

„Aus meinen Bergen heraus trieb mich's,“ antwortete er ihr, „ſeit ich Dich nicht mehr in der Hütte Deines Vaters fand, und nach dieſem Schluſſe mußte ich ziehen, da ich von Deiner Mutter erfuhr, Du wohnteſt hier bei den vornehmen Leuten. Auch bin ich geſtern Abend ſchon mit einem wackern Edelmann hierher gezogen, der mein Freund geworden iſt, aber ich getraute mich nicht herauf zu Dir und meinte, Du ſeieſt nun wohl auch vornehm und ſtolz geworden. Den ganzen Tag bin ich um das hohe Schloß und auf dem Schloßberg herumgeſchlichen und habe nach allen Fenſtern geſehen, ob ich Dich vielleicht erblicken würde, aber der Abend kam ſchon wieder und ich ſaß traurig am Fuße des Berges, da ſah ich Deinen Bruder Wuk unſern von mir vorüber aufwärts gehen; ich wollte ihm nachrufen, aber er ſchritt haſtig und war meinen Augen bald entſchwunden. Gleich darauf kam er zurück, als ich noch zagend und wartend — ich weiß nicht worauf — am Thore ſtand, faßte mich bei der Hand und führte mich zu Dir. Und nun wirſt Du mir nicht böſe ſein, daß ich hier bin.“ Wuk ſtand mit einem milden Geſichte daneben und ſah bald Adam, bald Paulina in die Augen. Aus des Erſtern Erzählung entnahm das Mädchen, daß Wuk klug und vorſichtig dem Jünglinge von dem widrigen Vorfall nichts mitgetheilt hatte; dankbar warf ſie ihm einen Blick zu, den er zu verſtehen ſchien; denn wie ein leiſes Lächeln flog es über ſein bleiches Geſicht.

„Guter Adam! Ich habe wohl auch recht oft an

Dich gedacht," ſagte Paulina zärtlich. — „Du haſt's? O, nun bleibe ich auch hier! Nun will ich dem Fürſten auch dienen, und wenn Du willſt, ſo — — heirath' ich Dich."

„Nun, wenn ſich's ſchickt, und meine Eltern haben nichts dawider; ich bin Dir ja gut." Der ſchöne Kopanitzare umarmte das freche Mädchen; der kleine Prinz lachte und zauſte in des Jünglings Haar; in Wuk's Geſicht ſchimmerte ein Strahl von Verklärung. —

„Der entrüſtete Capitain hatte mehrere Knechte beordert, den unhöflichen Wuk zu fangen, ſobald ſie ſeiner anſichtig würden, und einſtweilen einzuſtecken, bis er ſelbſt über ihn verfügen werde. Von Michael Corbai erfuhr er, daß die Fürſtin ſich allein auf ihrem Zimmer befinde. „Bei der Herrin werd' ich glücklicher ſein," dachte er, „kein ſolcher Flegel kann im Moment des Siegs mich zurückſchleudern; die günſtige Stunde hat geſchlagen; ſüße Dämmerung wirf Deinen Schleier über mein Glück!" Mit einigen flüchtigen Sätzen war er die ſchmalen Stiegen hinauf und trat unangemeldet in der Fürſtin Zimmer. Sie war kurz vorher vom Schreibtiſch aufgeſtanden, hatte ſich auf die Ottomane geſetzt und das Haupt ſchwermüthig auf die Hand geſtützt. Trübe Erinnerungen hatten ſie beim Schreiben begrüßt und wehmüthig geſtimmt ſah ſie ſtill in die abendliche Bläue des Himmels hinaus, an deſſen weſtlichen Rändern die letzten Küſſe des Abendrothes zitterten. Als der Capitain durch die Thür ſchritt, ſchauderte ſie zuſammen.

„Unmöglich kann ich mir den Wunsch versagen,“ begann er mit einem zierlichen Bückling, „diese vortreffliche Abendstunde in Ihrer Gesellschaft zuzubringen, Madame. Mein langer Weg von Eperies herüber gereut mich um eine solche Stunde nicht; ich würde freudig einen Weg durch den Hexen- und Zauberwald machen, mit Riesen und Drachen kämpfen, um zu dieser Stunde bei Ihnen zu sein, die alle wehmüthigen und sehnsüchtigen Klänge meines Herzens weckt und zu vollen Accorden vereint.“

„Wonach können Sie wohl Sehnsucht haben, Herr Capitain,“ entgegnete die unangenehm gestörte Fürstin würdevoll; „Sie überreden sich mit Gewalt, daß Sie im Besitz eines Gefühls wären, das Sie unmöglich kennen können.“ Noch mehr irre geleitet durch diese Worte, trat der Franzose näher, ergriff die Hand der Fürstin mit Feuer und rief: „Wonach? Verehrteste, Angebetetste, nach Ihnen drängen sich alle die geheimsten Wünsche meines Herzens. Was soll ich es länger verhehlen, wer der Mittelpunkt aller meiner Gefühle ist, um so mehr, da mir in Ihren holden Augen Gewährung der seligsten Sehnsucht, Erwiederung meiner Gluth, zauberische Rückwirkung meiner Leidenschaft entgegenleuchtet. O Amalia, nicht länger kennt' ich es verhehlen, wie ich Sie unaussprechlich liebe — nein! es gibt keinen Namen für das, was mich zu Ihnen hinreißt.“ Er war während dieser Fluth von Worten auf ein Knie vor ihr niedergesunken und wollte ihre

Hand mit Küſſen bedecken; ſie zog ſie unwillig zurück und maß ihn mit ſtaunenden Blicken.

„Wie, wenn mein Gemahl ſie geſehen und gehört hätte, Herr von Longueval?“ fragte ſie mit verbiſſenem Grimm. „Belohnen Sie ſein Vertrauen auf dieſe Art?“

„Die Liebe erkennt nichts über ſich; ſie gehorcht keinem Geſetz,“ ſtammelte der Hauptmann. „Der Fürſt liebt nur die Ungern; er weiß nichts von Zärtlichkeit gegen dieſen Engel. An meiner Bruſt ſollen Sie fühlen lernen, welche namenloſe Seligkeit das Leben hat.“

„Verwegner Mann, Sie wären verloren, wär' ich ſo ſchlecht, wie Sie. Danken Sie Gott, daß ich meinen Gatten treuer und inniger liebe, als Ihr bethörtes Gehirn je zu faſſen vermag. Nur meine Liebe zu ihm läßt mich von dieſem ſeltſamen Auftritt ſchweigen, nicht Schonung Ihrer; denn die verdient Ihre Frechheit nicht, Capitain. Er aber würde wieder irre an der Menſchheit werden und dieſen großen Schmerz muß ich ihm erſparen. Bereuen Sie Ihre Unvorſichtigkeit und machen Sie ſich ſeines Vertrauens würdiger. Mir aber treten Sie nie, auch mit keinem Blick wieder, zu nahe.“

Longueval ſtammelte noch unverſtändliche, unzuſammenhängende Worte. Amalia erhob ſich mit Majeſtät und warf ihm einen Blick tiefſter Verachtung zu; ſie wollte ſich eben entfernen, als unter ihren Fenſtern, die über dem Eingang des Gartens waren, ein großer

Lärm entſtand. Mehrere Stimmen wurden ſehr laut und tobten durch einander. Die Fürſtin öffnete das Fenſter und ſah Paulina mit dem Prinzen im Garten, entfernt von dem ſtreitenden Haufen, weinend ſtehen; am Eingang hatten ſich einige Knechte, mit Prügeln bewaffnet und auf Wuk und den neuen Ankömmling eindringend, aufgepflanzt. Wuk hatte mit der Spitze ſeines Stockes ſchon Einige verwundet. „Capitain!“ rief die Fürſtin, Longueval befehlend: „Schaffen Sie Ruhe in meinem Hauſe. Bringen Sie die Leute von einander und führen Sie Paulina und ihren Bruder ſogleich zu mir herauf, daß ich erfahre, was die Urſache dieſes frechen Streites in meiner Nähe iſt!“

Zähneknirſchend ging der Franzoſe, befahl den Dienern zurückzuweichen und machte Paulinen den Wunſch der Fürſtin kund. Alſobald wußte dieſe Longueval's ganzes abſcheuliches Benehmen; er aber hatte in derſelben Stunde den alten treuherzigen Hofmarſchall recht liſtig ausgeforſcht, wer in der vergangenen Nacht auf dem Schloſſe in der geheimen Verſammlung geweſen war und wohin der Fürſt gereiſt ſei. Noch an dieſem Abend ritt der Schlaue fort, um den jungen, unbefangenen Patrioten aufzuſuchen. „Deutſche Schlange, du ſollſt es bereuen, einen Franzoſen ſo kränkend abgewieſen zu haben!“ fluchte er in die Finſterniß hinaus, als er den Schloßberg hinabritt und Amalia's Zimmer hell erleuchtet ſah. „Dich will ich verderben, mit deiner ganzen Brut. Du ſollſt wimmern, wenn

ſein Kopf vom Rumpfe ſpringt, und ich will an deiner Verzweifelung mich weiden.“

Eine Woche nach dieſem Vorfalle kehrte Franz Ragotzi von ſeiner Reiſe über Eperies zurück. Die Meinungen ſeiner mächtigen Freunde waren getheilt geweſen; Viele hatten ihm die Verbindung mit Frankreich abgerathen, weil der König Ludwig als treulos und wortbrüchig bekannt ſei, ſobald ſein perſönliches Intereſſe ins Spiel komme; könne er durch Aufopferung der Ungern Spaniens Krone für ſeinen Enkel erlangen, ſo würde er keinen Augenblick anſtehen, die Ungern zu verrathen und zu hintergehen. Nun ſtände aber zu erwarten; daß Leopold eher Spanien als Ungern aufgeben würde. Dieſe Bedenklichkeiten waren gegründet und leuchteten dem jungen, verſtändigen Fürſten ein; er ſchwankte. In dieſer peinlichen Ungewißheit ſuchte er den Mann auf, dem er ſo viel Freundſchaft erzeigt, ja den er mit Wohlthaten überſchüttet hatte, den Capitain Longuevall. Dieſer empfing den Fürſten mit jener ſchmeichelnden Freundlichkeit, die junge, offene Gemüther ſo leicht beſticht und Ragotzi theilte ihm ſeine bangen Zweifel mit. „Alles möchte ich für mein Vaterland thun,“ ſagte er; „ich fühle die Thatkraft, aber ich kann mich für keinen Weg entſcheiden.“

„Mein Fürſt,“ ſagte der Franzoſe, „ich glaube

Ihnen untrügbare Beweiſe meiner Ergebenheit und treuſten Anhänglichkeit an Ihre Perſon und Ihr Haus gegeben zu haben. Und wie ſollte ich auch nicht der eifrigſte Ihrer Anhänger ſein, da Sie mich mit Ihrer Freundſchaft beehrten, mir durch Ihren Einfluß meinen Poſten verſchafften, mich gütig in Ihr Haus aufnahmen und mir Dinge von der größten Wichtigkeit anvertrauten. Durch Sie bin ich erſt ſtolz auf meine Talente geworden, weil ich Ihnen dadurch nützlich werden konnte. Meine Liebe, mein thätiger Eifer hat nicht dies mir fremde Ungernland zum Gegenſtand; ſein Schickſal könnte mir, dem Einzelnen, gleichgültig ſein. Sie allein ſind es, für den ich mein Leben gern hingäbe, um Ihretwillen lieb' ich die Ungern, weil ich Sie auf dem Throne dieſes Landes ſehen möchte und gewiß noch ſehen werde. Faſſen Sie dies Alles zuſammen und fragen Sie dann, ob ich nicht anſtehen würde, Ihnen ſo dringend zu einer Bitte an den franzöſiſchen König zu rathen, wäre ich nicht durch die reiflichſte Ueberlegung überzeugt, daß dies nur der einzige und ſchnellſte Weg iſt, Ihnen ein gutes Heer und Geld zu verſchaffen. Oeſtreich vermuthet keinen Aufſtand; die Wortführer im Miniſterium ſind verblendet; alle Augen ſind auf Spanien gerichtet. Den neueſten Nachrichten nach hat der geiſtesſchwache, kranke König Karl in einem Teſtament den Herzog Philipp von Anjou zum Erben aller ſeiner Reiche ernannt. So wie er die Augen ſchließt, entbrennt ein großer Krieg. Es iſt das nächſte Intereſſe Frankreichs, Sie zu unterſtü-

hen und — verlaſſen Sie ſich auf mein Wort — ich werde dafür ſorgen, daß es mit Macht und Nachdruck geſchieht. Iſt dies doch die erſte Gelegenheit für mich, Ihre Freundſchaftsdienſte und das Uebermaß Ihrer Güte zu vergelten."

„Longueval," ſagte Ragozi bedeutend, „ich vertraue Ihnen mein Lebensglück, das Wohl der reichſten und edelſten Familien dieſes armen, geplagten Landes, ja das Heil der ganzen Nation an. Haben Sie dieſe Laſt wohl erwogen? Wie, wenn Verrath uns umlauerte; wenn Sie auf der Reiſe aufgehoben und mein Brief Ihnen abgenommen würde? — Wir Alle wären verloren!"

„Sie haben nie Mißtrauen in mich geſetzt, mein Fürſt; Sie werden es nun, in dem Augenblicke nicht, wo ich recht thätig und wirkſam für Sie zu ſein beginne. Sollte mir aber ein Unfall auf der Reiſe aufſtoßen, ſo werden Ihre Papiere vernichtet, eh' ich nur an etwas Anderes denke."

„Die Umſtände drängen mich furchtbar zur Entſcheidung; mein Muth läßt mich nicht länger mehr raſten. Es iſt unabänderlich beſchloſſen: ich ſchreibe Briefe an den König und den Miniſter Barbeſier. Wann können Sie reiſen?"

„Mein Urlaubsbrief iſt ausgefertigt und unterzeichnet! Ich wartete nur noch auf Ihre Zurückkunft. Das Wetter wird nicht lange mehr zum Reiſen taugen; wir haben heute den letzten October."

„Kommen Sie morgen nach Saros; Sie ſollen

die Briefe fertig finden.“ — Der Fürſt eilte denſelben Tag noch in die Arme ſeiner liebenden Gattin; ſie verſchwieg ihm Longueval's Unverſchämtheit, aber ſie drang von neuem in ihn, dieſen Mann zu entfernen. Er verſprach, dies morgen ſchon zu thun, und ſie ſchien beruhigt; aber eine geheime Angſt folterte ſie dieſen und den folgenden Tag.

„Es iſt auch ein junger Mann auf dem Schloſſe,“ ſagte Amalia noch am Abend zu ihrem Gatten, „der in Deine Dienſte zu treten wünſcht.“

„Ha, gewiß wieder ein öſtreichiſcher Spion,“ antwortete er. „Wie mich dieſer Hof umlauern und jeden meiner Schritte mißtrauiſch bewachen läßt! Das macht kein gutes Blut, ihr Herren in Wien!“

„Du irrſt, er iſt kein Oeſtreicher; vielmehr ſtammt er aus dem Volke, das die größten Feinde derſelben zählt. Er iſt ein Kopanitzare und Paulina's Bräutigam.“

„Sie mögen Beide kommen!“ Ein Diener richtete den Befehl aus und Adam Berzeviti trat bald an Paulina's Hand herein.

„Was bewegt Dich, mir Deine Dienſte anzubieten?“ fragte der junge Fürſt.

„Die Liebe zu dieſem Mädchen; ſie will ſich nicht von Euer Gemahlin trennen und ich kann nicht wieder von ihr gehen.“

„Welch' Zeugniß Deiner Treue und Redlichkeit haſt Du?“

„Paulina ſelbſt; ſie iſt das ſchönſte und gültigſte Zeugniß. Glaubt Ihr, daß ſie mich lieben würde, wenn ſie mich als unredlich kennte?“

„Du führſt Dein Wort gut; aber welche Hoffnungen haſt Du, ſie als Weib beſitzen zu können?“

„Eben meine Treue. Wir wollen Euch ein Jahr lang unentgeltlich dienen; denn ich bin nicht arm. Seid Ihr mit uns zufrieden, ſo gebt ſie mir zur Frau und wir dienen Euch nach wie vor.“

„Du gefällſt mir und ſollſt mein Hofjunker ſein; Paulina hat den Rang einer Hofdame der Fürſtin; ich brauche treue Diener. Stellt Euch dem Michael Cordai, dem Hofmarſchall, vor; morgen werde ich ſelbſt mit ihm reden.“

Das ſchöne, glückliche Paar entfernte ſich dankend, und den Fürſten belohnte ein zärtlicher Blick ſeines reizenden Weibes. — Den folgenden Morgen war der Fürſt ſehr beſchäftigt; die innere Bangigkeit trieb Amalien, ihm einen Morgenbeſuch zu machen. Sie fand ihn zwei große Briefe ſiegelnd; im Nebenzimmer ſaß Longueval, von deſſen Ankunft ſie nichts erfahren hatte. Der Fürſt ſchien mit ihm in einem eifrigen Geſpräch zu ſein, welches aber bei ihrem Eintritt abgebrochen wurde. Des Capitains Gegenwart legte ihr Schweigen auf, ſo gern ſie auch ihrer vollen Bruſt bei dem Gatten Luft gemacht hätte. Er begrüßte ſie nur flüchtig und trat dann mit den Briefen zu Longueval. Nach kurzer, geheimer Unterredung führte er dieſen herein und ſagte: „Der Capitain geht auf ge-

raume Zeit in ſein Vaterland; er wünſcht ſich bei Dir zu beurlauben.“

„Reiſt glücklich, Capitain!“ ſagte ſie ſtolz. Der Franzoſe wagte nicht, den Blick zu ihr zu erheben und ging. „Gottes Engel mit Ihnen!“ rief der Fürſt dem Scheidenden nach. Ein boshaftes Lächeln flog über ſein Geſicht, als im Hinausgehen ſein Blick die Fürſtin traf.

„Um aller Heiligen willen! was haſt Du ihm gegeben, Franz?“ fragte Amalia mit angſtdurchbebter Stimme.

„Meine Amalia hat nie verlangt, die Sorgen meiner Geſchäfte zu theilen; ſie paſſen auch nicht für Frauen, am wenigſten für ſolch' ein reines Gemüth, wie das Deine.“

„Nie, nie ſuchte ich neugierig in Deine Geheimniſſe zu dringen; um deſto unerklärlicher iſt der bängliche Drang in mir, zu erfahren, was Du mit dieſem Menſchen vorhaſt. Mir ahnet ein Unglück! O Franz, halte es nicht für niedere Neugierde, was mich zu dieſer Bitte bewegt! Ach! er reitet ſchon den Berg hinab. Wie er eilt, fort zu kommen! Er nimmt unſeren häuslichen Frieden, unſer Glück mit davon! O Franz, was für Briefe gabſt Du ihm? Sieh, ich werde zermartert von ſchlimmen Ahnungen. Erbarme Dich meiner, Geliebter!“

„Du machſt mir ſelbſt bange, Amalia. Mich drückt auch ein wunderliches Gefühl. Wie? Wenn er doch ein Verräther wäre?“

„Er iſt's; Franz, er hat Dich betrogen!“ Mit

bekommener Bruſt erzählte ſie des Capitains Betragen gegen ſie und Paulina. Der Fürſt ſchauderte zurück. Seine Verlegenheit ſtieg mit jeder Minute. Er konnte zu keinem Entſchluß gelangen. — „Sende ihm einen Boten nach!“ bat Amalia. „Laß Dir die Briefe zurückgeben, an wen ſie auch ſein mögen, und ich will ruhig ſein.“ Ragotzi befahl ſeinem neuen Hofjunker, Adam Berzeviczi, ſogleich nach Epperies zu reiten; er ſchrieb an Longueval ſehr freundſchaftlich, die Briefe ſogleich zu verbrennen und zwar im Beiſein dieſes Boten. Seine Anſicht habe ſich geändert, er wolle ſich entweder an den franzöſiſchen Geſandten in Warſchau wenden oder einen ungriſchen Edelmann an Frankreichs König ſenden. Es ſei keinem Diener, am wenigſten dieſem neuen zu trauen, deßhalb verlange er die Briefe nicht zurück; nur dringe er auf augenblickliches Verbrennen derſelben. Seine Reiſe nach Lüttich möge er aber deſſungeachtet ruhig fortſetzen. — Adam erhielt vom Fürſten noch den beſonderen, geheimen Befehl, ſich zu überzeugen, ob die zu verbrennenden Briefe an den König von Frankreich und deſſen Miniſter, Barbeſier, überſchrieben ſeien.

Der Kopanitzare kehrte am Abend zurück. Ein Antwortſchreiben Longueval's verſicherte, dem erhaltenen Befehl in des Junkers Beiſein ſogleich nachgekommen zu ſein und Adam beſtätigte dies mit der ausgeſprochenen Ueberzeugung, die bezeichneten Briefe ſeien bald nach ſeiner Ankunft beim Capitain von dieſem in die helllodernde Kaminflamme geworfen worden. Die

vereinten Herzen des edlen Fürſtenpaares ſchlugen wieder ruhiger.

Die Sonne ſog mit matten Strahlen noch vergebens an den Schneemaſſen auf den Höhen und in den Thälern des Karpathengebirges. Wuk ſchritt in ſeinem leinenen Kittel über den gefrornen Bach in die weite Schneewüſte hinaus, die Kälte reifte ſein langes Haar und ſteifte ihm Hand und Fuß, aber in ſeinem Blicke war jenes Gepräge todter Gleichgültigkeit verſchwunden, ja es ſchien als ob der Tod der Natur ihn lebendiger mache. Immer haſtiger eilte er durch die Thäler hinab nach Saros zu und bald leuchtete ſein weißes Schloß ihm entgegen. Die Diener des fürſtlichen Hofſtaats kannten den wunderlichen Geſellen, wegen ſeiner öfteren Beſuche im Herbſt, und ließen ihn gehen; ſie wußten, es war nicht mit ihm zu ſcherzen, ſein Lanzenſtock hatte Allen Ehrfurcht eingejagt. So ging er wie ein Geiſt des Gebirgs unbekümmert mitten durch ſie und ſuchte ſich im Pferdeſtalle einen Platz. Zwiſchen die Thiere gelagert, ließ er ſich von ihrem Athem anhauchen und ſchien dann wie von prophetiſchem Wahnſinn begeiſtert. Einzelne wunderbare Worte entfuhren ſeinen Lippen, während er ſelbſt ſtarr, wie ohne Leben, dalag. Die Diener meldeten Wuks Ankunft ſeiner Schweſter und der Fürſtin; Beide ſaßen vertraut zuſammen, mit

dem kleinen Georg beſchäftigt, der durch das erſte Lallen des ſüßen Mutternamens Amaliens Herz entzückte. Sie fühlte ſich zum zweiten Mal Mutter und befand ſich in einem höchſt reizbaren Zuſtand, wie er vielen Frauen in dieſer Lage eigen iſt. Die Nachricht von Wuks Ankunft ſchreckte Paulinen empor. „O, verehrte Fürſtin," rief ſie, als Beide wieder allein waren, „glaubt mir, nichts Gutes ſteht uns bevor. Mich ängſtigt meines ſtummen Bruders Erſcheinen."

„Warum? Er iſt ſchon einige Male auf dem Schloſſe geweſen."

„Nur dieſen Winter nicht. Im Winter flieht er mehr als zu jeder andern Jahreszeit die Menſchen, und es muß ein ſehr wichtiger Grund ſein, weßhalb es ihn herab zu uns treibt."

„Kind," ſagte die Fürſtin leiſe, „Deine Worte vermehren die Angſt, die ſeit einigen Tagen meine Bruſt preßt. Ich habe mich Niemandem entdecken mögen; denn mein Gemahl verlacht alle Ahnungen und von Andern fürchtete ich Nahrung dieſes peinlichen Gefühls, welches ganz daſſelbe wieder iſt, was ich an jenem Tage empfand, als der Franzoſe mit den verhängnißvollen Briefen davonritt, die an den König von Frankreich von meinem Franz geſchrieben waren und die uns, wenn ſie nicht verbrannt worden wären, in das größte Verderben hätten ſtürzen können."

„Ihr ſeid bleich, Fürſtin, und fühlt Euch wohl krank?" fragte Paulina theilnehmend.

„Meine Umſtände, liebes Mädchen, bringen dieſe Schwäche mit ſich; weiter iſt es nichts. Doch Du ſcheinſt mir noch etwas über Deinen armen Bruder ſagen zu wollen; ſcheue Dich nicht.“

„Aber ich fürchte, es möchte Euch unangenehm ſein.“

„Hältſt Du mich für ſo ſchwach, daß ich nur das Gute, das Angenehme ertragen kann? Theile mir Alles mit; Du weißt, ich intereſſire mich ſehr für Wuk und Deinen Vater.“

„Nun, eben der Letztere ſagte mir, als er im Herbſt bei uns war und der Fürſt ihn nicht vor ſich ließ, obgleich er ihm gar wichtige Dinge zu ſagen hatte, mein Bruder würde niemals auf das Schloß herabkommen, wenn uns hier nicht irgend etwas Unheilbringendes bevorſtände. Dies iſt bis jetzt eingetroffen. Er war da, als uns der Franzoſe überfiel; als Euer Gemahl mit dem Pferde ſtürzte, riß er das Thier, das auf ihm lag, in die Höhe; er erlegte den wüthenden Hund auf dem Hofe, er löſchte das in den Ställen ausgebrochene Feuer.“

„Ja, Du haſt recht, Paulina; ich fühle es, ein Unglück ſteht uns bevor. Vielleicht iſt Wuk gekommen, es wieder von uns abzuwenden!“

Ein lautes Pferdegetrab tönte vom Hofe herauf. Paulina ſah hinab, wandte ſich aber ſchnell und ſagte: „Der Capitain Longueval iſt mit einem kleinen Gefolge eben angekommen.“ Die Fürſtin fuhr heftig zuſammen. „Weh uns!“ rief ſie. „Das iſt ja das Unglück! Was hat der gräßliche Menſch mit uns vor?“

Ihre Züge waren faſt entſtellt, ihr Buſen wogte angſtvoll, ihre Pulſe ſchlugen hörbar. Paulina zitterte für die Geſundheit ihrer geliebten Herrin. — Im Schloſſe war's unterdeſſen ſehr lebendig geworden; Longueval ging zum Fürſten. Eine Wolke des Unmuths ſtieg in Ragohi's Geſicht, als Berzeviki den Namen des Angekommenen nannte, und er ſelbſt gleich darauf hereintrat. Der ſchändliche Angriff auf Amaliens Treue trat ihm ſogleich vor die Seele und der Empfang ſprach von ſeiner Stimmung. Der ſchlaue Franzoſe bemerkte es wohl und aus ſeinem Portefeuille zog er ſogleich einen Brief, den er dem Fürſten überreichte. Ueberraſcht öffnete dieſer ihn, und während ſein Blick die Zeilen durchflog, drückten ſich Erſtaunen und Freude in ſeinen Zügen aus.

„Wie?" rief er, „von Paris! Vom Miniſter Barbeſier! Eine Antwort auf mein Schreiben! Haben Sie meine Briefe nicht verbrannt, *Longueval?*"

„Verzeihen Sie, mein Fürſt; bei Ihrer Unſchlüſſigkeit mußte ich für Sie handeln; ich mußte Ihnen meine Treue aufzwingen. Durch das ſcheinbare Verbrennen der Briefe entriß ich Sie der quälenden Angſt, in der Sie ſtets geſchwebt hätten, und richtete in Paris, wie ich verſprochen hatte und wie Sie in dieſem Blatte leſen, zu Ihrem Vortheil Alles aufs Beſte aus. Keine Mühe, keine Koſten habe ich geſcheut; mein Ziel iſt erreicht: Frankreich iſt Ihr Verbündeter."

„Vortrefflicher Freund!" rief der junge Fürſt begeiſtert und ſchloß den Capitain in ſeine Arme. „Der

Miniſter lobt Sie, Ihres Eifers wegen. Wie ſoll ich — o was ſag' ich! — wie ſoll Ungern Ihnen danken?"

„Ihre Freundſchaft iſt mir Lohn genug. Doch denken Sie nicht an mich, Fürſt; verfolgen Sie nun raſch die gebrochene Bahn. Das Werk muß ſchnell betrieben werden. Erfüllen Sie des Miniſters Wünſche! Und in einigen Tagen reiſe ich wieder nach Paris ab."

„Welche ſind ſie? Meine Freude läßt mich Alles vergeſſen." Er durchflog den Brief noch einmal. „Barbeſier ſichert mir das Wohlwollen und die thätigſte Hülfe ſeines Königs zu, und fordert mich auf, ihm ſpecielle Vorſchläge, von allen ungriſchen Großen unſrer Partei unterzeichnet, bald durch Sie zu überſchicken. — Ueber den letzteren Punkt muß ich mit Bertſeni und Okolitzani ſprechen. Der Letztere hat viel Scharfſinn und Erfahrung." — Auf des Fürſten Bitte erzählte Longueval ſeine Reiſe und die Betreibung ſeiner Geſchäfte umſtändlich. Unterdeſſen ritten ſchon Ragotzi's Boten, auf ſeinen Befehl, nach Schloß Brunotz und Bartfeld, um den Grafen Bertſeni und Paul Okolitzani zu einer wichtigen Unterredung ſchnell nach dem ſaroſer Schloſſe einzuladen. Longueval wollte auf des Fürſten Bitte über Nacht bleiben und hatte ſeinen Dienern befohlen, die Pferde abzuſatteln. Doch bald darauf trat einer von ihnen herein und meldete dem Capitain, die Pferde hätten ſich wie toll im Stalle losgeriſſen und wären nicht wieder dahin zurückzubringen; es liege dort ein wunderlicher Menſch unter des

Fürſten Pferden ſtarr und unbeweglich, vor dem ſich ihre Thiere ſcheuten, während doch die zum Hauſe gehörigen ruhig neben ihm ſtänden. Der Capitain entfernte ſich, um ſelbſt zuzuſehen; der Fürſt folgte ihm. Als der Erſtere an den Stall kam, trat Wuk mit drohenden Mienen heraus. Longueval erſchrak vor ihm, wie vor einem Geiſte, eilte mit ſcheuem Blick und wankenden Schritten zurück und befahl ſeinen Dienern, die Pferde ſogleich wieder zu ſatteln und zu zäumen, weil er bald aufzubrechen gedenke.

„Was ficht Sie an, Capitain?“ rief der hinzutretende Fürſt. „Weßhalb wollen Sie das Schloß noch heute gegen ihren frühern Vorſatz verlaſſen?“

Der Franzoſe vergaß ſeine erheuchelte Tapferkeit ſo ſehr, daß er offenherzig antwortete: „Fürſt, dies Todtengeſicht dort in der Thür iſt mir ſo zuwider, daß ich nicht an der Stelle bleiben kann, wo dieſer ſtumme Patron ſich aufhält. *Nennen Sie es* Averſion, Idioſynkraſie, was ich gegen dieſen Menſchen habe, kurz er iſt mir in den Tod verhaßt.“

„Nun, wenn das,“ lachte Ragozi, „ſo ſoll der närriſche Burſche doch eher weichen, als Sie, Capitain. Aber Sie können diesmal den Franzoſen nicht verläugnen, und geberden ſich wie eine Dame, die eine Spinne in ihrer Nähe gewahrt. — Hallo, ihr Geſellen!“ rief er dann ſeinen Dienern zu, „ſchafft mir den Burſchen dort bei Seite!“ — Wuk hing den Kopf ſehr traurig und ſah den Fürſten wehmüthig-mitleidig an. In dem Augenblick kam Werzevitzi die

Treppe herab und richtete die Worte an den Fürſten. „Eure Gemahlin läßt Euch bitten, dem ſtummen Wuk nichts zu leide zu thun; es würde ſie ſehr kränken, wenn Ihr dieſer Bitte nicht willfahrtet, zumal da ſie ſich ſehr unwohl befände.“ Der Fürſt war noch zweifelhaft, was er thun ſollte, als der alte Hofmarſchall mit ſehr ernſten, ja feierlichen Mienen die Bitte im Namen der Fürſtin wiederholte und hinzuſetzte, „ſie hege die größte Angſt um Wuk, der ihr ſehr theuer ſei.“ Das Geſicht des Letzteren hatte ſich erheitert, aber ein wehmüthiges Zucken um den Mund gab ihm das Anſehen einer halb von der Sonne überſtrahlten, halb von Wolken überſchatteten Landſchaft. Langſamen Schrittes ging er nach dem Thore zu; Michael Corbai eilte ihm nach, um ihn zurückzuhalten; aber er bat vergebens; kopfſchüttelnd und Thränen im Auge zog der ſtumme Geſelle hinaus in die ſchneebedeckten, dämmerungumhüllten Berge, die ein eiſiger Wind durchſtrich. Den Fürſten überflog ein ſehr unangenehmes Gefühl; Longueval las es in ſeinen Augen und gerieth dadurch in eine peinliche Lage. „Ihre Gemahlin würde ein höchſt ungnädiges Auge auf mich werfen, bliebe ich hier; deßhalb laſſen Sie mich reiten!“ ſagte er und ohne Ragotzi's Antwort abzuwarten, lief er nach ſeinem Pferde, beſtieg es, und rief dem Fürſten im Davonreiten zu: „bringen Sie mir den Brief ſelbſt nach Eperies!“ — Ragotzi ſah ihm ſinnend nach und ſtieg dann zu Amalien hinauf. Er fand ſie krank, ſie hatte ſich niederlegen müſſen. Gleichſam um ſich zu entſchuldi-

gen, erzählte er ihr, daß Wuk aus eigenem Antrieb gegangen sei; sie schwieg. Er erzählte weiter, wie treu und rechtlich Longueval gehandelt und wie sehr sie sich in ihm geirrt habe; aber auch darauf schwieg sie. Ein innerer Schmerz durchzuckte sie; Ragotzi vermochte sie nicht zu erheitern. — Am andern Morgen erschienen die Eingeladenen und ohne Wissen der Fürstin, die das Bett nicht verlassen konnte, wurde von Bertseni, Okolitzani und Ragotzi der Brief an den König von Frankreich abgefaßt, worin sie ihre Wünsche aussprachen. Die Erlangung der Unterschriften von den ungrischen Magnaten sei jetzt noch zu gefährlich, schrieben sie; erst wenn er (Ragotzi) das von Frankreich zugesicherte Geld von zwei Millionen Livres über Danzig und Hamburg gezogen, damit ein bedeutendes Heer geworben und die Festungen Munkatsch und Ungwar eingenommen hätte, würden sich alle Großen unterzeichnen. Ragotzi unterschrieb allein; Bertseni brachte den Brief nach Eperies und nahm dem Capitain noch einmal das feierliche Versprechen ab, den Brief zu vernichten, sobald er in Gefahr komme. Okolitzani verließ das Schloß ebenfalls; der Fürst widmete seine ganze Sorgfalt seiner kranken Gattin, die fortwährend ein trüber Geist mit den Fittichen schwarzer Ahnungen umfing.

Der Frühling war wieder gekommen und fächelte mit warmen Lüften die Erde aus dem Schlafe empor und ſie that ihre Blüthenaugen auf und begrüßte mit Düften den Mai. Zabrezky wollte ſeine Gebirgswanderung beginnen und forderte Wuk auf, ihn zu begleiten. Aber der Wortkarge ſchütteite mit dem Kopf und ſah traurig zur Erde. Er war ſchwermüthiger und menſchenſcheuer als jemals. „Die Fürſtin iſt krank, armer Junge,“ ſagte der Vater. „Ich bin ja zweimal auf ihren Wunſch unten auf dem Schloſſe geweſen, aber da iſt nicht zu helfen, bis in Erfüllung gegangen, was ihr ahnet. Irgend ein Unglück ſteht dem Fürſten von ſeinen Feinden bevor, aber vergebens forſch' ich wie? und wann? Wie ſchwach iſt all unſer Wiſſen! Wir vermögen nichts über des Menſchen Schickſal. Folge Du dem Geiſte, der Dich treibt; er zeigt Dir das Rechte, ſo weit es der Menſch nur immer erfaſſen kann.“ — Wuk ſtarrte wie beſinnungslos vor ſich hin, und der Vater wanderte allein in die Karpathen. Als aber die Mutter Anſtalten machte, mit Stepje hinab auf das ſaroſer Schloß zu gehen und Paulina längere Zeit zu beſuchen, worauf ſie ſich den ganzen Winter über gefreut hatte; denn ſie wollte dort den ſchönſten Traum ihrer Kindheit, vom alten Fürſten Ragozi, noch einmal recht lebhaft träumen — ſie war ja ſeit jener Zeit nicht wieder auf das wohlbekannte Schloß gekommen —; da wurde es wieder lebendig in Wuks Geſicht. Wild faßte er die Mutter beim Arme und

ſagte mit dumpfer Stimme: „Bleib! ſie kommen zu Dir!“

Dieſe Worte waren für Clara genug, um nicht zu gehen; denn an jedem hing ein ſchweres, verhängnißvolles Gewicht, und nur Außerordentliches konnte die Urſache dieſer Warnung ſein. Wuk aber entfernte ſich bald und ſchlich auf ungebahnten Wegen durch die Berge nach Saros hinab. Sein Erſcheinen erregte auf dem Schloſſe Aufſehen, wie jedesmal, und mußte der Fürſtin auf ausdrücklichen Befehl gemeldet werden. Sie lag eben ſchwach auf dem Bette; ihr bekümmerter Gemahl ſaß an ihrer Seite und hielt ihre Hand in der ſeinigen. „Wuk?“ ſagte ſie, als der eingetretene Verzeihung die Nachricht ausgeſprochen hatte. „Da wird Longueval auch nicht fern ſein; denn wie mein guter Schutzgeiſt erſcheint der Stumme, um mich vor jenem zu warnen. Auch erinnere ich mich jetzt, daß ich dieſe Nacht von dem Franzoſen geträumt habe, aber es war ein wirrer, böſer Traum, ich habe ihn nicht behalten können; nur ſo viel weiß ich noch, daß Longueval mit einer Tigerklaue nach Dir faßte. Du haſt zeither von ihm geſchwiegen, Franz, weil Du weißt, welch' widrigen Eindruck ſein Name auf mich macht. Aber er wird wohl heute kommen, das verbürgt der Traum und Wuks Ankunft.“

„Deine Phantaſie iſt ſo ſehr aufgeregt, Amalia, und Du quälſt Dich ſtets mit trüben Bildern; ſie hat Deinen Traum erzeugt und legt eben ſo dienſtfertig das zufällige Erſcheinen des ſtummen Burſchen zum-

herlich gut. Beruhige Dich, Amalia. Der Capitain iſt auf einer Reiſe nach Frankreich, die er heimlich gemacht, in Linz verhaftet und nach Wien gebracht worden; dort ſitzt er ſchon über einen Monat."

„Verhaftet!" rief die Fürſtin aufgeregt. „Und er wiſſe gewiß wieder in Deinen Angelegenheiten? O Franz, ſo biſt Du an Deine Feinde verrathen! Hatte er nicht wieder Papiere von Dir bei ſich?"

„Tröſte Dich darüber," entgegnete der Fürſt, „was er von mir hatte, iſt ſicherlich vernichtet worden und in Niemandes Hände gekommen; er hat mir das zugeſchworen; Longueval iſt treu und wir können deshalb ruhig ſein."

„O, Du trauſt mit Deinem edlen Herzen allen Menſchen. Wie Du kein Falſch in Dir haſt, ſo vermagſt Du keins außer Dir zu ſehen; Du taugſt nicht zum Oberhaupt und Anführer der mißvergnügten Ungern; denn nicht mit Eiſen und Stahl, mit Liſt und Verrath kämpfen die Feinde gegen Dich, und dieſen Waffen der Hölle biſt Du nicht gewachſen."

„Meine Kraft ruht in der Erkenntniß meiner guten That; und der mir dieſe Erkenntniß verlieh iſt der ewige Geiſt der Harmonie und der freien, geiſtigen Lebensentwickelung alles Geſchaffenen. Meinſt Du, dieſer könne eine Hölle gebildet haben? Die ewige Liebe kann nicht den ewigen Haß ſchaffen. Liſt, Verrath, Heimtücke, Bosheit und alle die gräßlichen Laſter ſind die Hölle in des Menſchen Geiſt, der ſich der Nacht zugewendet; aber vergebens kämpft ſie gegen das Licht und ſeine Geiſter;

denn es gibt keine ewige Nacht, wohl aber ein ewiges Licht. Die Sonne und alle leuchtenden Sterne verſchwinden nie aus dem Raume der Welt. Drum wüthet die Hölle gegen ſich ſelbſt, weil ſie doch vernichten muß, und den Himmel nicht vernichten kann noch darf. Im Gefühl meiner Liebe zu Gott, zu meinem Erlöſer, zum Vaterland und zu Dir, Amalia, habe ich den Himmel ſchon in mir. Kann mir die Hölle etwas anhaben?"

„O mein theurer, verehrter Gatte, ſie können Dich mir nehmen, ſie können Dich zum Blutgerüſt ſchleppen, wie Deinen Großvater und mir ein Leben voll Jammer und Angſt bereiten."

„Mein Leben ſteht überall in Gottes Hand, in ſeiner Liebe bin ich geborgen."

„Aber, wenn die Klugheit räth, die Gefahr zu meiden! — Gott gab Dir auch Verſtand und Erhaltungstrieb; Du ſollſt ſie brauchen, Dein Leben zu retten, wenn der Mörder nach Deinem Herzen zielt. Vaterland, Freunde, Gattin und Kinder haben ein Recht an Dein Leben. Warum fliehſt Du nicht, da Du Dich verrathen weißt?"

„Nichts weiß ich von Verrath. Longueval hat den Brief vernichtet, ſonſt wären die Herrn in Wien nicht ſo lange ruhig geweſen. Er hat ſchon einmal mein Vertrauen gerechtfertigt; warum ſollte ich jetzt nicht an ihn glauben? Warum ſollte ich aus bloßer Furcht von meiner geliebten, kranken Gattin gehen, warum ſie verlaſſen, da ihr die ſchwere Stunde bald

naht, wo ſie der Welt einen neuen Bürger ſchenken ſoll?“

„Du ſtehſt mit Deinem reinen, gottergebenen Herzen und im vollſten Bewußtſein Deines Edelſinns frei und unbekümmert um alles Böſe. Kein Argwohn ficht Dich an, keine böſen Zweifel zerfleiſchen Deine Bruſt. Warum ſchaut mein inneres Auge allein Schrecken und Tod um Dich? Warum bin ich allein zermartert von bangen Ahnungen?“

„Denke ſtets an Gott und ſeine ewige Liebe, die keinen Sperling vom Dache fallen läßt, und Du wirſt Dich zu jener geiſtigen Freiheit erheben; Seelenruhe wird in Dir aufgehn, wie der freundliche Abendſtern, und die Nacht Deiner bangen Gefühle erhellen. Könnten die Menſchen dieſer geiſtigen Freiheit ohne die äußere körperliche theilhaftig werden, und wäre bei den Meiſten nicht die letztere für die erſtere geſetzt: ich würde meinen Arm nicht gegen Oeſtreich erheben. Aber die Freiheit iſt kein untheilbares Weſen, ſie iſt geiſtig und körperlich dieſelbe und im höchſten Punkte eins; drum kann nur Zufriedenheit, Lebensheiterkeit und wahres Glück aus dem Bewußtſein der Freiheit entſpringen, und ſie einem ganzen Volke zu ſchenken, ergreif' ich die Waffen. Machte Dich unſere kritiſche Lage nicht befangen, hätte ſich Dir Longueval nicht als ein Unfreier gezeigt, wirkten Deine körperlichen Verhältniſſe nicht ſo ſtark auf Deinen Geiſt: Du würdeſt nicht ſolche trübe Bilder ſehen. Aber unſere Lage iſt die Uebergangsperiode zu einem beſſern Wirken; Longueval

konnte als ein ſinnlicher Menſch, vom wilden Rauſche der Leidenſchaft ergriffen, einmal ſein beſſeres Selbſt und die Pflichten der Dankbarkeit und Freundſchaft augenblicklich vergeſſen; er ſieht einen ſolchen Schritt als Franzoſe überhaupt leichtſinnig und am Ende nur als eine Huldigung Deiner Reize, als eine Galanterie an; aber poſitiv ſchlecht iſt er deßhalb nicht; ein Fehlender iſt kein Böſewicht. Im Gegentheil hat er ſich als meinen treuen Freund bewährt."

„Aber bangt Dir gar nicht vor den Folgen, daß Longueval verhaftet worden iſt?"

„Der abſcheuliche Erzbiſchof Kolonits und die Miniſter in Wien hätten zuverläſſig Argwohn aus unſerm freundſchaftlichen Umgang und ſeiner wiederholten Reiſe nach Frankreich geſchöpft; denn ſie belauren Alles. Longueval wird mit ſeiner bekannten Gewandtheit ſich ausweiſen und bald auf freien Fuß geſetzt werden. Die Nachricht von dieſem Unfall, die mir Bertſeni überbrachte, machte mich anfangs beſtürzt, und zu Deiner Schonung konnte ich ſie Dir nicht gleich mittheilen. Aber mein unerſchütterlicher Glaube an eine höhere Weltregierung, die jeden Zufall aus dem Menſchenleben ausſchließt und die Herrlichkeit meiner großen Sache haben mich wieder ſo aufgerichtet, daß ich Dich, ruhig und Dich ſelbſt beruhigend, zur Mitwiſſerin meines Schickſals machen kann."

„O, ich bin ja noch ein glückliches Weib, daß ich einen ſolchen Gatten beſitze! Falle mein Loos wie es will, ich habe an Deiner Seite das ſchönſte Leben ge-

lebt, was einem Sterblichen vergönnt ſein kann.“ — Das liebende Paar ſank ſich in die Arme; Franz Ragozi ruhete an der reinen Bruſt ſeines Weibes, es war der letzte Sonnenblick durch die gewitterſchwarzen Wolken; dann ſchlugen ſie zuſammen und umhüllten Beide mit der Finſterniß und den Schrecken des gräßlichſten Orkans.

Die Sonne ging unter, die Nacht warf ihre Schatten auf das Frühlingsfeld. Wuk ſchritt haſtig, wie angſtvoll durch den weiten Hof; Niemand bekümmerte ſich um ſeine ſonderbare Eile. Paulina's und Berzevizi's Tagwerk war vollbracht und die Herrſchaft hatte ſie entlaſſen. Den ſchönen Abend zu genießen, traten ſie aus dem Schloſſe, um ſich in einer Laube des Gartens ungeſtört dem Glück ihrer Liebe hingeben zu können. Paulina war heiter, ja faſt muthwillig und ſprang voran, ſich zu verſtecken. Adam wollte ſie haſchen, aber ſie war ihm entſchwunden; am Eingang des Gartens ſah er eine Geſtalt ſtehen, er eilte auf ſie los und hatte faſt Wuk umarmt, deſſen Hierſein er Paulina verſchwiegen hatte, weil ſie dadurch jedesmal niedergeſchlagen wurde. „Ei ſieh,“ ſagte er zu dem ſtummen Freund, „da ſtehen wir ja wieder an der Gartenpforte wie vorigen Herbſt, wo uns der Capitain hinauswerfen laſſen wollte. O ich weiß jetzt nur zu gut den Grund ſeiner Bosheit, Paulina hat mir Alles geſtanden. Dafür haſſ ich aber auch den Franzoſen von tiefſter Seele.“ Wuk ſtand wie eine Bildſäule, aber nach einigen Minuten faßte er Adam bei

der Schulter, zog ihn zu ſich herab, ſtarrte ihn mit gräßlichen Augen an und ſagte dumpf: „Er will Dir Deine Braut ſtehlen!“

„Stehlen!“ entgegnete Verzweifl betroffen. „Woher weißt Du das?“ — Wuk deutete ſtumm gen Himmel. „Und wann?“ fragte der Beſtürzte weiter. — Wuk ſchüttelte mit dem Kopfe, deutete dann wieder mit dem Finger nach dem hellen Zimmer des Fürſten und ſeine Augen leuchteten; hierauf neigte er den Kopf, legte die Stirn in die hohle Hand, als müſſe er ſich auf etwas beſinnen und ſagte dann plötzlich raſch: „Bald!“ Mit ſchnellen Schritten maß er nun die Gänge des Gartens und Adam ſah ihn nicht mehr. Er wollte Paulina aufſuchen, da vernahm er einen Schrei in einer Laube; als er darauf zuſprang, ſtürzte ihm Paulina athemlos entgegen.

„Biſt Du's!“ ſagte ſie mit angſtgepreßter Stimme. „Wuks Geiſt iſt mir eben erſchienen.“

„Er iſt es ja ſelbſt, Geliebte; ich habe eben mit ihm geſprochen.“

„Er ſelbſt? und hat geſprochen? — Nun ſo furchtbar ſah ich ſein Geſicht noch nie. Seine Augen glühten wie die der Katzen in der Nacht. Ich konnte dieſe Erſcheinung nur für ſeinen Geiſt halten, und da die Mutter heute zu kommen verſprochen hat, ſo zweifelte ich nicht, daß Wuk irgend ein Unglück erlitten habe.“

„Er ſcheint von wunderbaren Ahnungen bewegt zu ſein, und ſeine Worte waren inhaltſchwer für mich.“

„O ſeine Worte ſind nichts als Unglück! Wir

grauſt's in der Dunkelheit, Adam; laß uns hinein gehen und Wache halten dieſe Nacht. Vielleicht bricht Feuer im Schloſſe aus oder die Fürſtin wird kränker."

Sie zog den tiefſinnigen Adam mit fort. — Die Nacht breitete ihre Nebelgewänder immer dichter um die Gegenſtände; im Schloſſe verlöſchte ein Licht nach dem andern; das Thor wurde verſchloſſen; kein Leben regte ſich mehr und die Löſungsſtunde der Geiſter nahte heran. Kaum war ihr Ruf vom Thurme erſchallt, als ſtarke Schläge an das Thor geſchahen und durch die öde Nacht des Hofes ſchauerlich tönten; die Glocke des Thors wurde heftig gezogen und läutete den Pförtner wach. Wie ein flinkes Reh ſtürzte Wuk aus einem Winkel hervor, drängte ſich an das Thor und horchte geſpannt hinaus. Der Pförtner kam brummend, um zu öffnen; Wuk ſprang von ihm unbemerkt zurück und eilte im Schloß hurtig die Treppe hinauf. Durch das offene Thor drang eine ſtarke Anzahl bewaffneter Reiter; davon bemächtigte ſich Einer ſogleich der Schlüſſel und Laterne des Pförtners, ein Anderer nahm ihn ſelbſt feſt und drohte ihm mit augenblicklichem Tode, wenn er einen Laut von ſich gäbe. In Eile ſaßen Alle ab und ſchlichen leiſe die Treppe hinauf. An des Fürſten Zimmer wurden Wachen mit geladenem Gewehr aufgeſtellt; der Anführer trat mit vier öſtreichiſchen Dragonern hinein. Der Fürſt fuhr auf das Geräuſch aus dem Schlafe auf; er ſprang ſogleich aus dem Bett, um ſich zu vertheidigen. Der Schein des Nachtlichts fiel in das Geſicht des Anführers. Ragozi rief ihm

zu: „Was wollen Sie von mir, Graf Solari, in der Nacht und mit ſolcher Begleitung?“

„Sie ſelbſt, Fürſt,“ antwortete jener. „Sie ſind mein Gefangener; ergeben Sie ſich! Jeder Widerſtand wäre unnütz; denn funfzig Soldaten ſind in Ihrem Schloſſe meines Winks gewärtig. Hier mein Befehl!“ Er reichte Ragozi einen vom öſtreichiſchen Hofkanzler, Grafen Julius Friedrich Bucellini, dem Präſidenten des Reichshofraths, Grafen Wolfgang von Oettingen und dem Palatin von Ungern und deutſchen Reichsfürſten Paul Eſterhazi unterzeichneten Verhaftsbefehl hin. Ragozi würdigte das Papier kaum eines Blickes und überreichte ſchweigend dem Grafen Solari den ſchon zu ſeiner Vertheidigung gezogenen Säbel. „Iſt es mir erlaubt, meine kranke Gattin noch einmal zu ſehen?“ fragte er faſt wehmüthig.

„Ich habe Ihnen nichts zu erlauben, Fürſt,“ entgegnete Solari ſtreng, „und Sie nur zu ermahnen, daß Sie ſich unbedingt dem Befehle unſeres Königs fügen.“

„Iſt ſie vielleicht auch verhaftet?“

„Sie werden es bald genug erfahren.“ — Ragozi ſchritt reſignirend an Solari's Seite in der Mitte der Dragoner durch die finſtern Gänge, die Treppe hinab und über den belebten Hof hin; denn die ganze Dienerſchaft hatte ſich dort verſammelt und weinte ihrem geliebten Herrn den Abſchied zu. Ein Wachtmeiſter trat zu dem Befehlshaber und ſtattete ihm heimlich Rapport ab. Michael Corbai ſtand nicht weit vom Fürſten; man ſah es ihm an, daß er gern mit dieſem

geſprochen hätte, doch hielten ihn die drohenden Säbel der Dragoner ab; er deutete deßhalb nur hinauf nach der Fürſtin Zimmer und dann nach dem Tatragebirge. Der Graf Solari drehte ſich eben um, bemerkte es und ſagte zu Ragotzi: „Ich will Ihnen dieſe Pantomime erklären; Ihre Gemahlin und deren Kammermädchen Paulina Zabrehky ſollten allerdings mit verhaftet werden; doch ſind ſie entflohen und ich kann es mir nicht anders erklären, als daß ſie von unſerer Ankunft und Abſicht ſchnell unterrichtet worden ſind; ſie hätten aber wohl gethan, auch Sie mitzunehmen.“

„Gott ſei Dank für ihre Rettung!“ ſagte der unglückliche, junge Fürſt, „beſtieg ſein Pferd und verließ als ein Gefangener der Oeſtreicher ſein ſchönes ſaroſer Schloß. Wie ein Mann, der ſich der Herrlichkeit ſeines Zieles, der Kraft und Ausdauer ſeines Willens und keines moraliſchen Vergehens bewußt iſt, ritt Ragotzi mit feſtem kindlich-gläubigen Gottvertrauen durch die unfreundliche Nacht; wenn ihm auch kein Stern am Himmel glänzte — denn ſchwarze Wolken hatten ſein Gewölbe umzogen — ſo übergoß ihn ein anderes in ſeiner Bruſt hell und ſchön aufgegangenes Geſtirn mit mildem Friedenslicht, der Stern der Liebe. Liebe zu Gott und Menſchen hauchte Troſt und Muth in ſein Herz, daß er das Unvermeidliche mit Würde zu tragen beſchloß. Sechs Tage lang behauptete er ſeinen Muth; denn er hoffte nach Wien gebracht zu werden, aber er wurde nach Wieneriſch-Neuſtadt und in daſſelbe Gefängniß des Zeughauſes geführt, in welchem ſein

Großvater Peter Zrini vor ſeiner Hinrichtung ſchmachtete, in welchem er das Todesurtheil empfing und auf deſſen Boden das Blut des Unglücklichen geſtrömt war. Als der junge, edle Fürſt hineintrat, faßten ihn plötzlich die Schauer des Todes. —

Der treue Wuk hatte ſeine Schweſter in der Mitternacht ſogleich von der Ankunft der Oeſtreicher unterrichtet und ſie vermocht, die Fürſtin halb angekleidet in der größten Eile aus ihrem Zimmer zu ziehen. Ueber einen abgelegenen Corridor flohen ſie in den Schloßhof und gelangten durch ein Pförtchen des Gartens ins Freie.

Michael Corbal ſah ſie fliehen und ſegnete ſie. Auf dem Wege nach Olſavka erfuhr Amalia erſt durch einige Worte Wuks, daß ihr Gemahl durch Longuevalls Verrath in die Hände ſeiner Feinde gerathen ſei. Die ſchöne Fürſtin ſtöhnte die Töne ihres Schmerzes in die laue Frühlingsnacht hinaus; ſie vermiſchten ſich mit dem Wimmern des kleinen Prinzen, welchen Paulina in Tücher geſchlagen trug. Paulina vergoß ſtille Thränen und nur dann und wann ſuchte ihr Kummer in einem Laute ſich kund zu thun; Wuk ſchritt ſtill und ernſt neben her und horchte nur je zuweilen in die dämmerungumhüllte Gegend mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit, gleichſam als befürchte er,

man möchte ſie verfolgen. Mit dem jungen Tag trat die traurige Geſellſchaft in Zabretzky's Hütte; die Fürſtin war ſo erſchöpft, daß ſie ohnmächtig in Mutter Clara's Arme ſank. Wuk ſtarrte die edle Frau wie gefühllos an; dann aber eilte er ſchnell in ſeines Vaters Laboratorium brachte eine Viole und beſtrich mit der darin enthaltenen Flüſſigkeit die Schläfe der Fürſtin. Ein gewaltiges Zittern ſeiner Hände war dabei auffallend. Amalia ſchlug die Augen auf, Paulina und Clara führten ſie zum Ruhebette; Wuk verließ die Stube und kehrte mit einem Trank zurück, der, von der Fürſtin genoſſen, ihr plötzlich eine wunderbare Kraft einflößte und ſie ſogar mit einer Seelenheiterkeit erfüllte, die jeden Schmerz um den Gatten, jede böſe bange Ahnung von ihr abſtreifte und ihr dafür einen Muth gab, der feſten Schritt's jeglichem Ungemach entgegen tritt. Wuks Auge glänzte vor Freude; doch zeigte er noch immer eine außergewöhnliche Unruhe und beſtieg haſtig den Felſen über der Hütte, um mit den Falkenaugen in die Ferne hinauszuſpähen. Endlich ſprengte von der Saros herauf des Wegs daher ein einzelner Reiter; Wuk eilte ihm freudig entgegen.

„Haſt Du ſie gerettet, treuer Wuk?“ rief Adam Berzeviczi; denn er war der eilige Reiter.

„Sie ſind's,“ entgegnete Wuk; „ſchaff' Maulthiere, damit wir in die Zips entfliehen, denn der Franzoſe ſchickt uns ſeine Schergen nach.“

„So weißt Du's ſchon, wunderbarer Menſch? Ich eile und bin bald wieder bei Euch.“

Nach Kurzem kehrte Adam mit mehrern Maulthiertreibern zurück und Paulina übergab ſich, die Fürſtin und den Prinzen gern der Führung des Geliebten, deſſen Nähe auch ihr den nöthigen Muth gab. Nach einigen Stunden ſchon zog das Häuflein treuer Menſchen den höchſten Bergen des Tatragebirges zu, nach der Gegend, wo die lomnitzer Spitze wie ein ungeheuerer Rieſe ſich über ſeine Brüder erhebt und aus den Wolken hinabſchaut nach Ungern, Galizien, Polen und Siebenbürgen. In das einfache Gewand der Gebirgstöchter verſteckt und nur allein noch mit der ihr angebornen Würde angethan, ritt die Fürſtin Amalia neben der guten Paulina, die den kleinen Georg trug; Adam ritt, des Weges kundig, voran, und Wuk ging mit großen Schritten, indem er den ſpitzen Stock weit vorſetzte, verſchloſſen und in ſich gekehrt hinter her. Auf ſteinigen Wegen immer höher und ſteiler hinauf ging die raſche Reiſe. Wenig trockenes Brod und ein Trunk aus dem ihnen entgegen ſtürzenden Bergbach war für heute die Nahrung ſelbſt der fürſtlichen Frau. Der Abend kam und verhüllte Berg und Thal, der Weg wurde gefährlicher aber die Reiſenden gönnten ſich keine Raſt. Erſt um Mitternacht langten ſie auf Berzevitzi's Beſitzungen an. Sie lagen hart an der Gebirgskette Magura, unweit des Dorfes Lomnitz, über welchen der höchſte Berg des Tatra- und des ganzen Karpathengebirges ſich erhebt. Die Kopanitzaren, Adam dienſtbar in ſeinen Holzungen und Bergwerken, hatten kaum die Ankunft ihres Herrn vernommen, als ſie

noch in der Nacht zahlreich kamen, ihn und ſeine Begleiter mit einer frohen Muſik zu begrüßen. Am andern Morgen ließ Adam ein in einem einſamen Thale gelegenes Jagdhaus zur Wohnung der Fürſtin und Paulina's einrichten; mehrern ſeiner getreuſten Diener befahl er die ſorgſamſte Wache über die beiden theuren Gäſte, damit, wenn es Longueval oder den Oeſtreichern einfallen ſollte, ſie in der Mitte dieſer himmelhohen Berge aufzuſuchen, die Späher den Rückweg nicht wieder finden möchten. Ruhiger geworden überlegte die Fürſtin nach einigen Tagen mit ihrem Wirthe und den andern Leidensgefährten, was ſie in dieſer ſchlimmen Lage für ihren Gatten thun könne. Zuerſt war es nöthig zu erfahren, wohin er gebracht worden ſei; und Niemand ſchickte ſich beſſer zum Späher und Boten, als der ſtumme Wuk, dem, wenn es der Fürſtin galt, die Zunge gelöſt und die Schritte beflügelt waren. Mit einem Briefe der Herrin eilte er hinab auf das Schloß Saros zu dem alten Michael Corbai. Der Hofmarſchall weinte Thränen der Freude als er von der Fürſtin und ihrem Aufenthalte hörte und Wuk erfuhr nicht nur, daß der Fürſt nach Wieneriſch-Neuſtadt gebracht, ſondern, daß die drei Brüder Vaj in Kaſchau feſtgenommen, ſpäter auch Paul Okolizani und der Freiherr Stephan Szirmai verhaftet und nach Neuſtadt und Wien gebracht worden ſeien. Durch einen reitenden Eilboten, den der alte Hofmarſchall noch in der Nacht der Gefangennehmung Ragotzi's nach Brunotz geſchickt hatte, war der Graf Bertſeni von der

drohenden Gefahr benachrichtigt worden, und hatte mit einigen der Verſchworenen in der Nähe die eilige Flucht nach Polen glücklich vollendet. Wuk kehrte zurück. In Olſavka hörte er, daß noch denſelben Tag nach ihrer Abreiſe öſtreichiſche Soldaten dageweſen und die Fürſtin und Paulina geſucht hätten. Die Amme Chriſtine, aus einem nahen Dorfe der Magyaren, war in ihre Heimath zurückgekehrt. Jetzt langte ſie mit Wuk bei der geliebten Fürſtin und dem Prinzen an. Das gute Weib hatte ihren Gatten verlaſſen, um ſich an die Unglücklichen anzuſchließen und vermehrte nun ihre Geſellſchaft. Die Fürſtin beſchloß nun zur Rettung ihres Gemahls ernſtliche Maßregeln zu verſuchen. Einer der Kozanitzaren wurde an den landgräflich heſſiſchen Hof nach Deutſchland geſchickt. Amalia erſuchte ihren Vater dringend, ſich am wiener Hofe für ihren Gatten zu verwenden. Unter Thränen vergingen die Tage, übrigens ruhig und ohne ein beſonderes Ereigniß. Wuk zog nach wie vor im Gebirge umher, blieb oft lange aus und ließ ſich wochenlang nicht ſehen, und wenn er kam, war er verſtimmt, mißmuthig und wieder ſo ſtumm als ſonſt. Während ſeiner mehrmaligen, langen Abweſenheit hatte er wiederholt die Reiſe nach Neuſtadt gemacht, Ragotzi's Gefängniß umſpäht, ſich mit dem öſtreichiſchen Militär bekannt gemacht und von ihm viel über Ragotzi's ſchlimme Lage vernommen. Kein Menſch hatte geahnet, welch' wunderlicher Geſelle er war, ſo klug wußte er ſich zu benehmen. Zabretzky hatte ſeine Gebirgswanderung vollendet und trat oft

in das Haus der Fürstin, sie mit seiner Zusprache zu trösten. „Seid ruhig, hohe Frau," sagte er, „es steht nicht in den Sternen, daß der Fürst, Euer Gemahl, von seinen Feinden gemeuchelt werde, wie es auch kommen mag, und es wird kommen, wie ein furchtbarer Gewittersturm mit Hagel und Blitz, der unser Ungern verwüsten wird; aber Ragotzi wird Euer bleiben." Vertrauungsvoll blickte die Fürstin auf den weisen Mann, und neuer Muth entglomm ihrer schmerzensbangen Brust; auch Mutter Clara war mehr bei der Fürstin und ihrer Paulina als zu Hause, und der wilde Stepje erheiterte Amalien manche Stunde. Berzeviczi wünschte den Zeitpunkt nicht länger hinauszuschieben, Paulina sein Weib zu nennen; gern gab die gute Fürstin ihren Segen, und man erwartete nur die Entbindung derselben, um, wenn diese glücklich vollbracht sei, die Hochzeit zu feiern. Mit einem bangen Gefühle sah Amalia der Stunde entgegen, wo sie zum zweiten Mal Mutter werden sollte. Sie wußte es wohl, daß die Schmerzen der Geburt dem Weibe, dessen Gatte entfernt ist, doppelt schwer sein müssen, wie sollten diese nicht sie, die den geliebten Mann im Kerker unter den Händen seiner Feinde und der schonungslosesten Rache Preis gegeben sah, ganz überwältigen? Schon war die Zeit nahe gerückt, als Michael Corbai eines Tages vor ihr erschien und ihr einen von ihrem Vater in Wien ausgewirkten, vom Kaiser selbst unterschriebenen Schutzbrief überreichte, Kraft desselben, ihr und ihrer ganzen Dienerschaft vergönnt war, ruhig

und ungeſtört auf der saroſer Burg zu wohnen. Die Bitten ihrer Umgebung beſtimmten ſie, auf den Fürſtenſitz zurückzukehren, wo die ihr nun ſo nöthige Bequemlichkeit des Lebens einen beſſern Aufenthalt verſprach. Von einem Haufen ſtarker Kopanitzaren und den ihr ſo lieb gewordenen Menſchen begleitet, trat ſie die Rückreiſe wieder an. Auf der Burg empfingen ſie ihre alten Diener mit Jubel. Noch vor Kurzem war Longueval mit einigen öſtreichiſchen Beamten hier geweſen und hatte durch Beſtechung mit bedeutenden Geldſummen, ſo wie durch Verſprechungen noch größerer, und anderer lockenden Ausſichten einige der Diener zu falſchen Ausſagen gegen ihren Herrn verleiten wollen. Vorzüglich den alten Hofmarſchall hatte er verſucht, und ſeine ganze liſtige Beredtſamkeit aufgeboten, ihn zu vermögen, daß er ſich ſelbſt für einen der Verſchworenen ausgebe, und zum Schein bekenne, der ganze Bund habe den Mord des Königs und die Erhebung Ragotzi's auf Ungerns Thron bezweckt. Ruhig hatte ihn der Alte reden laſſen, und dann mit der größten Verachtung zurückgewieſen; es war dem Erbärmlichen nicht gelungen, auch nur einen Einzigen der geringſten Diener mit ſeinem Geld zum falſchen Zeugen zu erkaufen. Mit Spott, wenn auch nicht lautem, denn die Gewalt verhinderte dies, aber durch Geberden und Mienen ausgedrückt, ward der falſche Franzoſe überall abgewieſen und verließ verdrießlich mit ſeinen Helfershelfern die Burg, nicht ohne ſich ſehr fleißig aber vergeblich nach Paulinen und der

Fürſtin erkundigt zu haben. Der ſchönſte Lohn ſolcher Treue blühte dem ganzen Hofſtaate nun in der Liebe ihrer Fürſtin auf.

Mit Thränen im Auge drückte ſie Jedem die Hand, nannte mit weicher Stimme Jeden beim Namen und lobte ihn für ſeine Anhänglichkeit. Alle verſprachen ihr, ſie nicht zu verlaſſen und mit Gut und Blut ihrem Fürſten beizuſtehen. — Zwei Wochen darauf, in den erſten Tagen des Auguſts, genas Amalia wieder eines Prinzen. Clara und Zabretzky waren ihr Beiſtand; durch des Letztern Heilmittel erfreute ſie ſich bald wieder der ſchönſten Geſundheit. Der Knabe erhielt ſeines Vaters Namen: Franz, und die Fürſtin hatte einen Gegenſtand mehr, der ihre Zärtlichkeit in Anſpruch nahm. Wenn auch ihre beiden Söhne ihr den Gatten nicht erſetzen konnten, ſo wehrten ſie doch den allzuheftigen Gram über ſein Schickſal von ihr ab, und beruhigten ſie über die Zukunft. Berzevitzi führte Paulina als Weib in ſeine Wohnung; der ganze Hofſtaat feierte in ſtiller Freude das Feſt ihrer Vereinigung, die Familie des weiſen Zabretzky und er ſelbſt waren zugegen, und die Fürſtin genoß einen heitern Tag. Berzevitzi wurde von dem Tage an nur noch mehr von ihr geſchätzt, weil ſie an demſelben gerade am meiſten bemerkt hatte, wie ſehr ihn die auf dem Schloß anweſenden Kopanitzaren liebten und nur ſeinetwegen ihr als Schutz und Wache dienten. Kein feindlicher Ueberfall konnte ſie überraſchen; denn über hundert

Schwerter, von Rieſenfäuſten geführt, waren bereit, jeden nahenden Feind zu vernichten.

Der Landgraf Carl von Heſſen, Vater der Fürſtin Ragotzi, hatte alle Kräfte aufgeboten, ſeinen Schwiegerſohn aus dem blutigen Kerker zu Neuſtadt zu befreien. Nicht allein an den deutſchen Kaiſer Leopold hatte er ſich bittend gewandt, er hatte auch, befürchtend, ſeine Stimme würde in Wien ungehört verhallen, mehrere regierende Häupter vermocht, beim Kaiſer um Ragotzi's Freilaſſung anzuhalten. Die Könige von Großbritannien und Preußen und die Kurfürſten von Braunſchweig-Lüneburg und Mainz legten durch ihre Geſandten in Wien freundliche Fürſprache für den jungen Fürſten ein; auf ihre dringenden Geſuche um Entlaſſung deſſelben aus der ſtrengen Haft, erhielten ſie ſchmeichelhafte, wenn auch keine befriedigende Antworten, in denen ein Langes und Breites von des Königs Gerechtigkeit, von ſeiner Liebe zum ganzen Ungernvolk und deſſen vornehmſten Häuptern, von ſeiner Milde gegen alle Vergehen und Verbrechen, die faſt immer Gnade für Recht ergehen laſſe und nur in den dringendſten Fällen eine Ausnahme geſtatte, ſo wie endlich von ſeiner Zuneigung zu der alten Fürſtenfamilie Ragotzi und zur Perſon des jungen Fürſten insbeſondere die Rede war. Mit dieſen Verſicherungen mußten ſich

die Bittſteller abſpeiſen laſſen. Von den Mitverſchwo-renen waren unterdeſſen noch einige eingefangen worden, ſo wie noch andere ungriſche Edelleute, die man blos dafür hielt. Vergebens bemühten ſich die wiener Machthaber, auch dieſe durch Verſprechung ihrer Frei-heit und groſſer Belohnungen zu einer falſchen Ausſage gegen Ragotzi zu vermögen. Auf keine Weiſe konnte deutſche Niederträchtigkeit dem ungriſchen Edelſinne bei-kommen; eingedenk ihres Vaterlandes und ihrer Altvor-dern beſchloſſen ſie Alle, eher mit ihrem geliebten Für-ſten zu ſterben, als zu ſeinem Verderben und ihrer Rettung eine Unwahrheit zu ſagen. Und wenn auch ein Schlechter unter ihnen war, jener gelehrte, rechts-kundige Okolitzani, ſo wurde er doch jetzt noch durch die Uebrigen auf dem Wege der Tugend erhalten, und erſt eine ſpätere, traurige Verwickelung widriger Um-ſtände vermochte ihn zu einem Abfalle; auch wagte ſich die Schlechtigkeit der königlichen Rathgeber an ihn ge-rade am wenigſten, weil ſie von ſeiner Gelehrſamkeit und allbekannten Kenntniß der ungriſchen Geſetze und des Rechts wohl überzeugt waren, er wiſſe am beſten, welch' ſchurkiſches Spiel ſie mit ſeinem edlen Vater-lande und deſſen Magnaten trieben. Franz Ragotzi ward einige Wochen nach ſeiner Einkerkerung in Neu-ſtadt vor ein Gericht geſtellt, das, der Grundverfaſſung Ungerns und jeglichem Landrechte zuwider, aus lauter Oeſtreichern beſtand. An der Spitze deſſelben wirkten der öſtreichiſche Hofkanzler, Graf Bucellini, und der Präſident des Reichshofraths, Graf von Oettingen.

Unerſchrocken trat der junge, ſchöne Fürſt vor dieſe erbärmlichen Schmeichler des Throns, niedrige Kreaturen der Jeſuiten und geſchworne Feinde der ungriſchen Freiheit und Verfaſſung. Im ſtolzen, edlen Selbſtgefühl ſeiner Würde, behielt er, der Sitte ſeines Landes gemäß, als ungriſcher Magnat, den Hut auf dem Haupte und befahl einen zum Verhör daſitzenden Schreiber, ihm einen Stuhl zu reichen, auf den er ſich, ungeheißen, niederließ. Erſtaunen über ſolche Keckheit erfaßte die niedern Seelen, aber ſie hatten nicht den Muth, daſſelbe laut werden zu laſſen. Das Verhör begann damit, daß man dem Fürſten eine Abſchrift ſeiner erſten Briefe an den König von Frankreich und den Miniſter Barbeſier, und den letzten an dieſen im Original vorlegte. Dabei erfuhr er denn, daß der ſchändliche Capitain Longueval nicht erſt neuerdings zum Verräther an ihm geworden war, ſondern ſchon im vergangenen Herbſte die Briefe des Fürſten in Wien abgegeben, wo man ſie künſtlich erbrochen, geleſen, Abſchriften von ihnen genommen, ſie wieder geſchickt verſiegelt und Longueval damit nach Paris geſandt hatte, um auch zu erfahren, wie Ludwig XIV. Ragotzi's Bitte aufnehmen werde. So war auch Barbeſier's Antwort erſt durch die Hände jener niedrigen Menſchen gegangen, welche Leopolds Thron umlagerten, und ſie hatten daraus ihren Gift geſogen. Auf die Frage, ob er ſich als Verfaſſer dieſer drei Briefe bekenne, entgegnete Ragotzi mit feſter Stimme: als ehrlicher Mann könne und werde er nicht läugnen, daß er die Briefe

zum Heil ſeines Vaterlandes geſchrieben, daß er aber befürchten müſſe, man lege ihnen einen andern und ſchlechten Sinn unter; dann ſetzte er mit ruhiger Freimüthigkeit und edlem Ernſte hinzu: „Sie aber, meine Herren, können nicht meine Richter ſein; wer Sie auch dazu beſtellt haben mag, er hat entweder das Geſetz und die Verfaſſung meines Vaterlandes nicht gekannt, oder denſelben freventlich Hohn geſprochen; denn als deutſcher Reichsfürſt kann ich allein von einem eigens dazu zuſammenberufenen Reichstag zu Regensburg, als ungriſcher Magnat aber nur im Lande Ungern ſelbſt und von der Verſammlung der Stände dieſes Landes gerichtet und verurtheilt werden.“

„Uns hat des allerdurchlauchtigſten Königs Majeſtät ſelbſt zu dieſem Gerichte beordert,“ verſetzte der Graf von Oettingen, „und ſeinem Befehle müſſen Sie ſich unbedingt unterwerfen.“

„Nicht weil ich muß,“ erwiederte Ragotzi, „denn wo wäre das Geſetz, was mich, den freien ungriſchen Magnaten, zwingen könnte; ſondern aus Verehrung, Achtung und Liebe zu meinem gnädigen Gebieter und Herrn, dem Kaiſer und König Leopold, will ich auf Ihre Fragen antworten.“

Das Verhör begann hierauf; Ragotzi bekannte ſich nur zu den erwähnten Briefen; andere, die man ihm vorlegte, in denen die größten Schändlichkeiten ſtanden und die an mehrere franzöſiſche und ungriſche Große, an die franzöſiſchen Geſandten zu Conſtantinopel, Warſchau und Wien, ſowie an den König von Polen ge-

richtet waren, erklärte er für unächt. Als der Graf Bucellini ihm ſagte, dieſe ſeien eben ſo gut vom Hauptmann Longueval beigebracht, wie jene, entgegnete er mit Abſcheu: „ſo hat ſie mir dieſer niederträchtige, undankbare Menſch untergeſchoben, um mich, ſeinen Wohlthäter, ganz zu verderben. Die ſcheinbare Feſthaltung dieſes Franzoſen, dem es gelang, ſich in mein Vertrauen einzuſchleichen, der nun daſſelbe ſo abſcheulich mißbraucht und Dinge erlügt, an die ich nie gedacht, iſt mir früh genug hinterbracht worden; hätte ich mich ſchuldig gefühlt, und wäre mir ſolcher Schandthaten bewußt geweſen, wie es nothwendig hätte der Fall ſein müſſen, wäre ich der Verfaſſer dieſer Briefe, ſo würde ich gewiß ſogleich geflohen und nicht ſo ruhig auf meiner Burg geblieben ſein. Dies, dächte ich, wäre ein Beweis meiner Unſchuld. Daß ich mich an Frankreich gewendet, kann man dem Unger nicht verdenken, der ſein Vaterland unter dem härtſten Drucke ſchmachten ſieht, und der es weiß, daß ſein gnädiger, milder und gerechter König nichts von der Tyrannei ahnet, wozu man ſeinen erhabenen Namen ſchändlich mißbraucht.“

Die Richter verſtummten verlegen vor der Kraft dieſer Rede, ſolcher Worte hatten ſie ſich von einem vier und zwanzigjährigen Manne nicht verſehen. In dem weitern Verhöre befragten ſie den Fürſten um die Geheimniſſe, welche in verſchiedenen nächtlichen Verſammlungen auf der ſaroſer Burg zum Nachtheil der öſtreichiſchen Oberherrſchaft verhandelt worden ſeien. Als

beſtimmtes Factum nannte man jene Zuſammenkunft, wo Paul Okolitzani zuerſt zu den Verbündeten hinzugezogen worden war; man gab ſogar die einzelnen Namen der Verſammelten, ſo wie das Datum an. Longuevall ſollte, ſeiner Ausſage zufolge, bei den Verhandlungen jener Nacht gegenwärtig geweſen ſein. Doch wurden mehrere Namen von ungriſchen Edelleuten genannt, welche gar nicht da geweſen waren. Ragotzi erklärte Longuevall mit Recht für einen unverſchämten Lügner, und behauptete, daß der Franzoſe viele von den genannten Männern nicht einmal perſönlich kenne, ſo z. B. den Paul Okolitzani. Das Verhör wurde auf dieſe Erklärung geendigt, am folgenden Tage ſtand Longuevall als Ankläger und Zeuge gegen Ragotzi vor den Richtern. Mit Mühe, ja mit Zwang, hatte man ihn dahin gebracht; ſein wankender Tritt, die Bläſſe ſeines Geſichtes, das Zittern ſeiner Glieder, ſein von Angſt emporgetriebenes Haar, und ſein bebender Mund, die Verwirrung ſeines Auges und ſeiner Reden, ſeine bis zur gänzlichen Gedankenloſigkeit ſteigende Verlegenheit, als nun endlich ſein Wohlthäter ruhig, würdevoll, und mit heiterem Blick ihm gegenüber trat, waren die deutlichſten Beweiſe ſeiner Niederträchtigkeit. Aber davon wollten ja die parteiiſchen Richter nichts wiſſen. Sie wollten vielmehr Ragotzi verwirren und verdammen. Die Anklage wurde noch einmal vorgeleſen; Ragotzi erklärte: die Ausſagen eines ſo niedrigen, erbärmlichen und undankbaren Menſchen vermöchten ihm wohl nichts zu ſchaden; denn der König könne doch unmöglich auf

die Lügen eines ſchlechten Franzoſen hören. Longueval zitterte und bebte, aber erwiederte nichts. Wie man es auch anfangen mochte, Ragotzi blieb bei ſeiner feſten Erklärung und bewies, daß die genannten Männer in jener Nacht weit im Lande zerſtreut und nicht bei ihm verſammelt geweſen ſein konnten. Die Richter geriethen in nicht geringe Verlegenheit und mit ihnen das wiener Cabinet; denn alle ſeine Bemühungen, dem Fürſten ein Majeſtätsverbrechen aufzubürden, waren fehlgeſchlagen. Auch die Verhöre der andern Ungern hatten nichts gefruchtet, und wie man auch jedem Einzelnen vorlog, die Anderen hätten bereits bekannt, ſo war doch Keiner zu einer Ausſage zu bewegen. Da man nichts weiter thun konnte, ſo ließ man ſie mit dem Fürſten den ganzen Sommer über ohne Verhör im Gefängniſſe ſchmachten. Während dieſer Zeit faßte Ragotzi drei nachdrückliche Vertheidigungsſchriften an den König ab. In einer vorwurfsfreien, edlen, männlichen Sprache ſuchte er ſeine Schritte zu rechtfertigen und bat dringend um parteiloſe Richter aus Ungerns Ständen, wie es das Geſetz erfordere. Aber er mußte ja die darin anklagen, auf die die Schuld ſeines Auflehnens gegen Oeſtreichs Herrſchaft und der Unzufriedenheit der Ungern werfen, deren feſter Wille es war, Ungerns Verfaſſung und ihn ſelbſt zu Grunde zu richten, und durch deren Hände die Briefe allein an den König gelangen konnten. Es war alſo wohl natürlich, daß Leopold nichts von Ragotzi's Vertheidigung erfuhr, und während das erbitterte, unwürdige Cabinet

alle Fürſten, die ſich für Ragozi verwandt hatten, mit leeren Worten und Complimenten vertröſtete, beſchloß es im Geheimen, Ragozi's Verurtheilung und Tod nur um ſo mehr zu beſchleunigen. Dieſer junge Fürſt, mit ſeinem Edelmuth, ſeinen rechtlichen Geſinnungen, ſeinem freiheitsliebenden Geiſt, und ſeiner wahren uneigennützigen Liebe zum König war mehreren jener Spinnen, die Leopolds Thron mit ihren Netzen umgarnt hatten, ein Dorn im Auge. In allen Erwartungen, falſches Zeugniß gegen den Fürſten aufzubringen, getäuſcht, bemühten ſie ſich, dem gutmüthigen, ihrer boshaften Leitung allzuſehr ergebenen König glaubhaft zu machen, er könne als unumſchränkter Monarch jeden eines Majeſtätsverbrechens verdächtigen und ohnedies als höchſt gefährlich bekannten Vaſallen ohne alle ſtrikte Beweiſe und gerichtliche Förmlichkeiten zum Tode verdammen. Mit höchſtem Unwillen wies Leopold dieſe Anmuthung von ſich, aber dadurch nicht abgeſchreckt, waren die Miniſter ſchon auf andere und feinere Wege bedacht, die ſie zum Ziele führen ſollten. Dem jungen Fürſten war der Tod von Mehreren geſchworen und auf dem Wege des Rechtes konnte er nicht mehr gerettet werden. Seine Bewachung war einem Hauptmann, Namens Lehmann, übergeben. Ein geborner Preuße, hatte er die Dienſte ſeines Kurfürſten verlaſſen und Oeſtreich ſchon lange mit Auszeichnung gedient. Er ſtand in Neuſtadt in Garniſon und war deßhalb der Tauglichſte zu dem ihm übertragenen Geſchäfte, weil man ihn als Ausländer für ganz parteilos hielt. Bei der Wache ſelbſt leiſtete

ihm ſein jüngerer Bruder, ein Huſarenofficier, meiſt Geſellſchaft. In ſeiner öftern Unterhaltung mit dem Fürſten rührte ihn die junge, ſchöne Geſtalt, die herrlichen Lebensanſichten und die reine Gottesfurcht deſſelben, und es konnte nicht fehlen, daß beide bald Freunde wurden. Mißmuthig ſaß einſt Ragotzi in ſeinem Kerker; heiße Sehnſucht nach der geliebten Gattin beſchlich ſein Herz, die um ſo quälender war, da er ſeit ſeiner Gefangennehmung nichts von der Theuren erfahren hatte. Dem hinzutretenden Lehmann vertraute er ſeinen Kummer, da überraſchte ihn der weich gewordene Hauptmann mit der Nachricht, daß Amalia auf einen Schutzbrief des Königs in ihr Haus zurückgekehrt und von einem Knaben glücklich entbunden worden ſei. Ragotzi umarmte den Ueberbringer dieſer Botſchaft, küßte ihn wie ein Kind und nannte ihn ſeinen beſten Freund. Geſchmeichelt und erfreut über dieſe Herablaſſung, ſagte Lehmann: „Auch muß ich Ihnen noch etwas berichten, womit ich zeither aus Vorſicht gezögert habe. Seit einiger Zeit läßt ſich an der Thür ein junger Menſch von wunderlichem Aeußern ſehen, er hat die Soldaten beſchenkt und vielen von ihnen, ſelbſt meinem Bruder, auf eine merkwürdige Weiſe wahrgeſagt. Dabei fragt er immer nach Ihnen und Ihrem Befinden und hat mich ſelbſt ſchon mehrmals dringend erſucht, ihm eine Unterredung mit Ihnen zu geſtatten. Sein grober, leinener Kittel und übrige Bekleidung, wie ſie die gemeinſten Gebirgsbewohner tragen, ſeine hölzernen Schuhe, der alte, breitkrämpige Hut, das lange, ungekämmte

Haar, ſein ſonnenverbranntes Geſicht ſcheinen mir nur Maske; denn eben dieſes Geſicht hat ein vornehmes und gar ergreifendes Gepräge, und es iſt mir jedesmal wunderbar zu Muthe geworden, wenn er mit mir ſprach. Sagen Sie, wiſſen Sie, was dieſer Menſch von ihnen will?"

„Das iſt Wuk, der ſtumme Wuk," entgegnete Ragotzi.

„Sie irren ſich, ſtumm iſt er nicht, er ſpricht viel."

„Dann kann es auch Wuk nicht ſein, ich bitte Sie, Hauptmann, laſſen Sie ihn herein, ſein Sie zugegen und hören mit an, was er von mir will."

Lehmann entfernte ſich und kehrte nach einiger Zeit mit ſeinem Bruder zurück, der mit geſpannter Piſtole Wuk im Auge hatte, welcher furchtlos hinter ihm herſchritt. „Er iſt's!" rief Ragotzi bei ſeinem Anblick, „der wunderliche Bergwanderer. Sage mir, närriſcher Geſelle," wandte er ſich dann zu dem bezeichneten Jüngling, „wie fällt Dir's ein, Dich ſo weit von Deinen Bergen zu verlaufen und hierher in mein Gefängniß zu kommen?"

„Die Pflicht, welche mir der Himmel vorſchreibt, befahl es mir," erwiederte Wuk.

„Die Pflicht!" antwortete der Fürſt nachdenkend; „Du biſt mir keine Pflichten ſchuldig."

„Euch nicht, aber dem Himmel, ich nannte auch nur den Himmel."

„Und wie haſt Du ſprechen gelernt?" fragte Ragotzi noch verwunderter.

„Die Zeiten der Noth und des Drangsals werden Euch noch mehr lehren als mir das Sprechen.“

„Und was bringst Du mir?“ fragte der Fürst weiter.

„Nachrichten aus Eurem Hause, von Eurem Weibe und Euren Kindern.“

Der Hauptmann winkte seinem Bruder und zog sich selbst in den Hintergrund zurück. Der Fürst erfuhr von Wuk in wenig Worten (denn der Bursche sprach so wenig als möglich), den ganzen Zustand seines Hauses, und schloß gerührt den sonderbaren, getreuen Menschen in die Arme. Hierauf sagte Wuk bedeutungsvoll: „Nur in der Flucht liegt Euer Heil, und Euer Weg geht über diesen Mann dort,“ damit zeigte er auf den Hauptmann Lehmann. „Schreibt's Euerer Frau,“ setzte er hinzu und verstummte von nun an gänzlich. Der Fürst rief den Hauptmann hinzu. „Lehmann,“ sagte er, „Sie haben mir oft von Ihrer starken Familie erzählt, Ihr Sold reicht unmöglich hin, sie anständig zu unterhalten, Sie sind arm und Oestreich hat Ihre Dienste nicht belohnt, wie es gesollt hätte; ich habe Sie lieb gewonnen, Ihre Theilnahme hat mich tief gerührt, erlauben Sie mir, daß ich meiner guten Gemahlin von Ihnen schreibe, sie wird Sie segnen, sie wird mehr thun, als ich vermag; sie wird mehr Ihre Verdienste erkennen als Oestreich.“

„Ich vermag Ihnen nichts abzuschlagen,“ entgegnete der Hauptmann, „und ist es mir gleich streng verboten, Sie mit irgend Jemand in eine Verhandlung

treten zu laſſen, ſo weiß ich doch, wie unſchuldig Sie hier im Kerker ſchmachten müſſen und wie die rachgierigen Wiener Ihnen auffäſſig ſind. Glauben Sie mir, hätte ich das öſtreichiſche Gouvernement erſt gekannt, ich wäre daheim geblieben bei meinem Kurfürſten; denn ſolch' tolle, himmelſchreiende Ungerechtigkeit vermag ein redliches, deutſches Herz nicht zu ertragen. Darum ſchreiben Sie immerhin an Ihr edles, junges Weib, was Sie nur wollen und tröſten die Edle, wie Sie können, ich will's bei meinem Gewiſſen ſchon verantworten. Wenn ſich aber der Fürſtin Durchlaucht meiner geringen Perſon in Gnaden erinnern will, ſo werde ich die hohe Ehre gehörigermaßen zu ſchätzen wiſſen." Der gute Mann ging nun ſogleich, Schreibmaterialien zu beſorgen. Nach einer Stunde war Wuk mit einem Briefe an die Fürſtin wieder auf dem Wege nach der ſaroſer Burg und wanderte unermüdet Tage und Nächte durch das gebirgige Land. Der Fürſt trat ſeit jener Zeit in ein engeres, freundſchaftlicheres Verhältniß mit Lehmann, und der Letztere ſuchte des Erſtern bittere Lage nach Kräften zu erleichtern. Nach einigen Wochen kam Wuk wieder mit einem anſehnlichen Geldgeſchenk und einem eigenhändigen Brief der Fürſtin an den Hauptmann, worin ſie ihm mit den wärmſten Ausdrücken für die Freundſchaft dankte, die er ihrem geliebten Gemahl erwieſen. Ein zärtlich Schreiben an den Fürſtem ſelbſt beglückte dieſen wieder für lange Zeit. Lehmann wußte vor Freude nicht, wie er ſich der hohen Frau erkenntlich genug erzeigen wollte. Ra-

gozi's Loos war von nun an ſo erträglich, als es der Zwang nur immer zuließ, den der lauſchende Argwohn der öſtreichiſchen Beamten dem gutherzigen Hauptmann auflegte. Durch das Geld der Fürſtin war er bedeutend unterſtützt worden, manchem Mangel ward abgeholfen, manches Vergnügen nun erlaubt. Der Fürſt ſchrieb ſeiner Gemahlin wieder durch den treuen Boten, ſie möge dem Hauptmann eine bedeutende Geldſumme bieten, daß er ihm zur Flucht verhelfe. Er ſelbſt würde ihn für dieſen Plan zu gewinnen ſuchen. Lehmann ſchrieb auch einen Brief voll der größten Erkenntlichkeit und Unterwürfigkeit; Wuk legte die lange Reiſe mit unverdroſſenem Eifer wieder zurück.

Der Herbſt hatte bereits begonnen, und Ragozi wußte noch nichts Beſtimmtes über ſein Schickſal. Daß viel über die Angelegenheiten Ungerns verhandelt würde, daß im Cabinet viel Wichtiges in Bezug auf ihn vorgefallen ſei, erfuhr er wohl von Zeit zu Zeit durch den ihm ſo freundlich geſinnten Hauptmann. Von der Mitte des Octobers an bemerkte er an dieſem eine zunehmende Traurigkeit; niedergeſchlagen und wortkarg, ſaß er oft Stunden lang bei dem ihm anvertrauten jungen Gefangenen. Ragozi gewahrte ſogar zuweilen eine ſonderbare Rührung an dem Kriegshelden und einige Mal Thränen in ſeinem Auge, welches verſtohlen auf ihm ruhte. Daraus nichts Gutes ahnend, ſetzte er ihm mit Fragen zu, doch der Hauptmann verweigerte ſtandhaft ſich zu erklären. Das Verhältniß zwiſchen Beiden wurde immer trüber, bis endlich Wuk wieder

mit Briefen im neuſtädter Zeughaus erſchien. Er war nicht mehr zu Fuße gekommen, ein ſchneller Renner aus des Fürſten Stalle hatte ihn getragen; auch war er, ſtatt mit dem leinenen Kittel und breiten Hute, jetzt mit einem Dollman und einer ungriſchen Mütze, nach den Wünſchen der Fürſtin, deren er jeden ſogleich unbedingt erfüllte, bekleidet. In ſeiner Brieftaſche waren merkwürdige Depeſchen. Die wichtigſte davon, ein Brief der Fürſtin an Lehmann; ſie bot ihm für die heimliche Befreiung ihres Gatten 30,000 Gulden und Aufnahme und Unterhalt, ſobald er nicht mehr in öſtreichiſchen Dienſten bleiben könne. Wuk hatte die Verſchreibung dieſer Summe ſchon bei ſich; der Fürſt wurde von Allem benachrichtigt. Mit wunderbar bewegtem Geſicht trat Lehmann nach Leſung des Briefs in den Kerker des Fürſten. „Ragotzi," ſagte er, „Ihre Gemahlin führt mich in eine harte Verſuchung; ſie bietet mir eine ſehr große Summe, wenn ich Ihnen zur Flucht verhelfe. Ich könnte das Geld gut brauchen, aber ich habe dem deutſchen Kaiſer Treue geſchworen, meine Pflicht, meine Ehre ſind mir das höchſte Gut."

„Lehmann," erwiederte der Fürſt, „welches halten Sie wohl für die größere Pflicht, das blühende Leben der Unſchuld aus den Händen des Henkers zu retten, der ſchon mit dem Mordbeil nach ihm zielt, oder die Tyrannenknechte bei ihrem ſchändlichen Fürſtenmord zu unterſtützen, blos weil ſie Ihnen einen Eid abzwangen und für Ihre Mühen und Drangſale ein kärgliches Brod gaben?"

„Woher wiſſen Sie es," fragte der Hauptmann erſtaunt, „daß ſie Ihnen nach dem Leben trachten?"

„Habe ich es etwa nicht aus Ihren ſtummen Schmerzensblicken geleſen?" verſetzte der Fürſt.

„Leider habe ich Ihnen das Gräßliche nicht verbergen können, ja ſie haben es beſchloſſen, die Hartherzigen, Gewiſſenloſen, Sie ſollen Ihre Liebe für Ihr Vaterland mit dem Leben büßen, Ihrem Tode vermögen Sie nun nicht mehr zu entrinnen."

„Und Sie, edler Freund, wollten mich morden laſſen?" fragte Nagotzi mit weicher Stimme. „In Ihre Hand iſt die Macht gegeben, den Blutſpruch zu vernichten und Sie wollten der kalten Pflicht mein warmes, junges Leben aufopfern? Sie ſind Gatte und Vater, wiſſen Sie, was es heißt, von den Seinen auf ewig zu ſcheiden? fühlen Sie, wie die kräftige Jugend ſich mit tauſend Armen an das ſchöne Leben anklammert? können Sie begreifen, wie ſich die Unſchuld ſträubt, als ſchuldig verurtheilt zu werden und den Tod ſchändlicher Verbrecher zu ſterben? O, wenn jemals Gefühle der Freundſchaft Ihr Herz beſchlichen haben, wie kann ſich dann noch das Wort, daß ich ſterben ſoll, von Ihren Lippen losringen? Lehmann, haben Sie Mitleiden mit mir, ſchenken Sie dieſem edlen, fürſtlichen Weibe, meiner ſchönen, jugendlichen Gattin, ſchenken Sie meinen beiden Kindern, ſchenken Sie mir ſelbſt mein Leben. Sie wird Ihnen den Liebesdienſt nach Kräften vergelten, ich werde Sie ewig als meinen Retter lieben und ehren, meine Kinder, ja das

ganze Ungernvolk werden es Ihnen Dank wiſſen. Doch was ſag' ich, Ihr edles Herz und der vergeltende Richter über den Sternen werden Ihnen den ſchönſten Lohn reichen."

Lehmann ſtand, mit ſich kämpfend, vor dem geliebten, jungen Fürſten, der die Hände flehend zu ihm erhoben hatte, endlich ſtürzten Thränen aus des Kriegers Auge, er umarmte den unglücklichen Freund mit Heftigkeit. In dem Augenblicke trat Wuk in den Kerker, ſank vor dem Hauptmann auf die Kniee, faßte ſeine Hand, und rief, ſie preſſend: „Du allein biſt von Gott zu ſeiner Rettung beſtimmt."

„Nun wohlan! In Gottes Namen denn!" rief der Hauptmann bezwungen, „es ſei beſchloſſen, ich fürchte mich einer größern Sünde ſchuldig zu machen, wenn ich Sie den Bluthunden ausliefere, als wenn ich Ihnen forthelfe."

Wuk umklammerte des Hauptmanns Kniee, Nagotzi umarmte ihn, Beide vergoſſen Thränen der Freude. Wuk lieferte hierauf dem Hauptmann die Verſchreibung der Fürſtin aus, und die Flucht wurde umſtändlich verabredet. Sodann eilte Wuk ſo ſchnell als möglich nach Saros zurück. Adam Berzevitzi erbot ſich ſogleich, zur Flucht behülflich zu ſein, und da er ein ausgezeichneter Reiter war, ſo eignete er ſich ganz beſonders zur Ausführung des Plans. Von den Segenswünſchen der bang hoffenden Fürſtin und ſeiner Paulina begleitet, verließ er mit Wuk und den vier beſten Pferden des fürſtlichen Stalles Saros und langte am

Sonntage Allerheiligen, den 6. November 1701, bei Nacht in Wienerisch-Neustadt an. Während des folgenden Tages verbarg er sich an dem buschigen Ufer der nahen Leitha, Wuk verfügte sich im Geheim zu Lehmann und gab dem Fürsten Nachricht, wo ihn die Pferde erwarteten. Alles wurde, ohne den geringsten Verdacht zu erregen, abgemacht. Gegen Abend brachte Lehmann die Uniform eines gemeinen Husaren, Ragotzi wurde damit bekleidet; der jüngere Lehmann ging voran, der Fürst folgte gleichsam als ein von jenem zur Wache beorderter Soldat, und so gelangten sie glücklich durch die Wachposten des Zeughauses und Stadtthores. Der Hauptmann hatte sich schon früher mit Thränen und einer bösen Ahnung von ihnen verabschiedet und war mit Absicht in eine Gesellschaft seiner Cameraden gegangen, welche die halbe Nacht beisammen blieb. Dort wußte er seine Unruhe unter der Maske einer ausgelassenen Fröhlichkeit gut zu verbergen. Nach Mitternacht kehrte er nach Hause zurück, brach die Eisengitter aus dem einzigen Fenster in Ragotzi's Kerker und befestigte eine Strickleiter, welche bis auf die Straße reichte. — Ragotzi gelangte glücklich über die Donau und die östreichische Grenze nach Polen, dort erwartete ihn schon sein Freund, der Graf Bertseni. Seine Flucht erregte bald großes Aufsehen. Das wiener Cabinet bot jedem 10,000 Gulden, der ihn lebendig einliefern, 6000 dem, der seinen Kopf nach Wien bringen würde; es versuchte Alles, um beim König von Polen seine Auslieferung zu erlangen, aber jede Mühe

jener ruchloſen, rachgierigen, jetzt vor Wuth knirſchenden Machthaber und Schänder des Rechts war vergebens, der Fürſt wurde von dem franzöſiſchen Geſandten am polniſchen Hofe, ſo wie von allen polniſchen Magnaten der franzöſiſchen Partei in Schutz genommen, und Niemand war ſo niederträchtig, das Blutgeld verdienen zu wollen. Die ſchändlichen Ausſagen Longueval's wurden nun als wahr und erwieſen vom Cabinet angenommen und ausgeſprochen. Ragozi ſeiner Würden und Güter verluſtig erklärt und zum Tode verurtheilt. Er ſelbſt aber hielt ſich, da er in Warſchau nicht ſicher zu ſein glaubte, weil der König ſich zur öſtreichiſchen Politik neigte, meiſt mit Bertſeni bei bekannten Edelleuten heimlich auf.

Lehmann fiel in ſtarken Verdacht; er wurde gefänglich eingezogen und da ihn die mangelnde Huſarenuniform verrieth, geſtand er die That ſogleich, und wurde nach einiger Zeit enthauptet. Die Fürſtin zahlte ſpäter ſeiner Wittwe und ſeinen Kindern die verſprochenen 30,000 Gulden richtig aus.

II.

Ragoßi's Glanz.

Es war im ſpäten Auguſt des Jahres 1703, als ein einſamer Reiter auf der Straße von Preßburg nach dem gebirgigen Theil des Ungernlandes hinaufzog. Eine trübe Stimmung ſprach aus dem feinen, noch mit der Blüthe des Mannsalters geſchmückten Geſichte; ſein Anzug verkündete einen reichen, ungriſchen Magnaten. Da, wo der Weg von Schemnitz nach Joſenau hinaufſteigt und die Straße von Peſth dazu ſtößt, holte er einen Fußgänger ein, der, obgleich alt und mit gebücktem Haupte, doch rüſtig dahinſchritt.

„Wohin, mein Freund?“ rief der Reiter dem Wanderer zu, aber ſtatt der Antwort maß ihn dieſer mit einem forſchenden, mißtrauiſchen Blick und legte die Hand an die in ſeinem Gürtel ſteckenden Piſtolen. „O ho!

Alter," rief der Reiter, „nicht ſo hitzig! hier kommt's auf zwei Worte an, ob wir Freunde oder Feinde ſind. Seid Ihr öſtreichiſch geſinnt oder nicht?"

„Tod den Oeſtreichern!" rief der Alte mit dumpfer Stimme, und zog ſeine Piſtolen, um ſie nöthigen Falls ſogleich auf den Reiter abdrücken zu können.

„So laßt ſie ſtecken!" lachte dieſer, „denn wir machen einen Weg zu Ragezi's Fahnen."

„Das läßt ſich hören: der meine iſt's. Doch wer ſeid Ihr, wo kommt Ihr her?"

„Vertrauen gegen Vertrauen," verſetzte Jener, „mein Name iſt Alexander Karoli."

„Seid Ihr der Obergeſpan der ſzathmarer Geſpanſchaft."

„Ich bins."

„Euer Haus war ſonſt gut öſtreichiſch," ſagte der Alte höhniſch.

„Ich ſelbſt war es noch vor zwei Monaten," erwiederte der Reiter eben ſo, „aber ſie haben's mir in Wien vortrefflich vergolten; eben komme ich daher und habe mir den Lohn geholt für treue Anhänglichkeit. Doch ehe ich weiter rede, ſagt mir, wer Ihr ſeid und woher Ihr kommt?"

„Nun ich heiße Otskai und bin ein geborner Feind der Oeſtreicher. Unter dem tapfern Tököli habe ich mir Ruhm und Wunden erfochten, aber die Hölle ſiegte doch über uns, und ich habe zeither, mein Leben vertrauernd, in einem Winkel Kroatiens heimlich zugebracht, und nur der Ruf von dem neuen Aufſtand

gegen unſere Unterdrücker und der Name Ragotzi vermochten mich wieder aufzurütteln, um mein verglimmendes Leben noch einmal an die Sache des Vaterlandes zu ſetzen.“

„Braver Otskai!“ rief Karoli aus, „wir ſind von nun an Freunde! glaubt mir, auch ich beſitze große Liebe für das Vaterland, aber ich verkannte zeither die Art, wie ſie ſich äußern ſoll. Treue Anhänglichkeit an Ungerns König hatte ich mit der Muttermilch eingeſogen; früh ſchon brachte man mir bei, jene Kuruzzen ſeien Rebellen und Feinde von Ungerns wahrem Wohl. Ich haßte ſie, ohne ſie zu kennen. Als in dieſem Frühjahr die erſte Flamme der Empörung aufloderte, als ſich immer mehr Scharen unglücklichen, verzweifelten Volks, das nichts mehr als das Leben zu verlieren hatte, in den bereghher Wäldern und den unwegſamſten Klüften verſammelte, als ihnen Franz Ragotzi von Polen aus Fahnen ſendete und der wilde Haufe von Tarpar, Vary und Bereghpath hervorbrach und bis Munkats und Dohla in der Mamaros die Schlöſſer der Edelleute, die Gutshöfe, Vorrathshäuſer und Salzämter überfiel und gräßlich verwüſtete, da ſandte mir der alte Landeshauptmann von Oberungern, Graf Nigrelli, dem ich ſchon lange von der drohenden Gefahr Nachricht gegeben hatte, der es aber nicht der Mühe werth hielt, gegen die vermeintliche Räuberhorde auszuziehen, die ſchriftliche Verſicherung, er werde mich mit Truppen unterſtützen, ſobald ich den ungriſchen Adel gegen die Rebellen aufbieten würde. Ich that's.

Aus den Geſpanſchaften Szathmar, Marmaros, Bereg, Ugots und Szabolts brachte ich ein bedeutendes Heer zuſammen und ſchlug die Kuruzzen bei Dohla, welche dort eben Ragozi's Ankunft aus Polen erwarteten. Drei der Fahnen, welche ihnen Ragozi geſendet, hatte ich erobert und mehrere ihrer Hauptleute gefangen genommen. Was von dem unordentlichen Haufen nicht aufgerieben war, flüchtete ſich in die Gebirge. Auf des Landeshauptmanns Nigrelli Befehl ging ich mit dieſen drei Fahnen nach Wien, um ſie meinem König zu Füßen zu legen, und ihm die Größe der Gefahr zu ſchildern. O! ich hegte die thörichte Hoffnung, für Ungern, oder doch wenigſtens für die drei Geſpanſchaften Ugots, Bereg und Szathmar einige Erleichterung zu erbitten; denn ich wußte es wohl, der Druck war fürchterlich, das arme Volk vermochte die ungeheuren Steuern nicht mehr aufzubringen; hatte man doch das Salz, das in Ungern ſo gemein iſt, wie die Erde, ſchwer beſteuert; der Erzbiſchof Leopold Kolonits von Ungern hatte dem Volke überall den Zehnten aufgebürdet und den proteſtantiſchen Gottesdienſt faſt gänzlich unterdrückt. Zwei Monate lang hielten mich die Miniſter in Wien hin, ehe ich eine Audienz bei meinem König erhalten konnte. Unterdeſſen behandelten ſie mich verächtlich, der Graf Marzilli wagte mir höhniſch ins Geſicht zu ſagen, es ſei ja eine Kleinigkeit, eine ſolche zuſammengelaufene Räuberhorde aus einander zu jagen und ich habe damit nur meine Schuldigkeit gethan. Die Fahnen aber, welche ich mitgebracht, ſtammten

von dem alten Franz Ragotzi, dem Vater des Fürſten und aus der Peter Zriniſchen Empörung her, und ich bediene mich derſelben betrügeriſch, um vom König eine Auszeichnung zu erlangen; die Ungern ſeien alle Rebellen. Mein Zorn entbrannte fürchterlich, ich hätte den Elenden ermordet, hätte ich mein Leben nicht einer andern Rache aufzuſparen beſchloſſen. Endlich kam ich vor den König, aber er war lau gegen mich und von den Elenden wider mich eingenommen. Denn Nigrelli hatte, wie Ihr wiſſen werdet, den Fürſten Ragotzi bei Mungats ſelbſt geſchlagen. Nichts konnte ich ausrichten und ſah nur mit Schrecken, daß der edle König zu ſchwach gegen die ihn umlagernde Bosheit ſei. Traurig verließ ich die Hauptſtadt, da mußte ich an der Mauth einen Dukaten Paſſirgeld bezahlen, weil ich ein Unger war; denn wir ſind den Juden und dem Vieh gleich geſtellt."

„O ho!" lachte der alte Otskai, „da ſind ſie ja ſelbſt die beſten Aerzte geweſen, Euch von Eurem Deutſchfieber zu curiren."

„Aber," fuhr Karoli bitter fort, „ich habe auch geſchworen, mir den Dukaten in Wien mit dem Säbel wiederzuholen."

„Gott geb's!" rief der Andere recht freudig, „nun ſind wir Freunde. Die Ochſen, die das Mauthgeld bezahlen müſſen, haben auch Hörner und Kraft, ihre Peiniger zu vernichten."

Die beiden Reiſegefährten blieben zuſammen bis nach Kaſchau. Hier erfuhren ſie, daß Ragotzi nach

ſeiner Niederlage bei Mungats wieder einen groſſen Heerhaufen verſammelt, daß vierhundert tapfere, ungriſche Reiter zu ihm geſtoſſen, Graf Bertſeni mit Truppen und Geld von Polen gekommen, und das Heer von Tag zu Tag bis auf 16,000 Mann ſich vermehrt habe. Schon hatten ſich mehrere der bedeutendſten Familien des Adels für Rageßi erklärt, ſchon waren die Feſtungen Groſskallo und Hutßk und die Stadt Szathmar eingenommen, und ſchon verbreiteten ſich Rageßi's Unterfeldherrn, nach allen Richtungen hin, ſiegend und verwüſtend. Otskai ſchied ungeduldig und kampfbegierig von Karoli, der Familiengeſchäfte wegen ſich noch einige Zeit in Kaſchau aufhalten zu müſſen vorgab. Der alte Krieger eilte zu Rageßi's Heer, der eben auf dem Marſch gegen die Theiß begriffen war. Sein Name war dem Fürſten wohl bekannt, er beſtellte den Ankömmling ſogleich zum Hauptmann eines Haufens von 1000 Mann, und Otskai zog nach einigen Tagen ſchon mit einem andern Hauptmann, Namens Berbeli und deſſen gleich ſtarkem Haufen nach der Grenze Polens. Sieg und Verwüſtung waren Otskai's Begleiter; mit höhniſchem Gelächter brannte er die Schlöſſer und Häuſer der öſtreichiſch Geſinnten nieder, ließ ſeinen Soldaten ihre Weiber ſchänden, ihre Kinder morden und ihr Gut rauben. Von den Karpathen ſtürzte er dann herab in die Ebenen der neitraer Geſpanſchaft, trieb mehrere Tauſend ungriſche Reiter zuſammen, verbreitete an der ganzen Waag hin die Schrecken der Empörung und ſchwur nichts Geringeres,

als Ragotzi's Fahnen auf den Mauern Wiens aufpflanzen und die Hauptſtadt Oeſtreichs verbrennen zu wollen. „Das," rief er furchtbar fröhlich aus, „ſoll für die ſchöne Eliſabeth Zrini und ihre beiden Männer, die Brüder Boris, eine herrliche Leichenfackel ſein!" Schonungslos plünderte er das ganze Gebiet zwiſchen der Gran und der Neitra aus bis hinunter an die Donau, wo die Stadt Parkani an der Mündung der Gran liegt. Nicht an Ragotzi's ſtrenge Geſetze ſich kehrend, war es, als fechte er auf eigene Fauſt und für eigenes Intereſſe. Seine Soldaten waren die zügelloſeſten, Schwelgerei und Unzucht war ihnen nicht nur erlaubt, ihr Führer trieb ſie ſogar dazu an, und war, ſo viel es ſein Alter erlaubte, einer der ungezügeltſten.

Ganz Ober-Ungern ſtand bis zum Anfang October in den Flammen des Empörungskriegs. Von der Waag an bis weit hinüber an die Grenze Siebenbürgens und Gallizíens huldigten faſt alle Geſpanſchaften Ragotzi's Fahnen. Die Jazygen und Kumanen, die tapfern Haiducken, deren uralte Freiheiten faſt alle von Oeſtreichs Unbeſonnenheit angegriffen waren, traten nach und nach zu ihm über. Nur einzelne Feſtungen waren noch in Ober-Ungern zu erobern und noch war von den kurzſichtigen, trägen Machthabern in Wien nichts gegen den Aufſtand geſchehen, obgleich auch in Siebenbürgen die Unruhen ausgebrochen waren.

Auch ſtarb der gegen Ragotzi ſtehende Landeshauptmann von Ober-Ungern noch im September, und ehe der vom baierſchen Kurfürſten geſchlagene Graf Schlick

an der Spitze eines Heeres in Ungern einrückte, war Ragozi Herr vom größten Theile des Landes.

Der Fürst hatte den Grafen Bertsemi zur Belagerung von Tokai vorangeschickt, damit er alle Anstalten treffe, welche zur möglichst schnellen Einnahme der Bergfeste nöthig waren. Aber wie der Graf immer nur ein tapferer Soldat im Gefecht, übrigens ohne Kenntniß der Kriegskunst, unbesonnen und hartnäckig, sich in seiner flüchtig aufgefaßten Meinung gefallend, überall, wo er nicht durch Ragozi's Willen gebunden war, mehr schadete, als nützte, so auch hier. Ragozi kam nach einigen Tagen, um die Belagerung Tokai's selbst rasch zu betreiben. „Wissen Sie auch," rief er dem Grafen zu, „daß der Erzherzog Carl in Wien zum König von Spanien ausgerufen worden und acht Tage später wirklich nach Spanien abgereist ist?"

„Ich habe schon davon gehört," erwiederte Bertsemi, „es sind ja fast schon vier Wochen her und er wird nun wohl in dem Lande angekommen sein, das vor zwei Jahren schon seinen König aus Frankreich hatte. Das ist so östreichische Manier; sie meinen, sie kommen morgen, und wenn es morgen nicht ist, übermorgen auch noch recht. Für uns ist das ganz vortrefflich, und wenn sie nun das Land aufbieten, um den Philipp vom Throne zu werfen, so haben wir hier freien Tanz, und für-

wahr, wir wollen dieſe Freiheit nicht unbenutzt laſſen. Drauf und dran, Ragotzi! Jetzt gilt's, den Mordknechten den Lohn zu bezahlen!"

„Mein Freund," entgegnete der Fürſt, „Sie brauchen mir das wahrlich nicht erſt zu ſagen; nur zu gut erkenne ich es, daß für Ungern jetzt der entſcheidende Augenblick gekommen iſt. Alles, was wir in jener Nacht auf der ſaroſer Burg beſprachen, das iſt eingetroffen. Hätten nur Alle den guten Willen ſo wie ich, zeigten ſie mit mir gleichen Eifer, fürwahr, dies Jahr dürfte nicht zu Ende gehen und Oeſtreich ſollte um unſere Gnade bitten. Aber, o Himmel! was haben wir für Leute; was helfen uns dieſe unbewaffneten Bauern, die nach Hauſe laufen, wenn's ihnen beliebt, um ihr Feld zu beſorgen! Hätten wir Soldaten, eingeübt, gehorſam und des Dienſtes kundig, und könnten wir dies für ſeine Freiheit begeiſterte Volk unter ſie vertheilen, damit es Kriegszucht lernte, dann hätten wir ein unbeſiegbares Heer."

„Was Soldaten, was Kriegszucht!" verſetzte Bertſeni heftig, „uns hilft Noth und Tapferkeit. Draufſchlagen müſſen unſere Leute, und ſiegen müſſen ſie und thun ſie, wie wir geſehen haben. Ob ſie die Deutſchen mit Flinten todtſchießen, in Reih' und Glied geſtellt, oder im wild anbrauſenden Haufen ſich auf ſie ſtürzen und mit Knitteln todtſchlagen, mit Spießen todtſtechen, das iſt am Ende einerlei."

„Bertſeni, ich wollte, ich könnte Sie eines Beſſern überzeugen. Sehr ſchlimm, wenn der Drang der Um-

ſtände Sie bald belehren muß! Doch zeigen Sie mir, was Sie zur Belagerung der Burg gethan haben.“ Sie gingen zuſammen; aber ſtatt der erwarteten Batterie, welche Bertſeni ſehr gut hätte aufbringen können, ſah Ragotzi nichts als drei kleine Feldſtücke und ein Faß Pulver, was ungefähr zwei Centner enthielt. „Sind das Ihre Vorkehrungen?“ fragte er geſpannt den Grafen.

„Sie ſind's,“ entgegnete dieſer.

„Nun beim Himmel! wollen Sie einen Schafſtall einnehmen? Nein, ich begreife Sie ſchlechterdings nicht. Nicht anders, als ſpielten wir Komödie, ſtellen Sie dieſe Feuerbüchſen her, nur um Lärm zu machen.“

„Sie ſind aus Tadel gebildet,“ ſagte der Graf unwillig, „und Alles, was ich in dieſem Krieg noch gethan, ſcheint Ihnen zu mißfallen. Sie gingen noch in den Kinderſchuhen, als ich für mein Vaterland focht.“

„O! Graf, wie Sie heftig, unüberlegſam und beleidigend ſind! Habe ich Ihnen noch Ihre Erfahrungen abgeſprochen? Rede ich anders, als mit Herzlichkeit und Freundſchaft zu Ihnen? Aber Sie verkennen mich und die ganze Tendenz dieſes Kriegs. Möchten Sie doch nie vergeſſen, was ich Ihnen ſchon ſo oft geſagt, daß es Ungern iſt, und nicht meine Perſon, wofür wir kämpfen, daß ich alſo im Namen des Vaterlandes Beſonnenheit und Unterwerfung fordern kann. Aber ich fordere nicht, ich bitte Sie, folgen Sie nicht den Eingebungen Ihres heißen Blutes, überlegen Sie die Wichtigkeit deſſen, was Sie thun, und bringen Sie

mich nicht durch ſchülermäßige Anſtalten, wie ich ſolche vor mir ſehe, zur Verzweifelung!“

Verſtimmt trennten ſich die beiden Oberanführer der Kuruzzen. Ragotzi ging, um das Belagerungsheer zu muſtern. Statt die Soldaten in Waffenübungen zu finden, zechten ſie den guten tokaier Wein, den ſie aus den reichen Vorrathskellern und Niederlagen des Marktfleckens Tokai geraubt hatten. Seufzend über Bertſeni's ſchlechte Mannszucht, ließ Ragotzi die Berauſchten ſogleich beſtrafen, und ermahnte mit ernſten, kräftigen Worten, die aus der Seele kamen und in die Seele griffen, die Uebrigen zur Ordnung. Trotz ſeiner Jugend, kleidete ihn dieſer Ernſt vortrefflich und die Soldaten liebten ihn, ſo ſtreng er auch war, mehr als jeden andern ihrer Anführer, die ihnen jeglichen Willen ließen. Bertſeni war mürriſch in ſeine Barake gegangen; er ſchien zu zürnen, aber eine ſolche Gemüthsſtimmung hatte bei ihm keine Dauer; denn er war eine jener lebensfrohen Seelen, an denen weder Schmerz noch Ernſt haftet, ja, die ſie nicht einmal zu faſſen vermögen. Am Abend waren beide Freunde wieder beiſammen. Berzevitzi, der immer in des Fürſten Begleitung blieb, meldete die Ankunft mehrerer Reiter, worunter ſich auch ein Weib befinde. Der Vornehmſte davon wünſchte mit dem Fürſten zu ſprechen, ſeinen Namen hatte er nicht angegeben. Ragotzi ſandte ſogleich ſeinen Geheimſchreiber, Paul Radai, um ſich nach dem Wunſche der Angekommenen erkundigen zu laſſen. Dieſer eilte in den Ort, wo ſie abgeſtiegen

waren, kehrte aber bald darauf freudig zurück mit der Meldung, daß Alexander Karoli, der Obergespan der szathmarer Gespanschaft, seiner Befehle warte. Ragotzi und Bertseni verfügten sich hierauf selbst nach Tokai. Karoli begrüßte sie dort, ein schönes Frauenzimmer an der Hand, die er ihnen als seine Schwester Franziska vorstellte. Sie war eine hohe, schlanke Figur, mit einem regelmäßigen Gesichte, aus welchem jedoch ein mehr männlicher als weiblicher Charakter sprach. Ihre ganze Haltung, ihr Anzug, der Ton ihrer Stimme und ihre Ausdrucksweise waren nur Modulationen jenes männlichen Grundtons. Ein langes, braunes Haar fiel in schlichten Locken auf ihre Schultern, ein Federhut saß schief auf dem Kopfe, ein Paar große, dunkle, gebietende Augen brannten unter den buschigen Augenbraunen hervor; ein bedeutender Zug von den schön geformten Nasenflügeln bis zu den etwas herabhängenden Mundwinkeln drückte männliche Herrschaft aus und befahl, so wie überhaupt die ganze Gestalt, eine nicht zu versagende Huldigung der Majestät. So sehr sich Ragotzi von diesem Wesen abgestoßen fühlte, eben so sehr und noch mehr fühlte sich Bertseni von ihm angezogen.

„Ich bin gekommen," begann Karoli, „um bei den mißvergnügten Ungern wieder gut zu machen, was ich diesen Sommer durch meine alberne Anhänglichkeit an das Haus Oestreich verdorben habe. Ich hoffe Sie werden mich gütig aufnehmen."

„Sie sind uns herzlich willkommen, unsere Arme

ſtehen Ihnen offen, ſo wie unſere Herzen," verſetzte der Fürſt. „Schon wiſſen wir, wie man Ihnen in Wien vergolten hat, aber die edlen Leute dort haben doch wenigſtens eine Tugend, ſie handeln conſequent, und der geborne Unger iſt ihnen verhaßt, mag er ihr Freund oder ihr Feind ſein."

„Glauben Sie mir, Fürſt," ſprach Karoli, „daß ich mein Vaterland nicht weniger liebe als Sie. Ich wollte Oeſtreich zu mildern Geſinnungen bewegen, in der guten Meinung, daß Ruhe dem Lande am zuträglichſten, Bürgerkrieg ihm am gefährlichſten ſei. So hart und gräßlich auch der Druck der öſtreichiſchen Regierung war und iſt, ſo hat doch Ungern ſchon manch Jahrhundert unter dem Zepter der Habsburger geſtanden und hat ſich ſonſt glücklich befunden: hegten dieſe elenden Creaturen, welche Leopolds Thron umlagern, ein menſchliches Gefühl, es würde beſſer um uns Alle ſtehen. Durch Treue wähnte ich den König zu überzeugen, daß man in Ungern ihn nicht haſſe; ich wollte ihm die Augen öffnen, aber was vermag ein redlicher Mann gegen ein Heer Niederträchtiger? Wie Spinnen haben ſie Gewebe rings um den Thron und um Leopolds Perſon gezogen, ſo daß Jeder, der ihm naht, ſich darin fangen muß. Der König aber iſt zu ſchwach, dieſe Netze der Bosheit zu zerreißen."

„Wohl wahr," verſetzte Ragotzi, „ſeine Güte und Milde könnten unſer Glück ſein, wäre ſeine Schwäche nicht unſer Unglück, ſo aber drängt ſich dieſe giftige Brut zwiſchen ihn und uns, wir haben keinen böſen

König, aber wir ſind ein gemißhandeltes, zertretenes Volk. Wohin wir uns auch wenden, wir können kein Recht finden; ſo müſſen wir denn in der letzten und größten Noth zum barmherzigen Gotte ſelbſt unſere Zuflucht nehmen, und das Schwert, das uns der himmliſche Herr in die Fauſt gibt, Recht, Unſchuld und Leben damit zu ſchützen, gegen den weltlichen Herrn kehren, deſſen ſchändliche Knechte immer bereit ſind, uns jene edlen und höchſten Güter zu rauben."

„Auch ich bin jetzt ihrer Meinung, mein Fürſt," entgegnete Karoll, „und deßhalb habe ich alle meine Angelegenheiten in Ordnung gebracht, aller andern Dinge mich entledigt und ſtehe als ein freier Mann vor Ihnen, an den Niemand mehr Anſprüche hat, als das Vaterland, deſſen Vertheidigung gegen Oeſtreichs Anmaßung ich von nun an Herz, Kopf und Arm für immer weihe. Meine Schweſter iſt mit mir gezogen, weil dieſer Kampf ihr höchſtes Intereſſe erregt und ſie überhaupt viele Freude am Kriege findet. Meine Frau und Kinder ſind in Szathmar ſchon in ihre Gewalt gekommen und blieben dort, doch kann mich jede Gefahr, die ihnen droht, vermögen, ſie in meine Nähe oder an einen andern Platz zu rufen."

„Hätte ich nur auch das Glück, Ihre Gemahlin hier zu finden, mein gnädigſter Herr," ſagte Franziska zu Ragotzi. „Wenn mir auch das Treiben des Kriegs und vorzüglich dieſes Kampfes um Ungerns Unabhängigkeit vielen Genuß gewährt, ſo möchte ſich mein Herz

doch auch aus dem Waffengetümmel wieder zu einem weiblichen Herzen ſehnen.“

„Leider ſteht es nicht in meiner Gewalt,“ antwortete der Fürſt traurig, „Sie in die Geſellſchaft meiner Amalia zu führen. Sie war nicht vorſichtig genug, gleich nach meiner Entweichung aus Neuſtadt nach Polen ebenfalls zu flüchten. Auf die Gerechtigkeit des Königs vertrauend, blieb ſie auf der ſaroſer Burg, und wurde gleich nach dem erſten Aufſtande dort mit ihren beiden Kindern verhaftet und nach Wien gebracht; dort lebt ſie, wie Sie wohl wiſſen werden, in Gefangenſchaft, und alle meine Mühe, ſie zu befreien, war bis jetzt vergebens. Auch habe ich keine nähere Nachricht von ihr erhalten können.“

„Sie ſind ſehr zu bedauern,“ warf Franziska flüchtig hin, und muſterte den ſchönen Mann mit ihren ſcharfen Augen.

„Ihre Gegenwart, mein Fräulein,“ ſagte Bertſeni ſehr freundlich, „wird die Ungern mit einem ganz neuen Muthe beſeelen. Der Fürſt beſchwert ſich ſo immer über die Rohheit ſeiner Krieger und ihrer Anführer; wenn Sie bei uns bleiben, wird ſich Alles beſſern.“

„O! ich liebe es, wenn es ein Wenig bunt durch einander geht,“ entgegnete Franziska, „und deßhalb möchte mit meiner Gegenwart dem Fürſten nicht viel gedient ſein.“

„Wie Sie ſcherzen!“ ſagte Bertſeni, „der Fürſt iſt gegen Damen viel zu höflich, als daß er Ihren

Beſuch nicht als ein Glück für unſere Sache anſehen ſollte; und was die Wahrheit meiner Meinungen betrifft, ſo fühle ich an mir ſelber eine Sanftheit, die ich, bevor ich Sie geſehen, mein Fräulein, niemals in mir verſpürt habe."

„Mein werther Herr Graf," ſpöttelte Franziska, „Sie gehen mir mit Sturmſchritt zu Leibe; wer wird einem Frauenzimmer ſo etwas gleich bei der erſten Bekanntſchaft ins Geſicht ſagen!"

„Bei der Krone des heiligen Andreas und allen würdigen Häuptern, die ſie getragen, Sie ſind höchſt liebenswürdig! Stets gewohnt, Alles gerade herauszuſagen, wie ich es denke, glaube ich jetzt als Obergeneral der Ungern, ein Recht zu haben, Sie die Perle unſeres Heeres zu nennen, und da ich gerade kein Jüngling mehr bin, ſo werden Sie mir dies um ſo eher glauben. Bleiben Sie bei uns und die gegen uns zu Felde ziehenden Oeſtreicher gehen eben ſo gut zu unſerer Partei über, wie neulich der Oberſt Balog."

Franziska lachte dem unbeholfenen Schmeichler laut ins Geſicht, und ihr Bruder wandte ſich zu dem Fürſten mit den Worten: „Meine Schweſter iſt etwas heitrer Natur, und wenn Graf Bertſeni mit ihr anbindet, wird ſie ihm viel zu ſchaffen machen. Uebrigens ſtatte ich Ihnen meinen Glückwunſch zu der guten Acquiſition ab, die Sie in den öſtreichiſchen Truppen gemacht haben."

„Der Oberſt Balog hatte keine große Wahl," entgegnete der Fürſt; „das Heer ſtand bei Szered an

der Vag und enthielt meiſt geborene Ungern aus der preßburger Geſpanſchaft. Stephan Eſterhazi kannte wahrſcheinlich die Stärke und den Muth unſeres Volkes und hatte keine Luſt, das Heer gegen uns zu führen, wie ihm das wiener Cabinet befohlen hatte, er übertrug deßhalb das Commando ſeinem Oberſten Balog, dieſer ging über die Vag und meine Generale Oreskai und Zabretzky hatten ihn bald umzingelt. Er wäre zuſammengehauen worden, hätte er nicht zu unſern Fahnen geſchworen."

„Wenn Sie ſo fort ſtreiten, werden Sie bald Sieger ſein," ſagte Karoli.

„Und wenn Sie ſo fort ſcherzen, werden Sie bald meine Siegerin ſein," ſagte Bertſeni liebäugelnd zu Franziska.

„Sie ſind von dieſer Stunde mein Diviſionsgeneral," ſagte der Fürſt zu Karoli.

„Und Sie mein Ritter," wandte ſich Franziska zu Bertſeni.

„Beides ein Paar Ehrenſtellen," ſprach der Graf triumphirend.

Nach kurzer Unterhaltung entfernte ſich Karoli mit ſeiner Schweſter, um die zu ſeiner neuen Lage nöthigen Einrichtungen zu treffen. Bertſeni ſah ihr lange wie ein Träumer nach.

„Ich glaube, Sie ſind verliebt, Graf," redete ihn endlich der Fürſt an.

„Ich glaube es auch," verſetzte dieſer kleinlaut, „ſolch' ein Mädchen iſt mir noch nicht vorgekommen,

und ich könnte ihretwegen in meinem Alter wohl noch einen dummen Streich machen.“

„Nun Glück zu!“ ſagte Ragozi lächelnd, „Sie ſind einmal ſo und nicht anders; der Augenblick beherrſcht Sie immer und der jetzige hat Sie von einem Vorurtheil abgebracht, dem Sie durch Ihr ganzes Leben ergeben waren.“

„Ich begreife mich ſelbſt nicht,“ ſeufzte Bertſeni, „und weiß nur ſo viel, daß der Menſch ein Kind des Zufalls iſt. Da ſpreche mir einer von Weltregierung und Vorſehung; wie uns das Leben zuſammenwürfelt, ſo haben wir uns, und wie wir's treiben, ſo iſt's eben recht. Wenn uns der Himmel an einem Gängelbande führte, ſo müßte der Teufel auf Gottes Stuhl ſitzen, denn nur er hätte die Deutſchen ſo in unſerm lieben Ungern wüthen laſſen können. Aber es war ein Zufall, daß die Ungern nicht klüger waren, und ihre Peiniger nicht todtſchlugen, ſtatt ſich von ihnen todtſchlagen zu laſſen; und es iſt ein Zufall, daß ich mich jetzt noch verliebe, ſtatt, daß ich mich hätte verlieben ſollen, als ich in Ihrem Alter war.“

„In Ihrem Kopfe geht Alles bunt durch einander,“ ſagte der Fürſt, „aber ich liebe Sie deßhalb nicht minder.“

Die Beiden trennten ſich; Bertſeni ging, die ſchöne Franzieka wieder aufzuſuchen. Einige Tage ſpäter ſaß der Fürſt ſinnend in ſeiner Barake, da trat an Berzeviczi's Hand ein junger Uhlanenofficier herein. Aus ſeinem bleichen, eingefallenen Geſichte leuchteten ein

Paar groſse, tiefdunkle Augen. Ragotzi blickte kaum empor, als er ſchnell aufſtand und mit den Worten: „Mein lieber Wuk, biſt Du wieder da?“ auf den Angekommenen loseilte, ſeine Hand ergriff und ſie freundlich drückte.

„Ich bin's,“ ſagte Wuk, und zog einen Brief aus ſeinem Wamms, den ihm der Fürſt haſtig abnahm, öffnete und mit freudetrunkenem Auge durchlas.

„Meine theure Amalia und Kinder ſind geſund!“ rief er dann, „und nur die Sehnſucht nach mir quält ſie. Wie traſſt Du ſie, mein treuer Bote?“

„In Civilkleidern kam ich nach Wien,“ erzählte Wuk, „und hatte lange Mühe, ehe ich Eure Gemahlin zu ſehen bekam; ja ich gerieth ſogar in Gefahr, entdeckt zu werden, als ich einſt im Prater dem Capitain Longuevall begegnete. Entſetzt fuhr er vor mir zuſammen und eilte nach der Stadt. Noch an demſelben Tage durchſtreiften die Polizeidiener alle Gaſthäuſer und Schenken, aber ich fand auch noch an dieſem Tage Gelegenheit, mich Eurer Schweſter, der Gräfin Aſpermont, zu nahen und zu entdecken. Unter ihrem Schutze war ich ſicher und ſie brachte mich zu Eurer Gemahlin. Die Freude, welche ſie empfand, als ſie mich erblickte und als ich ihr Euren Brief überreichte, vermag ich Euch nicht zu beſchreiben. Selbſt die beiden Knaben klammerten ſich jubelnd an mich und erkannten ihren Freund wieder in mir. Die Fürſtin wird zwar anſtändig behandelt, aber ſie fühlt ſich, fern von Euch, doch höchſt unglücklich. Ihre Umgebung

iſt ihr vorzüglich läſtig, denn ſie mag ausfahren oder ausgehen, ſo begleitet ſie ein Staatsbeamter mit argwöhniſchen Blicken und nur die häufigen Zuſammenkünfte mit Eurer guten Schweſter vermögen ſie etwas zu erheitern."

„O, wann werde ich das geliebte Weib wiederſehen!" rief der Fürſt ſchmerzvoll. „Auch ſie und meine Kinder, mein höchſtes und liebſtes Gut auf Erden, muß ich dem Vaterlande zum Opfer bringen! Ungern! Ungern! wirſt du mir das jemals vergelten können? Warſt Du auch bei Deinem Vater?" wandte er ſich wieder zu Wuk.

„Als ich von Wien bei ihm eintraf, am 28. October, hatte er Tags vorher die reiche Stadt Kremnitz eingenommen, und die großen Goldvorräthe an ſich gebracht. Er ſchickt Euch durch mich ein hübſches Sümmchen, das andere wird durch eine eigene ſtarke Botſchaft an Euch gelangen." Damit ſchnallte er eine unter ſeinem Wamme befindliche große Geldkatze ab, und ſchüttete vor dem erfreuten Fürſten eine Menge ſchöner, hellglänzender, kremnitzer Dukaten aus.

„Du biſt mein guter Genius!" rief der Fürſt und umarmte den ernſten Wuk.

„Nun habe ich Euch noch eine Nachricht zu überbringen. Der König mag von Ungerns ſchlimmem Schickſale endlich einmal unterrichtet worden ſein, und hat zu Anfang dieſes Monats ein Viertel der neulich dem Lande wieder aufgelegten ſchweren Steuer erlaſſen,

auch allen Ungern, die unter ſeine Herrſchaft zurückkehren, Vergeſſenheit und Gnade zugeſichert.“

„Wenn er einen Willen hätte, und der abſcheuliche Kolonits und das ganze Cabinet nicht jedem ſeiner guten Vorſätze hohnlachte, ich wäre der Erſte, der die Waffen niederlegte und nach Wien reiſte, um knieend auf den Stufen ſeines Thrones Verzeihung zu bitten; aber er iſt ja das Spielzeug in den Händen der Schändlichen, die ſich wider Ungern verſchworen haben. Wir kennen ſolche Verſprechen, und kein Unger glaubt ihnen mehr. Jetzt, da ich im Beſitz von faſt ganz Ober-Ungern bin, will mir ſeine Gnade leuchten; wollte ich ihr vertrauen, meine mit Blut erkauften Vortheile aufgeben, und in die Falle gehen, mein Kopf hätte am längſten auf dem Rumpfe geſeſſen. Ich danke Dir, mein lieber Wuk, für jegliche Kunde, die Du mir bringſt; geh und thue Dir gütlich.“ —

Noch an demſelben Tage ließ der Fürſt das erhaltene Geld unter das Heer vertheilen und ihm gute Zucht anbefehlen. Er ſelbſt ſchaffte ſo viel ordentliche Kriegswaffen als möglich herbei und übte die Soldaten fleißig darin. Streng, aber mit Liebe behandelte er jeden ſeiner Krieger. Aus Kremnitz liefen bald groſe Summen ein, er ließ alle ſeine Generale aus den verſchiedenen Gegenden zuſammenkommen, um ihnen den größern Theil für ihre Heeresabtheilungen zu überreichen und ſich mit ihnen über den weitern Fortgang des Krieges zu berathen. Für ſich behielt er faſt gar nichts.

Mehrere Hauptleute und unter ihnen Berzeviczi verließen auf des Fürſten Befehl das Lager, um neue Völker für das Heer anzuwerben. Bald liefen Nachrichten von allen Seiten ein, daß große Haufen im Anzuge wären. Berzeviczi brachte eine große Anzahl ſeiner Landsleute, jener rieſenhaften Kopanitzaren, zuſammen, kräftige, unverdorbene Söhne der Karpathen und die ſtärkſten Bewohner Ungerns; die Jazygen und Kumaner hatten ſich in Maſſen auf der ketskemeter Haide verſammelt, auf Zabrezky's Aufruf waren die Deutſchen im Tatra und den übrigen Gebirgen aufgeſtanden und erwarteten des Fürſten Befehle; Magyaren und Slowaken, ſonſt feindſelig gegen einander geſinnt, hatte die gemeinſame Noth und Begeiſterung vereinigt, um gegen Oeſtreich zu fechten; Zigeuner und Armenier, ſelbſt Kroaten ſtrömten hinzu, von Ragozi's Waffenglück angelockt; aber dies Alles waren doch nur rohe Horden, ohne Kenntniß der Waffen und des Kriegs und was das Schlimmſte war, ſelbſt den meiſten Anführern fehlte Bildung und guter Wille, Kriegskunſt zu lernen und auszuüben.

Auf Ragozi's Ruf waren Viele derſelben erſchienen Die Beſten waren der alte würdige Sennyny, vor Kurzem erſt zu Ragozi's Partei übergegangen, Karoli, Andraſy, Csaky und Szöts. Der blinde Bottyani, ein gemeiner Bauer, dann Thürſchließer eines Jeſuitenhauſes, nachher öſtreichiſcher Soldat im Türkenkriege, wo er das Geſicht verloren hatte, und bis zum Oberſten emporgeſtiegen war, endlich ein Ueberläufer zu den

Kuruzzen, Klobuſitzki, Illosvai, Ebotzki, Pekry, Kascas und mehrere Andere beſaßen zwar viel perſönliche Tapferkeit, aber keine Kenntniſſe; der Krieg, den ſie führten, war faſt nichts als ein tolles Zuſchlagen, Rauben und Plündern; ſie vermochten nicht ihre Haufen in Ordnung zu halten, denn ſie waren meiſt ſo gemein, wie der Geringſte ihrer Soldaten und übten Völlerei und alle Laſter mit dieſen; ſo daß im eigentlichſten Sinne alle Schrecken des Bürgerkrieges durch ſie über das arme Ungern gebracht wurden. Mit betrübtem Herzen redete ſie der junge Fürſt in der Verſammlung an, und machte ihnen Vorwürfe. „Bedenkt," ſagte er, „daß Ihr nicht für mich, ſondern für Euer eigenes Heil kämpft! Durch Unordnung und Fahrläſſigkeit können wir nicht ſiegen; liegen uns aber die Oeſtreicher in dieſem Kampfe ob, dann iſt Ungern auf ewig verloren."

Bertſeni ſah wohl am erſten vor den Andern ein, wie recht der Fürſt hatte; er und die übrigen verſprachen ſeinen Befehlen zu gehorchen und ihren Truppen Waffenkunſt, Ordnung und Mäßigkeit zu lehren. Ragotzi aber entließ ſie nicht mit der Ueberzeugung, daß ſie ihre Verſprechungen halten würden. Hierauf zerſtreuten ſich die Anführer und gingen zu ihren verſchiedenen Heeren. Bertſeni, um die Stadt Erlau zu erobern; Karoli nach Ketskemet als General der dort ſtehenden Jazygen und Kumaner. Die Hauptarmee ſollte gegen die Donau gehen und die Bergſtädte einnehmen, Ragotzi ſelbſt blieb vor Tokai, um die Burg

zu gewinnen. Franziska folgte ihrem Bruder, Wuk ging zu ſeinem Vater, der noch an der Theiß ſtand, und nur Berzeviczi mit ſeiner jungen, ſchönen Frau, Rabai, Ragotzi's Geheimſchreiber, Adam Vaj, ſein Hausſhofmeiſter, und Ottlik, ſein Kammerherr, blieben bei dem Fürſten im Lager. Der November war faſt zur Hälfte vorgerückt und die Winterſtürme begannen ſich ſchon in den Gebirgen zu zeigen. Da meldete ſich eines Tages ein junger Mann im Lager und begehrte vor den Fürſten geführt zu werden. Ragotzi ließ ihn vor ſich. Lange ſprach er geheim mit ihm, und als der Fürſt ihn aus dem Zimmer begleitete, ſah man Thränen in ſeinen Augen ſchimmern. Der Fremde war Franz Dobai; er hatte dem Fürſten das gräßliche Schickſal ſeiner Verwandten entdeckt. Bis jetzt war der junge Mann in Kroatien, Dalmatien und Ungern umhergeirrt, um die unglückliche Sophia Voris zu ſuchen und nach aller vergeblichen Mühe wollte er ſeine Kräfte nun ſeinem ihm unbekannten Vaterlande weihen, und in die Dienſte des Fürſten treten. Ragotzi ernannte ihn zum Hauptmann, und er ging einige Tage darauf zu Bertſeni's Heer vor Erlau.

Zabretzky ſaß in einem einſamen Hauſe in dem ſchönen Thalkeſſel, in welchem Kremnitz liegt. Vor ſeinen Blicken breitete ſich die ſchöne Stadt aus, die

jetzt in seiner Gewalt war. Kein leinener Kittel war mehr um seine Hüften gegürtet, seine Füße waren nicht mehr mit Holzschuhen angethan, vielmehr glänzte ein goldgestickter Dollman um seine Brust und enge, mit Gold besetzte Beinkleider, hohe Reitstiefeln, eine ungrische Federmütze und ein krummer Säbel mit goldnen Quasten verkündeten, daß er der General eines ungrischen Heerhaufens sei. Aber noch wie sonst waren seine sinnigen Blicke in das vor ihm aufgeschlagene Buch gerichtet, damit er den geheimen Gang der Natur, und des in ihr begründeten Menschenschicksals erforsche. Die Züge seines Gesichts waren noch eben so ernst und fast unheimlich; das ihn umtobende Leben, in dessen Strudel er sich selbst mächtig eingetaucht, in dessen rasselnde Räder er selbst kühn eingegriffen, schien ihn doch kaum berührt zu haben. Im Schlachtensturm in der Mitte aller entfesselten Leidenschaften seiner siegreichen Soldaten, war er noch derselbe Mann geblieben, der sonst in seinem Laboratorium einsam und in sich selbst versenkt, die Kräfte der Naturerzeugnisse gesucht hatte. Seit dem wilden Ausbruch des Kriegs hatte er sein Weib Clara und seinen Sohn Stepje nicht wieder gesehen. Er wußte, es ging ihnen wohl. Aber jetzt sehnte sich sein Herz nach den Angehörigen; es war die Zeit gekommen, wo er seinem Weibe eine Entdeckung machen mußte, die ihr früher unnütz gewesen wäre. Er hatte Wuk aufgetragen, als dieser nach Tokai zum Fürsten ging, seine Mutter und seinen Bruder hierher zu geleiten. Wuk langte an und führte

die betretene Mutter in die Stube, wo Zabretzky in seine Bücher vertieft saß. Schüchtern nahte sich die Frau, aber als Zabretzky sich erhob und ihr seine Majestät gebietende, durch die Pracht des Anzugs verschönerte Gestalt ganz in die Augen fiel, wich sie erstaunt zurück. „Tritt nur hinzu," sagte der weise Mann, „ich bin Dein Gatte jetzt wie zuvor. Du kennst mich, seit Du mein Weib bist, es sind fast zwanzig Jahre. Damals kam ich nach Olsavka in der ärmlichsten Tracht eines Gebirgsbewohners; Du gabst mir Essen und ein Nachtlager, gefielst mir und wardst bald mein Weib. Mit meiner Hände Arbeit ernährte ich Dich und unsere Kinder kümmerlich. So oft Du auch anfangs mich fragtest, nie hast Du über mein früheres Leben etwas erfahren. Jetzt, da ich wieder der Alte bin, kannst Du es wissen, welchem Manne Du Kinder geboren hast. Nicht ein armer Bergbewohner war ich, ich bin als ein Edelmann aus einem deutschen Geschlechte im Karpathengebirge geboren und war früher Besitzer großer Güter. Aber als ein Anhänger Tökôli's mußte ich, als sein Glückstern unterging, mein Erbe verlassen, und in der Hülle des gemeinsten Mannes flüchten. In Deiner Natürlichkeit, in der Wissenschaft und auf den einsamen Wanderungen in den Bergen fand ich die Ruhe wieder, um die mich die Liebe und das Schicksal gebracht hatten. Für die niederen Interessen des Menschenlebens starb ich ab, ein höherer Stern ging in meiner Brust auf und leuchtete mir immer heller. Aber den mir angebornen

Haß gegen das den Ungern aufgelegte Joch der Oeſtreicher konnte ich nicht aus ihr verdrängen und er erwachte neuer und heftiger, wenn mir Kunde von den Drangſalen kam, welche Ungern von den öſtreichiſchen Blutknechten auszuſtehen hatte. Meine Wiſſenſchaft zeigte mir in dem Nebel trüber Ferne Ungerns einſtige Freiheit. Es wurde mir ſchier zur Gewißheit, ich würde ſie noch erleben und ſelbſt ein thätiger Beförderer derſelben ſein. Die lang erſehnte Zeit iſt gekommen; bald kann ich Dich einführen in meine Beſitzungen und Dir eine Deiner Geburt würdige Lage bereiten; bald wirſt Du nicht mehr die arme Frau des armen Zabretzky ſein."

„Du ſprichſt von meiner Geburt," verſetzte Clara, „als hätte ſie auf ein beſſeres Loos, als mir zeither geblüht, Anſprüche zu machen."

„Sie hat es," ſagte ihr Gatte. „Die Zeit wird Alles aufklären."

Clara wußte nicht, ob ſie ſich freuen oder ob ſie traurig ſein ſollte. Das Erſtaunen hatte faſt alle ihre Geiſteskräfte gelähmt; ſie war in eine ihr gänzlich fremde Welt verſetzt.

„So werden wir nicht wieder nach Olſavka zurückkehren?" fragte ſie endlich.

„Dort iſt unſeres Bleibens nun nicht mehr," erwiederte er, „das Leben hat uns herausgedrängt aus dieſer friedlichen Wohnſtätte. Die Tage jener ſtillen Zufriedenheit ſind hinter uns verſunken, wie ein lächelnder Genius und die Zukunft tritt wie ein ernſtes, blutiges Geſicht uns entgegen. Die Zeiten der ſtillen,

häuslichen Liebe ſind vorüber und der groſse, öffentliche Haß waltet frei."

„Aber wie ſoll ich Arme mich in dieſes Leben finden?" fragte Clara traurig; „mein Herz wird zerbrechen, wenn die Nacht des Haſſes es einſam umwaltet, das nur an den Sonnenſchein der Liebe gewöhnt iſt."

„Laß ihn nicht in Deine Bruſt dringen, und bewahre Dich rein von jedem menſchenfeindlichen Gefühle; denn ſchwer iſt es dem befangenen Geiſt, den rechten von dem falſchen Haß zu unterſcheiden und ſich vor dem Zuviel zu ſichern. Drum ſuche Deinen Weg, wie ſonſt, ruhig fortzuwandeln und Deine gröſste That ſei, Dich nicht fortreiſsen zu laſſen, von der Gewalt böſer Mächte, die um und neben uns ihr furchtbares Weſen treiben." —

Wuk ſtand, wie theilnahmlos, neben ſeinen Eltern, und obgleich er die Veränderung ſeines Standes auch jetzt erſt zu erfahren ſchien, ſo zeigte ſich doch keine Spur der Verwunderung in dem ernſten Jünglingsgeſicht.

„Dich, mein Sohn," ſagte Zabretzky zu ihm, „bedauere ich; denn ſeit ich die Bedeutung Deines Lebens erkannt habe, gemahnt es mich, wie ein leerer Schall."

„Kein leerer Schall iſt es," ſprach Wuk vor ſich hin, „ein voller, lebendiger Ton, der ſich in die Harmonie ihres ſchönen Lebens verliert. Hätte mir ein herrlicheres Loos fallen können, als einzuklingen in das reiche Maſs der Töne, die ſie umquellen, als mit faſt

entbundenem Geiſte ſie ſchützend zu umſchweben? Ich weiß es, nur ihretwegen hat mir die Gottheit des Geiſtes innerſte Augen geöffnet, damit ich ſie bewache in den Tagen des Streits, der mich ſelbſt nicht berührt."

„Menſchliches Genießen iſt Dir verſagt," entgegnete der Vater, „aber dies Entbehren iſt Dein Gemuß und Dein höchſtes Glück. Somit haſt Du Deinen Theil dahin; denn ſie liebt Dich; ich weiß es."

„Auch ich weiß es," erwiederte Wuk mit dumpfer Stimme, „und ſchon begrüß ich mit ſehnſüchtigem Auge die Morgenröthe einer Glanzwelt, in der ich mit ihr verſchwimme in einen Ton, einen Lichtſtrahl, einen Gedanken des ewig denkenden Weltgeiſtes."

Zabretzky legte beide Hände auf des Sohnes Stirn und ſein verklärter Blick hob ſich und flog in den wolkenloſen, blauen Aether hinauf, der ruhig die Gipfel der Berge umſchwamm. Seine Lippen ſchienen zu zittern, ſein Geiſt auf ihnen zu ſchweben. Stepje, der ſich draußen mit den muntern Soldaten unterhalten hatte, ſprang jetzt fröhlich in das Zimmer, der Mutter verſteinerte Züge belebten ſich wieder, das Feierliche der ganzen Scene war wie ein Traum vorüber geflogen und die liebe freundliche Menſchennatur war mit dem ſchönen, wilden Knaben hereingeſchlüpft und nahm Beſitz von den Herzen und den Geſichtern.

„Ei! wie Du ſchön ausſiehſt, Vater!" rief Stepje, „ſolch' ein Kleid muß ich nun auch haben, ſo reich, ſo glänzend, und auch einen Säbel und Piſtolen, daß ich auch auf die Oeſtreicher hauen und ſchießen kann,

wie unſere Nachbarſöhne, die alle, alle in den Krieg gezogen ſind, mich zu Hauſe gelaſſen und mir doch geſagt haben, Du ſeiſt ein großer General. Erſt wollt' ich's nicht glauben und war traurig, aber nun ſehe ich ja, daß es wahr iſt, und Du wirſt mich nun ſchon zu einem Officier machen."

„Du ſollſt es werden, mein Sohn, Du, der mein Geſchlecht und meinen Namen fortpflanzen wird, Du biſt für das Leben geboren, ſein voller Kelch wird Dir nicht entzogen werden."

Die Familie verfügte ſich in die Stadt und wurde überall mit großen Ehrenbezeigungen empfangen, was für Clara neuer Anlaß zur Beängſtigung war. Ein unſchuldiges Kind der Stille und Niedrigkeit, konnte ſie ſich nicht in die neue Größe finden, die Tage ihres Glücks waren wirklich dahin, wie Zabretzky angedeutet hatte.

Einige Tage darauf erhielt der General die Nachricht, daß der wenige Meilen von ihm an der Vag ſtehende Otskai von dem ſchnell in Ungern eingerückten Grafen Schlick gänzlich geſchlagen worden war. In der preßburger und neitraer Geſpanſchaft hatte ſich dieſer Oeſtreicher mit einem ungriſchen Heere vereint, welches Paul Eſterhazi, Simon Forgats und Stephan Kohari gegen die Kuruzzen aufgebracht hatten. Otskai hatte, wie immer, mit ſeinem Heere geſchwelgt und die unordentlichen, durch den Ueberfall erſchreckten Soldaten wurden leicht geſchlagen, mit Fahnen und Geſchütz gefangen genommen, oder in die Flucht geworfen. Zabretzky gab ſogleich Befehl, die Beſatzun-

gen von den benachbarten Städten, Schemnitz, Altſohl und Neuſohl ſollten zu ſeinem Heere ſtoßen, die zerſtreuten Haufen ließ er durch ſeine Hauptleute ſammeln, und mit ihnen zog er ſich ſchnell in das weiter öſtlich liegende Thal der Ipoly, in die Gegend von Loſontcz zurück, wohin ihm auch Otskai folgte. Das ſchöne Kremnitz und alle übrigen Städte des fruchtbaren Thals der Gran waren ſo mit einem Schlage wieder in die Hände der Oeſtreicher gekommen. Wuk wurde ſogleich in das ſüdöſtlich ſechzehn Meilen weit gelegene Erlau geſchickt, um dem Grafen Bertſeni den Unfall zu melden und ihn um Verſtärkung zu erſuchen. Bertſeni ſchickte Wuk weiter an Karoli, der bei Ketskemet ſtand, mit dem Befehl, ſogleich an der Donau hinauf, nach dem Gebirge zu ziehen, um die ſo ſchändlich verloren gegangenen Bergſtädte an der Gran mit ſeinen Jazygen und Kumanen wieder zu erobern. Wuk war für Karoli ein Bote der Freude, denn ſeine Mannſchaft war kampfluſtig und Schlick mit ſeinem Heere ihm ein recht willkommener Gegenſtand. Schnell brach er mit ſeinem großen Haufen auf und rückte in Eilmärſchen über die weiten öden Sandebenen, welche ſich von Peſth aus zwiſchen der Donau und der Theiß ausbreiten, dann ſtreifte er an dem Bogen der Donau hin und ſtand bald an dem Gebirgszuge, Ohtrotzky genannt, welcher die neograder von der ſoler Geſpanſchaft trennt.

Bertſeni hatte unterdeſſen Erlau eingenommen und Ragotzi's Herrſchaft unterworfen. Die waffenfähigen

Einwohner ſteckte er unter ſein Heer, ließ von dieſem eine hinlängliche Anzahl zur Beſatzung zurück und eilte ſchnell nach Loſontcz zu Zabretzky und Otskai. Der Graf Schlick zog am 12. November aus Alt-Sohl aus und erſtieg das zwiſchen der Gran und Ipoli herablaufende javoroſer Gebirge, um am andern Tage ſich auf Bertſeni zu werfen. Aber denſelben Morgen kam Karoli an der Ipoli herauf und erſchien mit ſeinem ſtarken Heere in Bertſeni's Lager bei Loſontcz. Der zaghafte Schlick, ein erbärmlicher Soldat und ſtets den Kampf ſcheuend, bemerkte Karoli's Ankunft, und ließ, dadurch erſchreckt, ſeine Soldaten die Berge da wieder hinabklettern, wo ſie Tags vorher heraufgeſtiegen waren. Als er wieder in Alt-Sohl eingerückt war, glaubte er ſich ſicher und reiſte noch denſelben Tag nach Neu-Sohl hinauf, wo, als in einer ſchon etwas bedeutenden Stadt, das Namensfeſt des Königs mit vielen Luſtbarkeiten gefeiert wurde, welche in dem Städtchen Altſohl nicht Statt fanden. Schlick liebte das Vergnügen mehr als den Krieg, übergab das Commando einſtweilen Simon Forgats und that ſich in Neu-Sohl auf einem Balle mit den Damen der Stadt und der Umgegend gütlich. Aber Bertſeni und Karoli hatten den eiligen Rückmarſch Schlick's wohl vernommen, und daraus auf ſeinen Kleinmuth ſchließend, rückten ſie, ohne langes Beſinnen, ihm nach über den Gebirgsrücken und ſtanden am Tage des Feſtes vor Alt-Sohl, das öſtreichiſche Heer zum Treffen aufzufordern. Simon Forgats marſchirte aus der Stadt dem Kuruzzenheere entgegen.

Der Angriff war von beiden Seiten heftig, aber mitten in der Schlacht riß ſich ein junger Hauptmann Bertſeni's mit ſeinem Haufen los, ſtürmte raſch durch den Fluß und umging ſo die Oeſtreicher, auf die er nun von hinten feuern ließ. Ein allgemeiner paniſcher Schrecken ergriff die deutſchen Truppen, ſie geriethen in Verwirrung und ſtrömten in gräßlicher Flucht nach dem Städtchen. Die unter Kohari fechtenden Ungern gingen theils zu Bertſeni über, theils ſuchten ſie das Weite und kehrten in ihre Heimath zurück. Der Muth und die Tapferkeit jenes jungen Hauptmanns hatte unſtreitig dieſen Sieg entſchieden. Er wurde ſogleich zu dem Feldherrn gerufen und Bertſeni erkannte in ihm den ihm vor Kurzem vom Fürſten zugeſandten und nachdrücklich empfohlenen Franz Dobai. Als der junge Mann hinzutrat, ſtanden Karoli, Zabrczky, Otskai und mehrere andere Anführer um den Obergeneral verſammelt. Otskai wurde bei ſeinem Anblick ſehr verlegen, in ſeinem Geſichte wechſelten Furcht und Schrecken. Auch Dobai hatte den alten wohlbekannten Mann ſogleich im Auge, und heftete einen grimmigen Blick auf ihn, der jenen zu vernichten drohte.

„Ihr ſeid mein Mann," ſagte Bertſeni freudig ſchmunzelnd zu Dobai und ſchüttelte ihm die Hand. „Drauf und dran! Zugeſchlagen! Nicht lange beſonnen! Was Kriegskunſt hin und her! Wir haben's heute wieder geſehen, und Ihr habt mir einen neuen Beweis geliefert, daß der Muth und das Drauffſchlagen alle Kriegskunſt überwiegen. Mit dieſer hätten

wir wahrlich die Schlacht nicht gewonnen! Freilich dem Fürſten hättet Ihr's nicht recht gemacht und er würde Euch für dieſen Sieg eher beſtrafen als belohnen, weil Ihr ohne höhern Befehl, auf Euere eigene Fauſt dies Wagſtück unternommen und ausgeführt habt. Doch Ihr ſeid der Sieger und es kümmert mich nicht, ob Ihr die ſtrenge Kriegszucht befolgt; Ihr ſeid mir lieb und wir werden Freunde ſein. Und nun, Karoli," ſagte er, ſich zu dieſem wendend, „wollen wir doch Dein Schweſterchen von Loſontcz herüberkommen laſſen und den Jahrstag des Königs von Ungern auch recht fröhlich begehen." Der Vorſchlag wurde ſogleich angenommen, und mehrere Huſaren abgeſchickt, um Franziska herüber zu geleiten.

Die mit ihren Deutſchen in das Städtchen geflüchteten Hauptleute Forgats und Kohari hatten die Thore gut verrammelt und die Mauern beſetzt. Die Kuruzzen umlagerten die Stadt bis auf weitern Befehl ihres Obergenerals und ſchlugen einige Baraken für die Anführer auf. Noch am ſpäten Abend traf Franziska ein. Alle Hauptleute verſammelten ſich in Bertſeni's Barake zu einem Schmauſe. Franziska nahm ihren Platz ein und der heitere, vom ſtark genoſſenen Wein noch mehr beluſtigte Obergeneral machte ihr eine Liebeserklärung um die andere, die ſie bald annahm, bald mit Spott zurückwies. Die einzige Frau unter ſo vielen kriegeriſchen Männern, ſchien ihr doch erſt recht wohl zu ſein, und ſie benahm ſich ſo ungezwungen als wenn ſie ſelbſt einer der Hauptleute wäre. Wuk hatte ſchon

am Tage Dobai's Bekanntſchaft gemacht, ohne viele Worte dabei zu verlieren, aber Franz war auf jede ſeiner Aeußerungen ſehr aufmerkſam geworden. Jetzt ſtanden ſie wieder zuſammen an einer dunklen Stelle, während der übrige Raum der Baracke mit Kerzen und Fackeln erleuchtet war.

„Nimm Dich vor Jenem in Acht," ſagte Wuk zu Franz und deutete auf Otskai, der eben finſtere Blicke von der andern Seite herüber auf den Jüngling warf. „Er hat's ſchlimm mit Dir vor, und mag Dich allein hier nicht dulden, weil er wohl vermuthet, daß Du dem Fürſten von ihm erzählt haſt."

„Weißt Du auch davon?" fragte Dobai verwundert, „hat es Dir der Fürſt mitgetheilt?" Wuk ſchüttelte ſchweigend mit dem Kopfe. „Nun woher weißt Du es denn, ſonderbarer Menſch?"

Wuk ſchien ſich lange zu beſinnen, aber dann ſagte er: „Ich weiß es wohl, aber woher, weiß ich nicht. Siehe, Dich hab ich recht lieb, obgleich ich Dich erſt nur wenige Stunden geſehen habe. Nur einen Menſchen habe ich auf der Welt noch lieber als Dich, und ſie, die Einzige zu ſchützen, ihr zu dienen, lebe ich noch, aber weil ich Dich auch liebe, muß ich Dich auch ſchützen, denn Dir drohen große Gefahren."

„Du biſt der Sohn des Generals Zabretzky und der Liebling des Fürſten, wie man mir ſagt, ich wünſche Dein Freund zu ſein."

„Mein Freund! der kannſt Du nicht ſein. Ich wandle auf der großen Wüſte allein, da rollen die

Sterne nur um mich, und die Menſchenwelt weht mich nur an, weil ein kleiner Theil von mir ihr angehört."

„Ich begreife Deine Reden nicht," ſagte Franz immer mehr erſtaunt, „biſt Du kein Menſch, der da lebet?"

„Ich bin's, das fühle ich ſeit einiger Zeit. Sonſt wußte ich es nicht und lebte unbewußt in der Natur ſelbſt, wie ein Kind im Leibe der Mutter. Und alle ihre Geheimniſſe waren vor mir aufgethan, es war ein ſchmerzlich ſüßes Traumleben, im zaubervollen Zwielichte, ich wußte Alles und that nichts, denn meine Kräfte waren gebunden. Ich war ein Kind und ſpielte mit den Sternen, und ſie leuchteten mir das in die Seele hinein, was Niemand von ihnen erfuhr; ich verſtand das Rauſchen der Bäume, das Rieſeln der Quelle, den Geſang der Vögel, ich konnte mit allen Thieren reden und ſie liebten mich alle. Da ſah ich ſie zuerſt, die Höchſte, Herrlichſte der Menſchenwelt, es durchbebten mich alle Schauer der Natur, ich erwachte wie aus ſchweren Träumen, wie Sonnenblick fiel's in meine Nacht, ich wurde meiner auf Augenblicke bewußt, und in dieſen Augenblicken fühlte ich mich aus dem Schooße der Natur herausgeriſſen. Aber auf Tage und Wochen fiel ich wieder in die alten Träume zurück, doch war ſie immer im Hintergrunde derſelben, ich empfand nur, was ſie anging, ich lebte nur für ſie. Doch heute, als ich Dich ſah, wurde mein inneres Auge auch Deinem Geſchicke geöffnet, und die ängſtigende

Gewißheit erfaßte mich, daß Detkal Dir nach dem Leben ſtrebe.“

„Wunderbares Weſen!“ ſagte Franz Dobal tief ergriffen, „nun weiß ich, daß Du einer der Seher biſt, die aus dem Gebirge kommen, wie mir die Ungern in Italien erzählt haben. Dein Antheil an mir rührt mich in der Seele, ich fühle mich zu Dir hingezogen, und ſo vergönne, daß ich mein Herz vor Dir ausſchütte!“ Er theilte hierauf dem aufmerkſamen Wuk ſeine Lebensſchickſale mit und ſchilderte ihm ſeine heiße Liebe zu Sophie.

„Nun ſage mir,“ ſchloß er die lange Rede, „lebt Sophie noch? Wo iſt ſie? werde ich ſie wiederſehen und einſt die Meine nennen können?“

Wuk ſchwieg lange, ſein Geſicht hatte ſich mit düſterem Ernſte überzogen, unbeweglich ſtarrten ſeine weit geöffneten Augen in die Dunkelheit des Himmels, die Nacht umwehte die Beiden mit ihrem heiligen Athem. Weit hatten ſie ſich von dem Lager entfernt und nur einzelne ferne Töne, ſchwebten durch die Nachtluft zu ihnen herüber. Das Menſchenleben war verklungen und nur das Leben der Natur umwaltete ſie heimlich. Franzens Blicke ſuchten unwillkürlich auch in den Sternen. Da ſah er, wie düſtre Wolken heranzogen und ſich thürmten und ſchwärzer wurden; zwei Sterne waren allein noch ſichtbar. Wuk deutete ſtumm auf ſie hin, in dem Augenblicke wurde der eine von der Wolkenmaſſe verſchlungen, des andern wirrer Schein zitterte noch einige Zeit durch Nebel und Gewölk, bis auch er verſchwand.

Nacht umhüllte mit undurchdringlichem Schleier den ganzen Himmel, hinter den Bergen aber tauchte jetzt die Hälfte des Mondes blutigroth herauf; der Wiederſchein deſſelben glänzte in Wuks Geſicht, der eben auch nach ihm hindeutete. Der ernſte Jüngling glich einem Geiſte; Franz ſchauderte zuſammen und ſagte dumpf: „Ich verſtehe!“ Schweigend gingen Beide nach dem Lager zurück, dort fanden ſie Bertſeni an Franziska's Seite und die übrige Mannſchaft berauſcht. Karoli hatte ſich entfernt. Die Dame rief Dobai zu ſich und ſagte ihm Lobpreiſungen über ſeine Tapferkeit, dabei warf ſie dem ſchönen Jüngling einige vielſagende Blicke zu, die er nicht verſtehen konnte und wollte. Alle ſuchten bald die Ruhe. In einer der folgenden Nächte ſchlug ſich die in Alt-Sohl eingeſchloſſene Mannſchaft glücklich durch; ehe die Kuruzzen alle zuſammen waren, erreichten jene faſt das Fatragebirge, welches zwiſchen der ſoler und thuroczer Geſpanſchaft ſich hinzieht. Bertſeni und Karoli rückten dem weichenden Feinde auf dem Fuße nach, Schlick floh mit ſeinen Oeſtreichern nur noch eiliger aus dem Thale der Neitra, immer weſtlich über die Karpathenkette, Leszked, in das große Thal der Vag und ſtellte ſich bei Trentzin. Karoli rückte nach, Bertſeni eroberte die Bergſtädte wieder, Otskai nahm Leva und alles Land bis an die Donau wieder ein, überall wurden Beſatzungen zurückgelaſſen, dann vereinigten ſich die Feldherren wieder und zogen an die Vag. Der erbärmliche Schlick ſtand ihnen in keinem Treffen, er floh unaufhaltſam landeinwärts an

der Wag herunter, über Leopoldſtadt und Tirnau nach Preßburg, Karoli ſetzte ihm nach, konnte ihn aber nicht erreichen. Er nahm jedoch alle Städte weg und in kurzer Zeit war Ungern bis auf den Theil jenſeit der Donau und das Gebiet von Preßburg den Kuruzzen wieder unterworfen. Hätte ſich Ragotzi jetzt zum König von Ungern ausrufen laſſen, er würde ſich behauptet haben.

Der letzte Tag des Jahres 1703 neigte ſich. Der junge Fürſt ſchritt ernſt und ſinnend durch das Lager vor Tokai und forderte die Parole, dann kehrte er allein in die ärmliche Hütte zurück, die er ſich zu ſeinem Aufenthalte hatte einrichten laſſen. Ihr hinterer Theil lehnte an einem Hügel, der letzten Erhöhung des Matragebirges, welches ſich zwiſchen dem Hernag und dem Botrog von dem obern Karpathenſtamme auf die Theiß herabſenkt. Vor des Fürſten Blicken ſchlängelte ſich die Theiß und über dem Fluſſe drüben breitete ſich fern hin die weite Ebene aus. Der Mond leuchtete in die abgeſtorbene Natur, die nicht einmal mit einer friſchen Schneehülle bedeckt war. Nirgends fand das Auge eine Befriedigung, Himmel und Erde ſchienen dem ſpähenden Blick zu entfliehen, Alles war öde, und das Herz auf ſich ſelber gewieſen. Ragotzi hatte befohlen, daß man ihn allein laſſe. So zog denn über ſein Haupt mit der Stunde der Mitternacht das letzte

Wehen des fliehenden Jahres hin und sein Scheidekuß rieselte ihm durch Mark und Bein. „Hinab stieg in die Todtengruft der Zeit das merkwürdigste Jahr meines Lebens," sagte er ernst vor sich hin. „Kaum dem Kerker in Neustadt und dem Tode des Verbrechers entronnen, brachte ich als ein Flüchtiger die erste Stunde dieses Jahres in einer elenden Hütte in Polen mit Wertseni zu, hatte kein Besitzthum, als das nackte Leben und war stets in Gefahr, verrathen zu werden und dasselbe zu verlieren. Da ließ ich mir nicht träumen, daß ich heute, am Schlusse des Jahres Herr des ganzen Königreichs sein würde, welches ich mit warmem Herzen mein Vaterland nenne; daß ich erst durch meine Feinde von dem Boden vertrieben, der mich geboren, sie nun alle wieder vertrieben haben würde; daß ein ganzes hochherziges Volk mich seinen Rächer, seinen Befreier und Beschützer nennen würde. Solch' Unglaubliches ist im Laufe weniger Monate geschehen; Franz Ragozi, du stehst auf der Höhe, wohin du dich nie geträumt und dir schwindelt. Ich dürfte in einer Stunde mit Beginn des neuen Jahres meine Boten aussenden, sie flögen nach allen Gegenden des Ungernlandes, und in wenig Tagen jubelte das Volk mir, dem Sprößling des uralten Magyarengeschlechts, den Königsnamen zu, baute mir mit den Schwertern, die die Oestreicher vertrieben, den neuen Thron. Und würde mich etwa die richtende Nachwelt darum verdammen oder tadeln? Wer gab dem habsburger Stamme das Recht, Ungern sein Erbland zu nennen?

Seit Jahrhunderten hat dies freie Land ſeine Könige ſelbſt gewählt; und haben ſich die Oeſtreicher nicht durch die ſchändlichſte Tyrannei, durch Mord, Raub und Brand der ungriſchen Krone verluſtig gemacht? Haben ſie nicht Tauſende von unſchuldigen Bürgern gemordet? Waren nicht meine nächſten Verwandten ſtets die erſten Opfer der blutigen Gewalt? So weit die Karpathen ihre Arme ausbreiten, ſo weit die Donau die Gebirgsſtröme aufnimmt und ungriſches Land benetzt, iſt jetzt der Boden frei und erkennt mich als ſeinen Herrn."

Sinnend ſchritt er durch die kleine Stube; in ſeiner Bruſt arbeitete es wunderbar, ſie hob ſich höher und höher, denn in düſtern Bildern zog ſein Leben an ihm vorüber. In ungewiſſen Zügen ſein unglücklicher Großvater Peter Zrini, der in demſelben Gefängniſſe geblutet, wo auch er dem Tode entgegen geſehen. Beſtimmter ſchwebte ihm ſein edler Stiefvater Emmerich Tököli vor und ſein ganzes Knabenalter belebte ſich wieder in ſeiner Seele. Jener ſchöne Mann war es ja, der ihm die herrlichſten Lehren gegeben und ſein erwachendes Gefühl nur auf das Edle und Große hingelenkt hatte. Wie gräßlich war er an der Klippe des Geſchicks geſcheitert! Wie rief ſein Unglück alle Schmerzernsſtimmen in Ragotzi's Buſen wach! Aber vor Allem mahnte ihn dieſe feierliche Stunde an ſeine erhabene Mutter Helena Zrini, die Herrlichſte und Unglücklichſte ihres Geſchlechts. Wie Seufzer ihres ſtummen Schmerzes wehte es ihn an, es umſäuſelte ihn wie ihre liebe-

volle Stimme, ja es war ihm, als müſſe ſie in dem Augenblicke hineintreten und ihn umarmen. Vor mehreren Jahren hatte er vernommen, daß ſie ſich in irgend einem Kloſter Galiziens aufhalte, aber nichts Näheres über ſie erfahren können. Mit ihrem Bilde vermiſchte ſich unmerkbar das ſeiner Gemahlin. Mit all' ihrem Liebreiz, den die geſchäftige Phantaſie noch mehr erhöhte und ſchmückte, ſchien ihm die Holde zuzulächeln, ſeine Kinder die Arme nach ihm auszuſtrecken, und er mochte ſchier in Wehmuth zerfließen. Doch plötzlich durchzuckte ihn ein anderer Gedanke und hemmte die Thräne, die über ſeine Wangen zu rinnen begann. Er ſah Ungerns Krone über Amalia's Haupte ſchweben. „Ja, das herrliche Weib iſt einer Königskrone werth!“ rief er begeiſtert aus; „ich will die ſtrahlende auf ihr Haupt ſetzen, ich will um ihre Schultern den faltigen Purpur werfen, ich will ſie erheben, über Alle ihres Geſchlechts, wie ihr gebührt. Du entheiligte Krone des heiligen Stephan, ich will die Schande, womit die Habsburger dich befleckt, von dir abwiſchen, ich will dich auf ein würdiges Haupt ſetzen, du ſollſt wieder auf dem Haupte eines gebornen Ungern prangen und wahrlich, ich will kein ſchlechterer König ſein, als Mathias der Rabenkönig, deſſen Ruhm durch alle Zeiten leuchtet. Aber wie?“ fuhr er nachdenkend fort, „hat Ungern nicht dem habsburger Stamm das Königsrecht zugeſchworen? Erbt Stephans Krone nicht auf ihren Häuptern rechtlich fort? Hat es nicht Gott gefallen, Leopold zu unſerm Herrn und König zu machen? Des

Königs Haupt iſt ein heiliges Haupt; wehe der frechen Hand, die ihm die Krone ſtiehlt! — Ich ein Kronendieb! — Nimmermehr! — Was wollte ich armer Wurm mich denn zum Rächer ihrer Schandthaten aufwerfen? Ich wollte es wagen, dem Gerichte Gottes vorzugreifen? Ich wollte ſelbſt die vergeltende Vorſehung ſpielen? Es lebt ein ewiger Rächer und Richter, der wird ihnen ihre Strafe zuwägen, wenn's Zeit iſt. Habe ich denn ſo ganz vergeſſen, was ich wollte? Ungern wollt' ich frei machen, und dann ſeinem rechten König zurufen: herrſche milder über dein treues Volk, verbanne deine Schmeichler, die es haſſen, ſtrafe deine Knechte, die es zertreten! Ja das wollt' ich und das will ich noch! Fahre hin, eitler, lockender Traum von irdiſcher Größe! Kein Teufel ſoll mich wieder verſuchen, ich bleibe Ungern und meinem König treu!" Und nach ſo glorreich überſtandenem Kampfe, nach ſolch herrlichem Sieg über ſich ſelbſt ſank der edle Mann auf ſeine Knie, hob die gefalteten Hände und den reinen Blick in die Höhe und betete. Es war ein heißes Dankgebet für Gottes Beiſtand und Gnade, es war eine inbrünſtige Bitte, daß ihn der Himmel ferner auf dem Pfade des Rechts und der Tugend erhalten möge. Ruhig und auf ſein beſchwichtigtes Herz Segen ſchüttend, zogen die Stunden des neuen Jahres herauf. Er erhob ſich geſtärkt und rief: „So ſei es! Wenn uns Leopold begnadigt, wenn Denk- und Glaubensfreiheit in Ungern gelten, wenn unmenſchliche Steuern das Volk nicht mehr drücken, dann will ich mich zurückziehen in meine

Verborgenheit und wie der Geringſten einer im Schooße des häuslichen Glücks gern den Glanz vergeſſen, der mir einſt von der Höhe des Thrones winkte.“ Auf ſeinem Lager küßten ihn bald die Engel der Ruhe und des Schlummers; denn ſie lieben die Reinen und Edlen.

Am andern Morgen trat Betzeiki in das Schlafgemach des Fürſten und meldete, daß am vergangenen Abend in der Späte noch eine Dame zu Pferde mit weniger Begleitung angekommen ſei, da aber der Fürſt verboten, ihn zu ſtören, ſo habe man ſie, ihrer Bitten ungeachtet, ihm nicht gemeldet, zumal da ſie durchaus nicht ihren Namen genannt. Sie habe aber wiederholt gebeten, ſie ſo früh als möglich zu dem Fürſten zu bringen. Nageki befahl ſein Zimmer zum Empfange einer Dame zu ordnen und die Fremde dann hereinzuführen. Mit einer gewiſſen Bangigkeit kleidete er ſich an und ſchritt dann nachdenkend auf und ab. Seine Gedanken waren die Fortſetzung des merkwürdigen Selbſtgeſprächs dieſer Nacht; von Minute zu Minute wurde er unruhiger und ſein Herz ſchlug hörbar als er den nahenden Fußtritt der angekündigten Dame vernahm. Die Thür öffnete ſich und Betzeiki führte eine hohe, weibliche Geſtalt herein, die in ein Nonnengewand gekleidet und in einen dichten Schleier gehüllt war. Die Ausbildung ihrer Formen war ihrer Größe angemeſſen, ihre Haltung und Bewegung war majeſtätiſch zu nennen. Mit abgemeſſenen Schritten ging ſie auf den jungen Fürſten zu, und eben im Begriff, ihn anzureden, bedeutete ſie mit der

Hand Berzevitzi, daß er ſich entfernen möchte. Des Fürſten Augen beſtätigten dieſen Befehl und er ging. Die Fremde trat nah an Ragotzi heran, und hob dann ſchnell ihren Schleier. Eins der edelſten Frauengeſichter, in welchem zwar der zarte Anhauch der Jugend verwiſcht war, wo aber ein Paar große, ſchwarze Augen von der dauernden Jugend des Geiſtes ſprachen, wurde ſichtbar. Ihre Arme breiteten ſich in demſelben Augenblicke aus und Ragotzi ſank, mit dem freudigen Ausruf: „Meine Mutter!“ an ihre Bruſt.

„Mein einziger Sohn! Du Kind meiner Schmerzen und Hoffnungen!“ rief ſie mit einer etwas tiefen, aber wohlklingenden Stimme, und preßte ihn an ſich. Eine ſtille Minute folgte, in der das überſchwengliche Gefühl jedes Wort zurückdrängte. Erſt nachdem Beide ſich geſammelt hatten, wurde ihnen gegenſeitige Mittheilung möglich. „Der Ruhm Deiner Waffenthaten,“ ſprach ſie, „hat mich aus meiner Verborgenheit hervorgezogen, die nie zu verlaſſen mein feſter Vorſatz war. Nie hätte ich geglaubt, daß mich das Leben noch einmal in ſeinen Strudel ziehen würde, daß mein Vaterland, weil es mich aus ſeinem mütterlichen Schooße verſtieß, noch einmal heiſchen würde, meinen geächteten Fuß auf ſeinen blutigen Boden zu ſetzen.“

„Und Du kommſt mir wie ein Engel geſandt,“ ſagte der Fürſt mit wehmüthiger Freude, „um mich zu ſtärken auf der ſchweren Bahn, die ich mir erwählt. Ach! ich habe mir Deine Züge in die Seele gegraben, ſo viele Jahre es auch ſind, daß mein Auge Dich

nicht geſehen. Kein Tag meines Lebens iſt vergangen, wo ich Deiner nicht mit dankbarem, liebendem Herzen gedacht."

„Ja es ſind vierzehn Jahre," entgegnete ſie, „als Dein unwürdiger Tutor, jener ſchändliche Cardinal Kolenits, deſſen Name auf Erden und im Himmel verflucht iſt, Dich, den muntern, geiſtbegabten Knaben, in Wien aus meinen Armen riß, des Mutterjammers lachend, und Dich den Jeſuiten zur Erziehung übergab. Damals verzweifelte ich an Dir und Deinem Schickſale, aber der Löwe bleibt ein Löwe, und die Liſt ſeiner Wärter vermag ihm nicht zum ſchlauen Fuchſe umzuwandeln. Der Geiſt Deiner Väter waltet in Dir, mein Blut fließt in Deinen Adern. Kolonits Niederträchtigkeit vertrieb mich aus Wien und Ungern; ich wußte nicht, wohin die Türken meinen unglücklichen Gemahl, den geliebten Tököli, hingebracht hatten, Du und Deine Schweſter wart mir entriſſen, ich durfte Euch nicht ſehen, nicht ſprechen, und ſo waren alle Bande zerriſſen, die mich an das Leben feſſelten. Erſt im Urſelinerkloſter in Wien, dann daraus verſtoßen, lebte ich in einem einſamen Kloſter Galliziens Tage und Jahre meines ſtillen Schmerzes. Dort erfuhr ich, daß Deine Schweſter Juliane von einem Grafen Aſpermont, einem elenden Knechte der Oeſtreicher, entführt worden ſei und ihn geheirathet habe; Dich hielt ich für einen echten Zögling jeſuitiſcher Gleißnerei und ich wollte keins von meinen Kindern wiederſehen. Aber wie überraſchend wurde ich von dieſem Wahne befreit,

als der Ruf Deines Aufſtandes gegen Oeſtreich in meine ſtille Zelle drang! Je Herrlicheres ich von Dir vernahm, je größer wurde meine Sehnſucht, Dich wieder an mein mütterliches Herz zu ſchließen, um Dir meine Liebe, deren Du Dich ſo würdig gezeigt haſt, an den Tag zu legen. Ich beſiegte alle Schwierigkeiten, um Dir ein Beiſtand in Deinem ſchweren Beginnen zu ſein."

„Du wirſt es! Du ſollſt es! Dein mütterliches Wort wird Segen über mich bringen."

„Aber auch warnen will ich Dich vor den Klippen, an denen Du ſcheitern müßteſt, wenn Deine Unerfahrenheit ſie nicht vermiede. Zu jung mußteſt Du Tököli's Lehren ſchon entbehren, und konnteſt von mir nicht erfahren, wie Deine Väter handelten, die auf demſelben Wege gingen, den auch Du ſchon mit ſo großem Ruhme betreten haſt. Franz, Du wähliteſt Dir ein ſehr gefährliches Loos! Aber, was Du auch beginnen magſt, laß Dich nie verleiten, Deine Hand nach der Krone Ungerns auszuſtrecken!"

„Nimmermehr, Mutter!" rief der junge Fürſt im edlen Unwillen, „nur Ungerns Befreiung von unmenſchlichem Drucke iſt mein Ziel; habe ich dies erreicht, dann ſollen meine Waffen ruhen und ich will nichts ſein, als ein ungriſcher Magnat."

„Zeit und Umſtände können Deine Geſinnungen ändern, das Volk könnte Dich dankbar für Deine Verdienſte zu ſeinem König ausrufen und Du könnteſt ſo ſchwach ſein, ihm nicht zu widerſprechen. Aber höre

mich an, Franz, ein alter Fluch ruht auf Deinem Geſchlechte, daß Jeder von ihm ſchmählich untergehe, der ſich die ungriſche Königskrone aufs Haupt ſetzen will. Georg Ragotzi I., ein Waffenzögling des großen ſiebenbürgiſchen Fürſten Bethlen Gabor, und nächſt dieſem der eifrigſte Vertheidiger des Proteſtantismus, wurde in ſeiner Jugend von einer ſchönen Ungerin, Namens Maria, geliebt, er aber heuchelte ihr nur Liebe, oder ſie erkaltete ſpäter. Sonderbarer Weiſe liebte Deines Urgroßvaters Waffenbruder, der nachher ſo berühmte Feldherr Kemeni, dies edle ungriſche Mädchen ebenfalls; ſie aber wollte nur Ragotzi beſitzen, denn er war ein ſchöner, einnehmender Mann, Kemeni hingegen unanſehnlich von Geſtalt; aber dieſer beſaß einen größern Geiſt als Ragotzi, wie ſpätere Zeiten bewieſen; denn was wären Georg Ragotzi's und ſeines Sohnes Kriege geweſen, ohne Kemeni's Einſicht, Muth und Tapferkeit! Ragotzi ſtieß Marien zurück und ſie verſchwand aus ihrem Hauſe, Niemand wußte, wohin ſie gekommen war; er heirathete Suſanna Lorantfi, eine reiche Erbin, und wohnte mit ihr auf dem Schloſſe Tokai, was hier vor uns liegt. Als nun Suſanna ihren erſten Sohn, Georg, Deinen Großvater, geboren hatte, trat eines Abends ein verhülltes Weib an ihr Bett; von Niemand bemerkt, hatte ſie ſich in das Schloß geſchlichen, da Ragotzi eben abweſend war. Statt das neugeborne Kind zu ſegnen, verkündete ſie ihm, wie im prophetiſchen Wahnſinn, ſein künftiges, unglückliches Loos, „Dein Gatte," ſprach ſie, „wird noch eine Fürſtenkron

auf ſeinem Haupte tragen und auch dieſen ſeinen Sohn und ſeine Enkel wird ſie zieren. Wem von ihnen aber nach Ungerns Königskrone gelüſtet, den wird der Tod in der Blüthe ſeiner Jahre dahin raffen. Deinen Gemahl und dies Kind trifft dieſes Schickſal; ſie werden verderben durch ihre eigene Vergrößerungsſucht. Aber noch ein größeres Unglück wird Ragotzi's Stamm treffen. Dein Gemahl iſt der eifrigſte Proteſtant, einer ſeiner Nachkommen wird ſeinen Glauben abſchwören, und er und ſeine Kinder werden wieder päpſtiſch ſein. Und deßhalb muß der Stamm verlöſchen, weil ſolch' ſchwere Sünde ihn drückt." Als Suſanna Lorantfi dieſe gräßlichen Worte vernahm; verfluchte ſie den ihrer Nachkommen, der ſeinen Glauben verlaſſen würde, denn ſie war eine gute Proteſtantin. Das fremde Weib brach über dieſen Fluch in ein lautes Hohngelächter aus und geberdete ſich wie eine Verrückte. Die herbeieilenden Diener mußten ſie halten, und erkannten in ihr die von Ragotzi verſtoßene Maria. Sie hatte wirklich den Verſtand verloren. In lichten Augenblicken erfuhr man von ihr, daß ſie in das Gebirge geflohen war, und dort Jahre lang aufs kümmerlichſte gelebt hatte. Aber der Geiſt der Weiſſagung war in der Einſamkeit über ſie gekommen und mit anderen Seherinnen des Gebirges vereint, hatte ſie denſelben zur höchſten Kraft, ja zum Wahnſinne ausgebildet. Maria ſtarb bald darauf auf der tokaier Burg. Georg Ragotzi hatte den Schmerz, ſie vom Wahnſinn aufreiben zu ſehen. Er würde verzweifelt ſein, hätte er die

unglückſchwangere Prophezeiung gewußt, aber Suſanna hatte ihm Alles weislich verſchwiegen. Acht Jahre darauf, 1630, wurde er zum Fürſten von Siebenbürgen gewählt und focht bald als Beſchützer der Proteſtanten gegen Oeſtreich; ja er ließ ſich beikommen, nach der Krone Ungerns zu ſtreben und war 1644 wirklich Fürſt von Ungern. Sein Plan mißglückte, aber ſeine Vergrößerungsſucht wurde dadurch nicht geheilt. Vier Jahre darauf ſtrebte er nach der Krone Polens und ſtarb plötzlich, erſt 55 Jahre alt. Auf ſeinem Todtenbette erfuhr er, daß Bethlen Gabors Wittwe zur katholiſchen Religion übergegangen ſei. Zehn Jahre lang hatte man ihm dies verſchwiegen, weil man ſeine ungezähmte Rache gegen Convertiten kannte. Jetzt ſagte es ihm einer ſeiner Diener, ein heimlicher Jeſuit, der ſich bei ihm eingeſchlichen, um auch ihn in günſtiger Stunde zu bekehren. Die ſchwere Krankheit ſchien dazu die beſte Gelegenheit zu bieten, aber die blutige Sonne ſeines Zornes flammte noch einmal mit vollſter Kraft in des Fürſten Antlitz hervor, ehe ſie verlöſchte. Der getäuſchte Jeſuit mußte flüchten und Ragozi ſprach in grauſer Vorſchau ebenfalls einen Fluch über denjenigen ſeiner Nachkommen aus, der wieder zum Katholicismus übergehen würde. Nach dem Fluche ſtarb er. Sein Sohn Georg, Dein Großvater, ebenfalls Fürſt von Siebenbürgen unter türkiſchem Schutz, war ein wilder, kühner Mann, voll unmäßiger Vergrößerungsſucht und tollem Streben nach Königskronen; denn er wollte König von Polen und König von Ungern ſein.

In einer fürchterlichen Schlacht gegen die Türken, die ihn als ſiebenbürgiſchen Fürſten abgeſetzt hatten, wurde er tödtlich verwundet und ſtarb wenige Tage darauf, erſt 39 Jahre alt. Seine Wittwe, Sophia Bathori, jenes Weib, was mir ſo viel Kummer bereitet hat, ging mit ihrem Sohne, Franz Ragotzi, und mehreren andern ungriſchen Großen zur katholiſchen Kirche über. Auch das Geſchlecht der Zrini, ſonſt ſo gut proteſtantiſch, war, wie Sophia, von Jeſuiten verblendet, zum Katholicismus übergegangen. Mein Vater, der unglückliche Peter Zrini, war ein Freund von Sophia Bathori. Dieſer kurzſichtige, ehrgeizige Mann wollte den jungen, reichen Franz Ragotzi an ſein Haus und ſeine hochfliegenden Plane feſſeln, er wußte ja nichts von dem doppelten Fluche, der auf Deinem Vater lag. Ich ſchwaches Lamm wurde zum Opfer auserſehen, und als ein ſechzehnjähriges Mädchen gegen alle mein Bitten und Flehen gezwungen, Franz Ragotzi zu heirathen. Ach ich liebte ihn nicht, er liebte mich nicht. Eine andere Liebe hatte mein Herz ſchon eingenommen, es hatte keinen Raum mehr für meinen Gemahl und nichts als ſchweres Unglück iſt aus dieſem ſchlimmen Wechſelverhältniß entſprungen."

„Arme vom Schickſal verfolgte Mutter!" rief hier der junge Fürſt bewegt aus. Sie aber fuhr ernſt fort: „Vernimm Alles, mein Sohn! Vernimm auch, wie ich mein ſpäteres Leiden verdient habe. Kurz vorher, ehe Ungerns großer Waffenheld, Niklas Zrini, mein Oheim, auf der Jagd von einem Eber getödtet wurde,

beſuchte er uns; denn mein Vater war lange der Gefährte ſeines Ruhms geweſen. Er brachte einen einnehmenden jungen Mann mit auf unſer Schloß, einen ungriſchen Edelmann und neuen Zögling in des großen Feldherrn Waffenſchule. Mein unerfahrnes Herz ſehnte ſich nach Mittheilung an ein gleichgeſtimmtes Herz. Zabrezky's ſtilles, ſinniges Weſen ſprach mich an, ſeine ernſten Lebensbetrachtungen, die Fülle ſeines Geiſtes entzückte mich und ehe ich es ſelbſt wußte, liebte ich ihn mit der glühendſten Leidenſchaft; es war meine erſte und heiligſte Liebe! Als ſich unſere Herzen gefunden hatten, folgte bald das erklärende Wort und wir gelobten uns Liebe und Treue. Schnell verflogen einige Wochen, die ſchönſten Sonnentage meiner Jugend. Mein Glück erhöhte eine Freundin, der ich mich mittheilen, in deren Buſen ich meine Wonne gießen konnte; denn nur durch Mittheilung wird der Genuß vermehrt und das Leiden vermindert. Johanna Botskai, eine nahe Verwandte von mir und oft Monate lang auf unſerm Schloſſe, nahm ſchweſterlich an meinem Glücke Antheil. Zabrezky zog wieder in den Türkenkrieg, meine Thränen und Segenswünſche begleiteten ihn. Ach, ich habe ihn nie wieder geſehen! Bald darauf mußte ich mit meinem Vater, der von unſerem Einverſtändniſſe nichts ahnete, hierher reiſen auf die tokaier Burg, wo Sophia Bathori mit ihrem Sohne, Franz Ragozi, wohnte. Meine Freundin, Johanna, begleitete uns, denn wir waren ſchier unzertrennlich. Die alte Fürſtin nahm uns mit der größten Freude auf, und veranſtal-

tete prächtige Feſte. Der junge Ragotzi, Dein Vater, zeigte für meine Freundin Johanna große Aufmerkſamkeit und ſchon am andern Tage unſeres Aufenthaltes in Tokai geſtand ſie mir, daß ihr der junge Mann nicht gleichgültig ſei; ich wurde nun die Vertraute ihrer Herzensangelegenheiten, wie ſie die der meinigen geweſen war. Schon nach einigen Tagen wußte ich, daß er ihr leidenſchaftlich ſeine Liebe erklärt habe. Ihr Glück dauerte nicht ſo lange, als das meine, denn bald darauf erklärte mir mein Vater, daß ich die Braut des jungen Ragotzi ſei. Wie vom Blitz gerührt vermochte ich ihm anfangs nichts darauf zu erwiedern, endlich aber gab mir die Verzweiflung Muth und ich geſtand ihm, daß ich mein Herz bereits Zabretzky geſchenkt, und daß Franz Ragotzi Johannen liebe. Dies Geſtändniß beſchleunigte nur mein Unglück. Mein Vater ſuchte mir begreiflich zu machen, daß ich meine Neigung, die ohnedies etwas ſehr Vergängliches ſei, der Vergrößerung und Verherrlichung ſeines Hauſes aufopfern müſſe, dies ſei ich ihm, meinen Geſchwiſtern und mir ſelbſt ſchuldig. Alle meine Bitten und Vorſtellungen halfen nichts; er erklärte meine zweite Schweſter Martha ſei ſchon an den Sohn des judex curiae Nadasdi verlobt, und meine dritte noch kleinere Schweſter Eliſabeth werde in einigen Jahren ebenfalls einen der erſten ungriſchen Magnaten heirathen. Bei ſeinem Zorne befahl er mir ſtreng, nichts wieder dagegen zu ſagen und mich zu fügen. Am andern Morgen war Johanna Betskai verſchwunden, mein Vater hatte ſie

in der Nacht noch heimlich aus dem Schloſſe bringen laſſen. Franz Ragotzi hatte weder Kraft noch Muth, dem Willen ſeiner herriſchen, mit einem männlichen Charakter begabten Mutter zu widerſprechen. Er war und blieb ſein Leben lang ein Spielzeug in ihren und der Jeſuiten Händen. Von ihren wilden Drohungen eingeſchüchtert, gab er ſein Jawort zu einer Verbindung mit mir. Unter meinen Thränenſtrömen verlobten wir uns und ich blieb eine Thränenbraut. Zu Anfang des folgenden Jahres wurde ich zu Patak mit ihm getraut, meine Schweſter Martha zugleich mit Radasdi; ſie war glücklich, ich erlag faſt der Schwere meines Kummers, und die ungeheure Pracht unſerer Hochzeit, auf der der Palatin und die vornehmſten ungriſchen Magnaten verſammelt waren, erhöhte nur noch die Größe meines Schmerzes. Als Ragotzi's Gemahlin führte ich ein trübes, einſames Leben; nur zu bald bemerkte ich, daß ihn Johanna mit meiner Liebe bekannt gemacht habe; denn er zeigte Mißtrauen gegen meine Treue. Dies hätte mit Recht mir Argwohn gegen ihn einflößen können, aber mein Herz dachte nicht daran. Endlich hinterbrachte mir meine Kammerfrau, daß mein Gemahl heimliche Zuſammenkünfte mit Johanna Botskai auf dem ſaroſer Schloß habe. Noch immer glaubte ich nicht daran, obgleich er wochenlang abweſend war. Als Grund ſeiner Reiſen nannte er mir Geſchäfte mit meinem Vater, und wirklich bildeten Beide in jener Zeit die unglücklichen Plane, die Kronen Ungerns und Siebenbürgens an ſich zu reißen. Inzwiſchen hatte ich

meiner Kammerfrau Auftrag gegeben, nähere Nachrichten über Ragotzi's heimliches Treiben einzuziehen, dies war ihr leicht; denn ſie hatte einen Liebeshandel mit ſeinem Reitknappen, und auf dieſem Wege erfuhr ich, daß Johanna von meinem Gemahl Mutter geworden ſei und ſich in Saros aufhalte. Wuth und Rachgier erwachten in mir und machten mich zur Furie; ich war um das Glück der Liebe ſchändlich betrogen worden, ich gönnte ihr das ihrige nicht. Mit ſchnellen Pferden eilte ich nach Saros, ich wußte Johanna's Aufenthalt und glaubte meinen Gemahl bei ihr zu finden, aber ich fand ihn nicht. Ihren Säugling im Arm, ein Töchterchen, dem ſie den Namen Clara gegeben hatte, wie ich ſpäter erfuhr, ſaß die Unglückliche einſam auf ihrem Zimmer. Als ich hereinſtürzte, ſank ſie in Ohnmacht; ich rüttelte ſie auf, ſchlug ſie mit Fäuſten, trat ſie mit Füßen, ſpie ihr ins Angeſicht und that ihr jede Schmach an, die meine Wuth mir eingab. Geduldig trug ſie Alles und erwiederte nichts auf meine Unmenſchlichkeit. Dadurch nicht beſänftigt, vielmehr noch ſtärker aufgereizt, befahl ich ihr, mit ihrem Kinde ſogleich aus meinen Augen zu gehen, und Saros zu verlaſſen. Ohne Widerrede und nur mit leiſem Schluchzen nahm ſie den wimmernden Säugling und wanderte ohne Habe, ohne Nahrungsmittel dem höheren Gebirge zu. Schnell kühlte ſich meine Rachegluth ab, die alte Liebe zu Johannen erwachte wieder in mir, mein Mitleid wurde rege, ich machte mir erſt leiſe, dann laute Vorwürfe über meine Hartherzigkeit

und gestand mir, daß ich wohl gegen Zabrehky eben so schwach hätte sein können. Schon nach einer Stunde, die mein innerer Kampf ausgefüllt hatte, sandte ich Johannen Boten nach, mit dem Befehle, sie auf das Schloß zurückzubringen; aber ohne sie kamen sie wieder, die Unglückliche war verschwunden und ich reiste mit den Qualen der Reue nach Patak zurück. In den zipser Bergen war einige Zeit darauf ein todtes Weib gefunden worden, das Niemand gekannt hatte, ich vermuthete, daß es Johanna sei, und alle Martern der Hölle erwachten in mir, als meine Kammerfrau mir diese Nachricht überbrachte. Mein Gemahl erwähnte Johannen und ihres Schicksals mit keiner Sylbe bei mir, aber er wurde verschlossener, finsterer und menschenfeindlicher, und ich erfreute mich nicht des geringsten Beweises seiner Anhänglichkeit an mich. Sophia Bathori, seine Mutter, war eine Tyrannin gegen mich und jeden ihrer Umgebung; Ragotzi schien mich nur meines Vaters wegen zu dulden und meine eigenen Vorwürfe peinigten mich unaufhörlich. Dazu kam, daß die Verschwörung meines Vaters entdeckt wurde und sein Haupt durch das Beil fiel; ich glaubte diese Schrecken nicht zu überleben. Sophia Bathori rettete ihren Sohn durch die Jesuiten, ihre Freunde, und bezahlte eine ungeheure Geldsumme für seinen Kopf. Erst nachdem wir alle jene Leiden gemeinschaftlich ertragen hatten, näherte er sich mir wieder und Deine Schwester Juliana war das erste Zeugniß seiner mir fremden Liebe. Doch ein geheimer Gram nagte an

meines Gemahls Leben; ob es das Gefühl ſeiner Schuld, ob es der Kummer um Johanna's und ihres Kindes Schickſal, ob es der Fluch ſeiner Großeltern war, ich weiß es nicht. Drei Jahre nach der Geburt Deiner Schweſter wurdeſt Du mir geſchenkt, aber ſechs Monate darauf lag Dein Vater auf dem Sterbebette. Da umlagerten ihn ſeine Mutter und Jeſuiten, aber als er den Tod nahen fühlte, verlangte er nach mir und meinen Kindern, und wünſchte, daß alle Andern ſich entfernen möchten; ſeine wiederholten Bitten wurden ungern erfüllt. Weinend trat ich zu dem Schwachen, der kaum mehr zu reden vermochte. Segnend legte er die Hände auf Euch Kinder und ſprach langſam und faſt unvernehmbar: „Ich habe noch eine Tochter, Du weißt es, ſei auch ihre Mutter, ſie lebt,“ da verſagte ihm die Stimme, Todesangſt ergriff ihn, er wollte ſchreiben, ſeine Hände vermochten es nicht mehr, ſein Auge brach, mir entfuhr ein Schrei des Entſetzens und die Andern kamen wieder herbei, um meinen Gemahl ſterben zu ſehen. Nun hatte ich gar Niemand mehr auf der Welt; meine Verwandte waren gemordet oder geflohen; von meiner berühmten Familie war ich allein noch übrig und von der böſen Sophia Bathori abhängig. Sie und die Jeſuiten tyranniſirten mich auf jegliche Art, und ich war nichts mehr als ihre Sklavin. Doch in dieſer Nacht meines Elends ging mir zum zweiten Mal der Stern der Liebe auf. Emmerich Tököli, der gefeierte Held und kühne Widerſtreber der öſtreichiſchen Blutgeſetze, kam zu uns;

wir ſahen und liebten uns. Wie hätte mein Herz dem ſchönſten und edelſten Manne Ungerns, deſſen Name von jedem wahren Patrioten mit Ehrfurcht genannt wurde, widerſtehen können? Es hatte ſich ja lange nach einem Manne geſehnt, nach einer feſten Stütze in dem Sturm des Lebens, der mich ſchon ſeit vielen Jahren umbrauſt und faſt hinabgeriſſen hatte in die Tiefe der Verzweifelung. Seit Zabretzky von mir geſchieden war, hatte ich allein geſtanden in der öden Wildniß, wo mich nur die Wuth des Parteienhaſſes umtobte. Tökôli warb um meine Hand, aber die alte Sophia Bathori wies ihn mit kaltem Hohne zurück; ich war ja in ihre Gewalt gegeben, ſie dem Hof und den Jeſuiten zugethan und Tökôli Beider Feind. Vergebens bemühte er ſich in den Friedensunterhandlungen mit dem wiener Hof, meinen Beſitz zu erlangen: die Mißgunſt der alten Frau hintertrieb alle ſeine Plane und mein Aufenthalt bei ihr wurde von Tag zu Tag gräßlicher. Noch vier lange Jahre mußte ich unter dem Drucke ſeufzen, und nur meine Kinder gewährten mir einige Erleichterung. Endlich ſtarb ſie und ich war frei; ein günſtiger Stern ſchien mir noch einmal aufzugehen, ich wurde Tökôli's glückliches Weib; er liebte mich mit der höchſten Begeiſterung ſeines großen Herzens und mein trübes Leben lag wie ein böſer Traum hinter mir, aber nur wenig Jahre konnte ich das Glück ſeiner Liebe genießen, ruhig genoß ich es nie. Bald ging ſeine Glücksſonne unter, die Türken, denen er ſich in die Arme geworfen, handelten ſo treu-

los an ihm, wie die Oeſtreicher. Er wurde geſchlagen und der Paſcha von Ofen ließ ihn gefangen nach Adrianopel führen. Ich habe den geliebten Mann nicht wieder geſehen, denn von Karaffa in der munkatſcher Burg belagert, mußte ich, aus dem Kreiſe der Weiblichkeit heraustretend, ſelbſt den Feldherrnſtab in die Hand nehmen, um die Burg zu vertheidigen. Ich that's zu unſer aller Ehre und behauptete ſie zwei volle Jahre gegen die Macht der Oeſtreicher, bis ich endlich durch Verrath gezwungen wurde, ſie zu übergeben. Im Triumph wurden wir nach Wien geführt, Du wurdeſt dem Cardinal Kolonits und den Jeſuiten übergeben, ich in das Urſulinerkloſter verwieſen. Dies iſt das traurige Leben Deiner Mutter."

Sie ſchwieg, erſchöpft von der langen Erzählung, die ihr Gemüth oft aufgeregt hatte; auch in des jungen Fürſten edlem Geſichte hatten ſich allmählig alle Gefühle und Leidenſchaften der menſchlichen Seele ausgedrückt.

„Und von Tököli hörteſt Du nichts wieder?" fragte er endlich.

„Nur dunkele Kunde iſt mir geworden, daß er von den Türken nach Kleinaſien gebracht worden ſei."

„So iſt es!" entgegnete ihr der Sohn; „in Nikomedien haben ſie ihn ſeinen lebenslänglichen Aufenthalt angewieſen. Nächſt Ungerns Heile iſt das ſeinige mir höchſte Pflicht, und wenn die Friedensbedingungen mit Oeſtreich, zu denen das wiener Cabinet gezwungen iſt, keine einzige zu meinen Gunſten enthalten werden;

ſo ſoll doch die Befreiung Deines edlen Gatten, und Einſetzung in ſeine Güter ein unerläßlicher Punkt ſein."

„Ja in Dir, mein Sohn, haben wir unſern Rächer gefunden! Gott wird Dir's lohnen!" rief die hohe Frau weinend.

„Auch von jenem unglücklichen Kinde Deiner Freundin vernahmſt Du niemals wieder etwas?"

„Nie, ſo viel ich es mir auch angelegen ſein ließ."

„Vielleicht glückt es mir beſſer, der Armen auf die Spur zu kommen. Du haſt in Deiner Erzählung einen mir bekannten, ja ſehr werthen Namen oft genannt, es war der Deines Jugendgeliebten; was iſt aus ihm geworden?"

„Er focht ſpäter tapfer unter Tököli und damals hörte ich ſeinen Namen nach langen Jahren wieder, aber ich hörte ihn auch nach meines Gatten Unglück zum letzten Mal; vielleicht iſt Zabrezky in einer jener blutigen Schlachten gefallen, die Tököli's politiſchen Untergang bezeichnen."

„Noch lebt ein Zabrezky, vielleicht ein Verwandter Deines Freundes, ihn werde ich zu Dir bringen, ſeine Tochter kannſt Du in meiner Barake ſehen."

Er rief Berzeviczi zu, ſeine Frau hereinzuführen, und kaum erblickte Helena Zrini Paulinen, als ſie mit dem Ausruf: „O, meine Johanne, ſehe ich Dich wieder!" auf ſie zueilte. Paulina wich befremdet zurück und auch die Fürſtin wurde ſich jetzt ihres Verſehens bewußt. „Du biſt nicht die Unglückliche," rief ſie, „oder die Laſt der Leiden müßte den Reiz der ewigen

Jugend auf Dich ausgegossen haben, während sie doch mich, die Starke, darnieder drückte."

„Edle Frau," sprach Paulina ehrerbietig, „noch nie sah Euch mein Auge, und ich kenne Euch nicht."

„Ach es ist auch ihre Stimme!" rief Helena gerührt, „so mußt Du Ragozi's unglückliche Tochter sein!"

„Mein Vater ist der General Zabrezky," entgegnete Paulina noch mehr betreten.

„Zabrezky!" rief Helena; „Zabrezky ist Dein Vater?"

„Ich sagte es Dir, daß sie die Tochter eines Mannes ist, der diesen Namen führt," bemerkte der junge Fürst.

„Es ist wahr," antwortete seine Mutter, „aber meine Sinne sind wie verwirrt. Die Jugend dieses Weibes widerlegt ja genugsam meine flüchtige Vermuthung, sie sei Johanna's Tochter, doch ihre Aehnlichkeit mit jenem Mädchen, an der ich mich einst so schwer versündigte, ist zu groß, als daß sie blos zufällig sein sollte. Sage mir, mein Kind, wer ist Deine Mutter?"

„Die Tochter eines Holzhauers aus Olsavka in der Zips."

„Eines Holzhauers?" fragte Helena verwundert, „nicht des Fürsten Ragozi?"

„Meine Mutter erzählte immer von dem guten seligen Herrn, wie er sie geliebt und oft auf die saroser Burg kommen ließ, wenn er ohne seine Gemahlin dort

verwellte, auch beſitzt ſie mehrere koſtbare Geſchenke von ihm.“

„So iſt ſie's doch!“ rief Helena außer ſich. „Wo iſt ſie? daß ich ſie an mein Herz drücken kann.“

„Ich werde ſie kommen laſſen,“ ſagte der Fürſt und befahl, daß Wuk vor ihm erſcheine, den er ſogleich an ſeine Eltern mit der Einladung ins Lager vor Tokai abſchicken wollte.

Kaum hatte Helena den Jüngling erblickt, als ſie ausrief: „Bin ich von einem Zauber umwaltet? Kehrt meine Jugend noch einmal wieder? Träum' ich oder wach' ich? Das iſt Zabretzky, deſſen Liebe einſt die ſchönſten, leider nur zu bald verwelkten Blumen meiner Jugend hervorrief.“

„Es iſt ſein Sohn,“ ſagte Ragotzi gerührt.

„Und Ihr ſeid die Urania, die Sternenkönigin und Mutter der ewigen Liebe,“ ſagte Wuk halb in ſich hinein, und ſein Auge ſtarrte, mit prophetiſcher Begeiſterung gefüllt, vor ſich hin auf einen Punkt; wie Sternenglanz ſchwamm es in ſeinen Zügen, tiefe Wehmuth zuckte um ſeine Lippen und ſeine ganze Geſtalt gewann etwas Ueberirdiſches. „Ich kenne Euch wohl,“ fuhr er fort, „denn mein Vater zeigte mir in der ſchönſten Nacht einſt Euer Bild. Mit den Füßen ſtand es auf der Erde und Nachtſchleier waren ſein unteres Gewand, aber das ſchöne Haupt ragte in den Himmel und die koſtbarſte Krone von Sonnen und Sternen ſchmückte es, hehr und milde waren die Züge, aus den Augen fielen große Thränentropfen auf die

Erde herab, ſie ſollten ſie benetzen, damit ſie edler und beſſer werde, denn es waren Thränen des Schmerzes und der Liebe; aber der Mond und die Sterne zogen ſie begierig auf und hatten den Gewinn davon. In der Bruſt ſtand das große liebende Herz und warf glänzende Strahlen auf die Welt wie eine Sonne, aber Nebel hatten die Erde umſponnen und die Strahlen konnten nicht durchdringen."

Er verſtummte und ſah vor ſich hin, ſtill blieb's im ganzen Kreiſe. Helena's Thränen floſſen, endlich ermannte ſie ſich und ſagte: „Biſt Du ein Seher aus dem Gebirge? Und, wenn Du's biſt, ſo könnte dieſe hier Dich widerlegen, daß jenes Bild nicht das meine war; denn ſieh, meine Hände haben eine Freundin ermordet, deren Sproß und Ebenbild dies Weib iſt."

„Unſer Vater heißt nur der weiſe Zabretzky," antwortete Paulina, „und ſeine geheime Kunſt iſt weit berühmt im Gebirge."

„So iſt er der Nachfolger der wahnſinnigen Maria, die Georg Ragotzi verſtieß und die ſeiner Nachkommenſchaft fluchte. Ach, Zabretzky wird den Fluch wiederholen auf mein Geſchlecht!"

„Er flucht nicht, er ſegnet nur," ſagte Wuk, und ſchien aus ſeinem Traume zu erwachen.

Eine Stunde darauf ritt er nach Weſten zu, um ſeinem Vater die Befehle des Fürſten zu bringen. Helena unterhielt ſich mit Paulinen und dieſe mußte der Fürſtin viel von ihrer Mutter erzählen. Bald war die Nachricht im ganzen Lager verbreitet, daß die Mut-

ter des geliebten Fürſten gegenwärtig ſei, und die Hauptleute erſchienen, ſie ehrerbietig zu begrüßen. Kaum war ſie einige Tage unter den Kriegsleuten, als auch der alte angeerbte Muth wieder in ihr aufglühte, mit dem ſie einſt ſelbſt ſo tapfer eine Schar Ungern gegen die Oeſtreicher befehligt hatte.

Die Waffenruhe zog einige der vornehmſten Kuruzzenanführer ins tokaier Lager, unter ihnen auch Bertſeni. Mit ihm, faſt zu gleicher Zeit, erſchien Franziska Karoli, um die Fürſtin kennen zu lernen. Bertſeni hatte ſie lange nicht geſehen, und war durch das Zuſammentreffen um ſo angenehmer überraſcht.

„Uns zieht die Sympathie hierher zu der erhabenen Frau," ſagte er zu Franziska, „wie zwei Adler von verſchiedenen Seiten nach der Sonne ſteigen und im höhern Aether zuſammentreffen."

„Faſt glaube ich, Sie ſind poetiſch geworden, Graf," erwiederte Franziska mit Hohn im Geſichte und Ausdruck.

„Sie foltern meinen Freund," bemerkte Ragotzi, als Bertſeni mit einem böſen Geſichte davonging, „und doch ſind Sie ihm gewogen, wenn mich nicht Alles täuſcht." Da wandte ſie ſich mit einem zärtlichen Blicke auf ihn und ſagte: „Nur der wahren Größe vermag ein Herz, wie das meinige, zu huldigen; ſoll ich Männerhoheit anerkennen, ſo muß ich ſie ſehen. Wäre Bertſeni ein Ragotzi, ich würde mich vor ihm beugen, ich würde ihn lieben, ich würde ſein eigen ſein, ohne mich um die läſtigen Geſetze der Welt zu

kümmern.“ Der Fürſt erſchrak vor dieſen Worten und den ſie begleitenden Blicken.

In einem von den Verhältniſſen bedingten, faſt trüben Ernſt verfloſſen die Tage im Lager vor Tokai und ſelbſt mit Franziska's Muthwillen wollte es nicht recht fort; es wurde ihr ſogar oft unheimlich in Helena's Gegenwart und nur, wenn ſie mit Bertſeni, der von jenem Ernſt gar nichts begriff, allein war, ließ ſie ihrer heitern oder bittern Satyre den Zügel ſchießen und feſſelte den Obergeneral durch ſolche Ausfälle ihrer ſich ſelbſt Weihrauch ſtreuenden Eitelkeit nur noch feſter an ihren Triumphwagen. Plötzlich nahm das in ſich ſelbſt verſinkende Leben einen neuen Aufſchwung. An einem Tage langten zugleich viele Menſchen von groſſer Wichtigkeit mit den verſchiedenſten Zwecken im Lager an. Zuerſt Zabretzky mit Clara und ihren beiden Söhnen; ſodann eine geheime Botſchaft vom Cardinal-Primas Polens, Radziejovski, an den Fürſten Ragotzi, und endlich eine Geſandtſchaft des kolotzer Erzbiſchofs Szecheni mit einer Einladung zu Friedensunterhandlungen.

In tiefes Sinnen verſenkt ſaß die edle Helena Zrini in der fürſtlichen Barake, als ihr Sohn mit Zabretzky und deſſen Weibe vor ſie trat. Einige Minuten ſtarrte ſie Beide an, endlich rief ſie aus: „Kommſt Du doch noch, mich der Untreue zu bezüchtigen? Armer Jüngling, der Kummer hat Deine Haare gebleicht; aber ſieh, ich bin auch ſehr hart be-

ſtraft worden, daß ich mit meiner Liebe zu Dir nicht die Kraft vereinte, meinem Vater zu widerſtehen."

„Laßt die vergangenen Zeiten ruhen," entgegnete Zabretzky. „Faſt liegen funfzig Jahre zwiſchen jenen Tägen meiner Seligkeit und dem düſtern Heute. Alle Wünſche und Hoffnungen meiner Jugend ſind begraben, bis auf die eine, mein Vaterland frei zu ſehen. An dieſe laßt uns alle Kräfte anknüpfen, um wenigſtens unſern Kindern ein frohes Loos auf Erden zu erwerben."

„Du haſt recht! An unſere Kinder wollen wir denken. Mein ſterbender Gemahl hat mir ſein Kind anempfohlen, zu dem ich nicht Mutter war, und es zu dem meinigen gemacht. Du biſt es, liebes Weib, die Du mich ſo freundlich mit meiner Johanna Augen anſiehſt. Erkenne in mir das Weib, welches Mutterpflichten zu Dir hat, wenn ich Dich auch nicht unter dem Herzen trug. Aber wiſſe, daß mein Gatte Dein Vater war, daß mein Sohn Dein Bruder iſt. Ich brauche nicht die Geſchenke zu ſehen, welche Dir mein Gemahl verlieh, um mich zu überzeugen. Mehr als jedes Unterpfand ſpricht Deine Geſtalt von Deiner Abkunft."

„Ich des Fürſten Ragotzi Tochter?" rief Clara überraſcht.

„So iſt es," verſetzte ihr Gatte. „Was ich Dir bis dahin verſchwieg, erfährſt Du aus dem Munde dieſer Frau."

„Aber wer iſt die, welche mich geboren?"

„Eine Unglückliche, die das Opfer meiner Raſerei ward;“ entgegnete Helena.

„Sie lebt!“ ſagte Zabretzky ernſt.

„Sie lebt?“ rief die Fürſtin außer ſich. „Sie hat ſich nicht ſelbſt getödtet? Wo iſt ſie, daß meine erſtarrte Bruſt wieder an der ihrigen erwarme?“

„Spart Eure Fragen! Ich darf Euch nichts darauf erwiedern. Vielleicht wird Euch in einer ernſten Stunde Eures Lebens noch einmal das Glück zu Theil, jene edle, große Frau zu ſehen, deren Tochter vor Euch ſteht. Eh die heilige Sonne ihres Daſeins untergeht, wirft ſie noch einen Strahl auf Euch Alle.“

Die Fürſtin war in großer Bewegung aufgeſtanden und ſchritt heftig wie ein ernſtes Götterbild durch den weiten Raum der Barake.

„So biſt Du meine Schweſter, gute Clara!“ ſagte Ragotzi zu Zabretzky's Weib. Schüchtern ſtand ſie von ferne; er aber breitete ſeine Arme aus und ſchweigend ſank ſie an ſeine Bruſt. Berzevitzi und Paulina waren hinzugekommen, und Ragotzi umarmte Clara's Kinder alle mit Zärtlichkeit. „Wären doch auch die Meinigen zugegen!“ ſagte er. „Wie würden ſie ſich mit mir und Euch freuen über dieſes Anerkennen!“

„Kein Becher der Freude ohne Bitterkeit,“ bemerkte Zabretzky. „Du wirſt ſie beſitzen und uns vermiſſen. Nimm die Gaben des Himmels, wie ſie Dein Schickſal Dir darreicht. Sie möchten ſpärlicher fallen und Du am Ende ganz leer ausgehen.“

Die Freude löſte ſich in wehmüthige Gefühle auf,

an die der reine Frohſinn kaum noch ſeine bunten Fäden hier und da anknüpfte; ſtatt der ächten lebensfrohen, kernigen Heiterkeit ſchritt ein zartes, geiſtiges, duftiges Bild mit halb ſchmerzlichen, halb ſüßen Mienen durch die Verſammlung und berührte jeden Gaſt, ſo daß es war als ſei ein Giftthau auf die üppig aufgeſchoſſene Blüthenwelt der ſich angehörigen Herzen gefallen. Der Fürſt war abgerufen worden, Helena ſprach mit Clara, ihrem Gatten und den Kindern, aber man ſah es wohl, daß eine Welt von Unheil und das Reich der Naturgeheimniſſe zwiſchen ſie und Zabretzky getreten war; die Nachricht, daß Johanna noch lebe, hatte Helenen faſt ihre gut behauptete Faſſung geraubt und es gelang ihr nicht, eine ſie quälende Aengſtlichkeit zu verbergen.

Auch dem Fürſten ſchien etwas Außerordentliches widerfahren zu ſein; das verkündete die Bewegung in ſeinem Geſichte, als er ſchnell und heftig wieder in die Barake trat. „Der Verſucher tritt von jeder Seite zu mir," ſprach er. „Der Cardinal-Primas von Polen beehrt mich eben mit einem ſchmeichelhaften Antrage. Er ſchreibt mir nämlich, nächſtens werde er, Carl der Zwölfte von Schweden und der Kronfeldherr Lubomirski den jetzigen König von Polen, Auguſt den Zweiten, abſetzen und den Thron für erledigt erklären. Es wäre der allgemeine Wunſch einer großen Anzahl polniſcher Magnaten, die ich mir durch meine öffentliche Rolle gegen Oeſtreich alle zu den wärmſten Freunden gemacht, mich auf Polens Königsſtuhl zu ſetzen;

der groſse Schwedenkönig Carl ſei mir ſehr gewogen, und er ſelbſt, ſo wie der Kronfeldherr, würden als die treuſten meiner Anhänger Alles aufbieten, um mir die Stimmenmehrheit zu verſchaffen, wollte es mir nur gefällig ſein, mich bei der Nationalverſammlung zu melden und mich auf die Liſte der Throncandidaten ſetzen zu laſſen."

„Dein Schickſal ruft Dir!" ſagte Helena. „Geh' und folge ihm. Einem Ragotzi iſt die polniſche Krone beſtimmt, nur nicht die ungriſche. Stolz kann ich behaupten, Du biſt der Würdigſte aller Männer, die den Namen Ragotzi führten, und ohne Dir Kampf und Mühe zu bereiten, wirft Dir das Glück die Krone zu, nach welcher Deine Vorfahren vergeblich ſtrebten."

„Ich bin nicht zum Herrſchen geboren," verſetzte der Fürſt; „denn mir mangelt die Eigenſchaft, mich groß zu zeigen, wo ich es nicht bin. Allzuſehr Menſch, um ein guter König zu ſein, würde ich über den Intereſſen des Einzelnen die des Ganzen vernachläſſigen und mich ſelbſt noch mehr zurückſetzen, als ich ſchon jetzt gethan. Aber nur zu gut fühle ich, daß ich auch ein Herz habe, das die Erfüllung der ihm ſchuldigen Pflichten ſtürmiſch heiſcht. Kann ihm Polens König, kann ihm überhaupt ein wahrer König genügen? Der Purpur iſt ein Leichentuch; er ſcheidet wie dieſes von des Lebens lieben, freundlichen Geſtalten, aber er gibt nicht des langen Schlafes Frieden. Nein, Mutter,

wonach meine Ahnen ſtrebten, das muß ich zurückweiſen, da es ſich mir anbietet.“

„Thu' es nicht!“ ſagte Zabretzky. „Nicht Dir allein biſt Du Pflichten ſchuldig. Wir Alle haben mehr oder minder ein Recht an Dich. Deiner Gattin und Deinen Kindern gehört eine Stimme bei Deiner Wahl. Lebſt Du allein für Dich? Nur in der innigſten Wechſelbeziehung mit Allen biſt Du der Mann an Deiner Stelle. Wollteſt Du Dich losreißen und Deinen Willen gegen den der Andern behaupten, ſo würdeſt Du aufhören der zu ſein, der Du biſt. Das Glück Deines Lebens und Aller, die Du die Deinen nennſt, ſteht jetzt in der ſchönſten Blüthe. Glaube mir, die volle Frucht reift Dir entgegen, verſchmähe ſie nicht!“

„Nein, nicht losreißen will ich mich von Euch, Ihr Theuren, aber auch nicht von allen den Tauſenden, die ſich Ungern nennen ſo gut als Ihr. Bleiben und ausharren will ich bei Euch, und in meinem Vaterlande ſo lange bleiben, bis es mich ſelbſt ausſtößt. Wie? ich hätte das Werk der Befreiung Ungerns faſt vollendet, und wollte nun den ſchönen Bau, deſſen Stütze zu ſein ich mich wohl rühmen darf, verlaſſen, ihn zuſammenſtürzen ſehen, um mich gemächlich auf einen Thron zu ſetzen, den ich mit Schande beflecken würde, weil ich mein treues Volk in ſeiner Noth verließ? Nie focht ich für mich, am wenigſten für ſolchen Vortheil.“

„Nimm die Krone!“ ſagte Wuk. „Sie werden Dich verlaſſen. Rette Dein irdiſches Glück! Nicht noch ein Unger lebt wie Du. Die Zeit Deiner Ernte iſt da; für Ungern wird ſie nicht kommen. Nimm die Krone, Du wirſt ſie würdig tragen!“

„Krächzt Ihr mich denn Alle wie Raben an? Ungern hat auf mich vertraut; ich werde es nicht täuſchen. Seine Freiheit fordert es von mir, weil ich kühn mich aufwarf, ſie ihm zu geben. Als ein Wortbrüchiger ſollte ich ſchändlich davon ziehen, mein eigenes zeitliches Heil bedenkend, während die Flüche eines ganzen Volkes, dem ich durch dieſen Schritt den letzten Schimmer von Hoffnung zu ſeiner Freiheit raubte, auf meiner Seele laſtete? Würde mich nicht Gott verlaſſen in der Stunde der Noth, wenn ich ſie jetzt verließe in ihrer Bedrängniß? Nein, mein geliebtes Land, nicht vergeblich ſollſt du auf mich gehofft haben; deine Freiheit ſei meine ſchönſte Krone und nie ſoll eine andere mein Haupt berühren.“

„Gott lohne Dir einſt für dieſe Treue,“ ſprach Zabretzky feierlich. „Aber auf Erden haſt Du Deinen Lohn dahin, er iſt dieſe edle Treue ſelbſt. Laß ihn,“ wandte er ſich zu Wuk, der Ragotzi von neuem zureden wollte, „er hat ſein herrliches Ziel ſich geſetzt; ob er es erreicht, gilt gleich vor dem, der in den Herzen lieſt und die Schickſale der Sterblichen lenkt. Des Mannes feſter Wille muß heilig ſein. Ob ihm die Sonne einſt untergeht hinter den Purpurvorhängen eines goldenen Bettes, oder hinter einem einſamen Hü-

gel, iſt dem Lebensmüden gleich, der ſein Tagewerk vollbracht. Du biſt zum König berufen, um Völker zu beglücken; ſtirbſt Du einſt als ein Bettler, deſſen Plane alle geſcheitert ſind, ſo nimmſt Du das Bewußtſein Deines reinen Willens mit hinüber, der dort für Dich zeugen und hier Deinen Namen unſterblich machen wird."

Ueber Helena's Wangen waren einzelne große Thränentropfen gerollt. Der Fürſt verließ die Verſammlung, um eine Geſandtſchaft nach Polen anzuordnen. Einige Tage darauf ging Paul Nadai, der Geheimſchreiber, ab, um dem Cardinal-Primas eine abſchlägliche Antwort zu bringen und ihn mit Ragozi's großen Geſinnungen bekannt zu machen. Das ganze Heer der Kuruzzen jauchzte dem Fürſten ſeinen Dank zu, als er erſchien und er fand darin Belohnung für ſeine Treue.

Mit wahrer Freude nahm er dagegen die Geſandten des alten, edlen Szecheni, Erzbiſchofs von Kolotz, an, dem der König die Friedensunterhandlungen aufgetragen hatte. Hoffte er doch in ſeiner treuen Kindesſeele, Oeſtreich werde endlich von dem verderblichen Syſtem abgehen und dem unglücklichen Lande den lange entbehrten Frieden wiedergeben. Karoli und Bertſeni wurden ſogleich von ihm beauftragt, nach dem Ort der Zuſammenkunft abzureiſen, und mit ſeinen Vollmachten verſehen, auf den Frieden zu unterhandeln. Mit heiterm, klarem Auge blickte er gen Him-

mel, als die Generale fort waren, und der blaue Aether leuchtete ſeine Ruhe in ſein edles Herz.

Schon war an verſchiedenen Orten vergeblich unterhandelt worden, da beſtimmte endlich Fürſt Rageßi Gyongyös, einen am Matragebirg in der heveſer Geſpanſchaft gelegenen Marktflecken, zum Verſammlungsort und verſprach, ſelbſt dort zu erſcheinen. Die Magnaten Ungerns fanden ſich zu Anfang des März 1704 dort ein und der Erzbiſchof wurde täglich erwartet. Der Fürſt war mit ſeinem großen Gefolge ſchon eingetroffen. Alle ſeine oberſten Generale waren um ihn verſammelt. Franz Dobai fehlte nicht unter der Menge; er hatte ſich an Bercsényi angeſchloſſen, deſſen junges Weib mit den ſchönſten Mutterhoffnungen ebenfalls gegenwärtig war; nur Wuk war mit Briefen des Fürſten nach Wien gereiſt; denn er verwaltete ſtets mit größter Gewiſſenhaftigkeit ſein Botenamt bei der ihm ſo theuren Herrin.

Der Ort war überfüllt und die öſtreichiſche Partei hatte vor demſelben Zelte aufgebaut. Es war ſchon Abend, als in einem derſelben zwei Reiſende anlangten, die den Wunſch, nicht erkannt zu werden, zu hegen ſchienen. Denn verhüllt ſchlichen ſie durch den Ort und erkundigten ſich überall nach des Fürſten Einrichtung und vorzüglich nach dem Hauſe, wo Ber-

zwiſchen wohnte. In der ſpäten Nacht gingen ſie zurück.

„Ihr könnt Euch nun auf mich verlaſſen, Oberſt,“ ſagte der Kleinere; „reiſt nur getroſt nach Neuſtadt zurück, ich liefere Euch das Weib in die Arme, nach der Eure Liebesqual ſo ſehr dürſtet, obgleich ich nicht begreifen kann, wie das zugeht.“

„Nein, Freund Okolitzani,“ verſetzte der Andere; „ich reiſe nicht eher ab, bis ich ſie geſichert weiß. Nehmt es mir nicht übel, wenn ich Euch noch nicht recht traue. Unſere Freundſchaft iſt zu neu, um ſchon recht innig zu ſein. Ihr habt des Fürſten Partei angehört und es könnte Euch leicht in den Sinn kommen, die neue Freundſchaft der ältern aufzuopfern und ſo hier wie in Wien den Mantel nach dem Winde zu hängen.“

„Longueval, Ihr traut mir nichts Gutes zu, weil Ihr ſelbſt Euch nicht der beſten Dinge bewußt ſeid. Doch was geht mich Eure Handlungsweiſe an; ich bin aus meiner vierjährigen ſchmählichen Haft durch Euer Verwenden befreit worden und habe dem Haus Oeſtreich und Euch meinen thätigen Beiſtand zugeſichert; ich werde mein Wort halten. Uebrigens thut, was Ihr wollt.“

„An der Sache des Miniſteriums habe ich nur in ſo fern ein Intereſſe,“ erwiederte der Franzoſe, „daß Ihr mit Erfüllung Eurer dem Präſidenten gegebenen Verſprechungen, die Proteſtanten von Ragotzi abwendig zu machen, ſeine mächtige Partei ſchmälert und mir

dadurch eine Rache an dem Uebermächtigen gewährt, der mich beleidigt und mit einem unauslöſchlichen Haß gegen ſich und ſein ganzes Haus erfüllt hat. Mein Hauptaugenmerk aber iſt und bleibt das herrliche Weibchen, das jener ungeſchlachte Rieſe beſitzt. Helft Ihr mir zu ihr, ſo habt Ihr mir Alles vergolten."

„Wüßte der Kaiſer," verſetzte Okolitzani ſpöttiſch, „daß Ihr ſein Intereſſe ſo zur Nebenſache macht, er hätte Euch wahrlich nicht für treue Dienſte zum Oberſten ernannt und Euch eine eigene Herrſchaft in Kroatien zugeſichert."

„Nun, ich dächte, wir kennten uns, Freund," rief der Franzoſe lachend. „Weßhalb hofirt Ihr denn jetzt dem Kaiſer? Nun Ihr wollt auch ein Paar hübſche Schlöſſer in Ungern an Euch nehmen. Wir brauchen uns wahrlich nichts vorzuwerfen." —

Während dieſes Geſprächs gingen ſie nach dem entlegenſten Zelte zurück und Nacht umhüllte die Gegend.

Am andern Tage langte der Erzbiſchof an. Ein groſſes Zelt war zur Zuſammenkunft beſtimmt. Eine ungeheure Menſchenmaſſe wogte im engen Thal auf und nieder; denn die verſprochene, ernſtliche Berathung über Ungerns Heil hatte die Bewohner der Gebirge und der Ebene herbeigezogen. Der hohe, bärtige Magyare, der kleine, dickköpfige, ſchmutzige Slave, der nettgekleidete, wohlgebildete deutſche Unger, der übermüthig einherſtolzirende Oeſtreicher, Juden und Armenier drängten ſich mit und neben einander hin. Fürſt Ragotzi, gegen ſeine Gewohnheit reich gekleidet, zog

mit ſeinem prächtigen Gefolge zuerſt aus dem Flecken. Ein hellblauer Dolman reich mit Gold geſtickt und mit Schnüren beſetzt, umſchloß ſeine hohe Bruſt; darauf prangte der Stern, das Abzeichen der deutſchen Reichsfürſtenwürde. Auf ſeinem krauslockigen Haupte prangte der Fürſtenhut; in ſeinem wahrhaft reizenden Geſichte ruhte Milde und ſein lebhaftes Auge ſandte Blicke der Liebe in die Menge. Seine Generale gingen ihm zur Seite. Berzeviczi und Franz Dobai hatten ſich ihnen angeſchloſſen. Ein lauter Jubelruf der Menge zeugte von der Huldigung, die man ihm brachte. Ragozi nahm die eine Seite des Zeltes ein. Karoli's ſchöne Schweſter hatte ſich auch eingefunden und Bertſeni unterhielt ſich bald auf das Angelegentlichſte mit ihr, ſie aber ſchien heute nur Augen für zwei Männer zu haben; denn ſie ſprangen bald vom Fürſten auf den ſchwarzäugigen lebhaften Franz Dobai und von dieſem wieder auf jenen zurück, gleichſam als thue ihr die Wahl zwiſchen Beiden leid.

„Sie ſcheinen ſehr zerſtreut," ſagte Bertſeni, „und auf alles Andere, nur nicht auf meine Worte zu hören."

„Sie hätten fürwahr heute Beſſeres zu thun," verſetzte Franziska, „als mir das alte ewige Lied von Ihrer Zärtlichkeit vorzuleiern. Sie wiſſen, daß ich Ihnen gewogen bin, zankten Sie ſich nicht ewig mit Ihren Hauptleuten, gäben nicht durch Ihre Unvorſichtigkeiten ſtets Anlaß zu Streit und Unzufriedenheit im Heere, ich würde gar nicht anſtehen, Ihnen meine

Hand sogleich zu reichen. Sorgen Sie heute mit dem edlen Fürsten für unser Wohl und dann lassen Sie uns weiter sprechen. Dies sei Ihnen auf lange Fragen der kurze Bescheid."

Damit wandte sie sich um und ließ den zwar verdutzten, aber dennoch entzückten Grafen stehen. Er glaubte Wunder wie weit seinem Ziele nahe gerückt zu sein. Jetzt konnte man an dem aufbrausenden Getöse wahrnehmen, daß der Erzbischof heranziehe. Alle Anwesenden erhoben sich von ihren Sitzen und wandten ihre Blicke auf den Eingang des Zeltes. Gleich darauf erschien der ehrwürdige Greis, eine schöne Gestalt, der der Stempel des höchsten Edelsinnes aufgedrückt war. Ein langer schneeweißer Bart floß von seinem Kinn herab; einzelne Silberlocken bekränzten seine hochgewölbte Stirn, unter der ein Paar herrliche, braune Augen noch frisch und jugendlich hervorglänzten. Ein langes, einfaches Priestergewand, das ihn umfloß, mußte die heilige Scheu erhöhen, welche sein ganzes Wesen einflößte. An seiner Hand führte er ein Mädchen, in deren wachsbleichem Gesicht die höchste, geistige Schönheit und der höchste Lebensernst gepaart und wunderbar verschmolzen waren, so daß man eine Heilige vor sich zu sehen glaubte, von deren englischen Reizen, in Wüsten und einsamen Höhlen vergraben, die Legenden viel berichten. Während der Fürst auf den Erzbischof losging, um ihm seine Ehrerbietung zu bezeigen und dieser ihn mit einem Segensspruch empfing, hatte Franz Dobai Blicke des freudigsten Erstaunens nach

der Begleiterin des Greiſes geſandt und ſich ſelbſt vergeſſend in dieſem Zauber des Anſchauens und Wiedererkennens, ſtürzte er zu ihren Füßen und rief: „Sophia, Einzige, lang Vermißte, bang Geſuchte, find' ich Dich hier wieder, wo ich Dich nicht vermuthete?“ Mit einem mildfreundlichen Blicke reichte ſie ihm die Hand und ſagte: „Du Leidensgefährte, der ſich allein aus jener Mordnacht gerettet, wie oft habe ich meinen treuen Haſchan nach Dir befragt! Nie konnten wir erfahren, wohin Du gekommen ſeiſt.“

„Du edles Mädchen,“ rief er ſich erhebend, aber ihre Hand noch immer faſſend, „ſage mir, ob Dein Herz Haß gegen mich hegt wegen des Jammers, den ich mit über Dich hereingeführet?“

„Ich Dich haſſen?“ fragte ſie gerührt. „Ich haſſe Niemand, am wenigſten Dich, der Du mir ſo viel Theilnahme gezeigt. Was konnteſt Du für jenes unſelige Mißverſtändniß? Die Schuld meiner Eltern mußte geſühnt werden, und ſie wurde es auf eine furchtbare Weiſe; denn mein armer, unſchuldiger Bruder wurde mit in die Nacht des Todes dahin geriſſen.“

„Laß ihn ruhen und vergönne mir ſeine Stelle einnehmen zu dürfen. Kann ich ihn Dir auch nicht erſetzen, ſo bring' ich Dir doch ein Herz voll Liebe entgegen. O ich liebte Dich, eh' ich Dich ſah.“

„Ich bitte Dich, erwähne nichts davon, ſonſt fangen die alten Wunden wieder zu bluten an.“

„Wär' es mir doch vergönnt, ſie ganz zu heilen.

Jahre lang hab ich Dich geſucht, mein Herz trieb mich zu Dir, um Deinen Kummer zu theilen.“

„Während des wilden Kriegs war ich unter des edlen Erzbiſchofs Schutz in einem Kloſter; an ihn hatte ſich Haſchan gewendet, als wir nach Ungern kamen und ihm verdanke ich meine ſorgenfreie Lage. Jetzt, da der Friede dem Lande zu lächeln ſcheint, will er mich meinem Blutsverwandten, dem Fürſten Ragozi, zuführen.“

Die gegenſeitigen Empfangsfeierlichkeiten waren vorüber und der Erzbiſchof machte dem Fürſten bekannt, wer ſeine Begleiterin ſei.

„Als das erſte Unterpfand eines glücklichen Erfolgs unſerer Bemühungen um das Wohl des Ungerlandes lege ich dies theure Kind in Eure Arme! Nehmt dieſe vom ſchwerſten Schickſal hart Getroffene gütig als Eure Schweſter auf. Nichts hat ſie verſchuldet und mußte ſo viel leiden. Ihr ganzes Daſein iſt eine Folge des unſeligen Streites, welchen dies ſchöne Land ſchon ſo lange mit ſeinen Herrſchern führt; laßt ſie eine Veranlaſſung ſein, ihn bald zu ſchlichten und auf ewig beizulegen.“

„Schon kenn' ich Dein Schickſal durch dieſen braven, jungen Mann,“ ſagte der Fürſt zu Sophia. „Mein Mitleid und meine Liebe waren Dir geſchenkt, eh' ich Dich kannte; ſie erhöhen ſich, ſeit Du mir gegenüber ſtehſt. Du ſollſt einen Bruder an mir finden, ja, ich will Dir auch wieder eine Mutter zuführen.“

„Ihr überhäuft mich mit Gnade, mein Fürſt,“ ſagte Sophia ſchüchtern erröthend.

„Nur Liebe ſchenkt Dir Dein Bruder, nicht Gnade der Fürſt; vergilt mir durch ſchweſterliche Freundſchaft!“

„O, lebte Paul noch und könnte Euch ſehen! Wie würde Euch ſein Herz entgegen ſchlagen, das edle große Herz, das nun im Staube modert!“

„Sieh, dieſer edle Mann, Franz Dobai, den ich liebe, war einſt Dein beſtimmter Bräutigam. Ich wollte, Du könnteſt ihm freiwillig werden, was Du erſt durch Zwang werden ſollteſt. Er hat mir ſeine unbegrenzte Liebe zu Dir geſtanden: ſuche ſie zu erwiedern und Du ſollſt mir doppelt willkommen ſein.“

Sophia ſchlug beſchämt die Augen nieder, und Franz war entzückt von dieſer jungfräulich zarten Scham; ſeine trunkenen Blicke glühten auf ihrer reizenden Geſtalt. Aber noch ruhten ein Paar Augen auf Sophia, doch nicht mit Liebe, ſondern mit Neid und Haß. In dem Augenblicke, wo Franziska den erſtaunten Jüngling auf die eben Eingetretene koſenden und zu ihren Füßen ſinken ſah, wurde ſie ſich der heftigſten Leidenſchaft zu dem jungen Dobai bewußt, die ſie zeither nur ſtill und ohne es ſich zu bekennen, in der Bruſt gehegt hatte. Als ſie nun bemerkte, wie des ſchönen, fremden Mädchens Blicke ſo huldreich auf dem Gegenſtande ihrer eben zur Flamme auflodernden Liebe ruhten, ſchwur ſie ſich ſelbſt zu, dieſe zu verdrängen, wer ſie auch ſei und den herrlichen Franz für ſich zu ge-

winnen; denn Niemand, meinte ſie, könne hohen Muth, Tapferkeit und Edelſinn reicher mit Liebe belohnen, als ſie. — Der erſte Tag war nur zum feierlichen Empfang, der zweite zu einem großen Gaſtmahle beſtimmt, an welchem beide Parteien Theil nahmen. Ragotzi, Karoli und Bertſeni ſaßen dem Erzbiſchof gegenüber. Viel edle ungriſche Herren, vorzüglich lutheriſcher Confeſſion, waren zugegen. Von den Gräueln einzelner Machthaber, die, ohne Befehl vom Kaiſer Leopold zu haben, nur vom Miniſterium autoriſirt, meiſt aus perſönlichem Haß gegen die Ungern, ſo viele derſelben unſchuldig geſchlachtet hatten, fiel das Geſpräch auf die Qualen des böſen Gewiſſens und einer ewigen Vergeltung. Mit gewichtigen Worten ſprach ſich der Erzbiſchof über jene Rachgierigen aus und verzweifelte an ihrem künftigen Heil. Bertſeni entblödete ſich anfänglich, über dieſe Aeußerungen zu lächeln, als aber der würdige Greis in ihn drang, den Grund ſeiner mißbilligenden Geberde anzugeben, ſagte er heftig: „Wenn wir warten wollen, bis es Eurer vermeintlichen Vorſehung gefällig iſt, jene Schändlichen zu ſtrafen, ſo möchten wir eher als ſie zur Ueberzeugung kommen, daß jenes Jenſeit der hohle Popanz für Kinder und Narren iſt, den Pfaffenweisheit hinſtellt, um ihr künſtliches Gebäude zu erhalten. Noch kein Todter iſt wieder gekommen und hat uns von den Schrecken oder Wonnen verkündet, die nach Eurer Meinung dort unſer warten ſollen. Was ſoll denn der Menſch noch mehr vor dem Thiere voraushaben, als den hellern

Verſtand? Fürwahr er hat daran genug; aber ihr dichtet ihm auch noch ein ewiges Leben an, während mein Hund, der doch gewiß eben ſo klug iſt, als mancher Menſch, mit ſeinem Tode für immer vernichtet ſein ſoll. Euer ewiges Leben iſt nichts als das ſelbſtgeſchaffene Werk Eurer Eitelkeit, oder die Furcht vor den Schrecken des uns zerſtörenden Todes. Tröſtet Euch immerhin damit und laßt mir meinen Glauben."

Erſtaunen bemächtigte ſich aller Gäſte. „Wie," ſagte endlich der Erzbiſchof, „ſo läugnet Ihr auch das Gewiſſen in der menſchlichen Bruſt?"

„Es hat Jeder Gründe für ſeine Thaten und weiß jede derſelben zu entſchuldigen. Was Ihr nun Gewiſſen nennt, iſt nichts als die Ueberlegung, daß man mit geringeren Mitteln und weniger Aufgebot der Kräfte zu demſelben Zweck hätte gelangen können. Eine Unſterblichkeit vermag ich ſo wenig daraus zu folgern, als eine Vergeltung nach dem Tode."

„Eure Geſinnungen ſind den Proteſtanten wie den Katholiken gleich gefährlich," antwortete der Prälat auf dieſe Rede, „und Ihr gehört zu keiner Partei. Ueberhaupt begreife ich nicht, wie Ihr irgend ein Intereſſe an dieſem Kampfe haben könnt, der doch mehr oder minder um geiſtige Freiheit gekämpft wird; denn wer Gewiſſen und Fortdauer nach dem Tode bezweifelt, dem muß jedes höhere Intereſſe gleichgültig ſein und nur das rohe Leben hat für ihn den höchſten Werth."

Von den proteſtantiſchen Herren äußerten mehrere eben nicht leiſe, Bertſeni müſſe völlig verrückt ſein;

Ragotzi bemühte ſich, einen Mittelweg einzuſchlagen, moderirte die ſchroffen Ausſprüche ſeines Freundes und ſtellte durch übelangebrachte Sophiſterei dennoch die Achtung nicht wieder her, welche Bertſeni in Aller Augen verloren hatte. Und wirklich wurde er von den Beſſern der Generale und Hauptleute der Kuruzzen von dieſem Tage an nur deßhalb noch geduldet, weil ihn der Fürſt mit ſeiner Freundſchaft beehrte; die Schlechtern allein machten mit ihm gemeinſame Sache.

Die Unterhandlungen begannen am folgenden Tage. Der Erzbiſchof wollte mit allem Ernſte die Ruhe Ungerns, aber gebunden vom Palatin Eſterhazy und dem Miniſterium, konnte er die heilſamen Schritte nicht thun, welche die Mißvergnügten foderten; verlangte doch der Palatin wie unſinnig, erſt ſollten ſich die ſiegreichen Ungern aller Vortheile begeben, die eroberten Feſtungen räumen und ſich hinter die Theiß zurückziehen, eh an Friedensunterhandlungen gedacht werden könnte. Durch ein ewiges Hin- und Herſprechen kam man doch nicht zur Sache. Ragotzi verlor, nachdem er ſeinen Willen beſtimmt erklärt und das Miniſterium, an welches wöchentlich der kolotzer Großpropſt, Johannes Viſa, als Bote ging, ſtets wieder von neuem eigenſinnig bei ſeinen Ideen beharrte, die Luſt an der Sache; denn er ſah, daß er mit der widerſinnigſten Dummheit und mit an Verrücktheit grenzendem, boshaftem Starrſinn kämpfend, keinen Schritt vorwärts konnte.

Zabrezky war zu ſeinem Heere zurückgekehrt und Ottokai ſtatt ſeiner ins Lager gekommen; denn Ragozi vertraute dem Erſtern den Oberbefehl lieber an, weil der öſtreichiſche General Heiſter, der an des elenden Schlick's Stelle gekommen war, ſelbſt während der Verhandlungen in Gyöngyös verwüſtend in Ungern eingefallen war. Clara war bei der Fürſtin Helena auf der munkatſcher Burg geblieben; Berzeviczi vom Fürſten an dieſe mit mehreren Aufträgen abgeſandt worden, worunter auch der, daß er Sophia's baldige Ankunft bei ihr melden ſollte. Wuk war noch nicht von der Fürſtin Amalia aus Wien zurück, und Paulina befand ſich allein von den Ihrigen in des Fürſten Umgebung. Sie wohnte mit Sophia Voris zuſammen und Beide waren der beſondern Obhut Franz Dobai's anbefohlen. Ein ſchöner Märzabend lockte Franz und Sophia ins Freie; das ſanfte Kind neigte ſich immer mehr der Liebe des edlen Jünglings und ohne daß ſie mit Worten ihr zart aufkeimendes Gefühl ausſprach, ohne daß er ſelbſt dieſe Saite berührte, waren ſie doch einverſtanden, daß ſie ſich einander theuer waren. Vorzüglich ging ſie gern an ſeiner Seite in die Thäler des Matragebirgs hinaus und horchte den Ergüſſen ſeiner ſchönen Seele über Natur und Leben mit ſtiller Bewunderung zu. Mit Wehmuth gedachte ſie dann ihres theuren todten Bruders und ihrer ſeligen Jugend im Jezeranathal. Paulina war während ihres kurzen Zuſammenſeins ihre Freundin geworden, ſo verſchieden auch Beide ihrem innern Weſen nach waren. Denn Paulina konnte die

hohen Gebilde nicht erfaſſen, ja kaum ahnen, welche als leuchtende Engel in Sophia's Seele ſtanden; Jene hatte das Leben mit ſeinen heitern, bunten Farben umſchmückt und ſie haſchte darnach wie ein frohes Kind; dieſe war über dieſe farbige Welt erhaben und ihre Stirn hatte der Purpurglanz einer überirdiſchen Morgenröthe geküßt. Aber die reine, edle Kindlichkeit hatten Beide gemein und als unſchuldige Kinder mußten ſie ſich lieben. Ein leiſes Bangen begleitete Sophia an dieſem Tage hinaus. Es war ſchon dunkel geworden, als ein Unger zu Paulina in die Stube trat und ſie in Dobai's Namen bat, ſogleich an einen beſtimmten Ort vor dem Marktflecken zu kommen; Sophia ſei von einem Uebel überfallen worden und fühle ſich ſehr ſchwach. Ohne ſich zu beſinnen eilte das gute Weib an die bezeichnete Stelle, dort wurde ſie von zwei verhüllten Männern ergriffen und in einen verſchloſſenen Wagen geſchleppt. Der Schreck raubte ihr die Beſinnung und ſie vermochte nicht einmal zu ſchreien.

Von unerklärlicher Angſt gefoltert, trieb Sophia zur Rückkehr an. Kaum waren ſie in den Flecken gekommen, als ein dienſthabender Huſar Dobai den Befehl brachte, ihm ſogleich zum Fürſten zu folgen, der ſchon einige Mal nach ihm geſchickt habe. Franz begleitete Sophia bis an ihre Wohnung und ging dann mit dem Huſaren. Er fand Ragozi in Franziska's Wohnung. Das ſchöne Mädchen empfing ihn ſehr

freundlich; es war Niemand als ihr Bruder noch zugegen.

„Die Gräfin," ſagte der Fürſt zu Dobai, „will Gyöngyös verlaſſen und ſich wieder nach Skathmar zurückziehen. Sie gibt den Abſchiedsſchmaus und hat Euch dazu eingeladen, Dobai. Zugleich hat ſie mich erſucht, Euch ihr als Begleitung und Schutz mitzugeben; denn ſie hegt großes Vertrauen zu Eurer Tapferkeit. Hätten die in unſeren Heeren ausgebrochenen Unruhen nicht Bertſeni von hier abgerufen, ſo würde er Euch ſchwerlich dieſen Ehrendienſt überlaſſen haben. Macht Euch demnach ihres Wohlwollens würdig."

Franz hörte an des Fürſten Ton, daß er dieſe Worte mit einem leiſen Widerwillen ſprach; noch eh' er etwas erwiedern konnte, ſagte Franziska zu ihm: „Ihr wißt, mein Freund, wie viel Intereſſe ich an Euch genommen habe und daraus mögt Ihr Euch meine Bitte erklären. Ihr geht doch gern mit mir? So viel ich vermag, will ich Euch recht gut unterhalten."

„Eure Güte überraſcht mich," ſagte der Jüngling betreten. „Wer aber wird Sophien nach Munkatſch bringen? Auch entbehrt Berzeviczi's Frau des Schützers."

„Glaubt Ihr," ſagte der Fürſt lächelnd, „daß ich nicht ſtark genug bin, Paulinen zu ſchützen? Sophia aber werde ich ſelbſt zu meiner Mutter führen; denn die Berathungen werden hier bald ein Ende haben. Mit Worten richten wir nichts aus, deſto mehr unſere Feinde; denn ſchon hat dieſer geſchäftige Schleicher,

Paul Okolitzani, den der Hof für ſeine Partei geworben, mir viele evangeliſche Glaubensgenoſſen durch Vorſpiegelung zu erwartender Vortheile abgewendet. Geht alſo nur getroſt mit der Gräfin und kehrt ſodann in mein Lager zurück. Ihr ſeid ihr ohnedies noch großen Dank für eine Verwendung bei mir ſchuldig; denn Oeskai hatte Euch des Ungehorſams angeklagt und bewieſen, daß der erfochtene Sieg auf einem meinen Befehlen zuwiderlaufenden Wege durch Euch erlangt worden ſei. Wenn mir nicht dieſe ewige Angeberei in den Tod verhaßt wäre und die Gräfin nicht ſo dringend für Euch gebeten hätte, ſo würdet Ihr der Strafe nicht entgangen ſein. Doch hütet Euch künftig vor dergleichen Beſchuldigungen. Gehorſam iſt des Soldaten erſte Pflicht, und nur was der General befiehlt, darf der Hauptmann ausführen."

Franz ſtand beſchämt; Franziska's zärtliche Blicke ruhten auf ſeiner Verwirrung.

„Wann befehlen Sie, daß ich reiſen ſoll?" fragte der Gekränkte etwas bitter.

„Die Gräfin gedenkt mit dem frühſten Morgen aufzubrechen. Schon ſteht ein Pferd für Euch bereit."

„Es wird mir angenehm ſein, Euch dieſe Nacht zu beherbergen," ſagte Karoli.

„Sie geben doch zu, Fürſt, daß der Hauptmann bei uns bleibt?" fragte Franziska.

„Ihr könnt bleiben!" redete dieſer zu Debal und dieſes Wort mußte ihm Befehl ſein. Mit Groll im

Herzen horchte Franz nicht auf den zauberiſch ſchönen Geſang Franziska's, bemerkte nicht die Gluthblicke, die ſie zuweilen auf ihn warf, ſondern drang nach einiger Zeit in den Fürſten, erſt Sophien ſein Lebewohl ſagen zu dürfen. Franziska konnte es nicht verhindern, doch mußte er verſprechen zur Tafel wieder da zu ſein. Verdrießlich ging er in die Wohnung der Frauen, fand aber Niemand zu Hauſe und mußte, um ſein Wort zu halten, wieder zurück. Seinen Mißmuth zu bezwingen, ſprach er dem Glaſe zu und ſeine Augen wurden für die Reize des Mädchens heller, die ſie ihm ſichtbar zu machen ſo ſehr bemüht war. Der Fürſt entfernte ſich bald und Franziska ließ ſich von Dobai die Geſchichte ſeines Lebens und ſeiner Schickſale erzählen. Offenherzig bekannte er ſeine Liebe zu Sophia, doch mit vorſichtiger Schlauheit wußte ſie ihn über dieſe Stelle hinzuführen. Ein vertrauter Ruhewunſch erhöhte den Eindruck, den ſie auf Franzens aufgeregten Geiſt gemacht hatte. Aber er fand auf ſeinem Lager die ihm gewünſchte Ruhe nicht und die Bilder der taubenſanften Sophia und der feurigen Franziska kämpften in ſeiner Seele mit einander. — Der frühe Tag ſah ſie ſchon zu Pferde. Ein knappes Reitkleid umſchloß die ſchlanke, herrliche Geſtalt der reizenden Brünette? ihre Locken flogen im Winde und eine lange Feder wetteiferte mit ihnen in der ſchwarzen Farbe und dem wellenförmigen Schwunge; der edle Hengſt bäumte ſich unter ſeiner ſchönen Laſt und flog, von ihrer Gerte getroffen, pfeilſchnell dahin, ſo daß Franz kaum nach-

zukommen vermochte. Durch die fruchtbaren Thäler des heveſer Comitats, wo ſich die Gebirge allmählig in die Ebenen der Landſtrecken der Jazygen und Kumaner verlieren, zogen ſie ſo vertraulich, als wären ſie Gatten oder Geſchwiſter. Nur ein Paar Reitknechte waren ihre einzige Begleitung, die ſich jedoch ſtets in ehrerbietiger Entfernung hielten, ſo daß Franziska ungeſtört alle Zauberneze, die ihr zu Gebote ſtanden, auf das Herz des tapfern Jünglings werfen konnte. Obgleich empfänglich für ihre Reize, ja ſogar ſchon von ihnen eingenommen, war Franzens Liebe zu Sophia doch von einer weit heiligern Art, als Franziska verſtehen konnte und dieſe Heiligkeit konnte ſelbſt nicht durch eine Untreue im gewöhnlichen Sinne vertilgt werden. Unmöglich konnte er ſeiner Begleiterin die Huldigung verſagen, die ihren Reizen zu gebühren, die ſie ſelbſt zu verlangen ſchien, aber Sophia ſtand ihm in einer ganz andern Welt, die kein unreiner Gedanke auch nur leis berührte, und ſo liebte er Beide, jede in einem andern Sinne.

Am zweiten Tag ihrer Reiſe langten ſie an der Theiß an, eine kleine Fähre ſollte ſie ans jenſeitige Ufer ſetzen. Nur eine Bank war darin und eng an einander gerückt ſaßen ſie darauf. Franziska's Athem ſtreifte Franzens Locken, ſie ſcherzte viel; plötzlich umſchlang ſie ihn mit dem Arme, den ſie nachläſſig auf ſeine Schulter gelegt hatte, und küßte ihn feurig auf den Mund.

„Nicht wahr, ich kann auch zärtlich ſein?“ fragte ſie ſchelmiſch. „Kann das Deine angebetete, todtblaſſe Sophia auch?“

Dieſe Frage durchzuckte ihn wie ein Dolchſtich; denn noch nie hatte er ſich eines äußeren Zeichens von Sophia's Liebe erfreut, noch nie hatten ſeine Lippen die ihrigen berührt, kaum hatte ſie ihm zuweilen einen Händedruck erlaubt.

„O, ich ſeh es Eurem Jammergeſicht an,“ rief ſie muthwillig, als er ſchwieg, „Ihr wollt mir keine Lügen ſagen, guter Hauptmann; Eure ſittenſtrenge Braut hat ſich von Euch noch niemals umarmen laſſen. Ihr habt mit dem bloßen Anblick vorlieb nehmen müſſen.“

„Ich bitt' Euch, Gräfin, verſchont mich mit derlei Bemerkungen über ein Weſen, was mir ſo theuer iſt, wie Ihr genugſam wißt,“ verſetzte er beleidigt.

„Euer empfindlicher Ton zeigt mir, daß ich die Wahrheit geſprochen habe; daß Ihr es heimlich zugeſteht und Euch nur gegen die Anerkennung derſelben ſträubt. Dafür müßt Ihr gleich beſtraft werden.“ Und mit beiden Armen ihn umfaſſend, küßte ſie ihn zu wiederholten Malen auf Wangen und Mund. „Armer Junge,“ fuhr ſie dann in einem neckend bedauernden Ton fort, „biſt ſchon ſo alt und haſt noch keine Küſſe geſchmeckt; wart' ich will Dich in die Schule nehmen. Sieh, ich küſſe gern, aber nur, wen ich recht gut bin und wer eine ſolche hohe Gunſt verdient. Der Graf Bertſeni würde mir zu Füßen ſinken, wenn ich ihm

nur die Hoffnung zu einem Kuſſe machte, und Dir geb' ich unzählige freiwillig."

Der junge Hauptmann war ſeiner Sinne kaum mächtig; begierig ſog er das ſüße Gift von des reizenden Mädchens Lippen, und der Unwille über die frivolen Sophia betreffenden Reden Franziska's wurde von der auflodernden Gluth der Begierde verdrängt. Wie ein fernes Wetterleuchten tauchte Sophia's Bild noch einmal in ſeiner Seele auf; wäre er auf dem feſten Lande geweſen, er hätte ſein Pferd abgewendet und, aus ihrer verführeriſchen Nähe entronnen, ſich retten können, ſo aber ſaß er eng an ihr auf der ſchmalen Bank und die ſchaukelnde Bewegung des Kahns warf ihn wieder an die gefährliche Klippe, an der ſeine Tugend ſcheitern mußte. Franziska erlaubte ſich nun gegen den berauſchten Jüngling alle Vertraulichkeiten und in den nächtlichen Herbergen galt er bald als ihr Gatte. Auf der ſkathmarer Burg angelangt, ſtellte ſie ihn ihrer Schwägerin als ihren Geliebten vor, und durchſtreifte täglich mit ihm auf der Jagd die Wälder. Da ſaß ſie auf dem flüchtigen Roſſe in einem kurzen Jagdkleid, um die blühenden Wangen ſpielten die dunklen Locken und ihr Auge ſtrahlte mit Luſt auf den ſchönen Mann, den ſie in ihrem Netz glücklich gefangen hatte. Seiner aber hatte ſich ein ſolcher Taumel bemächtigt und ſie wußte ihm immer den Becher ſo zur geſchickten Zeit zu reichen, daß er nicht aus dem Rauſche erwachte. Da keine Befehle des Fürſten ihn abriefen, ſo fiel es

ihm nicht ein, die wildromantiſche Gegend und das wildliebende Mädchen zu verlaſſen.

Acht Monate nachher, als Franziska und Dobai Gyöngyös verlaſſen hatten, ſaß auf dem Herrnſchloſſe in Ottochacz, das dem unglücklichen Boris gehört hatte, die arme Paulina mit ihrem Schmerze allein und obgleich ihre Thränen heftig floſſen, ſo fühlte ſie ſich doch wohl, allein zu ſein. Das verödete Schloß war in Ermangelung eines Erben an den König gefallen und dieſer hatte den ihm ſo gefälligen zum Oberſten erwählten Longueval mit der ganzen Herrſchaft belehnt. Die Spuren jenes Blutbades waren meiſt verſchwunden, nur der Saal, wo der Mord gewüthet hatte, trug Flecken an Boden und Wänden. Er wurde gar nicht bewohnt; auch ſollte es nicht geheuer darin ſein. Hierher hatte der ſchändliche Franzoſe ſeine Beute gebracht. Nur dunkle Kunde hatte Paulina, die gleichſam eine Gefangene war, von dem Gange der Verhandlungen und der Erneuerung des Kriegs, von ihren Angehörigen aber gar nichts vernommen. Aus dem einzigen Fenſter ihrer Zelle ſchickte ſie die noch immer ungeduldigen Seufzer und Blicke nach der Gegend hin, woher ſie allein Heil erhoffte, da fielen ihre Augen, als ſie eben das ſchöne Jezerathal hinanblickte, auf eine am Fuße des Schloß-

bergs hinwandelnde Geſtalt, die ſie augenblicklich an ihren Bruder Wuk und jenen Abend erinnerte, wo ſie ihn vom Garten auf der Burg von fern herkommen ſah und er ſie vom erſten Angriff Longueval's auf ihre Tugend befreite. Damals hatte der wunderbare Jüngling ihr auch den nachherigen Gatten Berzevitzi zugeführt, der ſie ſpäter nicht wieder verlaſſen hatte, bis des Fürſten Befehl ihn von ihr entfernte. Mit einer leiſen Ahnung ihrer Mutterſchaft hatte ſie ihn recht ſchmerzlich beim Abſchied umarmt und ihn nun nicht wieder geſehen. Vom frechen Longueval geſtohlen, hatte ſie hier in Ottochacz der Zeit ihrer Niederkunft entgegen getrauert, aber ihr Zuſtand hatte wenigſtens den Wollüſtling von jeder thieriſchen Zudringlichkeit abgehalten. Nur von ein Paar Weibern umgeben, hatte ſie eine Tochter geboren, die ſie dem Vater nicht in die Arme legen konnte. Ihre Thränen netzten ſpät und früh das ſchöne Kind und manche bange Ahnung durchflog ihr Gemüth. Schon waren ſeitdem zwei Monate verfloſſen, das ſchöne Weib war nur noch reizender wieder aufgeblüht und der ſtarke Gram ſchien ihr auch keinen Zug ihrer liebenswürdigen Bildung rauben zu können. Die kleine Eva ſchlummerte, Alles war ruhig um ſie her und die Bilder der Vergangenheit traten recht lebhaft vor ihre Seele. Sie erinnerte ſich jenes Abends ſo genau, daß es ihr war, als müſſe er ſich jetzt noch einmal wiederholen. Da erſchien jene Geſtalt abermals, nur noch näher; ſie erkannte Wuks Kittel, ſeine hölzernen Schuhe, den großen breitkrämpigen Hut und den an

beiden Enden zugespitzten Stock. Vor Freuden hätte ſie faſt laut aufgeſchrieen, da gab ihr der nun erkannte Wuk ein Zeichen und deutete auf die Sonne und den Ort ihres Untergangs, und ſie verſtand, daß ſie den Abend abwarten ſolle. Der Verkünder ihrer baldigen Freiheit verſchwand wieder und mit Wonne glänzenden Blicken ſah ſie noch nach der Stelle hin, wo er geſtanden hatte, da ſprengten mehrere Reiter den Berg heran, entſetzt fuhr ſie zurück — ſie hatte den gräßlichen Longuevall an ihrer Spitze erkannt. Gleich darauf trat er mit lüſternen Mienen in die Stube und ſeine Augen weideten ſich mit verliebter Verwunderung an der Schönheit Paulina's und der ſie noch erhöhenden Beſtürzung.

„Ich ſehe, Du biſt recht munter, mein Täubchen," ſagte er ſüß, „und ich wünſche nun im vollen Ernſte, daß Du mir alle Rechte Deines Ehegemahls abtreteſt. Zu lange haſt Du mich ſchmachten laſſen und nun gar keine Ausrede mehr."

„O, habt Erbarmen!" rief das Weib wehmüthig. „Zwingt mich nicht, mit Gewalt die Treue freventlich zu brechen, die ich vor Gott meinem Gemahl geſchworen."

„Poſſen! Dieſe Treue iſt nur ein eingebildetes Ding. Es gibt nur Liebe aber keine Treue. Unter ſo vielen Quälgeiſtern, die die Menſchen ſich ſelbſt geſchaffen, iſt auch die Treue einer. Du wirſt mir doch zugeſtehen, daß ich beſſer und zärtlicher zu lieben verſtehe, als Dein Mann? Wie hätte ich ſonſt ſo toll

ſein können, Dich zu ſtehlen? Alſo muſt Du mich doch nothwendig auch lieben; und nun wollteſt Du ſo grauſam gegen Dich ſelbſt ſein, Dir jeden ſüßen Genuß dieſer Liebe zu verſagen?“

„So lange mein Gatte lebt, bin ich ihm die Eide zu halten ſchuldig, welche ich an heiliger Stätte geſchworen.“

„Wenn's daran liegt, mein Kind, ſo vernimm daß Adam Berzeviczi nicht mehr unter den Lebendigen wandelt und Du demnach als Wittwe wieder ſo frei biſt, wie der Vogel in der Luft.“

„Du lügſt, Elender!“ rief Paulina erſchrocken.

„Wozu ſollte ich Dir etwas vorlügen? Du biſt ja in meiner Gewalt und kein Menſch ahnet, wo Du Dich befindeſt. Hier hört die Hexerei Deines Vaters auf. Wie er ſich auch den Kopf wird zerbrochen haben, er hat doch nicht herausgebracht, wo Du biſt. Daß aber Dein Mann todt iſt, erfuhr ich ohne alle Hexerei auf dem natürlichſten Wege. Der zu Rageczi übergegangene Simon Forgats wurde mit ſeinem beträchtlichen Heere im Juli vom General Heiſter bei Raab geſchlagen. Dein Mann ſtand unter Forgats, ich unter Heiſter's Truppen. Als die für Oeſtreich ſo glorreiche Schlacht vorüber war, ſuchte ich unter den todten Ungern, ob ich nicht einen Bekannten finden möchte, und da fiel mir denn Dein baumlanger Mann zuerſt in die Augen; ein Paar gute Kugeln hatten Eurer ungleichen Ehe ein Ende gemacht.“

Paulina hatte ihr Geſicht verhüllt und ſchluchzte

laut; ihr Herz ſträubte ſich, an die Liebespoſt zu glauben, und doch zwang ſie ihr ein dunkles Gefühl als Wahrheit auf.

„Nun, ich habe ſchon Mittel, die Dich tröſten ſollen," fuhr der Lüſterne lächelnd fort. „Was kann Dir Schöneres widerfahren, als Herrin dieſes Schloſſes und mein Weibchen zu ſein, ſo lang ich mich jedesmal hier aufhalte? Der Kaiſer hat mir dieſe Herrſchaft geſchenkt und Du befiehlſt hier in meinem Namen."

„Frevle nur an mir und meiner Wehrloſigkeit fort!" rief Paulina vor Schmerz außer ſich. „Für Deinen niederträchtigen Verrath am Fürſten hätte Dir wahrlich der Kaiſer nicht beſſer lohnen können, als daß er Dir dieſes blutbefleckte Schloß gegeben hat. Alle die hier Erſchlagenen kenne ich gar wohl; meine Sophia hat ſie mir genannt und ihre in dem Saale unten herumwandelnden Geiſter will ich zu meinem Schutz gegen Deine Bosheit anrufen. Sie waren alle treue Ungern und werden mir gegen Dich beiſtehen."

Der neue Oberſt zeigte ein augenblickliches Entſetzen in ſeinen Zügen, aber ſogleich nahmen ſie die vorige Glätte wieder an und beifällig lächelnd liſpelte er zu dem ſchönen Weibe gebeugt: „Nun, ich will es dieſe Nacht mit Dir und den Geiſtern verſuchen; auch mir kämpfen welche zur Seite, die Dich beſiegen werden, es ſind die ſchelmiſchen Amouretten."

Damit küßte er die Reizende auf den Purpurmund. Sie wehrte es nicht ab; denn die Klugheit gab ihr

ſchnell einen Plan ein und ruhig ſagte ſie: „So laßt mich wenigſtens jetzt in Frieden bis zur Nachtzeit, da will ich Eures Beſuchs gewärtig ſein.“

„So gierſt Du recht, mein zärtliches Täubchen,“ rief der Franzoſe entzückt und entfernte ſich, um ſeinen Burgvogt zu belohnen und ſeiner mit ihm gekommenen Dienerſchaft und einigen Soldaten aus ſeinem Regiment Wohnungen anzuweiſen. Erſt einmal war er in Ottochacz geweſen, als er Paulinen hierher gebracht hatte, und damals gelangte die Kunde von dem ſchrecklichen Ende der vorigen Beſitzer ſeines Schloſſes nur oberflächlich zu ſeinen Ohren; denn er hatte weder Luſt noch Zeit gehabt, ſich näher danach zu erkundigen; um ſo unangenehmer war es ihm jetzt, vom Burgvogt zu erfahren, daß es im Schloſſe zuweilen gewaltig ſpuke, und daß ſeine Begleiter, mit der ganzen Geſchichte bekannt gemacht, es mit Geiſtern aufzunehmen, eben nicht Willens waren. Ihm ſelber wurde es unheimlich zu Muthe, als er jene gräßliche Mordſcene vernahm.

Paulina war unterdeſſen vor der Wiege, worin ihr Kind ſüß ſchlummerte, auf die Kniee geſunken und hatte Gott inbrünſtig um glückliche Rettung aus den Klauen des Tigers angerufen. Das Kind erwachte und lächelte ihr zu, da glaubte ſie ſich erhört und ihre Thränen floſſen milder. Gleich darauf trat ihre Wärterin herein, ein ungriſches Weib, deren Mann in jener Nacht ermordet worden war und die mit mehreren andern ihrer Leidensgefährtinnen bei den gutherzigen

ettocharzer Bauern Obdach und Nahrung gefunden hatte.

„Ich muß Euch etwas sehr Wichtiges vertrauen," sagte sie mit heimlicher Geberde zu Paulinen. „Die Stunde Eurer Rettung ist gekommen. Als ich vorhin den Berg herauf stieg, trat mich ein Mensch an, wie ein Bettler gekleidet, und sah mir mit stechenden Augen lange und scharf ins Gesicht, so daß mir ganz bange wurde. Schon wollte ich verzagt wieder umkehren; denn ich meinte nicht anders, als er sei ein Mörder, da faßte er mich sanft bei der Hand und sagte: „Ihr seid ja die Ungerin, die der armen Frau da oben auf dem Schlosse dient und ich darf mich Euch vertrauen; denn Ihr liebt Paulina Zabrezky." Mehr als mein Leben, antwortete ich der Wahrheit gemäß. „Nun wohl," fuhr er fort, „das soll Euch vergolten werden; wißt, daß ich der Bruder jener Gefangenen bin und sie mit Eurer Hülfe zu befreien gedenke." Obgleich ich nun dem Fremden vorstellte, daß der Herr des Schlosses mit seiner Dienerschaft gerade zugegen sei, so überredete er mich doch, daß gerade heute Nacht die beste Zeit zur Rettung sei."

Paulina fiel der Frau um den Hals und küßte sie. „Ja," rief sie aus, „es ist mein Bruder; auf ihn habe ich immer vertraut; denn er allein war es, der mich aus dieser schmählichen Haft befreien konnte. Gott wird uns beistehen. Schon bin ich von Wuks Anwesenheit unterrichtet, ich habe ihn selbst gesehen und darauf gebaut, mich vor des Obersten Gewaltthätig-

keiten zu ſchützen. Auf dich hatte ich ſchon gerechnet und erwartete dich, um mich dir zu entdecken; nun hat er es ſelbſt übernommen und es iſt ſo noch beſſer."

„Sobald die Nacht herein gekommen ſein wird, ſoll ich ihm die hintere Hofpforte öffnen; den Weg verſichert er dann allein zu finden."

„So thue es in des Heilands Namen!" ſagte Paulina.

„Auch ſagte er mir, daß er nicht ohne Begleitung ſei und Pferde genug bei ſich habe, um ſchnell von dannen zu kommen."

Da umarmte Paulina die Sprecherin noch einmal und ſank, ihren Säugling im Arm, den ſie hoch dem Himmel entgegen hob, noch einmal zum Gebet nieder. Die Wärterin vergoß ſtille Thränen und betete mit. Beide bereiteten ſich dann zur Flucht vor, wickelten das kleine Töchterchen in Windeln und warme Tücher und erwarteten mit banger Ungeduld die Dämmerung. Kaum war dieſe in die Gänge des düſtern Schloſſes eingekehrt, während der ſcheidende Tag ſich draußen noch auf den Bäumen wiegte, als Longueval wieder in Paulina's Zimmer trat. Es war daſſelbe Gemach, welches einſt ihr Namensbruder Paul bewohnt hatte, gerade darunter der ſchauerliche Saal. Anſcheinend gleichgültig ſaß ſie am Fenſter und blickte in das Thal hinab, durch das eben mehrere Reiter zogen. Die Ahnung, daß dieſe ihre Befreier ſein möchten, erfüllte ihr Herz mit ſüßem Beben. Mit honigſüßem Geſicht trat der ſchmeichleriſche Franzoſe vor ſie; ſein Haar duf-

tete von köſtlichen Salben, ſeine Glieder waren in ein weites Negligé gehüllt.

„Ich ſagte Euch zur Nachtzeit," redete ihn Paulina empfindlich an, „und Ihr kommt, da der Tag mir noch durch die Fenſter ſcheint. Wohl ſehe ich ein, daß ich mich in mein Schickſal ergeben muß und ich will mich darein finden, ſo gut es geht, aber der Tag ſoll nicht meine Schande ſehen und nicht von Euch gezwungen will ich mich mit Euch vermählen. Auf, veranſtaltet ein Feſt, laßt Euren Dienern Wein in Fülle reichen, damit ſie wiſſen, daß Ihr heute die Liebe keines gemeinen Weibes genießt! Und uns ſelbſt laßt durch die Freuden der Tafel einen wohlthätigen Rauſch einflößen, damit die nächtliche Feier unſerer Vereinigung recht würdig begangen werde."

„O Du biſt ein himmliſches Weib," rief Longueval ganz entzückt, „an ſo etwas hätte ich vor lauter Zärtlichkeit nicht gedacht; denn ich habe nur ſtets einen Gegenſtand als Ziel meiner Wünſche vor Augen. Aber Dein Wille ſoll ſogleich erfüllt werden." Und fort eilte er, das Feſt zu bereiten. Paulina hatte liſtig ihren Zweck erreicht, ſeine Entfernung. Die Nacht zog jetzt von dem Thal auch auf die Berge herauf; die Wärterin ging, die Pforte zu öffnen. Wuk ſtand ſchon an der Mauer und mit wenigen Worten unterrichtete ſie ihn von der Lage der Dinge. Die kleine Mannſchaft des Schloſſes mit den neu hinzugekommenen Begleitern des Schloßherrn

wurde allmählig ſehr lebhaft. Aus dem Dorfe wurden mehrere Spielleute heraufgeholt, bald klangen einige Waldhörner und die Geigen ſpielten luſtige Tänze. Die Nacht wurde finſter und finſterer, und unter ihrem Schutze und dem lauten Getöſe des Zechgelags ſchlich ſich Wuk mit ſeinen Geſellen über den Hof, die ſteinerne Wendeltreppe herauf und in den großen Saal. Als wenn er hier Jahre lang gewohnt hätte, ſo genau ſchien ſeine Localkenntniß im Schloſſe zu ſein, und ſo ſicher waren ſeine Schritte. Oben aber wurde die Tafel zubereitet und die dampfenden Gerichte luden zum Genuß ein. Longueval ſchwelgte in einem Strome gemeiner Sinnenluſt und ſeine Phantaſie war unermüdet, Alles recht zauberiſch anzuordnen. Paulina ermangelte nicht, ihm Beifall zuzunicken, obgleich die größte Angſt ihr Herz zermalmte. Der Wein hatte alle Köpfe auf dem Schloſſe eingenommen, Longueval, obgleich heftig berauſcht, befahl, ihn nun mit ſeiner Geliebten allein zu laſſen. Alle befolgten ſein Wort und die Wärterin entfernte ſich ebenfalls mit dem Kinde. Jetzt ſchlang er ſeinen Arm um das beängſtigte Weib, ſie that einen Schrei und im Saale unten erhob ſich plötzlich ein furchtbares Getöſe. Eben ſchlug die Mitternachtsſtunde. Mit ihrem Klange krachten Schüſſe im Saal, Säbel klirrten an einander und Angſtgeſchrei erſchallte nicht anders, als ob ein Haufe gewaffneter Männer gegen den andern fechte. Der Franzoſe fuhr entſetzt auf.

„Hört Ihr," rief Paulina triumphirend, „das ſind die blutigen Geiſter dieſes Schloſſes, die ich zu meinem Schutze angerufen. Sie nahen! Sie kommen! Wohlan, wo ſind denn die Eurigen, daß Ihr Euch zum Kampfe ſtellt; Ihr wolltet es ja heute mit dieſen Nachtwandlern aufnehmen; ſie werden Euch beim Worte halten."

Longueval's Haare ſträubten ſich, ſeine Arme zitterten; aber er gewann es doch über ſich, nach der Thür zu ſtürzen und den Namen ſeiner Diener zu rufen. Mit todtenbleichen Geſichtern und verzerrten Mienen rannte einer herein und verkündete mit angſterſtickter Stimme, daß ſie bereits geflohen ſeien, gleichſam als wäre der Teufel ſelbſt hinter ihnen. Aber es ſei auch als ob das Schloß plötzlich von Geiſtern wimmle, man ſähe ſie bewehrt durch die Gänge ſchreiten und ſich herumtummeln, ja auf einander feuern. Kaum hatte er die unzuſammenhängende Erzählung beendigt, als man deutliche Fußtritte auf der Treppe vernahm. Longueval's Augen traten aus ihren Höhlen, ſein Geſicht wurde von der entſetzlichſten Angſt zur teufliſchen Fratze verzerrt, ſeine Arme waren ausgeſpreizt und ſchlotterten wie ſeine Kniee. Die Thür ſprang auf und Wuk ſchritt im Kittel herein. Kaum hatte ihn der Franzoſe erblickt, als er laut aufſchrie und ohne Beſinnung zu Boden ſtürzte. Paulina eilte ihrem Bruder in die Arme. Ungehindert ſchritten ſie die Treppen hinab über den Hof und zur Pforte hinaus. Das Schloß ſchien wie ausge-

ſtorben. An der äußern Thür ſtand die Wärterin mit dem Kinde; die ungriſchen Reiter ſchloſſen ſich an ſie an und ſo ging der Zug langſam und ſtill den Berg hinab. In einem Gehölz, das an das Jezeranathal grenzte, ſtanden die Pferde, von einem Knechte bewacht. Mit der größten Stille und Ordnung wurden ſie beſtiegen und durch das Dunkel der Nacht ritten ſie ſchweigend, von Wuk angeführt, über die Höhen des Capellagebirges. An der Grenze Kroatiens und Bosniens ſich hinhaltend, ſetzten ſie bei Granditska über die Save und bei Vukovar über die Donau, ſo daß ſie nun zwiſchen der Donau und der Theiß in jenen unüberſehbaren Ebenen hinauf reiſten, von welchen die ketskemeter Haide einen groſſen Theil ausmacht.

Wuk war die erſte Nacht ſtumm vor ſich hin geritten und hatte auf die Fragen ſeiner Schweſter nicht geantwortet. Die öden Gebirgswege, auf denen er in der finſterſten Nacht den Führer machen mußte, ſchienen ſeine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch zu nehmen, doch ſtellte er ſich ſo ſicher an und irrte nie, daß ſich Alle darüber verwunderten. Als nun aber der Tag anbrach, geſellte er ſich zu Paulinen, die mit ihrem Kinde beſchäftigt war. Ihre erſte Frage betraf ſogleich ihren Gemahl.

„Du biſt meine Schweſter und des weiſen Zabretzky Tochter," antwortete er, „und deßhalb mußt Du Alles ertragen, was das ſchreckliche Loos dieſes

Landes als Dein Theil Dir aufdürdet. Berzeviţi iſt todt.“

„So iſt es doch wahr?“ jammerte Paulina. „Mein armes Kind ſieht ſeinen Vater nicht.“ Thränen erſtickten ihre Stimme. Wuk feierte ihren Schmerz mit Schweigen. Als ſie ſich ausgeweint hatte, fuhr ſie fort: „Ach, erzähle mir, wie er gefallen; ich will den bittern Kelch ganz trinken.“

„Als Dich jener erbärmliche Franzoſe in Gyöngyös ſtahl,“ erwiederte Wuk ernſt, „war ich in Wien bei der Fürſtin Amalia. Aber mein Geiſt ſagte es mir an, daß Euch ein Unglück bevorſtehe und ich eilte nach Ungern zurück, ich kam jedoch um einige Tage zu ſpät. Der Fürſt hatte Alles aufgeboten, um etwas zu erfahren, doch auch nicht die entfernteſte Spur von Dir und Deinen Räubern war vorhanden, man konnte nicht einmal vermuthen, daß Du wirklich geraubt worden ſeiſt, noch viel weniger von wem und wohin man Dich gebracht. Sophia Boris war untröſtlich; denn auch ihr Freund und Beſchützer, Franz Dobai, hatte auf Befehl des Fürſten den Ort verlaſſen müſſen. Damals war ich über Dein Schickſal ſo ungewiß, wie alle Andern. Berzeviţi's Schmerz, als er zurückkehrte, war erſchütternd; er hatte keine Ruhe mehr, und als die Verſammlung von einander ging, und Heiſter's Gräuelthaten uns zur Erneuerung des Kriegs zwangen, zog Berzeviţi aus, um im Gewühl der Schlachten ſich auszutoben. Das Kriegsfeuer loderte von allen Seiten auf; Karoli ſtreifte

bis vor Wien, Bertſeni nahm ganz Ober-Ungern wieder ein. Simon Forgats ſtand bei Koroms unweit Raab, unter ihm Berzevitzi: da überfiel ſie Heiſter; es war ein hitziges Gefecht und Dein Mann war einer der Erſten von den vielen treuen Ungern, welche ihr Leben hier verloren. Noch während der Schlacht rückte Karoli aus Oeſtreich herbei, ich ſtand unter ſeinen Fahnen; aber die Hülfe kam zu ſpät; ſchon flohen die unordentlichen Fußvölker der Kuruzzen. Wir kamen nach Sarvar, dort ſtieß der geſchlagene Forgats zu uns und ich erfuhr Berzevitzi's Tod. Drei Wochen nachher rächten wir ihn furchtbar; denn im kethelzer Thal bei St. Gotthard hieben wir ein ganzes öſtreichiſches Heer unter dem grätzer Burgbefehlshaber Rabatta zuſammen und machten ungeheure Beute. Der alte Erzbiſchof Szecheni war unermüdet, den Frieden zu Stande zu bringen, der König ſchien von neuem dazu geneigt, auch unſer Fürſt konnte ſich nicht recht halten; denn haufenweiſe lief das liederliche Landvolk von den Fahnen und die Obergenerale Bertſeni, Karoli, Forgats und Anton Eſterhazi waren ſtets neidiſch auf einander und handelten nie mit kräftiger Eintracht bei ihren Unternehmungen. Eine zweite Unterhandlung zu Gyöngyös führte nicht weiter als die erſte. Okolitzani hatte alle Lutheriſche gegen den Fürſten aufgehetzt und ihnen die Gnade des Königs verſprochen, aber Ragotzi wußte ſie durch Briefe des Königs von Frankreich von der Lüge dieſes Betrügers und ſeinen red-

lichen Absichten zu überzeugen. Vor vier Wochen sind nun wieder Bevollmächtigte beider Theile in Schemnitz zusammengekommen und auch zwei Botschafter von England und Holland erschienen dort, um im Namen dieser Seemächte den Frieden zu vermitteln. Während einer abermaligen, langwierigen Unterhandlung nahm Forgats Kaschau und Eperies ein, aber Ragozi verlängerte auf des Erzbischofs Gesuch den Waffenstillstand. Die Bevollmächtigten des wiener Hofs, der Graf Seilern an ihrer Spitze, waren unverschämt in ihren Forderungen und muteten den Ungern, die sich jetzt die Verbündeten nennen, Dinge zu, die uns Alle empörten. So weit sind die öffentlichen Angelegenheiten bis jetzt gediehen."

Wuk hatte, ohne viel auf Paulina zu achten, erzählt, nur ihr Schluchzen hatte ihn zuweilen unterbrochen. Jetzt, da er schwieg, fragte sie: „Wo sind meine Eltern und Stepie?"

„Bei der alten Fürstin auf der munkatscher Burg, wo sich die hohe Frau still und zurückgezogen aufhält."

„Und Sophia Boris?"

„Man sagt, sie habe sich mit ihrem Diener Haschan wieder in ein Kloster begeben; denn Franz Dobai ist, ihr untreu, nicht wieder zu dem Heere zurückgekehrt."

„So sind sie Alle zerstreut oder todt, die ich liebte!" klagte Paulina, aber das Kind an ihrer Brust erinnerte sie, daß ihr Ersatz geworden sei. Als

ſie das Geſicht der ſchlummernden Eva betrachtete und ihr Berzevizi's Züge daraus entgegen traten, begann ſie von neuem heftig zu weinen.

„Jammere nicht," ſagte Wuk ſanft und feierlich; „wozu weinen über das, was uns Alle bald ſelbſt erwartet. Ungern wird nicht mehr aufſtehen; ſeine Kinder ſind geborne Sklaven und werden es bleiben. Der edle Fürſt hat den guten Glauben; er mag ſich daran begnügen: wir wollen ihm nicht grauſam denſelben entreißen. Iſt es nicht ſchon ein Fluch für mich, daß ich alle Wünſche und Plane vereitelt, daß ich das böſe Ende dieſes Kampfes ſehe? O, wir würden verzweifeln in dieſer Nacht des Jammers, wenn nicht andere Ahnungen unſere Seele ſchwellten! In dem innerſten Leben meines Geiſtes ſtrahlt ſchon die Wonne eines andern freien Wirkens, aber es iſt nur erſt die Wonne über ſeine Gewißheit, die That ſelbſt und die entbundene Kraft wird ſich anderswo bewegen, als hier. Wir werden uns auch nach dem Tode noch lieben."

Verwundert hatte Paulina dem Redefluſſe ihres ſonſt ſo ſtummen Bruders gehorcht und ſeine gewichtigen Worte goſſen lindernden Balſam in ihr Herz. Dann ſagte ſie: „Wie aber kommt es, Wuk, daß Dir die Sprache ſo geläufig iſt? Sonſt hörte man in Jahren nicht ſo viel von Dir, als Du jetzt in einer Stunde geſprochen haſt."

„Der Drang des Lebens hat mich aus mir ſelbſt herausgeriſſen; aber ich fühle es wohl, die Zeit iſt

gekommen, wo ich wieder in mich einkehren ſoll; doch nicht mehr wie ſonſt werde ich in ſtillen Ahnungen und Vorgefühlen leben; meinem Geiſte werden dieſe jetzt in lebendigen, farbigen Bildern vorgeführt, gleich dem Leben, in das ich ſelbſt gerathen bin. Sonſt wußte ich nichts von dieſem Treiben und mein Sinn war noch nicht durch Schmerzen zum regen ſelbſtbewußten Leben geboren, jetzt hab' ich die Welt gefaßt und die Zukunft wirkt die Gebilde ſelbſt in die Seele. Durch dieſe neue Stufe der Vollkommenheit, die mein inneres Weſen erſtiegen hat, iſt mir allein Deine Befreiung gelungen. Wie anders hätte ich ſonſt den Ort Deines Aufenthaltes entdecken können?"

„Ich bin voll Verwunderung und bitte Dich, mir mehr über Deinen ſonderbaren Zuſtand mitzutheilen."

„Als ich dieſen Sommer wiederum mit Briefen zur Fürſtin Amalia nach Wien reiſen mußte, fiel ich durch meine Sorgloſigkeit in die Hände öſtreichiſcher Soldaten, die mich für einen Spion hielten. In meiner Haft träumte ich des Nachts, wie ich mich befreien könnte, ja ich ſah mich den ganzen Weg nach Wien machen, der Fürſtin den Brief übergeben, hörte ihre Worte und machte die Reiſe auch wieder zurück. Jeder einzelne Umſtand dieſes Geſichtes war mir treu im Gedächtniß zurückgeblieben, als ich wie von einem Schlage erwachte. Schnell führte ich ſogleich meine Flucht aus, wie ſie mir der Traum gezeigt hatte und auf dem ganzen Wege und zurück

traf jeder Umſtand ſo ein, wie er mir ſchon bewußt war. Als ich nun, wieder in Munkatſch angelangt, eines Mittags, wo die Sonne ſehr heiß ſchien, in einem Gebüſch des Gartens mit dem lebhafteſten Gedanken an Dich eingeſchlummert war, ſah ich mich den ganzen Weg nach Kroatien machen, ſah das Schloß und Dich am Fenſter, erkannte Deine Wärterin als eine Dir ergebene Frau und wußte die Gefahr, in welche Dich die Ankunft des mir verhaßten Franzoſen brachte. Alle Gänge des Schloſſes wurden mir bekannt und ich erfuhr durch eine höhere Eingebung die Art, wie Du am geſchickteſten zu retten ſeiſt. Daher war mir kein Ort im Schloſſe fremd und ich vermag Euch ſicher durch Nacht und Gebirge zu leiten."

Die Unterhaltung der Geſchwiſter führte Wuk auf ſeine frühere Lebensweiſe und die erſtaunte Paulina erfuhr, daß er jetzt in der dritten Periode ſeiner geiſtigen Entwickelung begriffen ſei. Bald ſprach er wie ein ernſter geheimnißvoller Deuter der Zukunft, bald ſo rührend und unſchuldig wie ein Kind, ſo daß ſie ſich wechſelsweiſe von ihm angezogen und abgeſtoßen fühlte.

Als ſie auf die meilenlange öde Haide kamen, welche ſich zwiſchen der Donau und Theiß bei Ketskemet ausbreitet und auf mehrere Tage langer Reiſe dem Auge nichts bietet, als Hügel von Flugſand, die ein Windſtoß wieder wo anders hinführt, und nur zuweilen dürftiges Gras, ſtellten ſie die Eilmärſche

ein und zogen nur langsam vorwärts. Da die Tage sehr kurz waren, so mußten sie oft spät in der Nacht noch reiten, da die Orte auf dieser Steppe sehr einzeln und weit von einander liegen, so daß sie oft um Mitternacht erst eine Herberge erreichen konnten. Sobald es zu dunkeln begann, bemerkten sie oft in mäßiger, oft in weiter Entfernung eine Rakete in den nächtlichen Himmel steigen. Manchmal konnte der Ort, wo sie angebrannt wurde, mehrere Meilen weit von ihnen sein, aber da das Land dort nur eine Ebene ist, so leuchtete ihnen der glänzende Feuerstrom, den die Rakete durch die finstern Räume der Luft zog, jedesmal in die Augen. Wuk befragte sich in den Herbergen vergeblich nach dem Grunde dieser Feuerzeichen; man betrachtete die Reisenden geheimnißvoll und entschuldigte sich mit Unwissenheit. Eines Tages wollten sie noch ein Dorf erreichen; auf einem großen Rasenplatze unweit desselben stieg plötzlich in ihrer Nähe wieder eine Rakete zu einer erstaunlichen Höhe; gleich darauf vernahmen sie starke Stimmen und langten bald bei einer großen Versammlung an. Kaum wurden sie von dem zahlreichen Volkshaufen bemerkt, als man sie auch sogleich umringte und ihnen die Waffen abforderte. Der Uebermacht weichend, folgten sie dem immermehr anwachsenden Menschenstrom und wurden von ihm im Triumph zu einem großen Feuer gezogen, um welches eine unübersehbare Masse bewaffneter Kumaner gelagert war. Aus den lauten Aeußerungen derselben wurde Wuk inne,

daß man ſie für Oeſtreicher oder öſtreichiſch geſinnte Ungern halte. Aus der Mitte der Gelagerten erhob ſich bei ihrer Annäherung ein ſchlanker Mann, in einen weißen Mantel gehüllt und mit einem großen Hute bedeckt. Aus ſeinem Anſtande und dem Zurückweichen der Andern konnte man abnehmen, daß er einer der Anführer dieſes kriegeriſchen Haufens ſei. Er ſchritt auf Wuk zu, kaum hatte er aber deſſen von der Flamme des Feuers erleuchtetes Geſicht erkannt, als er ihn mit einem Freudenrufe umarmte. Da Hut und Mantel fielen, ſahen die Reiſenden Franz Dobai vor ſich ſtehen.

„Wie kommſt Du in dieſe Gegend?“ fragte Wuk den freudig Erſtaunten.

„Ich verſammle die Jazygen und Kumaner zu neuem Kampfe,“ erwiederte er. „Faſt ſcheint es, als ob Du von den neuſten Ereigniſſen nichts wüßteſt. Was hat Dich ſo weit von dem Heere der Verbündeten geführt?“

Wuk erzählte kurz ſeine Reiſe und ſtellte ihm ſeine Schweſter vor. Dobai war hoch erfreut und ein ſehr trüber Zug in ſeinem Geſichte ſchien zu weichen.

„So wißt denn,“ fuhr er nachher fort, „daß ſich die Zuſammenkunft in Schemnitz auch zerſchlagen hat, ein höchſt alberner Menſch, Baron von Seilern, betrug ſich als wiener Unterhändler ſo abgeſchmackt und übermüthig gegen den Fürſten, als habe ſein Herr Sieg und Recht in den Händen, daß Ragozi unwillig die Stadt verließ und ſich ſogleich zum Kriege

thätige. Alle Generale und Hauptleute ſind in ganz Ungern ausgeſandt, um friſche Truppen zu werben und das Heer zu verſtärken. Mich ſiehſt Du hier zu demſelben Zwecke und in Kurzem werde ich mit einem Heerhaufen abgehen, um mir in der Schlacht den Tod zu holen, wie Euer edler Gemahl, gute Frau!"

„Und warum gerade den Tod?" fragte Paulina, „iſt Eure Liebe zu Sophia ſchon ſo erkaltet, daß Ihr lieber ſterben, als ſie beſitzen wollt?"

„O, ich bitte Euch," rief der junge Mann ſchmerzvoll, „erwähnt mir dieſe edle Unglückliche nicht, denn ſeit habe ich mich an ihr vergangen."

„Ich begreife Euch nicht!" entgegnete Paulina beſorgt. „Mein Bruder ſagte mir zwar, daß Ihr lange abweſend wart, aber mehr weiß ich nicht."

„Nun, ſo erfahrt, daß ich Sophien ſchändlich untreu, und in den Armen eines ſinnlichen Weibes mir ſelbſt verächtlich geworden bin. Und als ich mir meiner Schmach nun recht bewußt war, als ich mich aus ſolch unwürdigen Banden losriß, und zu meiner Pflicht zurückkehren wollte, war die Theure verſchwunden. Ich habe ihre Liebe und die Zuneigung des Fürſten verſcherzt und bin hier, auf eigene Hand mir ein Heer zu werben, um mit meinem Leben wenigſtens noch ſo viel zu nützen, als mir möglich iſt."

Dieſe und ähnliche Aeußerungen Dobal's ließen auf gänzlichen Lebensüberdruß ſchließen und in der Nacht, welche die Reiſenden bei ihm zubrachten, über-

zeugten ſie ſich genügend, daß der ſonſt ſo heitere Jüngling ein düſterer in ſich gekehrter Kopfhänger geworden war. Am frühen Morgen ſchieden ſie traurig von ihm und begegneten vielen Einwohnern des Landes, welche auf die gegebenen Einladungen mit der Rakete zu ſeinem Haufen ſtrömten.

Als ſie in Munkatſch ankamen, fanden ſie Alles in der größten Bewegung. Eben war man zur Abreiſe gerüſtet und kaum wurde ihrer geachtet; nur wenig Minuten konnte Ragozi, der erſt vor einigen Tagen von der Belagerung Neuhäuſels angekommen war, der geretteten Paulina ſchenken; weinend lag ſie in ihrer Mutter Armen. Der Fürſt und die Generale verließen noch an demſelben Tage die Burg und gingen zu ihren Heeren. Ragozi eilte zur Belagerung von Leopoldſtadt; Wuk begleitete ihn. Neuhäuſel war bereits übergegangen. Nach wenigen Tagen vernahm man ſchon von Heiſter's Anrücken mit einem großen Heere. Ragozi verſammelte die meiſten ſeiner Generale um ſich, übertrug die Belagerung der Stadt dem Oberſten la Motte und zog den Oeſterreichern entgegen. Seine ganze Macht ſtand faſt unter ihm verſammelt. Vor Leopoldſtadt waren mehrere Freibeuterhaufen zu ihm geſtoßen, ſo auch der, welchem Franz Dobai befehligte. Gerade am dritten Tage des Weihnachtsfeſtes waren ſie ausgezogen und ſchon am andern Tage zeigten ſich Feinde. Ragozi gedachte eine gute Stellung hinter Tyrnau an einer Anhöhe einzunehmen, aber Bertſeni wußte ihn wie

ein böſer Genius zu befehlen, daß er es eine Stunde unterhalb der Stadt, zwiſchen dem Parma- und Renabache, gegen ſeine beſſere Einſicht, that. Als Donnerſtags, den 26. December, die Sonne ſich erhob, erhellte ſie die glänzende Waffenreihe der beiden gegenüberſtehenden Heere. Die Kurutzen thaten auf Heiſters einen wüthenden Angriff, ſo daß das öſtreichiſche Heer ſogleich zurückwich. Die Haiducken und Kummer; waren es vorzüglich, und Franz Dobai unter ihnen, welche dem Feinde mörderiſch zuſetzten. Schon hatte Heiſter von dem Säbel eines Haiducken eine ſtarke Wunde erhalten und dieſer ſchon wieder den Arm zum Todesſtreich erhoben, als ein Officier den Hieb auffing. Schon glaubten die Ungern ſich des Siegs freuen zu dürfen, als ein Hauptmann, Namens Sandy, mit fünfhundert Deutſchen, meiſt Kavallerie, plötzlich zu Heiſter übergieng und die eigenen Kanonen der Kurutzen gegen ſie ſelbſt kehrte. Eine allgemeine Bewegung des Schreckens entſtand im Heere und ein heftiges Drängen nach der einen Seite. Hier war die Gefahr am ſtärkſten und ſcharenweiſe ſtürzten die Menſchen. Der Fürſt wollte nach jenem Punkt ſprengen, als ſein Pferd plötzlich von einer Kugel getroffen ſtürzte und ihn unter ſich warf. Wurf riß ihn ſogleich in die Höhe, half ihm auf ſein eigenes Pferd und rettete ihm ſo das Leben. Ohne ſich einen Augenblick zu lange aufzuhalten, eilte Ragotzi nach dem Orte der Gefahr, aber zu ſeinem Erſtaunen ſah er ſich plötzlich von ſeinen Generalen

und den vornehmſten Magnaten, die im Heere ſtanden, umringt, die ſein Roß beim Zügel faßten und ihn nicht von der Stelle ließen. Vergebens drohete Ragozi jeden, der ihn aufhalte, als Feind zu behandeln und zu erſchießen, vergebens bat, ja flehte er rührend, wie ein Kind, ihn nicht in der Bahn ſeines Waffenruhms aufzuhalten, vergebens beſchwor er ſie, ihm den ſchon erfochtenen Lorber über die Oeſtreicher nicht mit Gewalt und wahrhaft muthwillig vom Scheitel zu reißen; ſie verſicherten ihm, ſie würden ſein ihnen und ganz Ungern ſo theures Leben nimmermehr der größten Gefahr ausſetzen, welche ihm in den vorderſten Reihen der Kämpfenden drohe, und obgleich der Fürſt mit den Zähnen knirſchte vor Wuth, er wurde von ſeinen eigenen Leuten nicht anders als ein Gefangener hinter das Treffen geführt. Kaum aber hatten ſeine muthigen Reiter den Uebergang Sarody's und die Wegführung ihres Fürſten bemerkt, als ſie, etwas Böſes ahnend, ſogleich eilig die Flucht ergriffen, das Fußvolk, welches ohnedies wenig taugte, folgte ihnen nach und räumten ſo Heiſter das Siegsfeld, der indeſſen nicht einmal die Fliehenden verfolgen ließ, ſo ſehr hatte dieſer Sieg alle ſeine Kräfte erſchöpft. Nur hundert und achtzig Ungern lagen auf der Wahlſtatt. Die fliehenden Truppen wurden von Bertſeni bald wieder geſammelt und von Karoli, der mit einem bedeutenden Heere wieder zu Ragozi ſtieß, der Verluſt erſetzt. Gleich zu Anfang des Jahres 1705 ſtreifte Karoli mit ſtarken Heerhaufen an der Donau hin-

auf und kam ſengend und brennend bis in die wiener Vorſtadt. Dort holte er ſich gelobter Maßen den Dukaten wieder, den man ihm einſt als Ungernzoll hier abgenommen hatte. Alle durch die verlorne Schlacht bei Zenta an die Oeſtreicher übergegangenen Plätze ergaben ſich den Verbündeten wieder, indem ſich Heiſter vergeblich abmühte, dem kühnen Kaval nachzujagen, der ſelbſt den Kaiſer bange machte. Denn der fromme, ſchwache Leopold befahl ſehr ernſtlich, man möge die ungriſchen Unruhen endlich einmal beizulegen ſuchen. Der alte Erzbiſchof Szecheni mußte nun abermals zum Fürſten nach Erlau wandern, wohin dieſer ſeine Winterquartiere verlegt hatte, aber ſo höflich ihn auch Ragotzi empfing, ſo ehrerbietig er ihm behandelte, ſo konnte er doch nun auch kein Wort mehr von Friedensunterhandlungen hören und verbat ſich im Ernſt alle Erwähnung eines Friedens mit Oeſtreich, zu dem früher Niemand mehr geneigt geweſen ſei, als er; aber dem wiener Cabinet zum Spotte zu dienen, halte er unter ſeiner Würde. In Ragotzi's Lager waren unterdeſſen franzöſiſche Emiſſaire und bairiſche Geſandte eingetroffen, welche ihn des Beiſtandes ihrer Herren verſicherten. Kurfürſt Maximilian von Baiern ſchrieb ſogar eigenhändige Briefe an den Fürſten, worin er ihm Plane zu ihrer Vereinigung vorlegte. Endlich ließ ſich auf beſondern Antrag der Seemächte: England und Holland, der Fürſt doch wieder in Unterhandlungen ein, aber im Verlauf derſelben, im April wurden ſie durch die

Nachricht, daß der Kaiſer Leopold geſtorben ſei, unterbrochen. Sein Nachfolger Joſeph zeigte zwar mehr Kraft und eben ſo milde Geſinnungen, wie ſein Vater, aber er wollte den Ungern nicht zugeſtehen, was ſie verlangten, ja er vermochte das übermüthige Miniſterium nicht einmal, Punkte zuzugeſtehen, deren Erfüllung durchaus nothwendig war, ſollte in der Bruſt der Ungern Vertrauen geweckt werden und der Friede von Dauer ſein. Daher kam es, daß das ganze Jahr mit unnützem Hin- und Herſtreiten, ja ſogar Zänkereien hinging.

Die Fürſtin Helena Zrini hatte ſich zu Anfang des Sommers von der munkatſcher Burg entfernt und Niemand wußte, wohin ſie ſich gewendet hatte. Es wollte verlauten, ſie habe ſich in daſſelbe Kloſter begeben, in welchem Sophia Boris ihr Leben zuzubringen gedenke, aber es war zu verwundern, daß Clara, Zabretzky's Frau und Paulina mit der Fürſtin verſchwunden waren und plötzlich der alte Haſchan, Sophia's Diener, mit dem kleinen Stepje im Lager des Fürſten bei Otſa in der peſther Geſpanſchaft erſchien und demſelben Briefe überbrachte, deren Inhalt er geheim hielt. An dem linken Donauufer ging das Hauptheer nun nach Waizen hinauf, dort trafen ſie auf die Kumaner, die vorausgegangen waren, den

in Ungern vordringenden öſtreichiſchen General Herbeville zu werfen.

Am Ufer der Donau ſtand Franz Dobai ſinnend und ſchaute in das ſchnell vorüberrauſchende Waſſer, als ihn ein ſanfter Schlag auf die Schulter aus ſeinen beſten Träumen weckte. Als er ſich umwandte, ſtand Wuk da und reichte ihm die Hand.

„Ich habe Dich nicht wieder geſehen,“ ſagte er, „aber mir ſcheint es nicht, als ob ſich Deine Gemüthsſtimmung ſeit der tyrnauer Schlacht geändert habe.“

„O, ich ſuchte den Tod und fand ihn nicht!“ rief Franz ſchmerzlich aus. „Seit ich mich ſelbſt verachten muß, hat das Leben keinen Reiz mehr für mich. Mir lächelte ein Engel und ich hing mich an eine Buhlerin. Du deuteteſt mir mein Schickſal und ich Thor habe ſeine Entſcheidung ſelbſt ſo muthwillig herbeigeführet. Wäre es nicht unrühmlich, ich würde mein Leben in dieſen Wellen freiwillig beſchließen.“

„Richte Dich auf!“ ſagte Wuk tröſtend zu dem Zerknirſchten. „Sophia hat Dir verziehen.“ Da funkelten Dobai's ſchwarze Augen wieder mit dem alten Glanze und: „Verziehen!“ rief er freudig überraſcht aus. „Du edler Prophet, weißt Du etwas von ihr? O! ſage mir, wo ſie weilt; ſage, wo Du ſie in Deinen Geſichten gewahrt haſt; ſie trügen nicht; denn ſie ſind Gottes Eingebungen.“

„Ich ſah ſie nicht,“ verſetzte Wuk. „Es iſt ein Bote bei uns angelangt, ihr alter Diener, er bringt Dir ihre Grüße.“

„Wo iſt er, daß ich ihn umarme!“ rief Dobai, und auf Wuks Wink kam Haſchan herzu. „Bote des Himmels und einer ſeiner Engel!“ jubelte ihm Dobai entgegen, „ſprich das Wort aus, das mich wieder zum Leben rufen ſoll.“

„Sophia läßt Euch ſagen,“ erwiederte der graue Diener, „daß ihre Liebe zu Euch nie aufhören werde; denn ſie habe ſie von ihrem gemordeten Bruder auf Euch übergetragen. Aber ſie ſei nicht irdiſch und deßhalb wolle ſie Euch nicht verhindern, Euch mit einem Weibe zu verbinden, die mehr für die irdiſchen Freuden der Liebe geſchaffen ſei als ſie.“

Franz fuhr bei dieſen Worten mit der Hand nach dem Herzen, als ob er plötzlich einen heftigen Schmerz dort empfinde.

„Es iſt gut,“ ſagte er endlich mit leiſer Stimme, „ſo ſchnell habe ich über mich ſelbſt jetzt geſiegt, was mir in ſo langer Zeit nicht hat gelingen wollen. Nun iſt mein Leben im edelſten und wahrſten Sinne Ungern verfallen. Ja, ich will mich auch entſündigen, will ſo heilig werden, als ſie ſelbſt iſt. Auch meine Liebe ſoll nicht irdiſch ſein, dort will ich ſie als Geiſt begrüßen. Siehſt Du auch in die Welt über dem Dieſſeit?“ fragte er Wuk mit thränendem Blick.

„Sie wird Dein ſein,“ ſagte dieſer ernſt. „Was Du wünſcheſt, iſt Dir ſchon gewährt; und nun nenn' ich Dich erſt meinen Freund und Bruder; denn auch meine Liebe wird über den Sternen erſt aus der Knoſpe hervorbrechen und herrlich aufblühen.“ Franz

verſtand ihn; ſie umarmten ſich und Wuks Verklärung theilte ſich auch Dobai's Geſicht mit. „Wir wiſſen uns geliebt!“ ſagte Wuk. „Und der Tod wird uns den Brautkuß geben!“ ſetzte Franz hinzu. Er fragte nicht, wo Sophia ſich aufhalte; er zog ſeinen Säbel und hielt ihn der Sonne entgegen. „Du biſt meine irdiſche Braut!“ rief er, „Du ſollſt mir die himmliſche erkämpfen.“

Einige Tage darauf zog das Heer gegen Herbeville. Ragotzi wollte vor Gran rücken, aber abermals ließ er ſich von Bertſeni bereden, ſeinen Plan aufzugeben und ſtellte ſich den Oeſtreichern, die nach Siebenbürgen marſchiren wollten, entgegen. Der Angriff geſchah, Herbeville wurde verfolgt, er kehrte ſeine Kanonen um und vertheidigte ſich tapfer. Die Reiter der Kurutzen hatten ſich zu weit vorgewagt; das ſchwere Geſchütz wüthete furchtbar unter ihnen; ſie ergriffen die Flucht; es entſtand eine gräßliche Unordnung, das Fußvolk warf wie gewöhnlich die Waffen weg und lief in die waldigen Gebirge. Ragotzi's Beſorgniß war gerechtfertigt, die Verbündeten geſchlagen. Unter den in einem Thale ſich ſammelnden Reitern vermißte Wuk ſeinen Freund. Schon hatte er deſſen Fall geahnet. Mit der größten Gefahr ritt er auf den Kampfplatz zurück und ſuchte ihn unter den Todten. Seine Mühe war nicht vergebens, er fand Dobai anſcheinlich entſeelt. Eine Kugel hatte ihm den linken Arm zerſchmettert. Ohne ſich zu beſinnen, nahm ihn Wuk auf das Pferd und bemerkte zu ſeinem Entzücken noch Spuren des

Lebens in ihm. Im Gebirge angelangt, verband er die Wunde und Franz kam unter ſeinen Händen wieder zur Beſinnung. Wuk ließ ihn nach Neitra bringen, wo ſich das zerſtreute Heer wieder ſammeln ſollte. Dort wurde der Arm abgenommen, aber Franz verfiel in eine langwierige Krankheit, die ihn mehrmals an den Rand des erwünſchten Grabes führte.

Auf dem Landtage zu Szechenl, den faſt alle ungriſche Geſpanſchaften beſchickt hatten, war Ragotzi förmlich zum Fürſten der Conföderation ernannt und ihm ein großer Rath unter dem Namen des ungriſchen Staatsraths beigegeben worden. Im October noch verließ er den Ort, obgleich die Berathungen fortdauerten und zog mit ſeinem wieder verſtärkten Heere nach Siebenbürgen. Viele Boten von dort hatten ihn gemahnt, daß er das Land, welches ihn zu ſeinem Fürſten feierlich erwählt und ſich ihm anvertraut habe, nicht ferner ſeine Gegenwart entbehren laſſen möchte. Alle Stimmen von dort ſehnten ſich nach Ordnung und erwarteten ſie von ihm; alle wünſchten ſehnlich ihm die ſchuldige Huldigung als ihrem Oberherrn darzubringen. Aber als er dem anrückenden Herbeville den Einmarſch durch die Gebirgspäſſe verwehren wollte, warf ihn dieſer und da die Ungern unter Simon Forgats Anführung ſich wie Männer wehrten, und nur

den Oeſtreichern über ihre Leichen hin den Durchgang gewähren wollten, ſo fielen 4000 Mann; 50 Fahnen und 28 Kanonen wurden verloren. Es war der ſchlimmſte Schlag, der Ragotzi betroffen hatte. Mit wehmüthigen Blicken überſchaute er von der Spitze eines dem durchbrochenen Paſſe gegenüberliegenden Berges das blutige Thal, wo ſeine Treuen gefallen waren. Einige ſeiner ihm ganz ergebenen Hauptleute waren um ihn verſammelt, Stephan Mikes, Franz Kajatſi, Georg Kovatz, meiſt verwundet. Noch wußte der Fürſt nicht, wer gefallen war, da brachte ihm ſein neuer Adjutant, Niklas Zſibrik, die ſchmerzliche Botſchaft, daß Zabretzky tödtlich verwundet ſei. Ragotzi eilte ſogleich an die Stelle, wo er gebettet war. Eine Kugel hatte ſeine rechte Bruſt getroffen; er war ſchwach und hatte viel Blut verloren. Deß ungeachtet gab er die Mittel an, die man ihm aus ſeiner Feldapotheke auf die Wunde legen ſollte. Er, der ſonſt nach den Gefechten umher gegangen war, um die Verwundeten zu verbinden, und ihnen ſeinen ſchmerzlindernden Balſam aufzulegen, war nun ſelbſt daniedergeworfen; aber ſein bleiches Geſicht ſtrahlte von einer himmliſchen Heiterkeit. Als er den Fürſten erblickte, hob er ſeine Hände empor, als wolle er ihn ſegnen. Da Ragotzi noch die Erhaltung des ihm theuren Mannes hoffte, ſo ließ er ihn auf einer Tragbahre durch die Gebirge hinab nach Szathmar zu bringen. Auf einem Jagdſchloſſe, einige Meilen vor Nagy-Karoli, dem General Karoli gehörig, wünſchte Zabretzky zu bleiben. Er

erhielt dort zwar jede mögliche Bequemlichkeit; um jedoch Alles für ſeine Pflege zu thun, ſandte der Fürſt einen reitenden Boten nach Nagy-Karoli zu Franziska und Karoli's Gemahlin. Noch an demſelben Tage langten Beide mit Lebensmitteln für viele verwundete Krieger, ſo wie mit Leuten an, die ſie pflegen ſollten. Die Gräfin ging wieder zurück; Franziska blieb bei dem Fürſten auf dem Jagdſchloß. Durch ihre ewig heitere Laune, ihren treffenden Witz und ihre leichte Lebensanſchauung machte ſie ſich dem Fürſten angenehm, ja ihre Geſellſchaft wurde ihm bald Bedürfniß. Zabretzky litt an heftigem Wundfieber; Jedermann zweifelte an ſeinem Leben. Sein einziger Wunſch war, ſeine Familie noch einmal um ſich verſammelt zu ſehen. Er ſollte nur zum Theil erfüllt werden. Die den Fürſten umgebenden Hauptleute waren meiſt entfernt; theils um die Verwundeten, die in Bergdörfern lagen, zu beſorgen, theils um das zerſtreute Heer der Landleute, die, wie gewöhnlich, nach Hauſe gelaufen waren, wieder zu ſammeln. Niklas Zſibrik brachte die überall eingezogenen Nachrichten auf das Jagdſchloß und durch ihn vernahm Ragozi, daß Herberville alle feſten Plätze in Siebenbürgen eingenommen und Ragozi's Wahl zum Fürſten durch die verſammelten Stände zu Herrmannſtadt vernichtet habe. Gezwungen hatten ſie dem König Joſeph als ihrem Fürſten huldigen müſſen. Von Ungerns weſtlichen Grenzen aber liefen Berichte ein, daß Otskai an beiden Ufern der March auf gewohnte Weiſe ſenge und

herum, und da ihm alles Volk zulaufe, um unter seinen Fahnen Eroberungen und Beute zu machen, ihm nichts widerstehen könne. Schon hatte er sogar in der wiener Leopoldstadt schrecklich gehaust, hatte alle Zufuhr auf der Donau abgeschnitten und brachte Wien und Preßburg in Hungersnoth, während von Süden herauf von den Ufern der Drave der blinde Bötyani mit wilden Rotten stürmte, die an der Donau liegenden festen Plätze Simonsthurm und Foldvar, dann Papa an der Raab einnahm, Stuhlweißenburg und Güns ausgeplündert und angezündet, den Ban von Kroatien, Johann Palffy, mit seinem Heer verjagt hatte und so Herr des ganzen großen und fruchtbaren Kreises jenseit der Donau geworden war, und durch seine wilden Parteigänger bis in die Vorstädte von Wien streifen, rauben, plündern und Feuer anlegen ließ. So gräßlich und gesetzlos hatte der Krieg noch nicht gewüthet, wie jetzt und diese Erfahrungen versetzten den Fürsten in Trauer. Franziska unterließ nichts, ihn zu erheitern, und hätte die trübe Gestaltung der ungrischen Nationalangelegenheiten, so wie Zabretzky's Zustand des Fürsten Geist nicht stets mit ernsten Betrachtungen erfüllt, er wäre vielleicht in dieser einsamen, wildromantischen Waldgegend ebenso in Franziska's verführerische Schlinge gefallen, wie Franz Debai. Eines Tages, als er eben wieder mehrere Boten abgesandt hatte, welche Briefe an König Karl den Zwölften von Schweden, den König von Frankreich und die ungrischen Stände besorgten, trat Franziska zu ihm in das

Zimmer und ſagte: „Sie erhalten Beſuch; durch das Thal herauf zieht ein ganzer Haufe Reiter. Wenn ich mich nicht getäuſcht habe, ſo iſt jenes blaſſe Kind an ihrer Spitze, das der Erzbiſchof Szecheni nach Gyöngyös brachte.“

„Sophia!“ rief der Fürſt erſtaunt. „Meine Mutter iſt dabei; vielleicht der edle Tököli. O, über die Wonne, ihn an mein kindliches Herz zu preſſen! Nun iſt Dir geholfen, Ungern; er wird ausführen, wozu meine Kräfte zu ſchwach waren. Sie ſind's!“ jubelte er am Fenſter und eilte hinaus, den Ankommenden entgegen. Aber die Frauen waren alle in ſchwarze Gewänder gehüllt, lange Trauerſchleier hingen auf der Seite herab. Ragotzi ahnete einen Unfall und trat mit bekümmertem Geſicht auf ſeine Mutter zu. Seine Freude war ſchnell verſchwunden; denn unter den Angekommenen hatte er den geliebten Mann nicht erblickt, von dem er Ungerns Heil hoffte.

„Mein Sohn!“ ſagte die Fürſtin zu ihm, „er, den ich für Deine Sache gewinnen wollte, damit er mit Dir vereint Ungerns Freiheit erkämpfe, iſt hinüber gegangen in eine beſſere, herrlichere Freiheit, die ihm keine Tyrannei rauben wird.“

„Tököli todt!“ rief Ragotzi beſtürzt.

„So iſt es,“ ſagte Helene Zrini. „In der Blüthe ſeiner Jahre — denn noch hatte er das acht und vierzigſte nicht erreicht — hat ihn das Schickſal, das alle ſeine Plane vernichtete und ihn aus ſeinem Vaterlande vertrieb, nun auch das Leben geraubt.“

„Nun, ſo fahre auf ewig hin, Ungerns Freiheit!“ rief Ragotzi, „der edelſte Deiner Männer iſt geſtorben, nicht im Kampfgewühl, nein, in elender Gefangenſchaft.“

„Wir langten zu ſpät in Nikomedien an, um ihm noch thätige Theilnahme für Ungerns Sache abzugewinnen,“ fuhr die Fürſtin fort. „Die Kräfte des ſonſt ſo herrlich blühenden Mannes waren geſchwunden, der Kummer und der Türken ſchlechte Behandlung hatten ihn zu einem Schatten umgewandelt. O hätteſt Du die rührende Scene geſehen, als ich vor ihn trat und er mich erkannte! Da glühte noch einmal das Feuer ſeiner Augen und mit ihm die unſterbliche Liebe zu mir; Begeiſterung des Entzückens röthete ſeine Wangen, ſeine edle Geſtalt richtete ſich auf und mit dem Wonnelaut, den nur ein ſolches Wiederſehen aus der Bruſt locken kann, fiel er in meine Arme. O Franz, ich habe noch wochenlang glücklich mit ihm gelebt, mit der Innigkeit meiner Liebe habe ich ſeine letzten Tage verſüßt und der Himmel ſelbſt hat uns den Gedanken eingegeben, daß wir nach Aſien reiſten, um ihn aus der Haft zu befreien.“

„Wir Alle haben ihn gewartet und gepflegt,“ ſagte Paulina, „und er hat ſein ganzes Leben freimüthig uns vorgelegt. Seine größte Freude war, daß er unter den Händen ihn liebender und befreundeter Menſchen von der Welt ſcheiden ſollte.“

„Wären wir eher gekommen,“ fuhr Helena fort, „es wäre uns wahrſcheinlich geglückt, ihn frei zu kau-

ſen; da war ſeine Geſundheit noch nicht untergraben und er hätte viel, wohl Alles, was wir wünſchen und uns noth thut, zu ſchaffen vermocht; nun hat er mir nur ſeine Segenswünſche und guten Rathſchläge für Dich noch als Erbtheil übergeben können."

„Sie werden mir ein Leitfaden durch die Nacht des Irrthums ſein," verſetzte Ragotzi.

„Deinen älteſten Sohn hat Tököli zum Erben ſeiner Güter eingeſetzt; ſobald Du ihre Zurückgabe vom wiener Cabinet erlangſt, ſoll er in den Beſitz derſelben treten."

„O, hätte er ihm ſeinen Geiſt vermachen können, er wäre reicher, als Ungerns König!"

„Und wo iſt unſer Kranker?" fragte Clara jetzt mit Thränen im Auge.

„Du weißt ſchon, theure Schweſter?" fragte der Fürſt betrübt.

„Wir ſind auf Alles gefaßt!" entgegnete Paulina. „Die Gefahr, in der ſein Leben ſchwebt, haben wir bereits vernommen, und ſind deßhalb hergekommen."

„Und auch Deiner, edles Mädchen, wartet eine Trauerbotſchaft," wandte ſich Ragotzi an Sophia, „Franz Dobai hat einen Arm verloren und liegt ſchon lange auf dem Siechbette in Tyrnau."

„So werde ich zu ihm eilen, um ihn zu pflegen," ſagte Sophia. „Ich liebte ihn, aber ich habe ſeinen Beſitz aufgegeben. Mein Entſchluß iſt unwiderruflich; ich gehe morgen nach Tyrnau."

Der ſchwache Zabretzky ſtreckte die Hände ſeinen

Theuren entgegen. Paulina mußte ihm ihr Kind reichen; er küßte es auf die Stirn und ſeine Lippen bewegten ſich über dem Haupte deſſelben, als lispele er einen Segensſpruch. Mit Faſſung ſprach er viel von ſeinem herannahenden Tode und begehrte nur noch Wuk und Stepje zu ſehen, zu welchen bereits Boten nach Tyrnau geſchickt worden waren. Sophia konnte Franziska's Nähe nicht ertragen; ſie fühlte ſich von ihr abgeſtoßen. Franziska ſchien eben ſo vor jener eine unbezwingliche Scheu zu haben und mied ſie, ſo viel als möglich. Am Abend vor Sophiens Abreiſe trafen ſie jedoch ſo zuſammen, daß Franziska nicht gut ausweichen konnte und da ſie Sophien ſtets als Gegnerin betrachtete, ſo nahm ſie dieſelbe gleich ins Auge, um den Kampf gegen ſie zu beginnen.

„Ihr werdet nach Tyrnau gehen, Fräulein," begann ſie höhniſch. „Was mich betrifft, ich würde einen ungetreuen Liebhaber nicht des Weges werth halten."

„Der Weg wäre zu verzeihen," erwiederte Sophia; „aber ich würde mir jeden Schritt, geſchweige denn eine große Reiſe für die größte Sünde anrechnen, die ich, um einen jungen Mann zu gewinnen, unternähme."

Franziska biß ſich in die Lippen und warf der anſpruchloſen Sophia einen wüthigen Blick zu. „Es ſcheint," ſagte ſie endlich gefaßter, „als hättet Ihr einen ſchlimmen Argwohn auf mich geworfen. Allein ehne zu wiſſen, daß Franz Dobai Euer Geliebter ſei, hörte ich die Verſicherungen und endlich die Schwüre

ſeiner Liebe, aber er verließ mich endlich ſo treulos, wie er Euch verlaſſen hatte."

„Mir hat er nie geſchworen, mir alſo keine Eide gebrochen; er konnte Euch lieben, ohne mir treulos zu ſein, er hat Euch verlaſſen und beſitzt meine Zuneigung jetzt wie früher."

„Er wird reuig in Eure Arme zurückkehren."

„Und liebend werde ich ihn mit dem Leben und unſerm Geſchlechte wieder ausſöhnen."

Franziska glühte wieder vor Zorn; jetzt vermochte ſie ſich nicht mehr zu halten und mit dem Fuße auf den Boden ſtampfend, kreiſchte ſie: „Ihr höhnt mich, aber beſitzen ſollt Ihr den Schändlichen doch nicht!" So ſtürzte ſie fort; Sophia erhob ihr blaues Auge voll Thränen gen Himmel.

„Ich ihn beſitzen!" rief ſie wehmüthig. „Meine Bruſt hat der ungeheuerſte Schmerz zerriſſen; ſie heilt nicht wieder, um ein Haus der Freude zu werden, und der Freude bedarf es zum Genuß irdiſcher Liebe."

Am andern Morgen verließ ſie das Jagdſchloß und trat die lange Reiſe durch ganz Ungern von der öſtlichen bis zur weſtlichen Grenze an. Auch Franziska verließ die Geſellſchaft verdrießlich und kehrte nicht wieder. Clara und Paulina waren mit dem kranken Zabretzky beſchäftigt, der Fürſt ſandte ſtets Boten nach allen Weltgegenden und arbeitete in ſeinem Zimmer. Endlich langten Wuk und Stepje an. Zabretzky's ſpärliche Lebensflamme ſchien nur bis zu dieſem Tage noch Nahrung gehabt zu haben. Aber ſie flackerte

noch einmal ſtark empor, als er Wuks Hand in der ſeinigen fühlte. Es war der letzte Lichtſtrahl der Flamme, ehe ſie verliſcht. Wuks Augen glänzten lebendig bewegt auf ſeinem Vater; keine Spur von Traurigkeit war in ſeinem Geſichte. Als ſich auf Zabretzky's Bitten Alle entfernt hatten, ſagte er zu ſeinem Sohne: „Dir habe ich noch eine Bitte ans Herz zu legen; es iſt die letzte Deines ſterbenden Vaters. Ich werde nun eingehen in das ewige Lichtmeer, deſſen Abglanz meine und Deine Seele erfüllte, und auf welchem ſich uns alle die dunkeln Geſtalten des Lebens heller und deutlicher abſpiegelten, als bei andern Menſchen. Auch Du, mein Sohn, wirſt nicht lange mehr unter den Lebendigen wandeln, Deine Ahnungen treffen mit den meinigen überein. Die Erde iſt nicht für uns: wir ſind nur auf ſie verbannt. Wenn ich nun werde hinüber gegangen ſein, ſo verſäume nicht, ſobald Dich Dein Weg in die Zips über die Saros trägt — und es wird bald geſchehen —, nach Olſavka hinaufzuſteigen und in unſere Hütte zu treten. Der Bau wird verfallen ſein, aber die Felſenzelle öffnet ſich Dir. Dort findeſt Du den geheimnißvollen Kryſtall und die beiden Flaſchen, die ich Dir einſt zeigte, und durch ihre Hülfe erfährſt Du, ob Johanna Botskai noch lebt. Meiner Ahnung nach iſt ſie noch in rüſtiger Kraft; beſtätigt ſich dies, ſo ſuche ſie auf; die Kryſtallkugel wird Dich leiten. Verkünde ihr meinen Tod und ſag' ihr, daß ich ihrer Lehre und Liebe getreu geblieben bin. Von ihr wirſt Du über Dich ſelbſt ein ſchweres Geheimniß erfahren. Wahre es heilig in Deiner Bruſt, wie ich es in der meinigen

verwahrt habe und mit hinüber nehme; denn nur ſie darf es löſen. Dann aber zertrümmere die Flaſchen und wirf die Kugel von Dir; Dein Scherblick bedarf für dieſes Leben ſolcher Mittel nicht mehr."

„Dein Wille ſoll geſchehen," verſetzte Wuk und reichte ihm die Hand. „Wir werden nicht auf lange ſcheiden. Ich werde nicht erleben, daß dieſes Land wieder die öſtreichiſchen Ketten trägt. Schon iſt der Zeitpunkt nahe, wo Amalia wieder ihrem Gatten gehört und wo Ungerns Freiheitsſonne für ewig untergeht. Dann hat mein Leben keinen Zweck mehr und es wird hier verlöſchen, um dort deſto reiner fort zu lodern."

„Die Stunde naht," ſagte Zabretzky ruhig, „rufe Alle, die ich liebe, damit wir ſcheiden." Weinend kamen Clara, Paulina mit ihrem Kinde, Stepje und der Fürſt mit ſeiner Mutter. „Die Liebe zu Euch, hohe Frau," ſagte er zu Helenen, „folgt mir über das Grab, ſo wie ſie mein ganzes Leben erleuchtet hat. Euer Gemahl iſt mir vorangegangen; er liebte Euch und doch blühte Euch kein Glück auf Erden. Daran erkennt, wie nichtig dies Leben iſt. Selbſt der höchſte und ſchönſte Himmelsglanz, die unvergängliche Liebe zweier Herzen, vermochte Eurem Geſchick nicht die Bitterkeit zu nehmen. Gott behüte Euch, daß nicht noch ſchlimmere Tage über Euch kommen! Weicht ihnen aus, geht in ein Kloſter! — Dir, Franz Ragozi, wird noch einmal das Glück lächeln; erfaßt Du es da nicht, dann ſcheitert Dein Fahrzeug. — Du, meine Clara

und Du, Paulina mit Deinem Töchterchen, ſeid noch zu ſtillen, guten Tagen beſtimmt; denn Stepje wird Euer Leben verſüßen. Gott ſchütze Dich, mein Sohn! Gebt mir die Hände!" Alle drängten ſich an ihn; mit liebenden Blicken ſah er ſie der Reihe nach an, erwiederte ihren Druck, wandte ſich dann und entſchlief, um hier nicht mehr zu erwachen.

Ueber wichtige Gegenſtände, worunter einer der wichtigſten: auf welche Bedingungen man wohl einen Waffenſtillſtand ſchließen könne? war vom Anfang des Jahres 1706, fünf ganzer Monate lang, theils zu Tyrnau, theils zu Miſchkolz unterhandelt worden. Da Ragotzi bei ſeiner eiſernen Redlichkeit beharrte und durchaus keinen errungenen Vortheil fahren laſſen, auch die Ungern ganz ſicher geſtellt wiſſen wollte, ſo ſcheiterten alle Verſuche, ihn zu bearbeiten. Der ſchlaue König Joſeph griff endlich zu einem Mittel, welches, ſeiner und des ganzen Miniſteriums Meinung nach, untrüglich ſein mußte; er ließ nämlich die Fürſtin Amalia aus ihrer Haft los und ſandte ſie mit Ragotzi's Schweſter, der Gräfin Juliana von Aſpermont, nach Miſchkolz. Ragotzi's beide Söhne wurden aber von dem vorſichtigen Miniſterium noch als Geißeln zurückbehalten. Die beiden Damen begleitete von Wien ein Mann, der durch gemäßigte Geſinnungen in der Hauptſtadt und bei dem freiſinnigen König Joſeph beliebt und von alter Zeit her mit Ragotzi befreundet

war, Graf Wenzel von Wratislav, jetzt mit wichtigen Aufträgen des Königs versehen. Mit hochklopfendem Herzen nahte sich Amalia der borsoder Gespanschaft und als sie in dem schönen Marktflecken anlangten, war sie kaum ihrer Gefühle mehr mächtig. Waren es doch auch fast sechs Jahre, seit sie den geliebten Mann nicht gesehen; die Zeit der Entbehrung hatte die des Besitzes schon überwogen, und was hatte sie, wie viel mehr aber er, seit jener schrecklichen Nacht erlebt, wo er auf der saroser Burg gefangen genommen wurde! Daß sein Herz noch ebenso für sie schlage, daß sein Geist sich nur vervollkommnet, nicht verändert habe, wußte sie, und doch schlugen alle ihre Pulse stürmisch, als die Minute des Wiedersehens herannahte. Der Graf Wratislav hatte dem Fürsten den Besuch gemacht, ohne ihm etwas von der Anwesenheit seiner Gemahlin zu sagen; beim Weggehen bat er Ragozi freundschaftlich, ihn nach seiner eben bei einem ehrlichen Magyar eingenommenen Wohnung zu begleiten und zu seiner Einrichtung behülflich zu sein, weil er einige Wochen daselbst zuzubringen gedenke. Ragozi nahm den Vorschlag an, ohne im geringsten etwas Anderes dabei zu vermuthen. Unbefangen trat er also in die einfache Stube — und Amalia hing sogleich a[n] seinem Halse und drückte glühende Küsse auf seinen Mund. Das seligste Erstaunen fesselte anfangs des Fürsten Zunge und er vermochte nichts, als sie noch fester an sich zu pressen und aus ihren Entzücken strahlenden Blicken Himmelswonne zu trinken. Kaum hatten einzelne Worte die Gefühle dieses Wiedersehens

verrathen, als Ragotzi ſeine Schweſter gewahrte, die er noch länger als ſeine Gattin entbehrt hatte. Als er auch an ihrer Bruſt gelegen und mit einem brüderlichen Kuß ſein Herz voll Liebe ihr geöffnet hatte, fragte er nach ſeinen Söhnen. Graf Wratislav machte ihn mit der Verfügung des Hofes bekannt und Ragotzi lächelte wieder wehmüthig. Der Ernſt des Lebens verdrängte ſchon nach den erſten Stunden, in denen der Becher geiſtiger Luſt überſchäumte, jene bunten Bilder, die ſein Genuß erzeugt hatte. Als der Fürſt durch die liebende Nähe ſeines Weibes, die nur noch ſchöner erblüht war, für das Glück häuslicher Liebe und Zufriedenheit recht empfänglich geworden war, eröffnete ihm Graf Wratislav in einer geheimen Unterredung, daß der König ſeine beiden Söhne ſogleich auszuliefern, die reiche und große Markgrafſchaft Burgau ihm und ſeinen Nachkommen als Eigenthum zu übergeben und im Beſitze aller Güter, die ſein Vater und Emmerich Tököli in Ungern und Siebenbürgen beſeſſen, zu laſſen verſprochen habe, dieſes Verſprechen auch ſofort ſchriftlich in aller Form wiederholen wolle, ſobald er ſich entſchließen würde, ſeinen Einfluß auf die conföderirten Ungern aufzugeben und ſeinen Anſprüchen auf den Fürſtenhut Siebenbürgens zu entſagen.

„Mein theurer Freund," entgegnete Ragotzi dem Grafen, „weit entfernt, Deine edle Abſicht zu verkennen, erfreuſt Du mich vielmehr mit Deinen Vorſchlägen, weil Du nächſt dem Erzbiſchof Szecheni der Einzige biſt, der ſo theilnehmend und freundſchaftlich über Ungerns und meine Lage mit mir geſprochen hat. Aber da

auch Du, wie die Meiſten, von der Anſicht ausgehſt, als leite mich irgend ein perſönliches Intereſſe, ſo brauche ich Dir nur zu erwiedern, daß ich eine Königskrone ausgeſchlagen habe, um meinen Ungern nicht untreu zu werden, und nun denkt mich der König mit einer Markgrafſchaft zu locken?"

„Aber die Ungern werden, von Joſephs milden Geſinnungen überzeugt, und des langen und beſchwerlichen Kriegs überdrüſſig, allmählig von Dir abfallen; Oeſtreichs ſiegende Heere werden Dich verdrängen; nie wirſt Du zu Siebenbürgens ruhigern Beſitz gelangen."

„Sobald der König allen rechtlichen Beſchwerden der Ungern abhilft, iſt mein erſter und größter Zweck erreicht und freiwillig leg' ich die Waffen nieder. Siebenbürgen hat ein freies Wahlrecht und es iſt von dem milden Joſeph Tyrannei, ihm daſſelbe ſtreitig zu machen. Wer hat dem Herzog Oeſtreichs, dem deutſchen Regenten, ein Recht auf dieſes Deutſchland ſo fremde Gebirgsland verliehen? Wer ihn zum Herrn oder Vormund deſſelben beſtellt? Siebenbürgens Stände haben mich zu ihrem Fürſten gewählt, ſie haben mir die Genehmigung ihrer Wahl abgedrungen; denn ich weigerte mich lange und ſtandhaft, ihr Fürſt zu heißen. Nun, da ich aber einmal den Entſchluß gefaßt habe, werde ich ihn behaupten. Und dennoch, um Dir, dem Könige, ja der ganzen Welt zu zeigen, wie wenig mich kleinliche Rückſichten bei meinen Handlungen leiten, bin ich bereit, den ſiebenbürgiſchen Ständen ſogleich ihr Wahldiplom zurückzugeben, wenn Joſeph ihnen Wahlfreiheit verſpricht, laut des Vertrags, welchen

ſein Vater Leopold mit dem Fürſten Michael Apaffy geſchloſſen hat. So wie man mir darthut, daß nur meine Perſon einer ſolchen Verfügung im Wege ſteht, trete ich zurück, und verlange kein Markgrafenthum."

„Aber der ewige Krieg verſchlingt die beſten Kräfte des Landes, welches Du über Alles zu lieben vorgibſt, ja es wird ganz zu Grunde gerichtet; Du würdeſt ihm nur dadurch die gröſte Wohlthat erweiſen, wenn Du es unter Joſephs rechtmäßigen und friedlichen Scepter zurückgäbſt."

„Das groſe, ſchöne Ungernland, vom Halbkreis der Karpathen bis an den Donauſtrom hinab, hat ſein Vertrauen auf mich allein geſetzt; von mir hofft es Schutz gegen Oeſtreichs blutige Anmaßung, von mir endlich den gewünſchten Frieden. Aber glaube mir, viel tauſend Männer leben in dieſem Lande gleich mir, die einen rühmlichen Tod im Kampf für ihre Freiheit dem öſtreichiſchen Drucke vorziehen, ſelbſt wenn er von Joſeph in einigen Stücken gemildert werden ſollte."

„Was den letzten Punkt betrifft," erinnerte Wratislav ſehr richtig, „ſo dürft.ſt Du, meiner Meinung nach, in einem großen Irrthum befangen ſein, und ich wünſche nur, daß jene Tauſende Dich nicht eher verlaſſen, als Du ſie. Aber auch Dein Familienleben iſt durch dies Waffengetöſe ſo ſehr geſtört. Sechs langer Jahre haſt Du des herrlichſten Weibes entbehren müſſen und noch wird Dir die ſchöne Blüthe Deiner Söhne vorenthalten. O Ragotzi, biſt Du ſo wenig Vater, daß Du ſie, ohne Deine Liebe und Einfluß auf ihre

Bildung, in der Aufſicht Deiner Gegner aufwachſen laſſen kannſt?"

„Auch auf dies höchſte Erdenglück habe ich in den Jahren meines Lebens verzichtet, wo das Herz dafür am empfänglichſten iſt," verſetzte Ragotzi, indem eine Thräne in ſeinem Auge glänzte, „und dies Opfer ſollte dem Könige und Allen, meiner Meinung nach, der höchſte und unumſtößlichſte Beweis ſein, wie redlich ich es mit meinem Vaterlande meine, wie treu ich an ihm hänge, wie ich nur ſein Wohl im Auge habe und meine Intereſſen darüber ganz aus den Augen verliere."

„Ich ſehe," ſagte der Graf ſeufzend, „Du biſt unerſchütterlich und das Schlimmſte iſt, ich vermag nicht einmal Deine Gründe zu widerlegen, ſondern muß ſie anerkennen. Deß ungeachtet muß ich Dich der Unklugheit zeihen, weil Du Dich nicht in Zeit und Umſtände zu fügen weißt und auf das wandelbare Kriegsglück und die Anhänglichkeit eines Volks bauſt, dem Du mit ritterlicher Treue anhängſt, das aber der Größe ſeiner Vorfahren entwöhnt und entartet iſt. Auch biſt Du von des liſtigen und wortbrüchigen Ludwigs des Vierzehnten Verheißungen bethört. Aber Frankreich iſt das Hospital der Fürſten, die es durch ſeine Treubrüche ins Verderben brachte, und Du wirſt am Ende nur die Zahl dieſer Unglücklichen vermehren."

„Daß Du meine Gründe anerkennſt, iſt meine ſchönſte Genugthuung und beſtätigt meine gute Meinung von Dir. Die mir angeſchuldigte Unklugheit iſt — wie Du ebenfalls anerkennen mußt — nur Redlichkeit und Treue. Auch vertraue ich keineswegs auf das

Glück und das ihm in der Unbeſtändigkeit gleiche Volk; vielmehr auf Gott und der Ungern gerechte Sache, die ich führe. An Frankreichs Handlungsweiſe liegt mir nichts. Ich ſehe blos auf meine Pflicht.“ Der Graf umarmte ſchweigend den herrlichen Mann. Aber auch die Gräfin Aſpermont verſuchte noch einmal auf ihres Bruders Herz Sturm zu laufen. In Amaliens Beiſein fragte ſie ihn: „War die dem Grafen Wratislav gegebene Erklärung die letzte?“

„Sie iſt es, Juliana,“ verſetzte er mit feſtem Tone. Nichtsdeſtoweniger fuhr ſie fort: „Und doch kann ich es nicht unterlaſſen, Dir noch einige Worte darüber zu ſagen. Mit Deinem Geiſte biſt Du geſchaffen, in den erſten Cirkeln unter den größten Männern Deiner Zeit zu glänzen und auf ſie den ſegensreichſten Einfluß zu gewinnen, ſtatt unter einer Rotte roher Soldaten, unwiſſender, brutaler Hauptleute, die noch dazu unter einander neidiſch und uneinig ſind, Dein Leben unter Gram, Noth, Bitterkeit und den gräßlichen Schrecken des Bürgerkriegs zuzubringen. Dort winkt Dir ein wahrhaft königliches Einkommen, Schlöſſer und Güter, die Achtung und Liebe eines Königs — denn Joſeph iſt von ſonſt Dein Freund und weiß Dich zu ſchätzen — gefürchtet von Deinen Widerſachern, geliebt von Deinen Freunden, im ſchönſten Vollgenuß des Lebens, an der Bruſt des liebenswürdigſten Weibes; von Deinen herrlichen Söhnen umgeben, die Du ſelbſt erziehen kannſt, auf die Dein Geiſt fortgeerbt iſt — und nun hier dieſe untreuen Kuruzzen, die von den Waffen laufen und Dich ver-

laſſen, ſo wie die Kriegsfortuna Dir nicht lächelt, die ſämmtlich keiner hohen Idee fähig ſind und nur in Rauben, Morden und Brennen ihre Befriedigung finden, die einer Räuberhorde gleich das Land verheeren. Und Du, Du Franz Ragotzi, der einzige Sohn des edelſten Geſchlechtes in Ungern, wollteſt ihr Hauptmann ſein? O kehre um in den Arm der Liebe und des Glücks, ſtoße die zärtliche Beſorgniß für Dich nicht von Dir; ſie klopft an die Pforte Deines ſonſt ſo milden Herzens, laß ſie hinein, vergönne ihr, ſich darin auszubreiten!" — —

„O, wenn Du wüßteſt, wie nur allein Liebe in meinem Herzen waltet," verſetzte Ragotzi weich, „fürwahr Du würdeſt mir nicht mit dieſen Worten zureden. Du verkennſt mich ganz, Juliana. Liebe, die innigſte Liebe, war es zuerſt, die meine Handlungen in Ungerns Angelegenheiten beſtimmte; und ſie iſt es noch zum Theil; doch iſt nun Treue und Feſthalten an dem gegebenen Worte hinzugekommen. Euch liebe ich ſo ſehr, doch alle Ungern ſind meine Landsleute, meine Brüder, ja ſie betrachten mich jetzt wie ihren Vater und ich muß ſie als meine Kinder lieben."

„Aber Du wirſt, Du mußt der Uebermacht des erbitterten Oeſtreichs unterliegen; es läßt ſich mit Gewißheit vorausſehen, daß all Dein raſtloſes Streben vergeblich iſt."

„Nimmermehr! Wie kurzſichtig Du biſt! Selbſt wenn ich, der Einzelne, der Macht des Geſchicks unterliege, wenn alle meine Plane für Ungerns Wohl ſcheitern, ſo werde ich doch nicht vergeblich gelebt ha-

den. Denn ſo lang es noch Ungern gibt, werden ſie meinen Namen nennen und an dem, was ich that und wollte, erſtarken; mein Wirken wird aber auch im wiener Cabinet einen ewigen Eindruck hinterlaſſen und nie wird es die Frechheit despotiſcher Kleingeiſterei wieder wagen, die edle ungriſche Nation zur Verzweiflung zu bringen, weil Ragotzi's Vorbild leicht einen Nachfolger hervorrufen könnte. So werde ich auf der einen Seite Liebe und Verehrung, auf der andern Furcht und Schrecken erzeugen. Meinſt Du alſo wirklich, wenn ich als Opfer falle, werd' ich vergeblich gelebt haben?"

„Und Du ſchweigſt ſo ganz, Amalia," wandte ſich die Gräfin faſt verzweifelt an die Fürſtin, „Du, die des Gatten ſo lange entbehrte, ſagſt kein Wort, um ihn für immer Dir und den Deinen zu gewinnen. Sollte die Schweſter ſtärker fühlen, als die Gattin?"

„Meine Wünſche," erwiederte Amalia mit Würde, „opfere ich gern der Größe dieſes Mannes, den ich anſtaune, den ich Gemahl nennen zu dürfen ſo glücklich bin. Ewig werd' ich ihn verehren und ſeine Pflichttreue macht ihn meiner höchſten Liebe werth."

„Ha, ſo biſt Du Ragotzi's würdiges Weib!" rief der Fürſt entzückt und umarmte die edle Frau. „Ja wahrlich Du ſtehſt an Seelengröße keiner der alten Römerinnen nach. Und ich wäre nicht reich und glücklich, Juliana? Gern erlaß ich Dir Deinen Schimmer; als ein freier Bürger will ich mit dieſem Weibe hier wohnen, oder als ein Bettler an ihrer Hand auswandern."

„So ſei es!“ rief Amalia und ein Kuß beſiegelte den Bund. Die Gräfin umſchlang Beide mit Rührung und ſagte: „Segen des Himmels auf Euch; denn nie verdiente ihn ein Paar mehr als Ihr!“

Während ihres Aufenthaltes machten Franz Dobal und Sophia Boris der Fürſtin ihre Aufwartung. Er war unter der ſorgſamen Pflege der liebenden Jungfrau wieder kräftig aufgeblüht und der Mangel ſeines linken Armes entſtellte ihn wenig. Der Fürſt ſchlug vor, eine Reiſe auf die faroſer Burg zu machen und dort, alles ausgeſtandnen Leids vergeſſend, die Verlobung der Liebenden zu feiern. Die Gräfin Juliana trieb Sehnſucht nach ihrer Mutter, den Vorſchlag anzunehmen und der Graf Wratislav reiſte allein nach Wien zurück und ſprach dort kräftig zu Ragoki's Vertheidigung, ſo daß er in den Verdacht eines geheimen Einverſtändniſſes mit ihm kam. Die conföderirten Stände hatten 23 Punkte aufgeſetzt, über die ſie Beſchwerde führten, dieſe übergaben ſie in Miſchkolz. Der Hof ging auf die meiſten gar nicht ein, ſondern verwies ſie auf einen allgemeinen Landtag, ſo daß ſich der Conföderation der Argwohn beſtätigte, die Oeſtreicher haben durch das ewige Unterhandeln nur Zeit zu neuen Waffenrüſtungen gewinnen wollen, weil ihnen der Succeſſionskrieg in Italien und Spanien viel Geld und Truppen koſtete. Erbitterter als jemals gingen ſie aus einander; denn ſie hielten die Antwort des Miniſteriums für den verwegenſten Spott.

Unterdeſſen war die hohe Familie, in die Franz Dobal aufgenommen werden ſollte, bereits auf der

Reiſe. Ihr glücklicher und treuer Begleiter war Wuk, der die Fürſtin Amalia ſeit ihrem Aufenthalte in Miſchkolz faſt allein bedient hatte. Das ſchönſte Wetter des Julius verſchönte die herrliche Gebirgsreiſe, denn von Miſchkolz erhoben ſich die Karpathen immer höher und ſchöner bis zu Saros hinauf.

Die Fürſtin Helena war mit Clara und Paulina bereits im Frühling dort angelangt, Haſchan, der jetzt förmlich zu Stepje's Erzieher beſtimmt war, hatte die Geſellſchaft gleichſam als Haushofmeiſter dorthin begleitet und in ſtiller Zurückgezogenheit um ihre Todten trauernd, hatten ſie die Zeit verlebt. Nun gewann plötzlich Alles eine größere Regſamkeit. Der Fürſt, ſeine Gemahlin und Schweſter hatten viel Bedienung und das ganze Bergſchloß war voll Menſchen. Helena Zrini ſchien ſich durch den langentbehrten Genuß des Umgangs mit ihren beiden Kindern zu verjüngen. Die alten Zeiten erſtanden wieder mit ihren heitern und trüben Geſtalten. Ein Feſt, in welches die Wehmuth ihre Schneeblumen wandte, war die feierliche Verlobung Dobai's mit Sophia. Sie lächelte faſt ſchmerzlich und ein ſchneeweißes Gewand, das mit der Farbe ihres Geſichtes harmonirte, erinnerte eben nicht an eine irdiſche Braut. Dobai war ſehr ernſt und es durchflog ihn zuweilen wie eine bange Ahnung.

Eines Tags wurde von der ganzen Geſellſchaft die Bergreiſe nach Olſavka verabredet, wozu Wuk, des ſeinem Vater gegebenen Verſprechens eingedenk, die Loſung gegeben hatte. In ſehr feierlicher Stimmung machten ſich Alle auf den Weg. Clara und Paulina

vergoſſen viele Thränen, als ſie den geliebten Ort zwiſchen den felſigen Bergen wieder erblickten und endlich an der unbewohnten und faſt verfallenen Hütte anlangten. Alle Bewohner des Dörfchens verſammelten ſich um die Reiſegeſellſchaft und begrüßten die ihnen ſo theure Familie, die jetzt des Hauptes entbehrte. Mit Lebhaftigkeit erinnerte ſich Amalia ihrer erſten Fahrt nach Zabretzky's Wohnung, wo ſie Paulina mitgenommen hatte und ſie drückte einen innigen Kuß auf die Stirn der ſchönen jungen Wittwe. Stepje's Erinnerungen kehrten wieder und an Haſchan's Hand beſuchte er die Hütte, den Altan, den Felſen über dem Hauſe und das Thal. Wuk hatte ſich von der Geſellſchaft abgeſondert und da es anfangs Niemand bemerkte, ſo wußte man ſpäter nicht, wohin er gekommen war.

Die verborgene Thür in das Felſengemach ſeines Vaters hatte ſich ihm geöffnet und er fand dort Alles, wie es ihm der Sterbende angegeben. In der geheimnißvollen Kugel ſah er den Weg, den er zu der Seherin nehmen mußte, und ohne Jemand Nachricht davon zu geben, trat er die Reiſe in die höchſten Gebirge an. Erſt nach drei Tagen kehrte er verſtört und in ſich gekehrt zu den um ihn beſorgten Bewohnern des ſaroſer Schloſſes zurück, und gab auf keine Frage Antwort.

Von ſeinen Feldherrn Bertſeni und Karoli erhielt Ragozi die Nachricht, daß die Feindſeligkeiten nächſtens beginnen würden und der Graf Guido von Stahrenberg, ſo wie der Ban von Kroatien, Johann Pallfy, bereits ihre Heere ordneten. Der Fürſt ſchickte ſich

deßhalb an, Saros zu verlaſſen. Da er aber ſeine Gemahlin in Ungern nicht ſicher glaubte, ihre Geſundheit aber zu wanken ſchien, ſo vermochte er ſie, wieder von ihm zu ſcheiden und nach Karlsbad zu gehen. „Der wilde Krieg," ſagte er zu ihr, „der nun wieder ausbricht, paßt nicht für Dich. Du könnteſt leicht wieder den Oeſtreichern in die Hände fallen und ich bin froh, Dich frei zu wiſſen. Auch hoffe ich, ſoll unſer Loos nun nicht lange mehr unentſchieden bleiben; entweder ich ſiege oder ich unterliege." In allen Stücken mit den hochherzigen Geſinnungen ihres Gemahls übereinſtimmend, willigte Amalia in ſeinen Entſchluß ein, und verließ trüb und traurig die ihr ſo theuren Menſchen. Wuk wurde vom Fürſten zu ihrem Begleiter beſtellt. „Niemand iſt in meinem ganzen Heere, dem ich Dich lieber und geſi[illegible]ter anvertrauen könnte, als dieſem edlen, jungen Mann," ſagte der Fürſt.

Juliana von Aſpermont reiſte mit Franz Dobai ab; ſie nach Wien durch Ungern, er zu dem in der neitraer Geſpanſchaft ſich ſammelnden Heere der Conföderation. Der Fürſt begleitete ſeine Gemahlin bis an die Grenze Mährens, von hier ging ſie mit Wuk durch Mähren und Böhmen nach Karlsbad, wo ſie verabredetermaßen ihren Vater, den Landgrafen von Heſſen, fa[illegible]. Ragotzi traf bei Neuhäuſel ein großes Heer der Kuruzzen, womit er ſogleich die Belagerung von Gran unternahm und die Stadt bald einnahm.

Die östreichischen Heere in Siebenbürgen waren von den immer stärker anwachsenden Kuruzzenhaufen fast gänzlich aufgerieben und schon verlautete im wiener Cabinet die Rede, diese Provinz lieber ganz aufzugeben, schon konnte sich Joseph, der König von Ungern, nur noch mit Recht Herr einiger unbedeutenden Orte nennen, und alles Land, so weit die ungrische Sprache erscholl, war frei durch den gefeierten Kriegshelden Franz Ragotzi. Da zog er selbst, von Siebenbürgens Ständen, jetzt in Maros-Vasarhely versammelt, mehremals dringend eingeladen, in das Land, das ihn zu seinem Fürsten gewählt hatte. Schon bei seinem Eintritte in das Gebirge, das wie eine Vormauer in Gestalt des halben Mondes das Land umschirmt, wurde er feierlich von Abgeordneten der einzelnen Stühle empfangen und von Dorf zu Dorf schlossen sich fröhliche Einwohner an den Zug. Ueberall tönte dem jungen Fürsten die Stimme wahrer Liebe und Ehrerbietung entgegen. In Klausenburg aber wartete seiner die prächtige und zahlreiche Gesandtschaft der Stände und im Triumphzug wurde er von hier aus nach Neumarkt eingeholt. In verschiedenen Abtheilungen umgab das geschmückte Volk sein Roß, auf dem er wie der jugendliche Kriegsgott einhertritt. Voran zogen die Wlachen, ihnen folgten die Sachsen in ihrer alten deutschen Tracht, dann die Szekler und ihn selbst umgaben die Magyaren in ihren glänzenden, mit goldenen Schnuren besetzten Dollmans und viereckigen Mützen, weil er ein Sprößling ihrer Nation war.

Als er in Neumarkt einzog, donnerten ihn Kanonen-

ſchüſſe entgegen; die Stände begrüßten ihn mit bedeckten Häuptern, Knaben und Jungfrauen ſtreuten Blumen auf ſeinen Weg. Der große telekyſche Palaſt war für ihn eingerichtet. Dort ſtieg er mit ſeinen Hauptleuten, Dobai, Pekry, dem er die Siege in Siebenbürgen verdankte, Mikes und ſeinem Adjutanten Zſibrik ab. Am andern Morgen, den 6. April 1707, verſammelte ſich die große Volksmaſſe in der katholiſchen Kirche; um den Altar herum ſtanden reich geſchmückt die Stände des Landes; der volle Orgelton gebot Allen Stille und Ehrfurcht vor dem Höchſten. Bald darauf ſchritt der Fürſt, vom Biſchof begleitet und von ſeinen Hauptleuten gefolgt, in das hohe Gewölbe und ein feierliches Schweigen herrſchte im ganzen Gotteshauſe. Ein reichgeſtickter Dolman mit dem Stern und ein ſchwarzſammtener mit dem Hermelin gezierter Mantel erhöhten die Schönheit der jugendlichen Mannsgeſtalt. Sein großes, feuriges Auge blickte ernſt auf das verſammelte Volk. Das Hochamt begann und während deſſelben kniete Ragotzi am Altar. Hierauf reichte ihm der Biſchof mit den gewöhnlichen Ceremonien den Fürſtenhut, den er jedoch in der Hand behielt. Nach dem Segen und der lauten Begrüßung der Stände, ſchloſſen ſich dieſe an ihn, um ihn nach dem Palaſt zurückzuführen. Dort legten ſie ihm den Wahleid des Fürſten Michael Apaffy vor, damit er ihn erſt unterſchreibe und dann beſchwöre. Aber Ragotzi verweigerte dies. „Soll ich Euer Fürſt ſein, wozu Ihr mich ohne mein Hinzuthun frei gewählt habt, ſo dürft Ihr meine Gewalt und jeden kleinen Schritt derſelben nicht zu ſehr beſchränken; denn

viel Köpfe, viel Sinne. Vertraut Ihr mir Euren Fürstenstuhl an, so vertraut mir ganz und mein zeitheriges Handeln berechtigt mich, ein solches Vertrauen von Euch zu fordern. Apaffy's Wahleid würde mich zu Eurem Unterthan machen und ich kann deßhalb keinen andern als den meines Großvaters, Georg Ragotzi des Zweiten, beschwören." Da er fest bei seiner Erklärung blieb, so gaben die Stände nach. Das Diplom wurde noch an demselben Tage ausgefertigt, die Unterschrift erfolgte und auf einem vor dem Hause errichteten Altan beschwor er unter freiem Himmel, im Angesicht des Volks, das Wahldiplom; hierauf erfolgte die feierliche Huldigung der Stände. So wie dies vorüber war, setzte er den Fürstenhut auf das lockige Haupt und schritt als Fürst von Siebenbürgen an der Spitze der Stände von dem Altan herab in den Palast, wo er sogleich den großen Landtag eröffnete. Hier wurde er in dem Decrete der Stände Vater des Vaterlandes genannt; sie schworen sich vom König für ewige Zeiten los und erklärten sich für frei und unabhängig. Ein allgemeiner Freiheitsschwindel hatte sich des ganzen Volkes bemächtigt, aber Ragotzi hatte kein Wohlgefallen daran. Mit einem seiner Jugend widersprechenden Ernst sah er dem Enthusiasmus zu, womit man ihn verehrte, und seine ersten kräftigen Schritte bestätigten nur zu bald die Ahnung von des Volks verkehrtem Willen. Zuerst ernannte er einen Staatsrath, besetzte aber, um unparteiische Richter zu haben, denselben größtentheils mit Ungern aus seinem Heere. Diese galten aber in Siebenbürgen für Ausländer und deßhalb argwohnten die

Stände sogleich, Ragotzi strebe nach der Erblichkeit der Fürstenwürde in seinem Hause. Mit Kraft bestritt er das Vorrecht des Adels, seine Unterthanen zu jeder Zeit nach Belieben vom Heere wegzurufen, damit er eine feste und ausdauernde Kriegsmacht erhalte; die Argwöhnischen, die das Volk vom Gebrauch der Waffen entwöhnt hatten, um desto größeren Vortheil von ihm zu ziehen, widersetzten sich mit Gewalt, in dem Wahne, Ragotzi wollte sich eine bedeutende Waffenmacht verschaffen, um ihre Verfassung sodann umzustoßen. Je selbstständiger er sich zu zeigen suchte, je mißtrauischer beobachteten sie seine Schritte. Als das starke Volk der Szekler, sonst nur zu Kriegern gebraucht und unbesiegbar in allen Kämpfen, seinem Aufgebot zufolge, vor ihm erschien, führten die kräftigsten Männer Knittel statt der Säbel und Büchse. Laut sprach Ragotzi seine Mißbilligung darüber aus, und da er sie wieder für steuerfrei erklärte und ihnen die Führung der Waffen als einzige Dienstpflicht auferlegte, murrte der hohe Adel. Nach vier Wochen verließ der Fürst das Land in trüber Stimmung. Als er es im Rücken hatte, schüttete er in Dobai's Busen seinen Schmerz aus, daß seine besten Absichten verkannt und verlästert würden. „Wahrlich!" rief er im Unmuth, „diese Fürstenkrone wäre mir um den kleinsten Liebesdienst feil, wenn ich mehr Eigenliebe besäße und diesem blinden Volke nicht mehr zugethan wäre, als es verdient. Doch ich habe wenig Hoffnung meinen Platz zu behaupten mit so geringen Kräften. Schützen soll ich sie gegen Oestreich, auch wohl gegen die Türken; ihre Freiheit soll ich ihnen erhalten, mit meinem Blute erkäm-

pfen, aber ſie wollen mir nicht den geringſten Vortheil ihrer Eigenſucht aufopfern!"

Von Klauſenburg ging er nach Onod in der boſoder Geſpanſchaft am Fluſſe Sajo, nur einige Meilen von Miſchkolz gelegen und nahm ein anſehnliches Heer der ihm gewogenen Szekler mit. Dorthin hatte er alle ungriſchen Stände zu einem allgemeinen Landtage berufen. Aus ganz Ungern, vierzig Meilen weit im Umkreis ſtrömten die Vornehmſten des Adels und des Volks zu. Ein und dreißig conföderirte Geſpanſchaften beſchickten die Verſammlung. Von dem Fürſten Siebenbürgens hoffte man nun auch die Entſcheidung von Ungerns Schickſal. Viel Großes mußte geſchehen, dazu drängte die allgemeine Noth und der Stand der Dinge. Zugleich langten auch die Geſandten des Königs von Frankreich an und Jedermann war auf ihre Botſchaft begierig. Des Fürſten Adjutant Zſibrik war mit mehreren Hauptleuten vorangekommen und brachte die Befehle zur Anordnung. Bertſeni und Karoli ließen, dieſen zufolge, auf dem großen grünen Wieſenplane, wo der Sajo in die Theiß fließt, eine große Anzahl Zelte aufſchlagen, in welchen die Verhandlungen gehalten, und die Menſchenmenge, welche der Flecken Onod unmöglich in ſich faſſen konnte, untergebracht werden ſollte.

Schon in Siebenbürgen hatten mehrere Geſpanſchaften dem Fürſten einen vom Vicegeſpan der thuroczer Geſpanſchaft und dem Haupte des dortigen Adels, Melchior Rakovski, an ſie abgeſchickten Aufruf eingehändigt. Darin war heftig gegen die Perſon des Fürſten und alle ſeine Verfügungen, ſo wie gegen die ganze Conſö-

beration geeifert. Der ganze benachbarte Adel wurde darin aufgefordert, von dieſer ſchändlichen Verbindung gegen den rechtmäßigen von Ungern gewählten König abzuſtehen und lieber ernſtlich an den Frieden zu denken. Nicht mit Unrecht ahnete Ragozi eine förmliche Verſchwörung des undankbaren Adels gegen ihn, und aus dieſem geheimen Grunde war er mit ſo ſtarker Heeresmacht aus Siebenbürgen gezogen. Schon vor ſeiner Ankunft hatten Bertſeni und Karoli das Lager mit mehreren tauſend Mann beſetzt. Am 24. Mai zog Ragozi mit einer Pracht in das Lager, wie man ſie an und um den einfachen Mann noch nie geſehen hatte. Voran gingen an 2000 in ſcharlachrothe, kurze Röcke gekleidete Szekler, die das Fürſtenthum Siebenbürgen ausgerüſtet hatte, er ſelbſt war von einem Regiment Küraſſieren umgeben, um ihn ritt ſein Generalſtab, alle in den glänzendſten Uniformen, von Gold ſtarrend, zuletzt folgten einige hundert franzöſiſche Grenadiere, die über Polen gekommen waren und ihn in Debrezin empfangen hatten. Ueber 10,000 bewaffnete Leute waren auf dem Wieſenplan zwiſchen Onod und Kömörn verſammelt. In einem großen prächtigen Zelte ſtieg er mit ſämmtlichen Generalen ab; die franzöſiſche Geſandtſchaft erhielt zuerſt Audienz und überreichte die Briefe ihres Königs. An demſelben Tage wurde auch Chriſtoph Okolitzani, thuroczer Landrichter und Paul Okolitzani's Sohn, der, von ſeinem Vater beauftragt, den thuroczer Adel gegen Ragozi aufzuwiegeln verſucht hatte, gefangen eingebracht. Vorläufig beſtimmte Ragozi drei geheime Sitzungen; darin ließ er den Brief der Rebellen und den des Königs von Frankreich vorleſen. An den

letzteren hatte sich die Conföderation mit der Bitte gewandt, daß er als Bundesgenosse ihr beitreten möge. Der König erklärte, er werde seine Verbindung mit dem Fürsten Ragotzi nicht aufheben, mit den Conföderirten, so lange sie noch Unterthanen des Kaisers und ungrischen Königs seien, ein Bündniß einzugehen, gäbe seine Würde nicht zu. In der zweiten geheimen Sitzung sprach der Fürst: „Da, wie allbekannt, dem französischen König und seinen Versprechungen nicht zu trauen ist und sich schon mehrere, ja vielleicht viele vom hohen Adel Ungerns wieder für Joseph und Oestreich heimlich bestimmen, auch zu erwarten ist, daß die Wiener durch ihre Agenten immer mehrere gewinnen; so rathe ich aus der lautersten Absicht zum Besten des Landes zum Frieden mit dem König. Sobald wir in manchen Stücken nachgeben und guten Willen an den Tag legen, wird der König uns seine gewohnte milde Gesinnung zeigen und wir werden unsere Hauptbeschwerden von ihm abgestellt sehen."

Dieser weisen Ansicht stimmten nur zwei gemäßigte Männer, der ansaer Bischof Pathesy und der erlauer Telekesy. Beide Greise, bej. Aber sogleich erhob sich der Graf Bertseni und begann mit Heftigkeit. „Ich muß mich über Ihre Rede wundern, die von Vielen für feigherzig gehalten werden könnte, wenn sie nicht wüßten, daß Sie den Krieg nun seit vier vollen Jahren meist siegreich geführt haben und wir im Besitz von ganz Ungern sind. Wie, wir sollten jetzt im Vortheil nachgeben? Das Blut unserer Landsleute sollte vergeblich geflossen sein? Wir sollten uns von neuem der fremden Oberherrschaft unterwerfen und uns von deutschen Truppen

züchtigen lassen, die kein Recht an freie Ungern haben? Haben Sie das eperieser Blutgericht, haben Sie die schmählichen Bedrückungen schon vergessen? Hat nicht Jeder von uns einen gemordeten Freund oder Verwandten zu betrauren? Oestreichs Herzoge haben sich die Herrschaft über die Ungern angemaßt; es geziemt den Ungern, im Gefühl ihrer Kraft und im Hinblick auf ihre tapfern, großen Voreltern dieses blutige Joch abzuschütteln. Wir sind jetzt befreit davon; durch schwere Kämpfe haben wir uns der deutschen Blutknechte entledigt, und Sie, unser Haupt und Anführer, rathen uns, wieder unsern Nacken darunter zu beugen? Glauben Sie wirklich, daß dieses Ministerium mildere Gesinnungen gegen die Ungern angenommen habe? O, es wird nie vergessen, daß der Unger es gewagt, seine schwere Kette zu zerreißen. Thuen Sie, was Sie nicht lassen können, Fürst Ragotzi, ich werde nie wieder ein östreichischer Unterthan und wer mir gleichgesinnt ist, stimme mir bei." Augenblicklich erhoben sich alle zum Staatsrath gehörigen Magnaten und traten zu Bertseni, ja der Ausbruch ihres Beifalls war so stürmisch, daß man den Ruf vernahm: „Joseph ist nicht unser König! Nieder mit den Oestreichern! Laßt uns einen König wählen!"

Ragotzi schauderte vor den Blinden zurück und nur seiner Beredtsamkeit gelang es, die stürmischen Gemüther zu besänftigen, durch Bitten und Vorstellungen zu erlangen, daß die besprochenen Papiere und die Friedensanträge der vollzähligen, öffentlichen Versammlung sollten vorgelegt werden.

Noch während dieser Zusammenkünfte strömten Menschenmassen zu; das weite Feld glich einem großen Lustlager und die Blüthe des ungrischen Adels neigte sich in ihrer höchsten Pracht.

Franz Debai stand nachdenkend vor seinem Zelte und nur gleichgültig schweiften seine Blicke durch die an ihm vorüberwogende Menge; der herrlichste Maitag hatte Al-

les in Bewegung geſetzt und das Gedränge war groß. Da hieß es plötzlich: „Platz! Platz!“ und das Volk wich zu beiden Seiten zurück, um eine Gaſſe zu bilden; das Zelt begrenzte auf der einen Seite die Straße und Dobai blieb in ſeiner nachläſſigen Stellung, unbekümmert, was wohl Wichtiges da vorüberziehen werde. In demſelben Augenblick ſchritten die beiden Obergenerale, Bertſeni und Karoli, von andern Generalen umgeben, einher, worunter Dobai ſogleich den ihm feindſelig geſinnten Otskai erkannte. An Bertſeni's Arme hing eine hohe Frauengeſtalt in faſt übermäßigem Putz. Unwillkürlich fielen Dobai's Augen auf ſie und begegneten Franziska's ſtolzen Blicken. Ihn höchſt vornehm, ja ſogar verächtlich muſternd, ſtrich ſie an ihm vorbei und durch Dobai's Adern rieſelte es wie Eis. Als er die Augen wieder erhob, trafen ihn des alten Otskai Blicke und er ſchauderte abermals. „O, wär' ich unter Euch gefallen, Ihr, meine treuen Gefährten in der Mordnacht von Ottochacz!“ ſeufzte er und verlor ſich unter der Menge. Noch an ſelbigem Tage gelangte das Gerücht zu ſeinen Ohren, daß Franziska Karoli Bertſeni's verlobte Braut ſei und die öffentliche Verbindung dieſer Tage gefeiert werden ſolle.

Kanonendonner verkündete die Eröffnung der allgemeinen Sitzungen, denn rings um das dazu beſtimmte Zelt waren von franzöſiſchen Zeugmeiſtern ſchwere Kanonen aufgepflanzt, um den Begriff von der hier repräſentirten ungriſchen Nation zu erhöhen.

In den drei erſten Sitzungen wurde viel Wichtiges über die öffentlichen Plagen abgehandelt und Fürſt Ragotzi zeigte überall ſeinen durchdringenden Scharfblick in die Verhältniſſe der Landesregierung. In der vierten erhoben ſich viele Stimmen gegen die nöthige Kriegsſteuer und die Herabſetzung der von Ragotzi geprägten ſchlechten Kupfermünze. Als viel darüber hin und her geſtrit-

ten wurde und der Lärm überhand nahm, gebot Ragozi Schweigen.

„Mehr als alle Vereinigung über die Staatsunkoſten," ſprach er, „thut der Conföderation innere Einigkeit noth. Daß wir aber den gefährlichſten Krieg gegen uns ſelbſt führen, daß die gräßlichſten Spaltungen herrſchen und es nicht an Aufwieglern fehlt, die unſerm Bund Blut und Leben ausſaugen, beweiſt der Euch Allen bekannte Aufruf des thurotzer Comitats an den ungriſchen Adel."

„Die geſetzliche Strafe werde an dieſen Verräthern vollzogen!" rief Daniel Eſterhazy, einer der reichſten Magnaten, „und ich fordere ſie im Namen aller rechtlichen Ungern!"

„Ihr, Melchior Ragovski," rief der Fürſt, „ſeid Geſpan des Comitats, welches ſich das erlaubte. Ihr müßt Näheres darum wiſſen; gebt uns Rechenſchaft!"

Aengſtlich ſtand dieſer auf und ſprach über die ſchlechte Verwaltung, über den Ruin vieler vornehmen Familien durch die Kupfermünze, über Erpreſſungen und Bedrückungen der durchziehenden Heere und wurde dabei gegen den Fürſten anzüglich, als beſitze er noch nicht Erfahrenheit genug, das Ruder des Staatsſchiffes in ſolchem Sturme zu lenken. Bertſeni glühte vor Zorn und warf dem Sprecher todtkündende Blicke zu; endlich vermochte er ſich nicht mehr zu halten; er ſprang auf und ein Strom von Schimpfworten ſtürzte zwiſchen ſeinen blauen bebenden Lippen hervor. Ragozi befahl ihm auf der Stelle Ruhe, erhob ſich majeſtätiſch und ſprach: „Alle die von Euch, Ragovski, berührten Uebel ſind nothwendige Folgen dieſes im Ganzen, wie im Einzelnen ſo unſeligen Kriegs, den nicht ich, ſondern die öſtreichiſchen Oberherrn entzündet haben. Alſo kann weder ich noch irgend ein Unger dafür verantwortlich ſein. Aber die thurotzer Geſpanſchaft hat unter allen in Ungern am wenigſten gelitten; ſie hätte am erſten ſchweigen können;

daß ſie aber ihre Beſchwerden nicht mir oder dem Staatsrathe vorlegt, ſondern ſie heimlich an die andern Geſpanſchaften ſchickt, iſt hinterliſtig und hochverrätheriſch. Für dieſe hinter meinem Rücken begangene geheime Meuterei, ſo wie für die abſcheulichen Schmähungen gegen mich ſelbſt, der ich mich den Ungern niemals aufgedrungen habe, fordere ich hiermit von ſämmtlichen Ständen eine meiner Würde entſprechende Genugthuung."

Er blieb aufrecht ſtehen und forſchte in den Geſichtern der Magnaten. Seine Forderung machte dieſe beſtürzt und es erfolgte eine minutenlange Stille. Da wurde Ragotzi, aufgeregt wie er war, von der unſeligen Meinung erfaßt, als habe die thurotzer Schrift mehr Anhänger der Conföderation von ihm abgewendet, als er vermuthet hätte, und ſich ſelbſt nicht mehr beherrſchend rief er im Gefühle des höchſten Schmerzes: „O Vaterland, o Ungern, das iſt alſo mein Lohn dafür, daß ich Deiner Befreiung mein ganzes Lebensglück, Weib und Kinder, Güter und Ruhe geopfert habe! Dieſen Schimpf vermag ich nicht zu ertragen! Gott im Himmel, Du durchſchauſt mein Herz und weißt, daß ich niemals den geringſten Vortheil für mich ſuchte! Ungern, ich mag, ich kann nicht mehr Euer Anführer ſein! Wählt Euch ein würdigeres Haupt; mich aber laßt in Verborgenheit ſterben!" Mit dieſen Worten warf er ſeinen Sitz zurück und ſtürzte dem Ausgange des Zeltes zu. Dort erfaßte ihn ein Magnat und Officier, Namens Klobuſitzki; heftig rang der Fürſt mit ihm, um ſich loszureißen; aber mehrere Arme ſchlangen ſich kräftig um ſeinen Leib, ein furchtbares Schreien: „Haltet ihn! Er darf uns nicht verlaſſen!" erfüllte das Zelt; dreißig Arme und mehr trugen ihn zurück. Viele Officiere und Magnaten zogen die Säbel und Bertſeni hieb wüthend auf Ragoveki ein. Karoli und einige Andere folgten ſeinem Beiſpiel; immer mehr drängten zu, die Säbel klirrten; furcht-

bar wirres Geſchrei des ſterbenden Ragovski und des mehrfach verwundeten und fliehenden Okolitzani, ſo wie aller Uebrigen erfüllte die Lüfte; von außen wurde herein von innen hinausgedrängt.

„Er iſt todt!“ rief Bertſeni. „So ergehe es allen Feinden von Ungerns Freiheit!“

„Wer iſt todt?“ riefen die Hintern, die den Vorfall nicht hatten ſehen können.

„Ragovski iſt todt!“ riefen zwanzig Stimmen durch einander. Da ſprangen Viele auf die Tafeln, denn ſie hatten „Ragozi“ verſtanden. Aber der Name „Ragozi!“ erſcholl ſchon von mehreren hundert Lippen. „Ragozi iſt ermordet!“ heulte es durch die Menge. „Der Fürſt liegt todt im Zelte!“ Alles ſtürzte hinzu; das furchtbare Getöſe im Zelte ſchien die Ausſage zu beſtätigen. Raſch ladeten die franzöſiſchen Zeugmeiſter ihr ſchweres Geſchütz und nach wenigen Minuten war es gegen das Zelt gerichtet. Schon rennte einer der Kanoniere fort, um die Lunte anzuzünden. Der Befehlshaber ſchwur, den Tod des Fürſten furchtbar zu rächen, kein einziger Unger ſolle lebendig aus dem Zelte kommen. In dieſem gefährlichen Augenblick bemerkte ein gewiſſer Andreas Zai das Beginnen der Franzoſen, und da er ſich eben von der Nichtigkeit des Gerüchtes überzeugt hatte, ſtürzte er hin, um den Irrthum aufzuklären. Nur allmählig konnte die Ruhe wieder hergeſtellt werden. Ragovski's verſtümmelter Leichnam wurde herausgeſchleppt und Chriſtoph Okolitzani verhaftet. Unterdeſſen war der Abend herangekommen, das Gedränge war noch groß. Franz Dobai, der ſich mitten darin befand, erhielt plötzlich einen Stich in die linke Seite. Mit einem Schrei ſtürzte er zu Boden. Das Volk verſammelte ſich um ihn; man hob den heftig Blutenden auf und brachte ihn auf ſein Verlangen in das Zelt des Fürſten. Hier verſchied er ſchon nach wenig Minuten. Der Aufſtand darüber ward wieder allgemein und der Fürſt ſchien über die Schandthat

ungemein entrüſtet. Er wußte nicht, wem er ſie zuſchreiben ſollte; denn Ragovski's Ermordung konnte eben ſo gut die Veranlaſſung dieſes neuen Mordes ſein, als irgend eine Privatrache. Die Ereigniſſe dieſes Tages machten auf Ragotzi einen ſo widrigen Eindruck, daß er von heute an in allen ſeinen Handlungen eine Strenge und Bitterkeit zeigte, die man früher nie an ihm bemerkt hatte. Am folgenden Tage ließ er Dobai feierlich beerdigen, Ragovski aber von Henkersknechten fortſchleifen. Chriſtoph Okolitzani ſagte noch am ſelbigen Tage im Verhör aus, daß Ragovski den Aufruf verfertigt, er ſelbſt aber, von ſeinem Vater und dem wiener Cabinet beſtimmt, denſelben ausgebreitet habe; doch hätten die vornehmſten Adeligen des thurotzer Comitats darum gewußt. Dieſe wurden auf Befehl des Staatsraths ſogleich verhaftet, Okolitzani einige Tage darauf enthauptet, die Fahne der thurotzer Geſpanſchaft öffentlich zerriſſen, das Siegel derſelben zerſchlagen und das Land unter die vier angrenzenden Geſpanſchaften vertheilt. Schrecken erfaßte alle Herzen und wie man Ragotzi früher geliebt hatte, ſo zitterte man jetzt vor ihm. Als nun am 9. Juni in der fünften allgemeinen Verſammlung Bertſeni mit heftigen Ausdrücken darauf antrug, den öſtreichiſchen König abzuſetzen, ging ſein Wille ohne den geringſten Widerſpruch durch. Der Staatsrath ſagte ſich feierlich im Namen von ganz Ungern von der öſtreichiſchen Oberherrſchaft los; König Joſeph wurde für abgeſetzt und Ungern für ein freies Land erklärt, das ſich ſeinen König aus eigener Mitte ſelbſt wählen werde. Ragotzi wurde als Oberhaupt der Conföderation beſtätigt, und als ſie aus der Verſammlung gingen, wünſchte Bertſeni dem Fürſten Glück zur ungriſchen Krone.

Vier Wochen darauf empfing der Fürſt eine geheime Botſchaft vom ruſſiſchen Czar Peter I. auf ſeinem Schloſſe zu Munkatſch, wo er eben mit ſeinen Generalen verſammelt war. Der Czar ließ ihm melden, da König Auguſt von Polen im Frieden zu Altranſtädt voriges Jahr ſich ſo ſehr vom Schwedenkönig Carl habe in die Enge treiben laſſen, und auf Polens Krone Verzicht geleiſtet, ſo ſei er nicht geſonnen, dieſen ſchwachen Mann zu beſchützen. Der polniſche Thron ſei vom Primas und Kronfeldherrn für erledigt erklärt, und ihn, den Fürſten Ragotzi, habe er als den würdigſten Mann für den polniſchen Thron erkannt. Er möge alſo die Wahl unbedingt annehmen, weil man im Fall ſeiner Weigerung den Prinzen Eugen von Savoyen wählen und Rußland und Polen mit Oeſtreich im Verein Ungern feindſelig behandeln würden. Ragotzi kannte die innere Schwäche der Conföderation, er wußte, wie wenig er auf Frankreichs Hülfe bauen durfte, er ſah ſich von aller Welt verlaſſen und ſeinen nahen Sturz voraus und dennoch ſchwankte er keinen Augenblick. Er hatte Siebenbürgen als Fürſt, Ungern als Oberhaupt der Conföderation Treue geſchworen und ſeine Eide waren ihm heilig. Um den mächtigen Czar nicht zu erbittern, ließ er ihm durch die Geſandtſchaft für ſein Vertrauen danken und erklären, Polen ſei ein freies Wahlreich, er aber habe ſchon einen langen, blutigen Kampf für die Wahlfreiheit Ungerns geführt; es wäre gegen ſeine Geſinnung, wenn er ſich, durch ruſſiſchen Schutz unterſtützt, den Polen aufdringen wolle; die ganze Nation müſſe ihn freiwillig wählen. Dadurch hoffte er dem Unwillen des Czars zu entgehen, weil Schweden und Stanislaus Leszinski viel Anhänger in Polen hatten. Als er die Geſandtſchaft entlaſſen hatte, rief ihn die Kindesliebe auf die ſaroſer Burg. Sophia fand er ſchon nicht mehr; ſie war in einem Kloſter Gallizkens als Nonne eingekleidet. Auch erſchien dort Wuk mit Briefen der Für-

ſtin, aus Polen, wohin ſie ſich vor den Verfolgungen des öſtreichiſchen Miniſteriums geflüchtet hatte. Sie meldete ihrem Gemahl, wie ein großer Theil des polniſchen Adels für ihn geſtimmt ſei, und ihn zum König wählen wolle. Noch einmal verſuchte Helena Zrini ihre mütterliche Beredtſamkeit, um ihn zur Annahme der Krone zu bewegen; er blieb ſtandhaft und kehrte nach Munkatſch zurück. Im Auguſt brachte ihm eine feierliche Geſandtſchaft der polniſch-ruſſiſchen Partei das Wahldecret dorthin; denn er war zu Lublin in Gegenwart des Czars wirklich zum Könige erwählt worden. In großer Verlegenheit berief Ragotzi ſeinen Staatsrath und legte ihm das Decret vor. Einſtimmig erklärte dieſer ſich für die Annahme deſſelben. Aber mit edler Rührung rief Ragotzi: „Und wenn Ihr Alle mir zur Untreue an Euch rathet, als ein treuer Unger habe ich für Euch gekämpft, als ein treuer Unger will ich für Euch ſterben!“ Mit dieſen Worten hatte er ſich ſein Urtheil ſelbſt geſprochen. Seine Geſandtſchaft an den Czar mußte die Wahl geſchickt ablehnen, aber von dieſem Tag verließ Ragotzi der Stern ſeines Glücks. Der öſtreichiſche General Rabutin machte im September noch ſeiner Herrſchaft in Siebenbürgen ein Ende und im folgenden Jahre wurden die Heere der Kuruzzen in allen Schlachten geſchlagen.

III.

Die Seherin Johanna.

Der alte Otskai war noch im selbigen Sommer, von Oestreichs Versprechungen gewonnen, zu ihnen übergegangen; denn er haßte den Fürsten, der ihm seine Zügellosigkeit öfters hart verwiesen hatte. Seinem Beispiel folgten viele Adelige, und als Joseph eine allgemeine Amnestie verkündete, verließen Vornehme und Gemeine in Scharen Ragotzi's Fahnen. Heister und Pallfi schlugen die übrige Armee wiederholt, Bertseni wurde zurückgedrängt, die Bergstädte Oestreich wieder unterworfen, und Karoli konnte sich in Siebenbürgen nicht halten. Im folgenden Jahre ging ein fester Platz nach dem andern über. Neuhäusel hatte sich allein noch gehalten. In der Nähe desselben hatte ein Kuruzzenhaufe den schändlichen Ueberläufer Otskai überfallen und gefangen nach der Festung gebracht. Der Burgbefehlshaber ließ ihn hinrichten. Vor seinem Ende bekannte er, daß er Franz Dobai's Mörder auf Anstiften von Bertseni's Gemahlin gewesen sei. Die Burgen in Käsmark, Bartfeld, die Zipser, auch Neuhäusel und andere gingen über oder wurden genommen. Noch vor Schluß des Jahres 1710 ergaben sich Erlau und Eperies an Pallfi und die Oestreicher waren fast des ganzen Landes Herren.

Es war zu Anfang des Februar 1711 als Ragotzi die Staatsräthe von Ungern und Siebenbürgen zu Salank unweit Munkatsch zusammenrief. Von hier aus schrieb er auf Pallfi's Anrathen, mit dem er persönlich verkehrt hatte, einen Brief voll edler Würde an den König, worin er sich ihm unterwarf, aber nicht als Rebell, sondern als ein von der Grausamkeit des Ministeriums zum Abfall Gezwungener. Die Stände versuchte er nun zum

Frieden zu bringen und sie zu bereden, daß sie mehrere Punkte von den mischkolzer und tyrnauer Friedensbedingungen nachlassen möchten. Aber, wie er auch bat, sie erklärten, nicht einen Punkt könnten sie mit gutem Gewissen zugestehen. Während die Conföderation innerlich zerfallen, die meisten Edelleute zu dem König übergegangen, das Heer der Conföderirten nur noch die roheste, wildeste, unordentlichste Bande verwegener Kuruzzen, Bertseni bereits nach Polen entwichen war, konnten die Hartnäckigen so verblendet und gegen den edlen Mann so undankbar sein. Hierauf fragte er sie, ob er nach Polen gehen solle, um mit dem russischen Czar ein Hülfebündniß abzuschließen. Da stimmten ihm Alle bei; er aber wußte, daß die Pforte kurz zuvor Rußland den Krieg erklärt hatte; sie wußten es nicht, und so diente ihm dies nur zum Vorwande, sich von den Kurzsichtigen bequem loszureißen. Den siebenbürgischen Ständen gab er den Bescheid, da der König ihnen Allen verzeihe und auf nichts, als seiner Absetzung beharre, so wolle er ihrer Ruhe nicht im Wege stehen. Am 11. Februar übergab der Fürst seinem Reichskanzler Sennyey die munkatscher Burg und ritt am andern Morgen in nebliger Frühe allein mit seinem Reitknecht nach Saros zu. Mit feuchten Augen empfing ihn Helena auf der saroser Burg, hinter ihr stand Wuk; er umarmte Beide schweigend. Als er sich etwas gesammelt hatte, sagte er: „Hier bin ich als ein Bettler, wie mir Zabretzky verkündet hat; aber mit dem Gefühl meiner Rechtschaffenheit und Treue schreite ich aus diesem meinen unglücklichen Vaterlande, um es nie wieder zu betreten. Ich wußte es ja lange, daß es so kommen würde und es ist der Fluch meiner Ahnen, der auch auf mir ruht. Hast Du mir doch selbst den Unglücksgesang der wahnsinnigen Maria vorgesungen. Und doch ließ ich mich in Onod blenden, nach Ungerns Krone meine Hand auszustrecken. Das war mein Unglückstag!“

Alles war bald zur Abreiſe eingerichtet. Auf Maulthieren ritten die Weiber, Clara, Paulina, die Wärterin mit Paulina's Kind, die Männer, worunter Haſchan und Stepje, ritten zu Pferd. Ihr Weg nach Gallizien führte ſie über Olſavka. Als ſie nun an Zabrezky's verfallener Hütte vorüberziehen wollten, fiel ihnen ein bejahrtes Weib auf, die an der Quelle vor der Hütte ſaß, und ihr langes Haar in das Waſſer tauchte. Ihr Gewand beſtand aus einem kurzen, hanfnen Rocke in ſeiner natürlichen Farbe, einem ſchwarzen Bruſtlatz und einem großen Stück ſchwarzen Zeugs, worein ſie ſich hüllte und das ihr ſonach als Schleier zu dienen ſchien. Uebrigens trug ſie weder Schuhe noch Strümpfe, noch hatte ſie einen Hut. Als Wuk ſie erblickte, ſchauderte er zuſammen; aber in demſelben Augenblicke rief ſie ihm zu: „Mein Sohn, mein liebſter Sohn; ich träumte heute von Dir. Gib Deinen Lieben dort einen Kuß und ſcheide von ihnen. Du weißt, was Du mir verſprochen, Du willſt mit mir ſterben. Komm, komm; denn unſere Stunde iſt da."

„Wer iſt dies Weib?" fragte Clara ihren Sohn beſorgt. „Sie ſcheint Dich zu kennen."

„Deine Mutter!" rief Wuk ſchmerzlich.

„Johanna Botskai!" ſchrie die Fürſtin Helena.

„So iſt es." Und augenblicklich ſprangen Helena und Clara von ihren Thieren und eilten auf ſie zu. Die Seherin ſtarrte ſie lange an, als ob ihr Geiſt abweſend ſei. Die Fürſtin ſagte unterdeſſen: „Ja ſie iſt's; ich erkenne ihre Züge wieder, obgleich das Alter Furchen hineingegraben hat. Johanna, erkennſt Du Deine Helena nicht? Die Jugendfreundin, die Dir und ſich Verderben bereitete? Sieh, hier ſteht Deine Tochter, mit der ich Dich damals hinausſtieß und das ſind Deine drei Enkel, ja ein Urenkel ſtreckt Dir dort die Arme entgegen."

„Weg Menſchenkinder! fort von mir!" rief die Seherin ſich wild geberdend. „Mit Euch Allen hab' ich

nichts zu ſchaffen. Dieſer dort iſt mein Sohn, der Geiſterſeher! Komm her, Wuk, den ich mit dem weiſeſten Manne gezeugt; ich liebte Deinen Vater, ihn liebten die Geiſter, wie mich. Dich hab' ich geboren und auf Dich ſind alle ihre Gaben gehäuft." Erſtaunen feſſelte die Umſtehenden. „Du wähnſt dieſes blaſſen Knaben Mutter zu ſein?" fragte ſie ihre Tochter Clara heftig. „Du biſt betrogen, Dein Mann war ſein Vater und ich bin ſeine Mutter, wie ich die Deine bin. Uns verband die heilige Natur ſelbſt und ſie pflegte das Kind. Dir brachte er ihn in der Nacht, als Dein Knabe geſtorben war. Nun komm, mein Kind, die Stunde rinnt; der Traum iſt entflohn, bald erwachſt Du, mein Sohn!" Kräftig faßte ſie den Jüngling bei der Hand, er weigerte ſich nicht. Sie zog ihn fort er nickte Allen zu und war mit ihr hinter dem Felſen an der Hütte verſchwunden. Sprachlos ſtanden Alle vor Erſtaunen; doch der Fürſt befahl, zuerſt ſich faſſend, den Dienern, dem Weibe nachzuſetzen, die in ihrem Wahnſinn Wuk ein Leid zufügen könne. Es geſchah, was er geboten hatte, aber das Nachſuchen war vergebens. Beide waren verſchwunden und nach langem Aufenthalte zog die Geſellſchaft traurig weiter. Als Ragotzi auf dem höchſten Rücken der Karpathen ſtand, über welchen die ungriſche Grenze läuft, wendete er ſeine Augen noch einmal rückwärts und ſandte ſeine Blicke in das weit unter ihm ausgebreitete Ungerland. Ein Paar große Thränen entſtürzten ſeinen Augen. „Leb' wohl!" rief er dann plötzlich mit ſchmerzerſtickter Stimme, „leb' wohl auf ewig, mein unglückliches Vaterland. O ich hatte einen ſchönen Traum, dich ſah ich durch mich befreit! Er iſt vorüber und ich meide deinen Boden als der freiſte deiner Söhne." Er ſchüttelte den Staub von ſeinen Füßen und war wenig Augenblicke darauf in Gallizien.

An jenem Kloſter, worin Sophia Boris lebte, war der Scheidepunkt der ſich ſo ſehr liebenden Menſchen,

die ſo Vieles mit einander erduldet hatten. Im Zimmer der Pförtnerin trennte ſich Ragotzi von ſeiner Mutter, Clara und Paulina für dieſes Leben.

„Ihr ſeid das letzte Band," ſagte er gerührt, „das mich an Ungern feſthielt. Ihr ſcheidet von mir und ich bin ganz losgeriſſen, aber mein Leben hat nun auch ſeine Bedeutung verloren." Auch von Sophia durfte er ſcheiden. Es war ein rührender Augenblick, als er ſich ſchluchzend losriß. Die Frauen vergoſſen Ströme Thränen. Allein, von allen theuren Perſonen verlaſſen, reiſte er in Eilmärſchen nach Polen. Dort fand er ſeine Gemahlin. Amalia lag lange ſtumm an ſeiner Bruſt. „Nun biſt Du für das ganze Leben mein!" rief ſie. „Und Dich allein beſitzen, iſt mehr werth, als die Kronen von Ungern und Polen!" Ragotzi fühlte ſich glücklich in den Armen ſeines Weibes; ſelig wallte ſein Herz ihr entgegen, und es erblühten ihm Genüſſe, die er im wilden Toben des Kriegs entbehrt, ja faſt zu fühlen verlernt hatte. Ein hartes Schickſal blieb es für ihn, daß ſeine beiden Söhne in Wien fortwährend in Haft gehalten wurden. Auf dem Landgute eines ſeiner mächtigen Freunde lebte er den Sommer über und ging im Herbſte mit mehreren ungriſchen Edelleuten, ſeinen getreuſten Anhängern, die ſich allmählig bei ihm eingefunden hatten, auf Ludwigs XIV. Einladung nach Paris. Dort lebte er 6 Jahre und verlor ſeine ihm treue und in jedem Unglück mit ihm ausharrende Gemahlin durch den Tod. In Paris ſuchte ihn ſein jüngerer Sohn Georg auf, der von Wien entkommen war. Den älteſten ſah er nie. Später ging er nach Conſtantinopel und lebte dort 18 Jahre in Dürftigkeit. In ſeinem 60. Jahre ſtarb er zu Rodoſto in Beſſarabien, wo er lange Jahre in größter Zurückgezogenheit zugebracht hatte. Sein ganzes Leben war den Wiſſenſchaften geweiht. Ungern betrat er nie wieder, aber ſein Name wird ewig fortleben im Gedächtniſſe jenes Volks, für deſſen Freiheit er ſich aufopferte.

Yu 37169

Aus
der Büchersammlung
des
Dr. Leopold Hirschberg
1913

Winterflora.

Novellen und Erzählungen

von

Ludwig Storch.

Erster Band.

Erste Abtheilung.

Der seltsame Diener.

Gotha, 1836.
Verlag von Carl Neumann.

Der seltene Diener.

Novelle.

1.

Der Sommermorgen badete sein frisches freundliches Antlitz im Thau der Halmen und Kräuter. Die Sonne war prächtig aufgegangen und weckte heilige Glockenstimmen in den Thälern Thüringens. Am vollsten und schönsten hallten sie durch das Thal der Gera, von den hohen Thürmen der Hauptstadt dieses gesegneten Landes, wie ein großer Chor; und unter diesen Tönen unterschied man gar vernehmlich den mächtigen Ruf der Königin der Glocken, der majestätischen Maria gloriosa Susanna auf dem Hauptthurme der hochgelegenen Marien- oder Domkirche. Gewiß war sie die stärkste Ermahnerin zur Andacht

in der ganzen Christenheit; die Luft und der Boden erzitterten weit hin, wenn ihr Ruf erschallte, in der Entfernung mehrer Stunden wurde er vernommen, und das Reimsprüchlein, welches damals in aller Mund war:

„Die große Susanne
„Treibet die Teufel von danne,"

bezeugte, welche Kraft man ihrem ungeheuern Metallmunde beilegte.

Es war der Festtag der fünfundvierzig Märtyrer, dessen heilige Feier von den Glocken ausgerufen wurde. Im Herzen eines jungen Mannes, der über die vom waldgekrönten Ettersberg nach Erfurt sich ziehenden Höhen ritt, weckte das von allen Seiten, wie Opferklänge, zu ihm heraufsteigende Geläute fromme und wehmüthige Gefühle. Es wehete ihn an wie vergeßne Kindergesänge seiner zu Grabe gegangenen Jugend, es drang ihm zu Herzen, wie die Mahnung des Heimwehs, und füllte seine Brust mit andächtigen Regungen. Als er den dumpf surrenden Ton

der großen Susanne zuerst vernommen, hatte er seine einfache Lederhaube abgenommen und ein kurzes Gebet gesprochen. Nun ritt er hastig, denn es drängte ihn, die große Stadt vom Gipfel der letzten Höhe zu überblicken, die sein Auge noch nicht gesehen, sein Fuß noch nicht betreten hatte, und aus der das harmonische Geläute immer näher und lockender, immer heller und einladender zu seinen Ohren drang. Seiner jugendlich stürmischen Sehnsucht stellte sich aber stets ein neuer Hügelkopf entgegen, bis er vom Anblick des Hochgerichts auf einem dieser Gipfel in seinem Eifer unangenehm gestört wurde. Sein Auge traf auf die über der Mauer am unglücklichen Baum schwebenden Leichen einiger Raubmörder, an denen die Stadt ein strenges Wiedervergeltungsrecht geübt; er trieb des Pferdes zögernden Schritt nicht an, sondern stieg vielmehr vor einem am Wege dem Gemäuer gegenüberstehenden Heiligenbilde ab, um für die Seelen der armen Sünder einige Paternoster zu beten,

wozu der fromme Gebrauch der Zeit und die bittende Stellung des Mariabildes aufforderten. Der heilige Platz, wo das Gnadenbild unter schirmendem Dache stand, war von mehrern hohen dichtbelaubten Lindenbäumen bepflanzt, die auf den üppigen grünen Rasen zu ihren Füßen einen schmeichlerischen Schatten warfen; die Morgenluft sog aus ihren späten Blüthen würzige Düfte und vermählte sie mit denen des Rasens; die festtägliche Stille lag als ein unsichtbares Netz um die lauschige Heimlichkeit dieses Haines und trug die Weihetöne des Glockengesanges nur um so reiner durch die grüne Halle zu dem Bilde der Himmelskönigin als ihr gebührende Spende.

Als der junge Mann sich vom Gebet erhoben hatte, trat er unter die köstlichen Bäume, sich unter ihrem Dache zu laben, aber wie war er überrascht, als er wenige Schritte vor seinen Füßen das Thal aufgähnen und inmitten desselben, in geringer Entfernung, die vielthürmige herrliche Stadt mit ihren Häusermassen sich aus-

breiten sah! Und fürwahr die Stelle bot einen malerischen Anblick! Zwischen den grünen Lindengewölben und dem grünen Rasenteppich, durch die Säulenhalle der Bäume in das fruchtbarste Thal Thüringens, dessen Saatfelder, Weinberge und Gärten in goldner Fülle prangten — denn dieses Thal hatte nichts von des deutschen Kaisers Adolf von Nassau grausamen Raub- und Zerstörungszügen in Thüringen gelitten — und die große leuchtende Stadt darin, wie ein Lusthaus im Garten eines Königs, von der segenbringenden dreiarmigen Gera durchströmt, die, außer der Ringmauer, ihr frisches Bergwasser der nördlich sich ausbreitenden Ebene in zwei Armen zuwälzte. Königlich stolz ragten zur Rechten und Linken, gen Norden und Westen, der St. Petersberg und der St. Cyriaksberg über der Stadt empor, jener mit dem großen schönen Petersklo-ster, dieser mit den weitläuftigen Gebäuden des Cyriaksklosters, und zwischen beiden erhoben sich aus der Stadt auf einem Hügel die Marienkirche

und das Severistift, prächtige Bauten mit ihren Thürmen und Häusern, und die scheinbar zusammenhängenden, wie eine prächtige Königsburg mit Schlössern und Tempeln die Stadt beherrschenden Gebäude der drei Berge glänzten wunderbar im vollen Scheine der Morgensonne, die die majestätischen Werke der Andacht noch mit Verklärungsschimmer schmücken zu wollen schien. Zu ihren Füßen lag die Stadt, ihnen huldigend, und doch auch sich ihrer eignen Herrlichkeit bewußt, mit der Menge ihrer Kirchen und Klöster, und hie und da blitzten die Silberbänder der sie durchströmenden Flüsse hindurch, gleichsam die Schnur, an der das reiche Perlengeschmeide Thüringens hing.

Obgleich der Reiter nur die geringe Kleidung eines Knappen oder eigenhörigen Knechts trug, so schien er doch viel Sinn für die Schönheit der Gegend zu haben. Sein Auge füllte sich mit Thränen der Lust, und rasch, wie der in ihm geborne Gedanke, zog er sein Pferd in

den Hain, band es an einen der Bäume, und warf sich hinter dem Mariabild auf den Rasen, um sich der Schwelgerei im Anschauen der Stadt und Gegend und im Anhören des Glockengetöns recht mit voller Muße zu überlassen.

Er hatte noch nicht lange gelegen, als er ein Mädchen von sieben bis acht Jahren den sich bergauf schlängelnden Pfad hastig eilend heranklimmen sah, er hatte dessen aber nicht weiter Acht. Bald darauf vernahm er ein Stöhnen und abgerissene Worte einer Kinderstimme, die athemlos nur dann und wann einen heftigen Laut von sich stieß. Inzwischen waren doch diese Worte schon wichtig genug, die Aufmerksamkeit des rastenden Knappen zu fesseln.

„Liebe Frau," rief das Kind vor dem Bilde auf den Knien betend, „du hast meinen Vater henken lassen, weil er geraubt und gemordet — hu! dort oben hängt er noch immer. — Die Leute sagen, er habe es verdient. Ach, so verhindre doch, daß es mein Oehm nicht auch ver-

diene! Denn wenn er's erst verdient hat, so wird er auch gehenkt werden, und ich bin dann ganz allein und habe Niemand, der mir Brot giebt. — — —

Ich will es dir entdecken, liebe Frau, was er vorhat mit dem Claus Tittel und dem Geipel Krumbholz, damit du die Unthat bei Zeiten verhüten kannst. Sie wollen bei dem Ringelreiten und Bogenschießen, das die Stadt dem Landgrafen giebt, das Fräulein Grete stehlen und weit von dannen führen, um sie zu erschlagen. Der Vicedom ist ein schlauer und mächtiger Mann, der wird's entdecken und seine Tochter rächen. Da wird mein Oehm gehenkt werden. Bitte, liebe Frau, du wollest es nicht zulassen. Das Fräulein Grete ist ja auch so gut, und hat mich mit schönen Dingen beschenkt, als mein Vater gehenkt worden war. Deshalb laß ihr doch ja kein Leid widerfahren. Und du, Vater, dort oben am Galgen, wenn dich meine Gebete und die der frommen Wandrer bei der heiligen Jung-

frau wieder in Gnaden gebracht haben, so bitte sie sehr, daß der Oehm der Grete nichts zufüge und nicht gehenkt werde und ich doch einen Menschen habe, der mich ernährt und groß zieht, da du mich hast verlassen müssen." Nach diesem sprach das Kind noch einige rührende Gebete für die Seele seines Vaters und der lustigen Gesellschafter desselben, küßte die Füße des Mariabildes und eilte dann wieder eben so schnell den Berg hinab, wie es heraufgestiegen war. Der Knappe glaubte in dem Gehörten den Willen der heiligen Jungfrau zu erkennen, der ihn gnädig ausersehen habe, eine böse That zu verhüten. Er band daher sein Pferd ab, bestieg es und trabte hinter dem Kinde her, das er auch bald eingeholt hatte. Das Mädchen grüßte ihn schüchtern, er dankte freundlich und fragte: „Woher so früh des Wegs, mein Kind?"

„Nicht weiter als vom Berge dort, wo ich vor dem Bilde unsrer lieben Frau gebetet habe."

„Das hättest Du doch in der Stadt näher

haben können. Da giebt's Kirchen, Klöster, Kapellen und Heilgenbilder genug, und heute, an diesem Festtage, betet man überall."

„Mein Gebet hat nur dort seine rechte Wirkung."

„Weshalb glaubst Du das, mein Töchterchen?"

„Ihr sprecht so herzig mit mir armen Kind, junger Gesell, daß ich's Euch wohl sagen kann, weshalb ich so oft auf dem Berge beim Armensünderstock bete. Mein Vater hängt dort am Galgen, weil er Leute beraubt und erschlagen. Meine Mutter lebt auch nicht mehr und da bet' ich für beide dort oben."

„Wer hat sich denn Deiner angenommen und nährt und kleidet Dich, du armes Kind?"

„Mein Oehm, der Thorwart am Krämpferthor. Er ist meiner Mutter Bruder. — Ihr seid wohl fremd in Erfurt, daß Ihr nichts von meinem Vater gehört habt?"

„Ich komme heute zum ersten Male in diese

Stadt. Es muß wohl ein kurmainzischer Vicedom darin sitzen."

„Ei freilich, der Ritter Diezel von Mainz; ich kenne ihn wohl, den stattlichen Herrn."

„Hat er nicht Töchter?"

„Ja wohl zwei, Regina und Grete, feine Fräulein; ich kenne sie auch." —

Der Knappe wußte genug. Nach einigen andern gleichgültigen Fragen warf er dem hübschen Mädchen ein Geldstück mit den Worten zu: „Kauf' Dir eine Leckerei und sag' mir, wie Du heißt?"

„Bärbe Holzheim," versetzte das Kind dankend, und der Reiter trabte dem Thore zu, das ihm ein Spitzbubengesicht öffnete. In der Stadt fand er bald die ihm bestimmte Herberge und nahm sich dort kaum zu einem Imbiß Zeit, um die prächtigen Kirchen zu besuchen, denen die gläubige Menge zuströmte.

2.

Im „Turnier," einem großen der Stadt gehörigen Herrnhause, in der von ihm sogenannten Turniergasse, ging's am Festtage der fünfundvierzig Märtyrer lebendiger zu, als sonst. Dies mächtige Gebäude war nämlich vom Stadtrathe zur Einkehr und zum Quartier hoher Gäste bestimmt. Seit zwei Tagen hauste aber der alte reiche Landgraf Albrecht von Thüringen darin, den die Mitwelt schon wegen seiner verrufenen Handlungsweise gegen seine erste Gattin und die mit derselben gezeugten Söhne Friedrich und Tiezmann, so wie seiner verschwenderischen und unzüchtigen Lebensart, mit dem Beinamen „der Unartige" brandmarkte. Er war in fürstlicher Pracht mit großem Ritter- und Dienertroß von Wartburg bei Eisenach, seinem stolzen Herrschersitz, gen Erfurt gezogen, um dieser Stadt mehre in ihrer Nähe liegende Güter zu verkaufen; denn sie war ihm immer freundlich gesinnt und in den

wilden Fehden mit seinen Söhnen stets auf sei-
ner Seite gewesen, obgleich sie, eifersüchtig auf
ihre alten Rechte und Freiheiten, die sie der
Gunst deutscher Könige und Kaiser, und vor zehn
Jahren erst dem einjährigen Aufenthalte des mäch-
tigen Kaiserhauptes Rudolfs von Habsburg, ver-
dankte, dem Landgrafen von Thüringen nicht
ein Mal Hoheitsrechte über sich zugestand. Da
die Stadt reich und erwerbsüchtig war und der
verschwenderische Landgraf immer Geld brauchte,
so durfte es nicht Wunder nehmen, wenn man
sich gegenseitig sehr artig behandelte und der Rath
dem alten Fürsten alle nur erdenkliche Ehre an-
that. Außer seiner zahlreichen Dienerschaft war
ihm noch eine bedeutende Anzahl Ritter, Söld-
ner und Knechte der Stadt von Seiten des Rathes
bestellt, und als er in Pomp und Herrlichkeit
zur Messe in das Marienstift ging, von Bür-
germeistern und Rathsherrn begleitet, von seinen
eignen Rittern und Dienern und von denen, die
ihm die Stadt Ehren halber zugeordnet hatte,

gefolgt, war es nicht anders, als wenn der deutsche König selbst in der Mitte reicher Vasallen einherzöge.

Nachdem er aus der Kirche mit großem Zulauf und Andrang des Volks wieder heimgekehrt war, traten bei ihm ein der älteste Bürgermeister der Stadt, der kurmainzische Vicedom und der Weihbischof, jeder um ihn zu begrüßen, der Erste im Namen der Stadt, und ihn einzuladen zu einem Bolzenschießen und Ringelrennen, das der Stadtrath ihm zu Ehren veranstalte, der Zweite im Namen seines Herrn des Kurfürsten und Erzbischofs Gerhard II. von Mainz, der Dritte im Namen der Pfaffheit, der der Landgraf sein Lebelang sehr ergeben gewesen war.

Die Herren waren noch bei einem frischen Trunke versammelt, den ihnen der lebensfrohe Landgraf reichen ließ, als ein Diener dem Letztern ein Schreiben überreichte mit dem Vermelden, der Bote, der es gebracht, harre im Vorgemach. Der Landgraf, in der Kunst des Lesens

selbst wenig erfahren, schickte den Brief sogleich seinem Hauskapellan mit dem Befehl, im Fall das Geschrift nicht irgend ein wichtiges Geheimniß enthielte, ohne Verzug darüber zu berichten. Der Pfaff erschien, und man erfuhr, der Brief sei vom Ritter Feige von Mila, einem Thüringer und bekannten Anhänger des Landgrafen Friedrich, Albrechts Sohn.

„Was will der Alte, der mir auch untreu geworden ist?" fragte der Landgraf. „Lies uns den Brief vor, Pfäfflein: vielleicht gewährt er meinen Gästen einen angenehmen Zeitvertreib."

Der Kapellan las: „Gott zum Gruß, edler Herr. Euer Sohn, der Landgraf, hat uns schlecht gelohnt dafür, daß wir ihm getreulich beigestanden gegen den Kaiser; denn er verfolgt uns nun mit Feindschaft und trachtet uns zu schaden an Leib und Leben, gleich wie uns auch der Kaiser geschadet hat. Und wie uns dieser im vorigen Jahre vertrieben aus unserm Stammsitz, so will uns der Landgraf nun vertreiben von

Roßel, wo wir Zuflucht gefunden bei unserm Vetter, dem Ritter Heinrich von Roßel, wenn wir nicht thun wollen nach seinem Willen. Unser Knecht wird Euch über dies Alles Bescheid thun. Darum wollen wir wieder zu Euch kehren und zur Treue zu Euch, und wollen Euch bitten, daß Ihr uns gönnet einen festen Platz, wo wir sicher sind gegen die Nachstellung Eures Sohnes und des abgesetzten Kaisers, wenn es diesem gelingen sollte, seinen Gegner zu besiegen. Da wir nun gehört, Ihr wäret gen Erfurt gezogen, so haben wir Euch den Boten dahin gesendet, bittend, Ihr wollet bei dem Herrn von Erfurt, bei denen Ihr wohl angesehen und gelitten, ein gut Wort für uns einlegen, daß sie uns eine Freistatt vergönnen für ein Jahr oder länger und wir ihnen solches vergüten, wie sie wollen. Unser Knapp wird Euch das Alles näher sagen. Gegeben Roßel am Tage Pancratii im Jahre des Heils 1208. Helge von Mila. Hans von Mila, Sohn."

„Was hat der alte Krausbart vor?“ lachte der Landgraf. „Es geschiehet ihm schon Recht, wenn er schlimmen Dank bekommt von meinem lieben Söhnlein. Doch es ist klug, dem Feind so ein Paar tapfre Herren, wie diese beiden Ritter, die, nach dem Stande der Dinge, leicht wieder zu ihren reichen Besitzungen kommen dürften, zu entziehen und der Stadt Erfurt zu gewinnen. Meint Ihr nicht auch, Ihr Herren?“

Die Anwesenden stimmten dem Landgrafen bei, der sofort Befehl gab, den Knappen hereinzurufen.

Der junge Knecht verneigte sich mit ritterlichem Anstand; alle Augen der Männer im Zimmer hingen mit Wohlgefallen an der einnehmend schönen Gestalt des Jünglings.

„Deine Ritter schreiben mir,“ redete ihn der Landgraf freundlich an, „ich soll aus deinem Munde erfahren, weshalb sie mit meinem Sohne in Zwist gekommen sind. Erzähle frisch weg

und scheue Dich nicht vor diesen Rittern und Herren."

„So Ihr befehlet, hab' ich zu gehorchen," versetzte der Knappe mit edler Freimüthigkeit und sonder Furcht und Scheu. „Als der Kaiser Adolf im vorigen Jahre in Meißen einfiel und die Stadt Freiburg, nach langem Kampfe und schier mehr auf Befehl des Landgrafen Friedrich an die Bürger, sich zu ergeben, als durch die Gewalt des kaiserlichen Heeres, eroberte, wurden an funfzig meißnische und thüringsche Ritter, die als Besatzung in der Stadt lagen, gefangen, und obgleich sie sich mit schwerem Gelde lösen wollten, dennoch auf Befehl des grausamen Kaisers enthauptet. Die Ritter Feige und Hans von Mita hatten mit ihren Knechten einen königlichen Haufen überfallen und geschlagen, den tapfern Anführer desselben aber gefangen genommen, und als der Kaiser das ganze Meißnerland eingenommen hatte, flohen sie über die schlesische Grenze, ihren Gefangnen mit sich führend.

Als nun der Kaiser, von den Kurfürsten abgesetzt, schnell an den Rhein eilte, und die Meißner und Thüringer den König von Böhmen, als Reichsverweser des Kaisers im Meißner-, Osler- und Pleißnerlande, wiederum verdrängten und verjagten und der Herrschaft des Nassauers schnell ein Ende machten, stießen auch die beiden Ritter von Mila wieder zu Landgraf Friedrichs Heer und kamen nach Roßel, wo sie ihren Wohnsitz aufschlugen, bis sie nach gänzlicher Vertreibung der Kaiserlichen ihr Schloß in Thüringen wieder einnehmen würden. Aus dem Riesengebirge, wo sie ihren Gefangenen auf der Burg eines, wie sie meinten, befreundeten Ritters in Haft zurückgelassen hatten, führten sie denselben nach Roßel, bis er sich gelöst haben würde. Es ergab sich aber, daß der schlesische Ritter dem Gefangenen für eine weit geringere Summe die Freiheit angeboten und also treulos an meinem Herrn gehandelt hatte. Solcher Antrag war aber von dem Gefangenen mit Abscheu verworfen wor-

den. Er wollte eine ehrenvolle Gefangenschaft und Lösung für vieles Geld einer treulosen Freiheit für wenig Geld vorziehen, und diese Handlungsweise erweckte großes Vertrauen in der Brust meiner Ritter. Kaum aber waren sie einige Tage in Roßel, als der Landgraf Friedrich, der von dem Gefangnen gehört hatte, und mit großer Heeresmacht, wie Ihr wißt, in Thüringen eingefallen war, den Ritter Zeige und Hans von Mila drängte, ihm als ihrem Herrn den Gefangnen auszuliefern, damit er mit demselben thue, wie der Kaiser mit den thüringschen und meißnischen Rittern gethan, die derselbe in Freiburg gefangen. Des weigerten sich meine Herren standhaft und also geriethen sie mit dem Landgrafen in großen Streit, so daß er sie verfolgte und ihnen den Gefangnen mit Gewalt abzunehmen drohte. Denn er ist einer der mächtigsten Anhänger des abgesetzten Kaisers Adolf. Und um deswillen wünschen sie sich nach Erfurt zu flüchten und bitten um Eure Fürsprache, edler Herr Landgraf."

„Wie heißt der Ritter, den deine Herren gefangen halten und der sich also edel gegen sie bezeigt?“ fragte der Vicedom.

„Eppo von Thann.“

„Eppo von Thann aus der Wetterau?“

„Derselbe.“

„Ei so lügst Du, arger Gesell! denn Eppo von Thann ist einer von den wenigen Rittern, die am Tage Mariä Heimsuchung mit dem abgesetzten Kaiser Adolf todt auf dem Schlachtfelde geblieben sind.“

„Was sagt Ihr, edler Herr?“ rief der Knappe bestürzt, „der Ritter Eppo von Thann ist in einer Schlacht geblieben?“

„In derselben, in welcher der Kaiser Adolf an seinen Wunden starb. Folglich hast du uns mit falscher Mähr hintergangen.“

„Auch der Kaiser todt?!“ fuhr der Knappe schmerzlich auf. „Von all' diesen Dingen ist meinen Herren noch keine Kunde zugekommen.“

„Wir haben sie selbst erst gestern sicher er-

halten," sagte der Landgraf, „obgleich bereits einige Tage davon gesprochen worden und mir schon auf Wartburg zu Ohren gekommen. Ein Bote des Kurfürsten von Mainz hat die Gewißheit hierher gebracht, daß der neue König Albrecht von Oesterreich seinen Gegner, den abgesetzten Kaiser Adolf von Nassau, zwischen Gellheim und Rosenthal bei Worms geschlagen, und der letztere nebst mehren seiner tapfersten Ritter gefallen sei. Deine Herren sind also wenigstens einen ihrer Dränger los."

Der Knappe versank in trübes Nachsinnen.

„Wie aber wirst Du uns den Widerspruch lösen," redete der Landgraf fort, „daß Eppo von Thann, der doch mit dem Kaiser auf der Wahlstatt gestorben ist, in der Haft Deiner Ritter sitzen soll?"

„Erlaubt mir, edler Herr, Euch zu versichern, daß ich nicht im Stande bin, diesen Widerspruch aufzuklären. Ein Knecht muß zu aller Zeit die Geheimnisse seines Herrn, wie dessen

Leib und Gut, zu bewahren suchen. Ich that getreulich nach meiner Pflicht, wie mir geboten worden. Ist nun Eppo von Thann in der Schlacht für seinen Kaiser gestorben, so mögen meine Herren Euch selbst berichten, wie er dennoch, selbst todt und begraben, ihr Gefangener ist. Ich kann nicht mehr thun, als Euch bitten, mir Bescheid zu geben auf den Euch überbrachten Brief."

„Das ist fürwahr ein seltsamer Fall," wandte sich der Landgraf lachend zu seinen Gästen, „daß ein Ritter, der am Rheine erschlagen worden, als Gefangner in Thüringen sitzt, und ich dächte, dieser wunderlichen Mähr allein halber nähmt Ihr die beiden Ritter von Mila in Euern Schutz, Ihr Herren, ungerechnet die Vortheile, welche Eurer guten Stadt daraus entsprießen."

„Es sei also," sagte der Bürgermeister, „ich gelobe den Rittern von Mila, im Namen der Stadt und des Raths, Schutz und Schirm gegen den Landgrafen Friedrich und jede sonstige Unbill."

„Ich verspreche ihnen Schutz und Schirm im Namen des Kurfürsten von Mainz, meines gnädigsten Herrn," versicherte der Vicedom.

„Und ich sage ihnen Schutz und Schirm der heiligen Mutter Kirche zu, den stärksten und mächtigsten der Welt," rief der Weihbischof mit stolzer Geberde.

„Nun dann können Deine Herren den vorlauten Bestrebungen meines ungezogenen Fritz hohnlachend trotzen," sagte der alte Landgraf zu dem Knappen. „Ich will meinen Kapellan einen Brief an die Ritter von Wila auffetzen lassen, den magst Du morgen abholen."

Der Knappe empfahl sich und die Herren sprachen wieder dem kühlen Weine zu, dessen Genuß bald durch Musik erhöht wurde, von den Zinkenbläsern und Pfeifern der Stadt ausgehend, die gekommen waren, den Landgrafen und ihre Herren zum Kampf- und Lustplatz zu geleiten.

3.

Im sogenannten Hirschbrühl waren auf einem anmuthigen, für die ritterlichen Spiele bestimmten Platze Schranken errichtet und Zelte umher. Die Menge des Volks lagerte auf den grünen Hagen und Wiesen oder trieb sich in bunter Abwechselung hierhin und dorthin, mit allerlei Genüssen beschäftigt. Die Ritterschaft der Stadt hielt in den Schranken ihren Kampfritt und ihr Luststechen, während die Rathsherren in einem erhöheten Zelte um den Landgrafen sassen. Dann und wann erhob sich der Beherrscher Thüringens, nicht sowohl um die Kampfspiele näher zu betrachten — er schenkte ihnen nur sehr gleichgültige Blicke — vielmehr um die adligen Frauen und Jungfrauen Erfurts in genauern Augenschein zu nehmen, und sich die schönsten zur Unterhaltung auszusuchen. Denn wenn auch Albrecht bereits ins Greisenalter getreten und sein Lebtag ein eifriger Minnewart gewesen

war, stets besiegt und beherrscht von weiblicher Schönheit, wie sein Verhältniß zu der reizenden und schlauen Kunigunde von Eisenberg sattsam beweist, so war er doch noch immer heißblütigen Herzens und konnte die süßen Beschäftigungen seiner Jugend nicht vergessen. Weibliche Körpervollkommenheit machte noch immer den stärksten Eindruck auf ihn. Die Last der Jahre wurde ihm dann leicht und die graue Locke deuchte ihm wieder blond.

Heute fiel ihm eine liebliche Mädchengestalt vorzüglich auf, die mit im bunten Kranze der Frauen saß: züchtig und bescheiden, wie ein Heiligenbild, von hoher Anmuth und süßen Liebreiz. Sie schien noch sehr jung, nicht älter als sechszehn Jahre, und doch deutete der Ernst ihres Wesens auf ein reiferes Alter; sie war nicht mehr die verschloßne Knospe, das ahnungslose unbefangene Kind, sie war vielmehr die aufgegangne Rose, die entfaltete Jungfrau, das Herz voll ernster stiller Ahnungen tragend. Sie mußte

durch herbe Erfahrungen, durch trübes Geſchick alſo gezeitigt ſein. Aber gerade dieſe Reife des Gemüths gab ihrem blühenden, ſchöngeformten, edel gebildeten Angeſicht einen, Männerherzen unwiderſtehlich gewinnenden und unbeſchränkt beherrſchenden, Ausdruck. Auch ſchien es dem Landgrafen, als flögen die Blicke der jungen Ritter und der Stadtjunker aus der Stechbahn und von den Bänken umher nur ihr huldigend zu.

Albrecht zog einen jungen Edeln, deſſen Väter ihm ſehr befreundet war und der ſich, ihm zu Ehren, ſtets in ſeiner Nähe aufhielt, bei Seite und fragte neugierig: „Sagt mir, Junker Ewald von Kindhauſen, wer iſt jenes wunderſchöne, edle Frauenbild mit goldblondem Haar und himmelblauen Augen, die rechter Hand auf der Eſtrade zwiſchen dem ſchwarzhaarigen Fräulein und der reichgekleideten Matrone ſitzt?“

„Ich wußte ſchon bei Euerm zweiten Worte, wen Ihr meintet, gnädiger Herr,“ verſetzte der gewandte Junker. „Nach wen auch hättet Ihr

sonst fragen können, da Euer Kennerauge gewiß die unschätzbare Perle Erfurts aus allem schönen Schmuck der Stadt herausgefunden. So wißt denn, dies Engelbild ist Margaretha, gewöhnlich nur Grete oder Gretchen genannt, die Tochter des Vicedoms Diezel von Mainz. Zu ihrer Rechten, die Schwarzäugige, ist ihre Zwillingsschwester Regina, zu ihrer Linken die Mutter Beider, Frau Festrade."

Der Landgraf wollte sich schon zu den genannten Frauen verfügen, um ihnen Schmeicheleien zu sagen, aber der Junker von Kindhausen hielt ihn noch zurück, leise und dringend fortfahrend: „Da sich die Gelegenheit eben so schön ergibt, so kann ich nicht umhin, Euch, Herr Landgraf, mein Herz zu entdecken und Euch um Eure freundliche Fürsprache anzureden. Ihr sollt nämlich wissen, daß ich das Fräulein Grete liebe, wie der tollste Minneknabe, herzinniglich und inbrünstig, so daß ich mich kaum behelfen kann. Diese meine Minneglut ist auch Veranlassung

gewesen, daß ich, gegen den Willen meines Vaters, als Hauptmann in kurmainzische Dienste getreten bin. Der Vicedom ist mein Oberhaupt, und so habe ich stets Gelegenheit, Gretchen zu sehen und um ihre Liebe zu werben. Solches hat mir aber bis jetzt nicht sonderlich gelingen wollen. Mehr Glück scheint seit einiger Zeit Helbig von Rothenstein, ein kurmainzischer Ritter, bei ihr zu machen, der, ein naher Verwandter des Stadtschultheißen, dem Vicedom seit der Zeit als Hülfe beigegeben ist, als die Stadt dem Erzbischof die Widerpart hält. Und wenn Helbig auch nicht von Greten vorgezogen wird, so wird er es doch offenbar von ihren Eltern, und das könnte mich schon toll machen. Habt also die Güte und legt ein Wort zu meinen Gunsten ein."

„Ihr habt fürwahr keinen schlechten Geschmack," lachte der Landgraf, „und vertraut auf meine grauen Haare. Allein noch fühl' ich mich kraftvoll genug, bei solcher Schönheit mein eigner Freiwerber zu werden. Ei habt Ihr nicht

bedacht, daß mich die Kone zum Wittwer gemacht hat? Ihr gebt mir da einen Auftrag, Junker, der Euch gefährlich werden kann."

Mit diesen Worten verließ der schlau lächelnde Landgraf den verblüfften Ewald von Kindhausen, und nahm hinter Frau Festrade Platz.

„Euerm Schooße ist eine Wunderblume entsprießt, edle Frau," sagte er schmeichelnd, „man könnte sie die Krone von Thüringen nennen und würde kein unwahres Wort gesagt haben."

„Ihr thut meinem Kinde zu viel Ehre an," versetzte die Rittersfrau, von des Landgrafs Worten, wie es schien, nicht sonderlich erbaut.

„Glaubt mir, mein Fräulein," wandte er sich an die hocherröthende Grete „alle die jungen Degen, die Euch zur Zielscheibe ihrer theils scheuen, theils frechen Blicke machen, wissen weibliche Schönheit nicht so gut zu schätzen, wie meine Erfahrenheit. Sie betrachten Euch, wie einen schönen glatt geschliffnen Stein, nach dessen Besitz jeder strebt, um sich daran zu erfreuen; ich

weiß beſſer, daß Ihr die Wunderblume ſeid, die in der Hand des Verſtändigen, des Zauberweiſen, des erfahrnen Meiſters, erſt ihre rechte Kraft gewinnt und das dürftige Leben zu einem Paradies voll goldner Früchte verwandelt, daß dieſe Wunderblume der Schlüſſel iſt zu den Schatzkammern der Welt, in denen auch für ein Haupt, auf das die Zeit ſchon einige frühe Schneeflocken warf, der duftende Strom neuer Jugend rinnt."

„Ich bin weder die Blume, noch der Schlüſſel, wofür mich Eure ritterliche Höflichkeit ausgiebt, Herr Landgraf," verſetzte Gretchen züchtig aber ohne Scheu, „ſondern allerdings der Stein, für den Ihr mich nicht halten wollt, und zwar ein kalter Stein, der ſich nicht von der wilden Jugend erwärmen läßt, geſchweige vom zahmen Alter."

„Alſo eine junge Männerfeindin?" fragte der Landgraf in der heiterſten Laune. „Das würde ſich finden; ich kenne alle Arten von Frauen, auch die ſogenannten Männerfeindinnen,

und habe gefunden, daß sie die liebenswürdigsten sind.“ Mit diesen Worten nahm er zwischen Frau Estrade und Gretchen Platz, der ihm von Ersterer ehrerbietigst eingeräumt worden war, und kosete mit minneluſtiger Geschwätzigkeit weiter, ohne an die andre Tochter des Vicedom ein einziges Wort zu richten und die giftigen Blicke zu bemerken, welche diese aus ihren dunkelglühenden Augen auf ihn und das muntre Gretchen warf.

Unterdessen war das Ringelrennen zu Ende gegangen und der Preis von den Bankspendern vertheilt worden, als sich ein Ritter von kräftiger Gestalt Gretchen nahete und, ein Knie vor ihr beugend, ihr einige kostbare Reiherfedern mit den Worten überreichte: „Erlaubt mir, schönes Fräulein, daß ich den errungenen Preis des Tags derjenigen überreiche, der er gebührt. Denn nur durch Euch siegte ich, so wie ich nur durch Euch lebe.“

„Schön gesagt,“ versetzte Gretchen, „fürwahr ein Minnesänger hätte die Worte nicht zier-

licher wählen können. Ihr macht mir aber ein Geschenk, das das Gegentheil Eurer Wünsche herbeiführen könnte."

„Und wie das?"

„Bedenkt, daß aus Federn Flügel werden dürften, mit denen ich davon flöge."

„Mein Herz hat längst schon Schwingen der Liebe und Sehnsucht, womit es Euch ereilte; und wenn Ihr zum Monde flöget, ich stiege Euch auf Adlersschwingen nach, die selbst das Feuer der Sonne nicht scheuen."

„Artiger Ritter, wie nennt Ihr Euch?" fragte der Landgraf. „Wenn Einer geschickt ist, diesen kalten glatten Stein zu erwärmen, so seid Ihr's."

„Ich heiße Helbig von Rothenstein."

„Also ein glühender Stein, ein von Glut rother Stein," bemerkte Gretchen, „wie paßt sich dazu ein kalter Stein, wie ich? Wenn ich wählen müßte, fürwahr ich könnte mich entschließen, lieber Euch zu nehmen, Herr Landgraf, denn die

Kälte Eures Alters paßte in jeder Hinsicht besser zu meiner Kälte als die unausstehliche Hitze dieser jungen Leute. Nur müßtet ihr nicht hoffen, mich erwärmen zu wollen, was Euch ohnedies unmöglich wäre."

Sowohl der Landgraf, als der Ritter Rothenstein sahen verdutzt drein, inzwischen mochte der Letztere an dergleichen Reden aus Gretchens Munde schon gewöhnt sein und keinen Werth darauf legen; und der Erstere verschluckte die bittre Bille, die sie ihm gereicht, indem er aus den wunderlichen Worten des spröden Mädchens Wünsche und Hoffnungen für sich aufkeimen sah, von denen er vor einer Stunde noch nichts geahnet und die er jetzt mit seiner Fürstlichkeit zu unterstützen sehr geneigt war.

Regina, welche wieder eine stumme Zeugin dieser Scene gewesen war, veränderte mehrmals die Farbe. Ihre zornblickenden Augen suchten mit brennender Gier unter den Schützen, welche zum Bolzenschießen angetreten waren, bis sie

auf ein Paar trotzige Augen trafen, einem finstern, wilden Gesicht angehörig, die ihr bedeutsame Blicke zuwarfen. Es schien zwischen Beiden eine geheime Sprache der Blicke zu bestehen, unverstanden und unbemerkt von Andern, ihnen aber deutlich genug.

Der Tag begann sich zu neigen. Im größten Zelte rüstete man die Tafel; es wurde Wein in Humpen zugetragen. Die Bogenschützen hielten ihren Umzug mit lärmender Musik; die Volksmasse wurde immer lauter. In der Dämmerung ging Alles wirr und wild durcheinander; Keiner bekümmerte sich um den Andern, Jeder hatte nur für sich zu sorgen. Da trat Regina ihre Schwester an mit den Worten: „Der Abend ist so wunderschön; über dem Steicherwalde hängen die golddurchwirkten Schleier des Spätrothes; Kühlung zieht durch das Thal und erfrischt das von der Hitze und dem Lärm des Tags ermattete Herz. Laß uns ein wenig aus dem Getümmel entweichen hinter jene Büsche, und am

Ufer des Fluſſes luſtwandeln, bis die Tafel bereitet iſt. Mein Herz drängt mich, Dir ein Geheimniß zu offenbaren."

„Du mir?" fragte Gretchen verwundert.

„In dem Tone Deiner Frage liegt ein harter aber nicht unverdienter Vorwurf für mich. Ich habe oft unſchweſterlich, unfreundlich gegen Dich gehandelt und Dich mit Wort und That betrübt. Aber um Dich zu überzeugen, wie ſehr ich mein Betragen gegen Dich bereut habe, folge mir und höre, was ich Dir zu ſagen habe."

„Mit Freuden," verſetzte Gretchen. „Ich habe Dich ſtets geliebet, und es hat mir nur ſtillen Schmerz bereitet, wenn ich mich von Dir nicht wieder geliebt glauben mußte. Ein Glück für uns Beide, wenn von dieſem Tage ein treuer Schweſternbund zwiſchen uns beſtände."

Sie gingen Arm in Arm. Regina ſah ſich mehrmals um. „Bemerkſt Du nicht, daß uns ein Mann folgt?" fragte ſie ängſtlich.

„Was gehen uns die andern Luſtwandler

an?" entgegnete Gretchen unbesorgt. „Rede Du nur; es kann Dich Niemand weiter hören, als ich."

„Du weißt, daß unsrer Mutter Schwester, meine Pathe, die verwittwete Freifrau von Schöneck in Mainz, unsern Eltern den Wunsch geäußert hat, eine von uns beiden bei sich zu haben, die ihr das Witthum versüße. Die Mutter, die mir Alles vertraut, hat mir entdeckt, daß die Wahl auf Dich gefallen sei."

„Ach, wohl weiß ich, daß ich die Liebe meiner Eltern, vorzüglich der Mutter nicht besitze," klagte Gretchen. „Ich komme mir zuweilen wie eine Fremde vor im elterlichen Hause, darum will man mich auch los sein, und hinausstoßen zu einer hoffärthigen, mir unbekannten Frau. Hat uns die Mutter nicht oft genug erzählt, ihre Schwester Beda lebe reich und stolz wie eine Fürstin, als die mächtige Freundin des allgewaltigen Erzbischofs von Mainz, und sie sei es eigentlich, die des Kurfürsten schönen Vetter, den

ritterlichen und tapfern Grafen Adolf von Naſſau zum Kaiſer erhöht und auch wieder von der Höhe ſeiner Herrlichkeit geſtürzt habe? Was ſoll ich armes einfältiges Kind bei dieſer Frau? Du weißt, ich liebe den Prunk nicht; mein Sinn ſteht nicht nach Glanz und Schmuck. Darum habe ich auch die Liebe der Mutter nicht alſo wie Du. Sie ſagt ja immer, ich gliche einer Bauerndirne und Du einer gebornen Fürſtin."

„Und doch drängen ſich alle Freier zu Dir. Noch heute ſah es ganz Erfurt, wie Dir Alt und Jung der Männerwelt huldigte vom Landgrafen herab."

„Was kümmert's mich? ich habe keine ſonderliche Freude daran. Mindeſtens ſind mir dieſe Huldigungen ſehr gleichgültig. Vielleicht haſt Du mir deshalb gezürnt, liebe Schweſter, vielleicht zürnt mir die Mutter deshalb auch. Ach, ich liebe euch dennoch, wenn ihr mich auch verkennt. Sage der Mutter, daß ich mein Vaterhaus verlaſſen, Erfurt fliehen und nach Mainz gehen

will. Dann werden ſich die ritterlichen Männer und Jünglinge zu Dir wenden."

„Du aber wirſt in Mainz am kurfürſtlichen Hofe, am reichſten der Welt, als erſter Stern der Schönheit leuchten und alle Ritter und Herren des Hofes um Dich verſammeln. Nicht wahr?" Ein böſer Blick begleitete dieſe höhniſchen Worte.

„Du biſt eine kleine Thörin," lachte Gretchen wieder munter auf. „Mein Herz denkt nicht an ſolche Dinge und meine Wünſche gehen nicht ſo hoch."

„Aber wenn Dich der Landgraf zum Ehegemahl erkieſte? — Seine erſte Frau war eine Kaiſerstochter. — Was würdeſt Du thun?"

„Ich würde dem Willen unſrer Eltern gehorchen, und beföhlen ſie, ſo würde ich dem alten Manne zum Altar folgen, wenn auch ungern."

„Nun ſieh, wie ſchweſterlich ich Dir geſinnt bin," koſete Regina. „Ich will Dich Deinem Glücke hier nicht entziehen; Landgräfin von Thüringen zu ſein, iſt auch etwas Schönes, und der

Landgraf hat vorhin sehr deutlich zur Mutter gesprochen. Ich gehe nach Mainz."

„Nimmermehr! Dies Opfer Deiner Schwesterliebe nehme ich nicht an. Die Eltern lieben Dich mehr als mich; es würde die Mutter allzusehr betrüben, sollte sie Dich lassen. Ich kann es schon ihretwillen nicht dulden."

„Laß nur. Ich muß fort von hier. Ich kann es nicht länger ertragen."

„Aber was hast Du vor?"

„Ich will mich Dir ganz entdecken. — Aber sieh, wie ruhig zieht der Fluß dahin! Ich hätte Lust, mich auf seinem Rücken zu schaukeln. Dort drüben hält ein Kahn und ein Fischer ist darin beschäftigt. — Mann, kommt herüber, Ihr sollt uns fahren!"

„Nicht doch, Regina," sagte Gretchen, „wir könnten zu lange verweilen und vermißt werden. Es dunkelt schon mit Macht."

„Nur ein Paar Augenblicke. Ich bitte Dich."

Der Kahn legte an; die beiden Schwestern stiegen ein.

„Ach, laß es Dir entdecken," klagte Regina. „Ich bin nicht so kalt gegen Minneluſt, wie Du. Ich liebe, liebe glühend heiß, aber der, dem meine Flammen zulodern, wendet ſich kalt von mir, achtet meiner nicht, und bringt ſeine Huldigungen einer Andern dar."

„Arme Schweſter!" rief Gretchen mit Thränen im Auge, den Zeugen des tiefſten Mitgefühls. „Wer iſt der Thörichte, der, für ſo viel Reize blind, ein Herz verſchmäht, das ihn zu beglücken geſchaffen iſt? Nenne mir den Urheber Deiner Leiden."

„Es ſei. Es iſt Helbig von Rothenſtein, und Du die Glückliche, die er liebt."

„Er ſoll Dir werden!" rief Gretchen froh. —

Der Kahn hielt eine Strecke ſtromabwärts am gegenſeitigen Ufer. Gretchen bemerkte es und machte den Fiſcher darauf aufmerkſam, aber der Mann blieb taub gegen die Vorſtellungen der beiden Mädchen. Er betheuerte, daß er nicht wieder umkehren werde. Sie befanden ſich auf

einer der Inseln, welche die verschiedenen Arme der Gera hier bilden. Gretchen schien nur für ihre Schwester besorgt, die sich Vorwürfe machte und den boshaft lachenden Fischer ausschalt.

„Laß uns den bösen Mann verachten," redete ihr Gretchen zu. „Es sind gewiß Leute in der Nähe, die wir erufen können. Wir wollen ein Noth- und Hülfgeschrei anstimmen. Sieh, da kommen schon Männer, eh' wir noch geschrieen haben."

Zwei in der Dunkelheit nicht deutlich zu erkennende Männergestalten schritten auf sie zu.

„Ihr guten Leute," sagte Gretchen, „seid Ihr Fischer?"

„Das sind wir," versetzten sie.

„O so seid doch so gut und bringt uns hinüber. Wir sind die Töchter des kurmainzischen Vicedoms und durch die Bosheit eines Eurer Gefährten, den wir nicht kennen, hier ausgesetzt worden. Es soll Euch gut bezahlt werden."

„So folgt uns," sagte der Eine; „unser Kahn liegt da drüben."

Die Schweſtern gehorchten. Auf dem entgegengeſetzten Arme des Fluſſes fanden ſie das Fahrzeug, worin noch ein dritter Mann befindlich war, und beſtiegen es getroſten Muthes. Es ging ſo raſch als es drei Ruder, von kräftigen Armen geführt, zu treiben vermochten, ſtromaufwärts.

„Das iſt nicht die rechte Richtung," ſagte Gretchen.

„Wir müſſen oben herum, wo ſich die Arme theilen," antwortete einer der Männer, und Gretchen beruhigte ſich wieder und koſete herzlich zu Regina fort. Es wurde dunkler. Jetzt waren ſie über die Arme hinaus, und immer ging es ſtromauf. Plötzlich wurde eine Männerſtimme am Ufer laut. „Hierher!" rief's, „hier ſind die Pferde!" Das erſchrockne Gretchen hörte Pferdegetrab. „Was iſt das?" rief ſie, „wir ſind abermals betrogen. Ihr Männer, wohin führt ihr uns? Um aller Heiligen willen, was ſoll aus uns werden?"

„Es gilt nur der Schönſten von Euch,“ ſagte einer der Männer. „Die Andre kann wieder ruhig nach Hauſe gehen.“

„Nehmt mich ſtatt meiner Schweſter,“ bat Regina. „Sie iſt zwar die ſchönere, aber“ —

„Nicht doch! Es gilt ein minniglich Abenteuer. Ein Ritter führt Euch auf ſein Schloß, ſchönes Fräulein, der Euch von zu viel minneluſtigen Helmen umlagert und keine Hoffnung ſah, Euch auf andere Art zu gewinnen.“ Gretchen ſchrie auf; aber der Kahn ſtieß ans Land, ein verhüllter Mann hielt mit vier Pferden. Eben wollte man das jammernde Fräulein auf eins heben, als plötzlich ein finſter Mann, wie aus der Erde gewachſen, waſſertriefend, unter ihnen ſtand, und mit ſeinem Schwerte rechts und links ſo gute und gewaltige Hiebe austheilte, daß einer der Kahnführer ſchwer verwundet zu Boden ſtürzte. Der Verhüllte zog auch ein Schwert, aber ein Schlag auf ſeinen Arm machte denſelben unbrauchbar; die Waffe entſank der Hand;

er hatte Mühe, auf eins der Pferde zu kommen und zu entfliehen; die beiden Uebrigen flohen in den Kahn zurück und stießen vom Ufer ab, so daß die beiden Fräulein in kurzer Zeit mit ihrem Retter allein auf dem Platze waren.

Regina verharrte in einem unfreundlichen Schweigen, während Gretchen in Worte des Dankes ausbrach. „Wer seid Ihr, Herr," sagte sie, „daß ich Euch beim Namen nennen und meinem Danke das rechte Ziel setzen kann?"

„Was nützte Euch mein Name?" versetzte der Mann. „Ich versichre Euch, daß ich Euch ein gänzlich Unbekannter bin. Laßt mich es bleiben, damit ich nicht durch einen Dank beschämt werde, der die That weit überbietet."

„Entzieht Euch unserm Danke nicht," bat Gretchen.

„Nun so dankt der, die mich zu Eurer Rettung gesendet, unserer lieben Frau vom Rabenstein. Auf ihrem Befehl bin ich hier. Und die Räuber hatten es auf Euer Leben abgesehen, Fräulein Grete."

„Unſrer lieben Frau vom Rabenſtein!“ rieſen beide Mädchen entſetzt. „Iſt ſie Eure Herrin? Wer ſeid Ihr, Unbegreiflicher? Ein überirdiſches Weſen, zu unſrer Rettung beſtimmt?“

„Nicht doch, ich bin ein ſchwacher Menſch, und nur das Werkzeug einer höhern Macht, die Euern Untergang nicht wollte, Fräulein. Und nun, lebt wohl!“

„Ich laß Euch nicht von hinnen, Ihr erfüllet denn die letzte Ritterpflicht an uns, und brächtet uns zu unſern Eltern zurück.“

„Ich kenne nicht Weg noch Steg in Erfurt. Heute bin ich zum erſten Male in dieſer großen Stadt. Ich müßte mich von Euch führen laſſen. Auch dürftet Ihr, wenn Ihr mich näher kennen lerntet, unangenehm enttäuſcht werden.“

„Ihr ſeid ein Fremder, und habt mich doch mit Namen genannt, ſeid zu meiner Rettung von der heiligen Maria vom Rabenſtein abgeſchickt? Löſt mir dieſe Räthſel.“

„Verzeiht, das vermag ich nicht.“

„Aber wer ſtellt mich ferner gegen die Bosheit meiner Feinde ſicher, wenn Ihr Euch ſo grauſam mir entzieht, ohne mir Euern Namen genannt zu haben?“

„Ihr habt Recht,“ ſagte der Fremde. „Was ihnen heute nicht gelungen wäre, würden ſie morgen ausführen. Ich habe die Macht, ihre Pläne gegen Euch zu vernichten. Ich folg' Euch, Fräulein.“

Reginas Hand zitterte, als ſie Gretchen faßte. „Was fehlt Dir?“ fragte dieſe, „freueſt Du Dich nicht über unſre Rettung?“

„Ich fürchte mich vor dem Fremden,“ verſetzte ſie mit bebender Stimme. „Er iſt gewiß ein Freiknecht vom Rabenſtein, der übernatürliche Künſte verſteht. Wir wollen ihn fortſchicken.“

„Sei er auch ein Freiknecht: Er will mich gegen heimliche Feinde und Verfolger ſchützen. Und wir ſind ihm Dank ſchuldig.“

Sie gingen, Regina wortkarg, Gretchen mit dem Retter in freundlichem Geſpräch verkehrend.

Seine helle Stimme drang ihr mit süßer Gewalt zu Herzen; Alles, was er sprach, war tief empfunden, wohl gedacht und gut gemeint. Das Geheimnißvolle seiner Erscheinung und angeblichen höhern Sendung machte ihn um so interessanter.

Als sie im Zelte anlangten, war ihretwegen schon Alles in Bewegung. Der Junker Ewald von Kindhausen und der Ritter Helbig von Rothenstein waren mit Andern schon aufgebrochen, die vermißten Fräulein zu suchen; der Landgraf selbst hatte sich nicht zur Tafel gesetzt. Da traten sie herein, ihr Retter hinter ihnen, und Gretchen berichtete den staunenden Hörern, was ihnen begegnet war.

„Und dieser ist Euer Retter?“ fragte der Vicedom. „Das ist ja der Knappe der Herren von Mila. Nicht wahr?“

„So ist's, gnädiger Herr,“ versetzte dieser und stand in edler schöner Haltung da, ein blühender Jüngling. Gretchens Augen ruheten mit Wohlgefallen auf ihm.

„Ich werde Dich belohnen," sagte der Wiedom.

„Auch ich werde dem wackern Jungen meine Gnade zuwenden," versicherte der Landgraf.

„Nicht deshalb kam ich," erwiederte der Knappe würdevoll, „sondern Euch die Leute zu entdecken, die zu Räubern und Mördern Eurer Tochter gedungen waren; von wem, mögt Ihr von ihnen erforschen."

„Gut! Iß und trink, was Dir gefällt. Morgen wollen wir weiter mit einander sprechen."

Hundert neidische Blicke flogen auf den schönen Knappen, der eine so ritterliche That vollbracht hatte, die ihm keiner gönnte, am wenigsten Kindhausen und Rothenstein; und doch waren sie froh, daß er nur ein Knappe war. Mehr als alle lobenden Worte belohnte den Retter mancher gütige Blick aus Gretchens Augen; er schien diese Blicke zu verstehen und zu schätzen, und trat mit einem verklärten Gesicht auf dem Zelte, worin das Bankett nun um so fröhlicher begann. Der

Landgraf wurde zum Jüngling in glücklicher Laune und nannte Gretchen sein Bräutchen, das ihm ein böser Drache habe entführen wollen. Selbst Gretchen war so heiter und vergnügt, wie man sie noch nie gesehen, und bezauberte alle Männerherzen in ihrer Nähe. Nur Regina blieb stumm und verdrossen.

4.

Der Ritter Helbig von Rothenstein ging unruhig in seinem Zimmer auf und ab. Sein Knappe Kurt trat hastig herein und sagte: „Es ist ganz richtig, Regina geht nach Mainz und Grete bleibt hier. Für Jene wird schon allerlei fürstlicher Staat angefertigt, wie ich von ihrer Zofe weiß, und sie hat gegen dieselbe geäußert, man könne nicht wissen, ob sie jemals nach Erfurt zurückkehre."

„Sonderbar!" rief der Ritter unmuthig. „Und so scheint es gewiß, daß wir uns beide in der Person geirrt haben. Nicht Grete ist die Rechte, sondern Regina."

„Meine Schwester," warf der Knappe ein, „die, wie Ihr wißt, des Kindes Amme war, sagte mir, wie ich Euch auch schon oft wiederholt habe, das Kind habe blaue Augen und ein blondes Haar und sei Margaretha getauft. Nun hab' ich aber vor Kurzem von der Walpurgis, der Magd, gehört, die Regina heiße auch Margaretha, und sei später nur zum Unterschied Regina gerufen worden. Wer kann nun wissen, welches die rechte Grete ist."

„Fast alle Säuglinge haben blaue Augen und blondes Haar, und beides verfärbt sich mit den Jahren. Wenn ich aber der Grete ihren schlichten einfältigen Sinn, der nur nach dem Niedern geht, mit dem fürstlichen stolzen Geiste Regina's, mit ihrem heftigen zanksüchtigen Wesen vergleiche, so bleibt kaum ein Zweifel übrig, daß sie die Rechte ist. Und ihre Reise nach Mainz, ihre fürstliche Ausstattung verscheucht das Restchen von Zweifel vollends. Ich bin ein Esel gewesen, alle meine Gunstbezeugungen und Min-

nedienste an die Unwürdige und Gemeine verschwendet zu haben."

„So eilt Euch und macht es wieder gut. Wendet Eure Gunst Reginen zu; die Grete wird Eure Höfelei ohnedies nicht vermissen; denn es hat sich wieder ein neuer und tüchtiger Bewerber um sie eingefunden, der Euch zweifelsohne doch ausgestochen hätte, der junge schöne Ritter Hans von Milta, der sich mit seinem Vater in Erfurt niedergelassen hat."

„Ich kenn' ihn schon. Das wird dem Junker von Kindhausen wieder schwer aufs Herz fallen."

„Um so mehr als Grete dem Ritter von Milta wirklich Gunst zu schenken scheint. Die Zofen wollen so etwas gemerkt haben. Nur wissen sie noch nicht recht, ob diese Gunstbeweise dem Ritter oder seinem Knappen gelten."

„Verkümmert!" schalt Heldig scherzend.

„Es läßt sich daraus erklären, warum der Bursche so aufgeblasen ist, kein vertrauliches Wort

mit unser Einem redet und immer thut, als wär' er was Beßres."

„Schweig davon!" gebot der Ritter.

„Ich soll stets kundschaften und dann doch verschweigen, was ich erfahren habe. Soll ich Euch nichts von der Regina sagen? Wie Ihr befehlt."

„So sag's heraus, Läſterbalg!"

„Man will zu heimlicher Zeit einen schmucken Gesellen bei ihr gesehen haben."

„Ich weiß schon davon."

„Wißt Ihr auch, wer der Glückliche ist?"

„Wer?"

„Der Stadtjunker von der Marten, der gute Bogenschütz. Man sagt sogar, er sei mit in die Geschichte des Mädchenraubs verwickelt gewesen, aber gutes Glück habe den schlechten Handel niedergeschlagen. Ein schlimmer Gauch ist der Junker."

„Er ist kein Feind, den ich zu fürchten habe. Nur zu deutlich habe ich in Reginas Augen ge-

lesen, daß sie mich liebt und es schmerzlich ertrug, daß ich mich Greten zuwandte. Ja, Grete hat es mir vor einiger Zeit merken lassen, ich sei geliebt, aber nicht von ihr, sondern von ihrer Schwester Regina, und ich solle mich dahin wenden, wo ich gern gesehen sei. Hat auch ihr armes minnedürftiges Herz dem Junker von der Marten einen Stein ins Feld rücken lassen, ich will ihn bald zurückgeschlagen haben. An solch' glänzendes Glück darf ein Stadtjunker gar nicht denken. O hätt' ich nur früher Gewißheit gehabt, wie die Sachen liegen; es wäre Alles anders! Ich gehe, den Folgen meiner Verblendung vorzubeugen." —

Mit höfelnden Mienen und Worten trat er in Reginas Gemach. Zu seiner Verwunderung fand er den jungen Ritter von Mila bei ihr, einen wohlgebildeten Jüngling voll Anstand und Galanterie, geschaffen, Männer und Frauen zu besiegen, jene durch Kraft, diese durch Anmuth, jene im kriegerischen, diese im minniglichen Kam-

vse. Es entging dem Auge des Ritters von Rothenstein nicht, daß seine Gegenüber eine große Betretenheit zu verbergen suchten, und Hans von Mila gleich darauf von Regina sehr kühl entlassen wurde.

„Es macht mir viel Kummer zu hören, daß Ihr uns verlassen wollt, edles Fräulein," begann Helbig mit schmerzlich bewegter Stimme.

„Was kann Euch, dem fleißigen Minnewart meiner Schwester, der Abzug einer Euch Gleichgültigen für Kummer bereiten?"

„Ihr kränkt mich, Fräulein; doch ich muß es schon hinnehmen: denn es ist gerechter Lohn. Stets war ich gegen Euer hohes, ich möchte sagen, königliches Wesen zu scheu, zu schüchtern. Ich kam mir vor wie der arme Sclave seiner stolzen Herrin gegenüber, und fühlte mich von der Hoheit Eures Wesens angezogen und doch auch wieder zurückgescheucht, wie von der Wärme und Glut einer Sonne. Bei Eurer einfachen Schwester empfand ich nichts mich Beunruhigen-

des in der Brust, ich konnte mit ihr reden, wie mit einem Freunde. Darum glaubte ich sie zu lieben. Vielleicht wäre ich noch lange in diesem Wahne verblieben, wenn mich die Nachricht von Eurer Reise nach Mainz nicht gewaltsam aufgerüttelt, und mir Licht über mich selbst gegeben hätte. Und wie mir der Drang der Umstände die Decke von den Augen genommen, so hat er mir das Band der Zunge gelöst und alle Scheu besiegt. Ich kann es Euch offen bekennen, daß ich stets nur Euch wahrhaft geliebt habe, nur Euch wahrhaft lieben kann; denn Großes kann nur von Großem dauernd gefesselt werden, und ich fühle ein großes Herz in meiner Brust schlagen, das des Eurigen vielleicht nicht ganz unwürdig ist. Entscheidet, holdes Fräulein, nun über mein Schicksal."

„So Ihr die Wahrheit gesprochen, und ich glaube es, so ist es entschieden. Könnt Ihr Glück in meinem Besitz finden, so seid glücklich. Ich bin die Eure."

Er umarmte die Feurige und preßte einen Kuß auf ihre brennenden Lippen.

„Der erſte Minnedienſt, den ich von Euch begehre, iſt Rache an dem Ritter Hans von Mila. Er hat mich ſchwer beleidigt; wie und womit? ſollt Ihr erfahren, wenn ich gerächt bin. Gelobt die Rache in meine Hand!“ — Er gelobte ſie.

„Wohlan,“ ſagte ſie, „ſo unterbleibt jetzt meine Reiſe nach Mainz, und wenn ich ſie antrete, reiſe ich als Eure Gattin. Sprecht nun mit meinem Vater.“

5.

Der Vicedom Diezel hatte die Dankbarkeit, die er wegen Rettung ſeiner Kinder aus Räuberhänden dem Knappen ſchuldig war, auf deſſen Herrn übergetragen, und ſo waren die Ritter von Mila mit ihm und ſeinem Hauſe befreundet und der junge Ritter Hans in den Zauberkreis gebannt worden, den Gretchens Anmuth

um sich zog. Doch da er sich nicht überzeugen konnte, er sei ihr angenehmer als Andre, die ihr den Hof machten, so getraute er sich nicht mit einer Werbung hervorzutreten, vorzüglich da ihm zu wiederholten Malen versichert worden war, der alte Landgraf Albrecht von Thüringen gehe, von ihrer Schönheit gerührt, damit um, sie auf seinen Fürstensitz zu erheben.

Nur der Knappe, durch welchen die Bekanntschaft mit Gretchen gestiftet worden, war sein einziger Vertrauter. Eines Tags trat er erhitzt und unruhig ins Haus, suchte den Knappen auf und sagte: „Wolf, es ist mir jetzt etwas sehr Unangenehmes begegnet. Rathe mir. Ich habe das Fräulein Regina ohne mein Verschulden sehr gekränkt."

„Dann habt Ihr's nicht mit der Besten zu thun," bemerkte Wolf.

„Höre, wie seltsam es sich zugetragen. Ich erfuhr im Hause, daß Regina nach Mainz reisen und dort bei einer reichen Verwandten blei-

ben werde. Da gab mir der Geiſt ein, ſie die Scheidende offen über Gretchens Geſinnung gegen mich zu befragen und ſie zur Fürſprecherin meiner Minne zu machen. Aber ich muß mich in großer Befangenheit nicht deutlich ausgeſprochen haben, ich kann mich meiner Worte nicht mehr entſinnen. Genug Regina hat verſtanden, ich werbe um ihre Minne, umfängt mich, küßt mich und gibt mir Verſicherungen ihrer heißen Liebe. Darüber erſchreckt, nenne ich Gretchens Namen und ſuche ſie über ihren Irrthum aufzuklären. Da entſtellt ſich ihr ohnedies unſchönes Geſicht. Immer die verhaßte Grete! ruft ſie, ſie ſei verflucht! Euer albernes Benehmen hat mir eine Schwachheit entlockt, Ritter. Mögt Ihr es nie bereuen, meinen Stolz ſo gekränkt zu haben. Was werbt Ihr bei mir, Thor, wenn Ihr die Grete liebt? Beſtürzt über dieſe heftigen Aeußerungen wollte ich mich entſchuldigen, als der Ritter Helbig von Rothenſtein herein trat und meiner Verlegenheit zu Hülfe kam, ſo daß ich mich entfernen konnte."

„Ein Glück für Euch, daß die böse Sieben nach Mainz geht," meinte Wolf, „sonst würde sie Eurer Liebe zu dem guten sanften Gretchen sehr hinderlich und zuwider sein, zumal sie über ihre Eltern Alles vermag, und die Grete gar nichts. Das habe ich an dem Abende ihrer Rettung gleich gesehen. Die Grete allein sollte doch geraubt und ermordet werden, aber der Vicedom und sein Weib freuten sich nur, daß die Regina gerettet war. Es sind nachher auch gar absonderliche Gedanken darüber in mir aufgestiegen. Laßt uns die Heiligen bitten, daß die Schwarze bald die Wege räumt, und zaudert nicht lange mit der Werbung um Gretchen." —

Einige Tage darauf beunruhigte den Ritter Hans die Nachricht, daß Regina die Verlobte des Ritters von Rothenstein sei; er nahm zugleich wahr, daß ihn der Vicedom und noch mehr Frau Jestrade mit großer Kälte behandelten. Um diesem ihm peinlichen Zustande ein Ende zu ma-

chen, beſchloß er offen und gerade bei dem Vater um Gretchens Hand ſich zu bewerben, und verfügte ſich in des Vicedoms Wohnung.

Diezel hörte den Ritter ruhig an; dann antwortete er kalt und fein: „Euer Antrag iſt mir ſehr ſchmeichelhaft, doch darf ich Euch nicht verhehlen, daß ich über die Hand dieſes meines Kindes nicht ganz frei verfügen kann. Es walten Umſtände dabei ob, die Euch, als Gretens Gatte, klar werden müßten, durch die noch ein andrer Menſch ein Recht über ſie beſitzt. Seid übrigens verſichert, daß Ihr meine Zuſtimmung habt und daß ich Euch als Freund empfehlen werde. Und ſo zweifle ich weder, daß Grete Eure Ehewirthin wird, noch daß ſie es gern wird; denn unter allen jungen Edeln, die ihr huldigend naheten, hat ſie Euch am meiſten ausgezeichnet. — Vor der Hand müßt Ihr ſchon mit dieſer meiner dürftigen Erklärung zufrieden ſein. In wenigen Wochen hoffe ich Euch Gewißheit geben zu können. — Es iſt mir aber auch

in einer andern Hinsicht sehr lieb, daß Ihr mir Euern Besuch heute schenkt, Herr Ritter. Es ist mir nämlich Euretwegen vom Kurfürsten ein Befehl zugegangen, der mir unsrer Freundschaft halber nicht genehm ist. Ihr wißt aber, dem Herrndienst stehen alle andern nach, und ich hoffe auch, die Sache wird sich gütlich beilegen lassen."

„Eure Rede setzt mich in Erstaunen, Herr Vicedom. Was ist das für ein Befehl?"

„Ihr habt in dem letzten thüringschen Krieg einen Gefangnen gemacht."

„So ist's; den Ritter Eppo von Thann."

„Ihr habt ihn dann wieder auf freien Fuß gesetzt."

„Wir hatten gute Gründe dazu."

„Aber seit jener Zeit fehlte Eppo's Sohn, der junge Ritter Landolf von Thann, und vor kurzem hat man durch einen Boten, den er an seine Vasallen und Hörigen in der Wetterau geschickt, erfahren, daß er an seines Vaters Statt in Eurer Gefangenschaft auf einem festen Schlosse im strengsten Gewahrsam sitzt."

„Man hat Euch die Wahrheit berichtet, Ritter Diezel; Landolf von Thann iſt uns als Pfand eingeſetzt für das Löſegeld ſeines Vaters.“

„Aber ein freigeborner Ritter iſt kein Pfand; als ſolches könnt Ihr nur einen leibeignen Knecht betrachten.“

„Nun ſo ſitzt er ſtatt ſeines Vaters ſelbſt.“

„Der Vater iſt todt und Ihr müßt den Sohn freigeben.“

„Der Sohn ſteht für den Vater ein; er iſt frei, wenn er des Vaters Löſegeld bezahlt. Laßt Euch die Geſchichte erzählen. Ritter Eppo gerieth im ehrlichen Kampfe in unſre Gewalt. Mein Vater kam mit ihm über ein Löſegeld von tauſend Pfund Heller Cölniſch überein, und Eppo fand dieſen Preis billig. Er ſandte Boten an ſeinen Sohn, das Geld von den Vaſallen und Hörigen des Ritters aufzutreiben oder von der Braut dieſes Sohnes, der reichen Frau Beda, verwittweten Freiin von Schöneck, zu entlehnen.

Aber die Vasallen waren widerspenstig oder mittellos, die Hörigen zahlungsunfähig, auch trat die Absetzung des Kaisers Adolf und die Wahl des neuen Königs Albrecht von Oesterreich ein. Adolf nahm alle Kräfte seiner Anhänger am Rhein selbst in Anspruch, um ein tüchtiges Heer gegen seinen Feind auf die Beine zu bringen. Die Wittwe Schöneck wollte aber durchaus nicht eher Geld geben, bis der junge Landolf ihr Gatte sei. Der Landolf war nämlich von seinem Vater halb überredet, halb gezwungen worden, sich mit Frau Beda zu verloben, und sie mochte wohl nicht die stärkste Zuneigung an ihm verspürt haben und sich nicht eher sicher wissen, bis er ihr angetraut sei. Kurz sie gab das Geld nicht. Das wurmte den Ritter Eppo; er lag nicht in strenger Haft bei uns, er hätte uns oft entfliehen, durch den Betrug eines uns scheinbar befreundeten Ritters in Schlesien, dem wir ihn hatten anvertrauen müssen, da wir selbst auf der Flucht waren, sich auf freien Fuß setzen

können, er verschmähete alle diese Mittel als ein Mann von Ehre, und seine Treue war das einzige Band, das ihn hielt. Er wurde aus unserm Gefangnen der wärmste Freund meines Vaters. Ihr wißt, wie wir uns mit dem Landgrafen Friedrich deshalb vereinigten, daß er auf der Auslieferung unsres Gefangnen an ihn bestand, um an demselben Rache zu üben für die thüringschen Ritter, die Kaiser Adolf so grausam hatte enthaupten lassen. Das Leben des wackern Eppo war auf der einen Seite in Gefahr, auf der andern war leicht einzusehen, daß man ohne seine strenge Gegenwart das Geld auf seinen Gütern nicht zahlen werde, und wir gingen, um seiner Gefangenschaft ein Ende zu machen, gern auf den Vorschlag ein, daß er uns seinen einzigen Sohn einige Wochen als Pfand einsetzen wolle, bis er das Lösegeld schicken werde. Der Sohn langte an und der Vater reisete nach Hause. Wir glaubten alle, die Sache werde nun bald geschlichtet sein, statt

dessen geht uns die Nachricht zu, daß Ritter Eppo, als getreuer Anhänger des Kaiser Adolf, sogleich nach seiner Ankunft in das Heer seines Herrn getreten, um ihm zum Sieg über den Oesterreicher zu verhelfen, aber dafür mit Adolf den Tod in der Schlacht gefunden habe. Wir standen eben im Begriff, unsern Aufenthalt in Erfurt zu nehmen, als die Kunde von Ritter Eppo's Tode einlief. Dies änderte unsern Plan dahin ab, daß wir den jungen Landolf nicht mit nach Erfurt nahmen, indem nicht abzusehen war, wann wir zu unserm Lösegeld kommen würden, sondern denselben an einem festen Platze wohl verwahrten. Urtheilt nun selbst, ob wir schuldig sind, den jungen Ritter herauszugeben."

„Ich habe hier nicht zu urtheilen, sondern zu thun, wie mir befohlen worden. Man hat früher nicht ahnen können, wohin Ritter Landolf gerathen sei, bis er einen kläglichen Brief an seine Vasallen geschrieben und um Auslösung gebeten, weil er in allzustrenger Haft sitze. Seine

Braut hat viel Kummer um ihn getragen und nun den Befehl vom Kurfürsten ausgewirkt, dem gemäß Euch und Euerm Vater aufgegeben wird, den in ungerechter Haft gehaltenen Landolf von Thann unverzüglich in Freiheit zu setzen."

„Ohne Lösegeld?" fragte Ritter Hans von Mila bestürzt.

„Wenn er es Euch zahlen will, wird Niemand etwas dagegen haben. Aber Ihr habt kein Recht, einen freien Mann, einen Ritter, der nie Euer Gefangner war, wegen Geldes, das er Euch nicht schuldig ist, in unwürdiger Haft zu halten. Darum gebt ihn bei Zeiten frei."

„Nimmermehr ohne Lösegeld. Und sollte er in unsrer Haft sterben."

„Besinnt Euch bald eines Bessern, Ritter, besprecht Euch mit Euerm Vater und thut, wie Euch des Kurfürsten Durchlaucht durch meinen Mund befiehlt. Gebt den Landolf heraus."

„Bei allen Heiligen, es geschieht nicht! Wie?

wir wären nach Erfurt gekommen, um vor der Gewalt des Landgrafen sicher zu sein, und nun sollte uns vom Kurfürsten von Mainz Gewalt gethan werden? Der Kurfürst ist nicht der Herr dieser Stadt."

„Aber die Verwaltung des Rechts steht ihm zu, und der Rath kann Euch nicht schützen, wenn Ihr Unrecht thut. Ich aber bin an des Kurfürsten Statt. Also sträubt Euch nicht lange und gebt den widerrechtlich gefangnen Ritter heraus, wollt Ihr Euch nicht große Unannehmlichkeiten machen. Heute spreche ich noch als Freund mit Euch, morgen muß ich als Vicedom des Kurfürsten mit Euch sprechen. Damit Gott befohlen!" —

6.

Der alte Ritter Feige von Mila hatte am folgenden Tage einen harten Strauß mit dem Vicedom Diezel gehabt, kam in zorniger Auf-

regung nach Hause und befahl den Knechten sogleich einzupacken und Pferde und Geschirr zu beschicken, seinem Sohne Hans aber sagte er an, daß sie Erfurt sogleich verlassen würden, wo der ehrvergeßne Vicedom das ihnen gegebne Wort zu Schirm und Schutz auf eine so empörende Weise breche und sogar selbst ihnen Gewalt anthun wolle.

„Und was soll aus meiner Minne zu Gretchen werden?“ rief Ritter Hans schmerzlich. „Sie steht eben in der schönsten Blüthe und verspricht reiche Früchte. Ich soll von dannen gehen und die Holde verlassen, der mein Herz mit allen Trieben zugethan ist! Die lebendig und stark gewordne Hoffnung, daß das reizende Kind in wenigen Wochen die Meinige sein wird, soll ich gewaltsam tödten und davon reiten, als sei mir Erfurt so gleichgültig, wie erst, da ich hereingekommen?“

„Sohn!“ rief der Alte, „wie kannst Du an etwas Andres denken, wenn es unsre Ehre

gilt? Und unsre Ehre ist vom Vicedom besudelt, er ist unser Feind, ein wortbrüchiger Schelm. Reiß die Minneluft aus Deinem Herzen, wie eine üppige Schmarotzerpflanze, die die besten Säfte an sich zieht. Rüste Dich schnell; ich fürchte, wir sind in Erfurt nicht mehr sicher."

Der Sohn befolgte des Vaters Befehl mit trauerndem Herzen. Er klagte dem treuen Wolf sein gebrauntes Herzeleid.

Als sie eben die Rosse besteigen wollten, sahen sie einen Haufen kurmainzischer Soldknechte, vom Ritter Helbig von Rothenstein und vom Junker Ewald von Kindhausen und noch einigen andern Reitern angeführt — Alle schwerbewaffnet — und voran den Schultheißen des Kurfürsten, gleichsam als Herold, die Straße daher stürmen.

„Da kommen sie schon!" rief der alte Feige, „und wahrlich nicht in den friedlichsten Absichten. Ihr Knechte, bewaffnet euch schnell; Wolf, nimm ein Schwert. Hans, zieh, wir müssen uns bis

auf den Tod vertheidigen. Es gilt eher das Leben zu laſſen, als in die ungerechte und verabſcheuungswürdige Forderung des Vicedoms zu willigen."

„Nicht doch, Vater," redete Hans dem alten wüthenden Manne beſänftigend zu. „Sie werden uns doch wahrlich nicht mitten in der Straße anfallen, wie Räuber und Mörder. Seht Ihr denn nicht den Schultheißen an der Spitze! Er giebt ein Zeichen, daß er zu uns reden will. Es iſt gewiß weiter nichts, als eine Wiederholung der frühern Aufforderung, die der Vicedom, um ihr mehr Kraft zu verleihen, mit ſeinen Söldnern ausgeſtattet hat. Laßt uns den Mann anhören! Vielleicht ſind die Forderungen gemäßigter, vielleicht läßt uns der Vicedom irgend ein Löſegeld für unſern Gefangnen bieten, ſo daß wir mit Ehren aus dem ſchlechten Handel kommen und Gretchen mir bleibt."

Der Vater gab mit der Hand halb unwillig, halb gerührt von des Sohnes Liebe, ein

Zeichen seiner Bewilligung, und Hans rief dem Schultheißen zu: „Was habt Ihr uns zu sagen, und von welcher Art ist diese Mittheilung, daß Ihr an der Spitze eines bewaffneten Haufens zu uns kommt, selbst bewaffnet bis unter die Zähne, starrend in Eisen und Stahl? Kommt man so zu friedlichen Leuten?"

„Fürwahr, Ihr seht friedlichen Leuten nicht sehr ähnlich," versetzte der Schultheiß trotzig. „Seid Ihr nicht selbst bewaffnet mit allen Euern Leuten, als wolltet Ihr zum Strauß ausziehen? Ihr müßt kein gutes Gewissen haben."

„Wäre nur Eure Absicht so rein wie unser Gewissen! Wer thut Schlimmres, der Mann, der dem Andern wohl verdienten Lohn mit der Waffe raubt, oder dieser, der ihn sich mit der Waffe zu erhalten sucht? Zur Sache! was wollt Ihr von uns?"

„Ihr widersetzt Euch halsstarrig den Befehlen des Vicedom, der im Namen unsres Durchlauchtigsten Herrn, des Kurfürsten Gerhard von

Mainz, zu Euch gesprochen und Euch den unbillig und ungerecht von Euch gefangen gehaltenen Ritter Landolf von Thann abgefordert. Er hat Euch, Ritter Feige von Mila, heute geboten, die Stadt nicht eher zu verlassen, bis Ihr Euern Gefangnen ausgeliefert, und so eben wird ruchbar, daß Ihr mit Mann und Geschirr abziehen wollt."

„Sagt dem Vicedom, Euerm Herrn," schrie der alte Feige, „daß er mir nichts zu befehlen habe. Ich würde jetzt Erfurt verlassen, wie ich hereingekommen, als ein freier Mann, und die kindischen Befehle des Vicedoms verlachen."

„Ihr müßt dem Vicedom gehorchen," fiel der Schultheiß hitziger ein, „denn Ihr habt Euch unter kurmainzische Jurisdiction begeben, als Ihr Euern Wohnsitz in Erfurt aufschlugt. Ihr seid kein Bürger der Stadt, und steht unter meinem Gericht und unter des Vicedoms Befehl. Ihr müßt gehorchen!"

„Thörichter Mann, ich will aber nicht!"

tobte Feige. „Wer hat Macht über mich, so lang ich noch mein Schwert führen kann?“

„Sagt dem Vicedom,“ sprach Hans ruhiger, „wenn es ihm gefiele, uns die verlangten tausend Pfund Heller Lösegeld zu überschicken, so würden wir sogleich den Ritter Landolf von Thann aller Verpflichtung an uns entbinden.“

„Ritter,“ rief der Schultheiß unwillig, „wie mögt Ihr doch denen noch Bedingungen stellen, in deren Gewalt Ihr seid! Entweder nennt uns den Ort, wo Ihr den Ritter von Thann heimlich gefangen haltet, oder folgt mir sogleich ins Gefängniß.“

„Keins von Beiden werden wir freiwillig thun,“ donnerte Feige. „Das Erstere nimmermehr, und wenn uns die Herzen durchbohrt würden, das Letztere nur dann, wenn uns die Kraft unsrer Arme und unsrer guten Schwerter verläßt.“

„So ergreift sie, Ritter Rothenstein und Junker Kindhausen,“ wandte sich der Schult-

heiß an die Anführer des Haufens, „und gebraucht Eure Waffen, wenn sie sich widersetzen; im Namen unsres Herrn des Kurfürsten von Mainz!"

Sogleich stürzte die Schaar mit geschwungnen Waffen, ein wüstes Geschrei ausstoßend, auf die Ritter von Mila und ihr kleines Häuflein, aber sie fanden einen Widerstand, der ihren Köpfen nicht zuträglich war. Die beiden Ritter, Vater und Sohn, kämpften mit verzweifelter Tapferkeit gegen die andringenden Söldner, aber sie wurden an wildem Muth, leichter Gewandtheit und heißer Kampfeslust noch von ihrem Knappen Wolf übertroffen, der mit einem langen Schwerte so gewaltige Streiche auf die Helme der Ritter und die Blechhauben der Knechte führte, daß jedem derselben rothes Blut nachdrang. Inzwischen war der Junker von Kindhausen mit dem Ritter Hans zusammengetroffen und hatte mit dem Zurufe: „Es gilt Gretchen!" einen heftigen Angriff auf denselben ge-

macht. Kaum hatte der Kampf zwischen beiden begonnen, als sich auch Rothenstein auf den jungen Mila mit den Worten: „Rache für Regina!“ warf, und nun dauerte es auch nicht lange, so fiel Hans schwer verwundet vom Pferde. Feige eilte seinem Sohne zu Hülfe und streckte Kindhausen mit einem Schwertstreich nieder; aber schon sah er die meisten seiner Knechte verwundet in der Straße liegen, und nur den treuen Wolf sich geschickt gegen einen ganzen Haufen vertheidigen. Er benutzte daher die Bestürzung, welche Kindhausens Fall unter den Söldnern hervorbrachte, riß sein Pferd herum, setzte ihm die Spornen ein und jagte durch das versammelte Volk die Straße entlang. Zwei Reiter von der mainzischen Partei folgten ihm sogleich auf Rothensteins Befehl.

„Es ist vergeblich!“ rief der an der Schulter hart verwundete Hans seinem Knappen zu; „deine Anstrengungen haben keinen Erfolg mehr, mein treuer Wolf! Du siehst, ich bin überwäl-

tigt, mein Arm iſt gelähmt. Wir müſſen jetzt der Gewalt der Unterdrücker nachgeben. Aber wenn es Geſetz und Recht im deutſchen Reich giebt, ſoll dieſe Gewalt nicht unbeſtraft bleiben. Es wird gewiß noch eine Zeit kommen, mein wackrer Junge, wo ich im Stande ſein werde, Deinen Muth und Deine Treue zu belohnen."

„Ich frage nach keiner Belohnung, mein lieber Herr," verſetzte Wolf, indem er das Schwert von ſich warf, um ſeinem verwundeten Ritter aufzuhelfen; „mein einziger Wunſch iſt, Euch wieder in Freiheit zu ſehen und in Beſitz des Löſegeldes, das Ihr ſo wohl verdient habt. Laßt mich Eure Wunde unterſuchen!"

„Hört auf mit Euern thörichten Reden, Ritter Mila," ſagte Rothenſtein höhnend, „und ſprecht nicht von Belohnungen, welche Ihr ertheilen wollt, bis wir ſehen, wie Ihr ſelbſt Euern Widerſtand gegen die Befehle des mächtigen Kurfürſten von Mainz verantworten wollt, der die Könige in der Taſche trägt und die Kaiſer aus dem Jagdhorn herausbläſet."

„Freue Dich," flüsterte Hans seinem Knappen Wolf zu, während ihm dieser einen Verband anlegte, „ich brauche doch nun nicht aus Erfurt zu reiten, sondern kann in Gretchens Nähe bleiben. Du aber sollst mein Liebesbote sein. Willst Du?"

Der Knappe nickte schweigend; sein Gesicht war aber sehr ernst und sein schönes Auge von einem Glanze überflossen, als habe es sich in Thränen.

„Wie, Junker von Rindhausen?" sagte der Ritter von Rothenstein, als er seinen Gefährten vom Boden aufhob, „ich will nicht glauben, daß Ihr schlimm verwundet seid."

„Es kann nicht bedeutend sein," versetzte der Andre, indem er sich das Blut von der Stirne wischte, „aber es hat wahrlich nicht an dem alten Scheim gelegen, daß er mich nicht besser getroffen. Ist er entwischt?"

„Fast glaub' ich's, denn dort kommen die Junker von Stotternheim und Weser, die ich

ihm nachgeſchickt, ohne ihn zurück. Wie nun, ihr Kumpane, was bedeutet es, daß ihr euch ſo bald wieder einſtellt ohne die Geſellſchaft des alten Mila?"

„Herr Ritter," antwortete einer der Kriegsgeſellen, „es iſt nicht ſo leicht, den Entſprungenen einzuholen. Schon hat ſich in der ganzen Stadt die Kunde verbreitet, was ſich hier begeben und weshalb, die Bürger ſind ſchon hie und da verſammelt und behaupten, die Stadt und der Vicedom hätten den Rittern von Mila Schutz verſprochen, die Stadt werde ihr Wort halten, wenn es auch der Vicedom gebrochen, und man werde den Ritter von Mila gegen die Gewaltthat des Vicedoms zu vertheidigen wiſſen."

„Das iſt Aufruhr!" rief der Schultheiß, „die Stadt muß mit dem Interdict belegt werden."

„Und wo iſt der Ritter von Mila?" wüthete Rothenſtein.

„Er hat ſich in den Marienſtift geflüchtet und im Hauſe unſrer lieben Frau eine Freiſtatt

gefunden, die der Hirtenstab des Weihbischofs vor jeder Gewaltthat beschützt."

„Verflucht dies Pfaffenvolk," rief Rothenstein mit dem Fuße stampfend, „das in seinen Kirchen und Häusern Asyle für jedes Verbrechen errichtet!"

„Ihr vergeßt, daß der Kurfürst von Mainz selbst ein Pfaff ist," bemerkte Ritter Hans, und Rothenstein schlug sich vor die Stirne.

„Bringt diesen hier ins Gefängniß," herrschte der Schultheiß den Knechten zu; „das Geheimniß vom Aufenthaltsort des Ritter Landolf von Thann ist gewiß dem Bischof von Worms so schätzbar von einem Munde ausgesprochen, als von zweien, vorausgesetzt der tapfre Ritter Hans von Mila ist weniger geneigt, als sein halsstarriger Vater, vor unsrer lieben Frau zum Rabenstein ein Gebet für das Heil seiner eignen Seele zu sprechen."

Der Gefangne wurde abgeführt und der Schultheiß wollte eben mit hochmüthigen Mienen davon reiten, als sich Wolf vor ihm nie-

berwarf und flehentlich bat, es möchte ihm vergönnt sein, seinen geliebten Herrn ins Gefängniß zu begleiten.

„Zurück, einfältiger Mensch!“ schnaubte ihn der Schultheiß an, „danke es Deinem Unverstande und Deiner Unbedeutendheit, daß Du der Gefangenschaft mit dem Ritter Hans entgangen bist. Verdient hattest Du es schon, doch was sollten wir weiter mit Dir anfangen, als Dich henken lassen, und dazu bist Du doch noch zu jung. Aber beim heiligen Cyriacus! ich habe schon manchen jüngern Hals, als der Deinige ist, mit dem Galgen Bekanntschaft machen sehen, wenn sich der darauf sitzende Kopf um das Thun und Treiben der regierenden Häupter allzuviel bekümmerte.“

„Was gehen mich die regierenden Häupter an!“ versetzte Wolf. „Mir liegt allein an der guten Pflege meines jungen Herrn. Wollt Ihr denn einem tapfern Ritter im finstern Gefängniß den dürftigen Trost des Beistandes und der Hülfleistung eines treuen Dieners versagen?“

„Wende Dich an den Vicedom, ich habe nichts zu erlauben," sagte der Schultheiß barsch und ritt mit dem Troß davon. Wolf kehrte mit betrübten Mienen in das verlaßne Haus zurück, und widmete sich der Pflege der verwundeten Knechte.

7.

Wolf ging ernst und überlegend durch die einsamen Gemächer des Hauses, und seine Gestalt war stolz und erhaben, wie wenn er über einen edeln großen Plan nachdächte; die Abenddämmrung überraschte ihn in diesem Zustande. „Gelte es Alles, selbst mein eignes Leben," rief er endlich laut, „er muß aus dem Gefängniß gerettet und Gretchen sein Weib werden. Mir wird das Herz brechen, und sie werden's nicht ahnen. Was liegt auch daran? Ich schwur ihm Treue auf ein Schwert, das mir heiliger ist, als ein Krucifix; und ich werde sie halten."

Er wollte, heftig bewegt, wieder seinen Gang fortsetzen, als ein Benedictiner Mönch hereintrat, der ihn also anredete: „Es scheint Dir viel an der Freiheit Deines Herrn zu liegen?“

„Alles, mein Vater,“ versetzte der Knappe.

„So schlügst Du vielleicht gern einen Weg ein, der zu seiner Befreiung führte?“

„Nennt mir diesen Weg und Ihr sollt an meinem Eifer sehen, daß ich Euern Vorschlag mit Dank annehme.“

„Nicht ich kann ihn Dir nennen, aber Du sollst ihn erfahren, wenn Du in dieser Nacht zur Mitternachtsstunde beim Gnadenbilde unsrer lieben Frau zum Rabenstein Dich einfindest.“

„Und von wem?“

„Weiter geht mein Auftrag nicht. Wirst Du kommen?“

„Ich werde.“ — Der Mönch verließ den Knappen, der in einer seltsamen Spannung die Stunden am Lager der verwundeten Knechte zubrachte, die seiner Sorge anheim gegeben waren.

Dann rüſtete er ſich, ſo gut er es vermochte, und zog, von Ungeduld gepeinigt, ſein Pferd aus dem Stalle, um ſich an den genannten Ort zu begeben, der für ihn ſchon ſo wichtig geworden war. Die Thürme der Stadt hatten erſt die zehnte Stunde verkündet, die Schwüle des heißen Julitags beſtand noch immer ſiegreich den Kampf gegen die Nachtkühle, aber im Oſten ſtieg ihr ein mächtiger Feind auf, der ſeine Bannerträger und Herolde, die leuchtenden Blitze und rollenden Donner voranſchickte, ſeine Ankunft zu verkünden. Die halbe Mondesſcheibe hing im Weſten, wie das vor Schrecken ob des Gewitterlärms halb verhüllte und erbleichte Antlitz eines furchtſamen Kindes, und ſchwarze Wolken trieben zerriſſen und flatternd über ſie hin. Der Knappe wurde ohne Schwierigkeit aus dem Thore gelaſſen und trabte dem nahen Ziele ſinnend zu. Er hatte es bald erreicht. Schauerlich ragte das Hochgericht in den wetterſchwarzen Himmel, vom ſcheuen Mondſtrahl zuweilen abenteuerlich be-

leuchtet, das Muttergottesbild ſtand, wie ein Hüter vor dem Hain, von fahlen Blitzen umſpielt, und blickte auf den Knappen ernſt und ſtumm, als verwundre es ſich über ſein Erſcheinen zu dieſer Stunde. Alles war todtenſtill weit umher, und im Thale ruhete die Stadt, wie eine Rieſenleiche im ungeheuern Grabe, über das der Himmel eben ſein ſchwarzes Bahrtuch breitete. Von einem beklemmenden Gefühle erfaßt, warf ſich Wolf vor dem Gnadenbilde nieder und ſprach Gebete, die ihm aus tiefer Seele drangen. „Heilige Frau," flehete er, „als ich zum erſten Male an dieſer Stelle lag, Dir die Seelen der Gerichteten empfehlend, haſt Du mich mildgnädig zum Retter einer ſchuldloſen Jungfrau auserſehen, und ich danke Dir für ſolche Gnade, Du liebende Mutter, Du Herrin des Himmels und der Erde. Aber Du theure Frau, durch dieſe Rettung bin ich ſelbſt in ein Knäul von Schickſalen verwickelt worden, deſſen Ende zu finden meiner Einſicht nicht vergönnt iſt. Ver-

wirrt liegt Alles vor mir. Ich habe den Rittern von Mila Treue geschworen; aber was soll aus mir werden, wenn ich sie halte in jeder Beziehung? Ein Unglücklicher, ein Elender für mein ganzes Leben. Und doch muß es so sein. So fordert es meine Ehre. Und wenn ich auch nur ein Haarbreit von der mir selbst auferlegten Strenge der Treue abwiche, dann würdest Du mich zürnend verfolgen durch mein ganzes Leben, geliebter Schatten; denn Du hast mir Treue geboten bei Deinem Zorne, bei Deinem Fluche. O so gieb Du mir Kraft, liebe Frau, das Schwere, das fast Unerträgliche zu tragen! sieh, mein Herz erliegt schier unter der furchtbaren Last, und wenn es erliegen soll, so hilf ihm sanft hinüber. Stärke meinen Muth, den bittern Kelch zu leeren, da er doch nicht an mir vorübergehen kann, und hilf mir glücklich hinaus aus dieser argen Bedrängniß. Hilf, hilf, liebe barmherzige Frau zum Rabenstein! Amen."

Ein Flammenstrom, vom Himmel ausge-

goſſen, umgürtete plötzlich das Gnadenbild und durchfluthete den Hain, ein kräftiger Donnerſchlag ſchien die Antwort auf ſeine Bitte zu geben; das Wetter zog weiter Thalabwärts in die Ebenen, ſich dort zu entladen, und kühlere Lüfte fächelten um die heißen Schläfe des bekümmerten Beters, der allmählig eine ſo ſelige Ruhe und Befriedigung über ſein erſt ſtürmiſch bewegtes Herz wallen fühlte, daß die fieberiſche Anſpannung ſeiner Kräfte einer ſüßen Mattigkeit wich, die bald, von der Wärme der Sommernacht unterſtützt, in einen ſanften Schlummer überging, der den frommen Jüngling, ohne daß er es wußte, in die weichen Arme ſchloß. Wolf war am Fuße des Marienbildes auf dem ſchwellenden Raſen entſchlafen. Ihm träumte, der Hain umher ſei ein Blumengarten, vom glänzendſten Sonnenlichte überglänzt, von ſilbernen Quellen durchrauſcht, die hohe Gottesmutter ſtieg vom Poſtamente herab, wandelte unter den Blumen, brach die ſchönſten und duftendſten,

wand sie zu einem Kranze und drückte ihm denselben ins Haar. Als er sie aber recht ansah, war es — Gretchen, die ihn bekränzte. Es blieb auch nicht bei dem Kranze; sie beugte sich herab, ihn zu küssen, sie koseten mit einander, bis er, von einem Schlage auf die Schulter getroffen, plötzlich auffuhr und mehre Männer, vom Monde spärlich beleuchtet, mit martialischen Gesichtern, um sich stehen sah. Erschreckt wollte er zu seiner Waffe greifen. Doch es trat Einer auf ihn zu mit den Worten: „Laß das, Kumpan; wir haben Dich herbestellen lassen, um Deine Freunde zu sein, und Dir zu helfen, nicht um uns mit Dir zu raufen, was auch schon geschehen ist."

„Wer seid Ihr?" fragte Wolf.

„Leute, die der hinkenden Gerechtigkeit nachgehen. Wir kennen uns schon, wenn auch nicht dem Namen nach. Du willst Deinen edeln Herrn aus der schmählichen Haft des Vicedoms befreien? Wir wollen Dir die Hand dazu bieten, als treue Gehülfen."

„Erst sagt, wer Ihr seid.“

„Ich bin der Stadtjunker Frank von der Marten, und diese sind meine Gehülfen und Kumpane, der Thorwart Hirz und die beiden Stadtknechte Claus Titel und Geipel Krumbholz. Mich hat Dein Schwert — “

„Diese Namen sind mir bekannt. Ihr habt die Tochter des Vicedoms stehlen wollen. Mit Euch mag ich nichts zu schaffen haben.“

„Woher kennt er unsre Namen?“ fragten die Kerle verwundert.

„Wirf's nicht so weit weg, Bürschlein,“ fuhr der Stadtjunker fort. „Du möchtest dessen noch froh werden, und es wieder aufheben. Wir läugnen nicht, daß wir dieselben sind, die die Grete stehlen wollten, woran Du uns verhindert. Ich trage die frische Narbe Deines gewaltigen Hiebes noch immer am Arme. Lege Deine Hand nicht so rasch ans Schwert; wir sind nicht gekommen, uns an Dir zu rächen, das hätten wir leichter haben können, sondern

uns mit Dir zu verbinden zur gemeinsamen Rache an einem gemeinsamen Feinde. Höre mich an und dann sprich Du! Ich war dem Fräulein Regina schon lange zu Minnedienst gewesen, da gelobte sie mir in einer einsamen Stunde, mir ganz zu gehören, mich von ihren Eltern zum Gemahl zu begehren und mir beim Kurfürsten von Mainz förderlich zu sein zu meinem Glücke, doch nur unter einer Bedingung, wenn ich nämlich die ihr in den Tod verhaßte Schwester Grete stehlen und umbringen wollte. Sie schwur mir zu, ihre Eltern würden nichts daraus machen, da ihnen die bäuerische Grete ebenfalls zuwider sei. Ei, umbringen wollt' ich das schöne Fräulein nun eben nicht; denn das unschuldige Blut hatte ja nichts verbrochen, und ich merkte es der Regina bald ab, daß sie ihre Schwester aus Neid haßte, weil Grete schöner und bescheidner war, und doch ihr mehr Ritter und Junker zu Hof lebten, als ihr, der Missesüchtigen, der allein von mir, dem armen und unschönen Stadt-

junker, aufgewartet wurde. Aber ich wollte Greten auf Schloß Tenneberg bei Waltershausen führen, allwo der jüngste Sohn des alten Landgrafen, Apitz, seinen üppigen Hof hält. Dieser hatte die Grete in Erfurt gesehen, war in Minneglut gegen sie entbrannt, und hatte sich mir, der ich sein Vertrauter war, entdeckt. Du weißt am besten, wie der Plan vereitelt worden ist. Ich frage nicht darnach, wie Du dahinter gekommen. Genug, ich stand mit der Regina so, daß ich wohl die Erfüllung ihres Versprechens erwarten durfte, selbst da der Plan vereitelt war. Obgleich sie über das Mißlingen desselben wüthete und mich vergebens antrieb, Dich zu ermorden, so hielt sie mich doch von einer Zeit zur andern mit der Erneuerung ihres Versprechens hin. Plötzlich sagt sie mir, sie gehe nach Mainz zur Schwester ihrer Mutter, ich solle ihr folgen, durch den mächtigen Einfluß ihrer Base, die noch dazu ihre Pathe sei, auf den Kurfürsten werde ich bald in Aemtern und Ehren

steigen, und dann stehe unsrer ehelichen Verbindung gar nichts im Wege. Ich traute der Schlange. Plötzlich läuft die Kunde um, sie sei des Rothensteins Braut. Ich glaube es nicht, da zeigt man sie mir an seinem Arm, und seit diesem Augenblick ist mein einziger Gedanke — Rache."

„Aber was soll mir die Kenntniß von der Gräuelthat dieses Scheusals?" fragte Wolf.

„Sie soll Deinen Herrn befreien. Klage morgen Regina öffentlich an vor dem hohen Rathe, klage den Vicedom an, daß er solch Verbrechen nicht bestraft hat: denn es ist ihm bekannt worden. Die Stadtobrigkeit, so wie sämmtliche Bürger sind ohnedies schwürig gegen die Gewalt des Kurfürsten in ihrer Stadt, und leben seit mehren Jahren mit ihm im Hader; die widerrechtliche Gefangennehmung Deines Herren hat alle empört; kommst Du morgen mit der Anklage hinzu und berufst Dich auf uns — wir wollen Dir schon getreulich beistehen — so bricht

der Zorn in hellen Flammen aus, Dein Herr wird befreit, der schlechte Vicedom verjagt und Erfurt ist des unwürdigen Pfaffenjochs quitt und ledig. Wir wollen das Volk schon aufhetzen."

„Euer Plan ist gut," sagte Wolf. „Ich will Euch folgen und ihn ausführen. An die Befreiung meines Herrn setz' ich mein Leben."

„Wohlan, so wollen wir uns im Angesicht des Gnadenbildes verschwören zur Rache an Regina und dem Vicedom. Die Grete soll Dein oder Deines Herrn werden. Du hast den Vorkauf. Ich weiß wohl, sie sieht Dich gern; sie hat's der Regina gestanden: wenn Du von adligem Blut wärest, Du müßtest ihr Gespons sein und kein Andrer. Nun des Knechtes Blut wallt auch heiß."

Wie viel Wahrheit die letzten Worte enthielten, erfuhr Wolf an den glühend heißen Wangen, in die das plumpe Geständniß des Stadtjunkers sein Blut getrieben hatte. — Er verschwor sich mit den saubern Brüdern, doch

weit entfernt daran zu denken, daß er ihren Plan ausführen wolle. Wer bürgte ihm dafür, daß sie nicht besondre Absichten mit ihm vorhatten? Wer für ihre Treue? Er hatte sich vielmehr schnell einen eignen Plan entworfen, und eilte nach Hause, sich denselben noch ein Mal zu überlegen. —

Um die Mittagszeit des andern Tages kleidete er sich sauber und verfügte sich in das Haus des Vicedoms. Es gelang ihm, Regina auf ihrem Gemach allein zu sprechen. „Fräulein," sprach er ernst, und gemessen, „ich weiß, wer die Räuber und Mörder Eurer Schwester dingte. Euer Vater weiß es auch. Ein gewisser Stadtjunker wird mir Alles geständig sein im Angesicht des ganzen Volks. Es drohen Euch und Euerm Vater Tod und Verderben. Ein Wort von mir, dem gemeinen Knecht, und der Aufruhr ras't an Euer Haus heran." Er schwieg und Regina zitterte erblassend. „Helft mir meinen Herrn befreien und Alles bleibt ruhig."

„Gern," stammelte sie mit bebenden Lippen, kaum hörbar, „sag' mir nur, wie es anzufangen ist. Ich gebe Dir mein Wort, es soll geschehen."

„Es ist mit der Befreiung des Ritters Hans noch nicht genug. Er liebt Eure Schwester. Sie muß sein werden. Euer Vater wird sie ihm stets versagen; er hat schon elende Ausflüchte gemacht, als Ritter Hans um Fräulein Grete anhielt. Ihr müßt uns beistehen, die Grete zu entführen."

„Ich will es thun," sagte Regina tiefaufathmend. „Sagt nur wie."

„Meine Gestalt ist der meines Herrn ähnlich. Sorgt, daß mir die Erlaubniß wird, meinen Herrn täglich zu Mittags- und Abendmahlzeit bedienen zu dürfen. Ihr vermögt Alles über Euern Vater, wie man sagt. Diesen Abend sucht den Junker Kindhausen von der Wache zu entfernen. Den gemeinen Wächtern gebt Wein und sorgt mit Eurer eignen Schlauheit, daß

mein Herr nicht erkannt wird, wenn er ſtatt meiner aus dem Gefängniß geht. Die Grete aber müßt Ihr vermögen, daß ſie vor das Krämpfer-Thor geht. Am Gnadenbilde unſrer lieben Frau zum Rabenſtein mag ſie den Ritter Hans erwarten. Es wird Euch eine willkommne Gelegenheit ſein, Euch ihrer zu entledigen. Ich weiß, Ihr haßt ſie."

„Aber was ſoll dann aus Dir werden?"

„Was hat man an dem gemeinen Knecht? Gebt dann Euerm Verlobten ein gut Wort, gebt Euerm Vater eins, und der Eine oder der Andre läßt mich frei, heimlich oder offen, gleichviel. Iſt nur mein Herr mit der Grete in Sicherheit, für mich iſt mir nicht bange."

„Es ſei!" ſagte Regina und ein unheimliches Freudenfeuer blitzte aus ihren Augen. „Geh jetzt zu meinem Vater. Ich will wie zufällig dorthin kommen. Sei der Erfüllung Deiner Bitte gewärtig."

Wolf verfügte ſich zum Vicedom und trug ſein Anliegen vor.

„Nimmermehr!“ rief der kleinliche Tyrann aufbrausend. „Der halsstarrige Mensch bedarf keiner Bedienung, damit er mürbe werde. Ich will ihn schon bedienen lassen, wie's mir gefällig ist. So lang er nicht Landolfs Aufenthalt nennt, soll er kein freundliches Gesicht sehen. — Wie, Bursche,“ änderte er plötzlich den Ton, „wenn ich durch Dich erfahren könnte, wo sie den Ritter von Thann verborgen haben? Du weißt es gewiß; denn Du hast Deiner Herren ganzes Vertrauen besessen. Zeig' es mir an, wie es Deine Pflicht und Schuldigkeit ist. — Jedermann muß Gott und dem Gesetz gehorchen — und, sei versichert, daß Du gut belohnt wirst. Der Kurfürst von Mainz wird Dich mit seiner Gnade überhäufen, weil ihm an der Wiedererlangung Landolfs Alles gelegen ist. Du sollst in des Erzbischofs Gefolge versetzt werden. Nun beichte, mein Sohn.“

„Was soll ich beichten?“

„Wo die Ritter von Mila den Ritter Landolf von Thann gefangen halten."

„Das kann ich Euch nicht sagen; denn ich weiß es selber nicht. Ritter Landolf ist in einer Nacht verschwunden; wohin? das blieb ein Räthsel."

„Nicht? nicht!" tobte der Vicedom. Regina trat herein und erkundigte sich mit schmeichlerischen Worten nach dem Begehr des Knappen, der ihr und ihrer lieben Schwester das Leben gerettet habe. Der Vicedom erzählte mit kurzen Worten und gab seine Abneigung zu erkennen.

„Aber was kann Euch daran liegen, guter Vater," schmeichelte sie, „daß ein sonst so tapferer und von Euch selbst geehrter Ritter behandelt wird, wie der gemeinste Knecht? Wäre es nicht edler, Ihr ließt ihn durch diesen treuen Burschen bedienen und zeigtet dadurch, daß nicht gemeine Rache, sondern Pflichteifer Eure Handlungen bestimme? Und wie könnt Ihr doch die-

sem Knappen eine so kleine Bitte abschlagen, dem Ihr Eure ganze Gnade versprochen habt, als er Eure Kinder gerettet, Euch Reginen wieder zugeführt? Thut es mir zu Liebe und sagt ihm das winzige Begehr zu!"

„Es sei!" sagte der Vicedom und umarmte seine geliebte Tochter.

Wolf stattete seinen Dank ab und verfügte sich in das Gefängniß seines jüngern Herrn, den er mit Entschluß und Plan zur Befreiung bekannt machte.

„Großmüthiger Mensch!" rief Ritter Hans gerührt, „wie habe ich doch so überschwenzliche Anhänglichkeit verdient? Komm an mein Herz, Du Wunder einer aufrichtigen Treue, mein Freund, mein Bruder!" Und als sie sich umarmten, glänzten Thränen in des Ritters Augen. Dann sprach er kopfschüttelnd: „Aber nein, Wolf; es kann, es darf nicht sein. Ich kann keinen Gebrauch von Deiner bewundernswürdigen Großmuth machen, treues Herz. Tausend Dank; ich

nehme es für geschehen an; aber eher wollte ich auf das Lösegeld, auf meine Freiheit, ja auf mein Leben verzichten, als Dich in solche Gefahr bringen. Gehab Dich wohl, Wolf, und hüte Dich, mich wieder in Versuchung zu führen."

„Ihr geht zu weit, Ritter Hans," versetzte der Diener. „Welcher Schaden kann mir geschehen, wenn sie mich statt Eurer finden? Und welchen Vortheil könnte es wohl dem Vicedom bringen, einen armen Knappen im Gefängniß eingesperrt zu halten? Ans Leben kann er mir nicht; er ist mir dazu zu viel Dank schuldig, er hat mir diesen Dank in Aller Angesicht gelobt, und ganz Erfurt weiß darum. Auch ist ihm die schwürige Stimmung der Bürger gegen sein Regiment wohl bekannt. Bleibt Ihr im Gefängniß, mit Euch ist's anders. Zwar wagt er hier in Erfurt nicht, Euch das Leben abzusprechen, aber er läßt Euch nach Heiligenstadt oder gar nach Mainz bringen bei Nacht und Nebel, mit starker Besatzung. Und der heftige

zorntolle Kurfürst läßt Euch den Kopf vor die Füße legen und trinkt einen Becher Wein dazu. Ich kenne diesen Tyrannen, darum bedenkt Euch nicht. Auch wartet ja Gretchen Eurer am Armensünderstocke. Was sollte aus ihr werden?"

„Bring' mir ein Zeichen von ihr, daß sie mich liebt, daß sie mit mir fliehen will, und ich will auf Deinen Plan eingehen, so sehr sich ein dunkles Gefühl in mir — ich glaube, es ist das Gewissen — dagegen sträubt."

„Ich bring' Euch das Zeichen," versetzte Wolf und verließ seinen Herrn wieder, vor dessen Kerkerthüre strenge Wacht gehalten wurde. Der Knappe suchte Gretchen zu sprechen, aber es wollte ihm nicht gelingen; sie war nirgend zu finden und Regina sagte, sie bereite sich auf die Flucht vor. Gegen Abend schickte er einen Knecht mit zwei Pferden hinaus, der am Gnadenbilde auf den Ritter Hans warten sollte. Nun umschlich er des Vicedoms Haus und sah, wie der Ritter Rothenstein mit mehren Andern

auffaß und davon ritt. Endlich erschienen Regina und Gretchen, Hand in Hand. Wolf eilte ihnen entgegen. Regina erschrak, doch redete sie den Knappen gleich an: „Gretchen geht jetzt, und ich begleite sie. Sie wird sich den Wünschen Deines Ritters fügen. Wir werden beide Alles thun, wie ich Dir versprochen habe. Nun eile, damit nichts verspätet wird."

„Mein Ritter Hans bittet um ein Zeichen Eurer Gunst und der Gewißheit Eurer Zusage," sagte Wolf, und Gretchen löste eine Spange von ihrem Arm und reichte sie ihm mit einem seelenvollen Blicke. „Dein Ritter," flüsterte sie, „kann fest auf mich zählen, und sollte ich es um Deinetwillen thun." — Trunken von diesem Blick und diesen Worten, eilte Wolf, sobald es zu dunkeln begann, mit der Spange in seines Ritters Gefängniß. „Hier!" rief er und wiederholte Gretchens süße Rede. „Nun laßt uns schnell die Kleider wechseln."

Sie waren eben damit beschäftigt, als sie

zu ihrem Schrecken, den Schlüssel im Schlosse drehen hörten, und gleich darauf der Junker von Kindhausen ziemlich berauscht hereinpolterte.

„Nun, Ihr Schurken, was soll das bedeuten?" lallte er mit weinschwerer Zunge.

„Ich reinige meines Herrn Kleider, Herr," versetzte Wolf, dessen Geistesgegenwart ihn nicht einen Augenblick verließ. „Sie sind noch beschmutzt und besudelt vom gestrigen Kampfe, die Rüstung rostet, es ist Alles in schlechter Ordnung; er würde nicht mit Anstand vor den Vicedom treten können."

„Einfältiger Mensch!" lachte der Junker; „Dein Herr wird bald andre Sorgen haben als um sein beschmutztes Wams, um seine zerzauste Feder auf dem Helm oder seinen rostenden Harnisch. Der Vicedom läßt Euch durch mich zum letzten Male fragen, Ritter Hans, ob Ihr seinen Aufforderungen ein Genüge leisten wollt?"

„Nimmermehr," versetzte der Ritter.

„Wohlan, so rüstet Euch zur Abreise nach Mainz. Morgen mit dem Frühesten werden wir aufbrechen, damit der Kurfürst selbst mit Euch verfahre, wie ihm beliebt."

„Das war ein gefährlicher Augenblick," flüsterte Wolf, als Kindhausen fort war. „Jetzt schnell, daß wir die Verwandlung vollenden!"

Wolf stand bald in des Ritters glänzenden Kleidern und bewegte sich leicht und frei darin, Hans konnte sich nicht so gut in die des Knappen finden. Doch Regina hielt Wort, Kindhausen war entfernt und die Wächter in einem Zustande, der scharfe Aufmerksamkeit auf die Person des Hinausgehenden nicht zuließ. So gelangte der Ritter glücklich aus dem Gefängnisse und Wolf schlief ruhig, im Gefühl eine gute That vollbracht zu haben.

8.

Das Schrecken des Junkers von Kindhausen, als er am andern Morgen den Knappen statt des Ritters im Gefängniß fand, verwirrte seinen Kopf so, daß er lange nicht zur Besinnung kommen konnte.

„Ist das eine Hexerei mit des Teufels Beistande?" rief er endlich. „Wie kommst Du hierher, verdammter Gauch?"

Wolf erzählte ruhig, wie natürlich die Sache zugegangen war.

„Folge mir sogleich zum Vicedom!" herrschte ihm der Junker zu, und Wolf gehorchte mit heiterm Angesicht. Doch verdüsterte sich dasselbe merklich, als er beim Eintritt in das Familien-Zimmer den Vicedom von seiner Frau und beiden Töchtern umgeben sah. Sein Auge hing fragend und vorwurfsvoll an Gretchens Blicken, die ihn aber unbefangen ansah. Kindhausen berichtete dem staunenden Vicedom, was geschehen war.

„Heiliger Cyriacus!" tobte dieser auf. „Ruft mir den Stöcker herbei; er soll diesen nichtswürdigen Burschen sogleich hinaus führen und an den Galgen knüpfen. Hinweg mit ihm! Ich will ihn nicht anders wieder sehen, als an dem dürren Holze baumelnd."

„Wie?" erhob jetzt Gretchen ihre Stimme und trat entschlossen vor ihren Vater. „Ist das der Dank, den ihr diesem meinen Lebensretter auf Ritterwort und Ehre zusagtet? Ist dies die Gnade, mit welcher Ihr ihn zu überschütten versprachtet? Habt Ihr ein so kurzes Gedächtniß für Euer Wort? Ha, nun glaub' ich, was man mir gesagt hat, Ihr hättet den Rittern von Mila Euer gegebnes Wort auch nicht gehalten."

Der Vicedom maß das kühne Mädchen mit einem Blick, der von Staunen und Mißbilligung gemischt war, doch mußte es auffallen, daß er nichts auf ihre Anrede erwiederte. Vielmehr glitten seine Blicke scheu an den ihrigen ab, und er bewies ihr eine seinem Charakter widersprechende

Schonung. Sie erhob nun die Hände flehend und sprach mit weicher Stimme: „Erinnert Euch Eures Versprechens, mein Vater. Hört diesen Knappen. Verdammt ihn nicht. Das Leben ist kostbar. Er hat es mir erhalten, erhaltet Ihr es ihm. Selbst wenn er Schwereres begangen hätte, Ihr dürftet ihn nicht also richten. Sprich, Wolf, was bewog Dich, Deinem Herrn zur Flucht zu verhelfen?"

„Dankbarkeit, Liebe und Achtung. Er war mein Herr, mein Beschützer, mein Erhalter; ja ich darf es stolz sagen, daß er mir noch mehr war."

„Gut," sagte der Vicedom, „dann weißt Du auch, wo der Ritter Landolf von Thann gefangen sitzt. Du bist in den Geheimnissen Deines Herrn eingeweiht; Du hast es jetzt selbst gestanden. Holt mir einen Priester, der Bursche soll mir auf die Hostie schwören, ob er nicht weiß, wo Landolf von Thann ist."

„Bemüht Euch nicht, Herr Ritter. Ich

würde den Eid doch nicht schwören können; denn allerdings weiß ich, wo der von Euch genannte Ritter sich aufhält, aber ich werde es Euch eben so wenig sagen, wie meine Herren."

„Wohlan," redete der Vicedom, „weil Du meinem Hause einst gute Dienste geleistet hast, so will ich Dir aus besondrer Gnade drei Tage und drei Nächte Bedenkzeit geben. Sind diese verflossen und Du hast das Geheimniß noch nicht ausgesprochen, so baumelst Du."

Er hatte noch nicht ganz ausgeredet, als die Thüre aufging und ein Diener mit der Meldung herein trat, so eben sei die Leiche eines erschlagnen jungen Mannes eingebracht worden, die man am Armensünderstock gefunden und die viele als den Ritter Hans von Mila erkannt hätten. In Wolfs und Gretchens Gesichtern zuckte Schrecken empor, während sich in denen des Vicedoms und Reginas Freude abspiegelte.

„Darüber wollen wir bald Gewißheit haben," sagte der Vicedom. „Wo ist die Leiche?"

„Sie liegt unten in der Hausflur der Gefängnisse."

„Folge mir, Wolf!" befahl Diezel. „Du mußt Deinen Herrn doch am besten kennen."

Der Knappe gehorchte, bleich vor Schrekken, und kaum hatte er die in seine eignen Kleider gehüllte Leiche, die Züge des geliebten Herrn erkannt, als er jammernd über sie herfiel und ein Mal über das andre rief: „O wer hat Dir das gethan, armer, theurer Herr? Hast Du Dein junges Leben darüber einbüßen müssen! Gott, ich ahne, wer diese Gräulthat vollbracht! O warum hab' ich nicht klüger gehandelt!"

„Hier hat der Himmel gerichtet, und den Verräther bestraft," sagte der Vicedom mit stolz aufgeworfnem Munde.

„Frevelt nicht, Herr!" rief Wolf. „An solcher schwarzen That hat der Himmel kein Theil. Ihn traf eine meuchelnde Hand, gedingt von einer andern, die schon gewohnt ist, Dolche zu werden, und sollte es für die nächsten Blutsverwandten sein."

„Fort mit ihm ins Gefängniß!“ kreischte der Vicedom. „Und Ihr, Kindhausen, sorgt für den Diener besser, als Ihr für den Herrn gesorgt habt. Hat er am Morgen nach der dritten Nacht nicht bekannt, soll man ihn nach dem Galgen führen.“

Trauernd kehrte Wolf in den Kerker zurück, und überließ sich dort den Ergüssen seines Schmerzes.

9.

Es war kurz vor Mitternacht und die Wächter schliefen, als der Junker von Kindhausen mit einem Rittermantel wartend in der Hausflur stand, in welche der Gang mündete, der zu den Gefängnissen führte. Bald schlüpfte es leise, wie ein Nachtschatten, den Gang daher und flüsterte leise: „Seid Ihr es, Junker?“

„Ich bins,“ versetzte dieser ebenso. „Doch bevor ich Euch öffne, erlaube ich mir Euch an Euer Versprechen zu erinnern.“

„An welches?"

„Nun, habt Ihr mir nicht versprochen, geliebtes Gretchen, daß Ihr mein Weib werden wollt, wenn ich Euch zu dem gefangnen Knappen lasse, damit Ihr ihm das Geheimniß abschwatzt."

„Was braucht Ihr mich an dieses Versprechen zu erinnern? Ich hab' es noch nicht vergessen. Ist es doch erst von heute."

„Aber ich bitte mir auf Abschlag einen Kuß von Euch aus."

„Ich zahle nicht vorher."

„Dann bleibt die Thüre ungeöffnet. Es ist ohnedies ein wunderliches Begehr, daß ich, Euer künftiger Gatte, Euch in der Mitternachtsstunde bei dem schmucken Knappen allein lassen soll."

„Meint Ihr? Gut, daß unsre Verbindung nur von dieser Bedingung abhing. Dieser unwürdige Gedanke von mir macht den ganzen Handel rückgängig. Gute Nacht!"

„So bleibt doch; ich lasse Euch ein. Werft diesen Mantel über Euch und folgt mir behutsam. Es ist mir unmöglich, Euch etwas abzuschlagen. Und vollends um diesen Preis thäte ich Alles, was Ihr von mir verlangtet."

„Gut, Junker. Vielleicht bedarf ich Eurer Dienste mehr in dieser Angelegenheit."

„Macht es kurz, schönes Fräulein; ich will derweilen Wache stehen und Euch dann nach Euerm Zimmer zurückführen." Mit diesen Worten erschloß er die Thüre und Gretchen schlüpfte mit der unter ihren Gewändern verborgnen Laterne hinein.

Lange schon war eine Stunde verflossen, der Wächter trippelte unruhig; im Osten stiegen Goldwolken, die Herolde des Sommermorgens herauf. Da klopfte der Junker an die Thüre und mahnte an Rückkehr. Gretchen glitt an der Wand hin und flüsterte: „Noch hat er es nicht gestanden; es ist ein hartnäckiger Bursche. Aber er hat mir Hoffnung gemacht, daß

ich das Geheimniß morgen Nacht erfahren soll. Deshalb müßt Ihr mich schon noch ein Mal zu ihm lassen. Ich kann ihn nicht sterben lassen; Ihr wißt es ja selbst, daß er mir das Leben gerettet hat."

Der Junker brummte unmuthig, aber schon war das gewandte Mädchen seinen Augen entschwunden.

Am Tage über sah man Gretchen nicht viel zu Hause; sie brachte lange Zeit im Häuschen des Thorwarts am Krämpferthor zu, und am Abend wurde der gutherzige beschränkte Junker Kindhausen durch die schönsten Versprechungen und die empfindlichsten Drohungen abermals gewonnen, sie um die Mitternachtsstunde ins Gefängniß zu lassen. Dies Mal blieb sie nicht so lange. „Er hat es mir gestanden," sagte sie beim Herausgehen, „aber in der folgenden Nacht will er mir die Geschichte ausführlich erzählen. Ich muß noch ein Mal hinein, und schwör' Euch zu, es ist das letzte Mal."

Als sie durch den Gang eilte, war es ihr, als habe sich dicht an der Thüre eine verhüllte Gestalt in die Ecke gedrückt; es schien sich zu bewegen. Furcht kam über Gretchen und wie eine Gemse eilte sie flüchtig nach ihrem Zimmer.

Gegen Mittag des andern Tages hielt ein stattlicher Ritter vor dem Hause, stieg ab und gab sich dem Vicedom als ein Abgesandter des Landgrafen Albrecht von Thüringen zu erkennen, der im Namen seines Herrn um Gretchen werben solle. Es wurden ihm viele Ehrenbezeigungen erwiesen und bald wußte das ganze Haus um die neue Mähe, daß Gretchen eine Fürstin werden würde; Niemand zweifelte daran. Regina betrachtete ihre Schwester mit neidischen Augen, und nur Gretchen schien über ihr grosses Glück nicht sonderlich erfreut.

Gegen Abend trat ein dürftig gekleidetes Kind, ein Mädchen, ins Haus und fragte schüchtern nach Gretchen. Regina bemerkte die Kleine zuerst. „Was willst Du?" fragte sie das blasse Kind barsch und herzlos.

„Das Fräulein Gretchen hat mich bestellt; sie will mir etwas schenken," stammelte die Kleine.

„Wer bist Du? Ich sollte Dich kennen."

„Ich heiße Bärbe Holzheim und bin eine kleine Waise, mein Vater ist gehenkt worden, meine Mutter gestorben. Fräulein Gretchen hat mir schon mehr geschenkt."

„Geh hinein!"

Bald darauf ging Gretchen mit der kleinen Bärbe aus dem Hause. Regina sah ihr kopfschüttelnd nach. — Spät erst kehrte Gretchen zurück, Regina lag auf der Lauer, sie war heute unruhig und geschäftig gewesen, und hatte eine lange und heimliche Unterredung mit Rothenstein gehabt. —

Noch kein Mal hatte Kindhausen Gretchen so ungeduldig erwartet, wie heute; er zitterte, obgleich die Augustnacht ziemlich warm war; wenn sich irgend etwas in seiner Nähe bewegte, fuhr er zusammen. Sie kam und die Rede,

die er sich ausgedacht, war vergessen. Mit fast weinerlicher Stimme sagte er halb laut: „Ist es denn wahr, wovon im ganzen Hause jeder Mund spricht, daß Ihr des alten Landgrafen Ehewirthin werden wollt?"

„Laßt Euch nichts weis machen, Junker. Ich werde des Landgrafen Frau nicht."

„Ihr habt es oft gesagt, Ihr könntet die jungen Männer nicht leiden, Ihr wäret selbst kalter Natur und liebtet deshalb die Kälte des Alters."

„Meine Ansichten haben sich ganz geändert, Junker. Das Alter ist mir jetzt zuwider, ich liebe einen jungen Mann, und wie ich ihn liebe — ei das wißt Ihr ja. Wenn Euch ein feierlicher Schwur bei dem Heiligsten beruhigen kann, Junker, so schwöre ich bei unsrer lieben Frau, ich werde niemals des Landgrafen Weib. Genügt Euch das?"

„Vollkommen!" greinte der Junker, und wollte die Liebliche in die Arme schließen; sie

wich ihm aus und sagte: „Noch ist die Zeit nicht dazu; laßt mich erst dem armen Jungen drinne das Leben retten. Oeffnet mir!“

Der Junker schob sie durch die Thüre und stellte sich ruhig an seinen Posten. Aber dies Mal hatte er noch nicht lange gestanden, als sich die Thüre des Gemachs vor dem Kerker öffnete und mehre Laternen Licht verbreiteten. Er hätte in den Boden sinken mögen vor Schrekken, als er den Vicedom, Rothenstein und einige Diener erkannte.

„Kein Laut!“ drohete ihm der Vicedom zu. „Wo ist meine Tochter Grete?“

Die Zunge des armen Junkers versagte ihm den Dienst; mechanisch deutete er auf die Gefängnißthüre. „Oeffne!“ raunte ihm der Zornglühende zu. Rasch sprang die Thüre auf, Lichtstrahlen und forschende Blicke fielen hinein — Gretchen lag an Wolfs Brust, von seinen Armen umschlungen, indem die ihrigen sich vertraulich um seinen Nacken rankten. Der Vice-

dom stürzte mit einem wilden und gräßlichen Wuthgeschrei auf die Liebenden los, um sie von einander zu reißen, aber Gretchen ließ nicht von Wolf.

„Stoßt ihn nieder, den schurkischen Knecht!“ kreischte der Vicedom seinen Begleitern zu, und Rothenstein ging mit gezücktem Schwerte auf das überraschte Paar los.

„Erst ich, dann dieser!“ sprach Gretchen entschlossen vortretend. „Ich weiß wohl, daß meiner lieben Schwester Regina Alles daran liegen muß, diesen Mann, der mir sehr theuer ist, nicht mehr unter der Zahl der Lebenden zu wissen, und daß Ihr, Ritter Rothenstein, sehr willig seid, ihre derartigen Wünsche schnell zu erfüllen. Das habt Ihr an dem Ritter Hans von Mila bewiesen. Aber Ihr könnt nicht anders, Ihr müßt mich erst ermorden. Dies Geschäft ist Euch geläufig, und meine Schwester wird auch darüber nicht böse sein; denn schon einmal hat sie Mörder gegen mich gedungen. —

Doch laßt mich ein Paar Worte zu Euch reden, mein edler Vater. Ihr habt mich in den Armen dieses Jünglings überraſcht, und wenn mich nicht Alles trügt, auf Verrath meiner Schweſter, die durch tückiſche Lauerei hinter mein Geheimniß gekommen iſt. Nun ja, ich läugne nicht, daß ich ihn liebe, über alle Beſchreibung heiß und zärtlich liebe, und daß ich die Ueberzeugung gewonnen habe, eben ſo von ihm geliebt zu werden. Ich erröthe nicht darüber, vielmehr geſtehe ich offen, daß dieſe Liebe das größte Glück meines Lebens ausmacht, und ich lieber ſterben will, als die Gattin eines Andern werden."

„Heiliger Cyriacus!" ſtöhnte der Vicedom. „Die, um welche heute ein Fürſt geworben, will eines Knappen Weib werden! Du biſt toll geworden."

„Glaubt von mir, was Ihr wollt. Verſtoßt mich, ich gehe gern aus Euerm Hauſe, in Euerm Herzen war ich nie. Und wenn Ihr mich jetzt auch nicht überraſcht hättet, es wäre

doch die letzte Nacht gewesen, die ich in diesem Hause zugebracht. Morgen hätte sich Alles aufklären müssen. Seht, morgen waren wir nicht mehr in Eurer Gewalt, aber auch jetzt, wo wir darin sind, zweifle ich, daß Ihr uns beiden ein Leid zufügt, wenn ich Euch noch dies sage: Ich weiß, daß meine Schwester die Räuber und Mörder gegen mich dingen ließ, aus deren Händen mich Wolf errettete; ich weiß, daß Ihr der edeln Schwester auf die Spur kamt, mein Vater, aber die ganze Untersuchung des geliebten Töchterleins wegen unterdrücktet. Regina blieb ungestraft, sogar ungetadelt. Ich weiß ferner, daß sie mich vorgestern durch einen fürchterlichen Betrug getäuscht hat, indem sie mein Mitleid rege machte und mich dazu vermochte, des Ritters Hans von Mila Flucht zu begünstigen, Anordnungen dazu zu treffen, und seinen Vater, den Ritter Feige, davon zu benachrichtigen, während sie selbst die Flucht des Hans bewerkstelligte, dem Wolf ganz andre Dinge ver-

ſprach und Rothenſtein an den Armenſünderſtock ſchickte, um den Ritter dort zu ermorden. Das ganze Gewebe von Lug und Trug iſt mir klar geworden. Auch iſt mir Euer ungerechtes Richten in dieſer Stadt nicht unverborgen geblieben; nicht den Kurfürſten haßt die Bürgerſchaft, ſondern Euch. Krümmt dieſem Knappen hier ein Haar, und ich trete als Eure Anklägerin beim Kurfürſten auf."

Der Vicedom ließ vor Schrecken die Laterne fallen, Bläſſe überzog ſein Geſicht, ſeine flirrenden Augen ſuchten den Boden.

„Und wenn Ihr auch mich ermorden wolltet," fuhr Gretchen fort, „es würde um ſo eher Euer Verderben ſein. Ich habe mächtige Freunde hier, die um Alles wiſſen, und morgen, wenn Ihr dieſen hier hättet zum Galgen führen laſſen, würde Euch die Entſcheidung unſres Schickſals aus dem Haine am Gnadenbilde unſrer lieben Frau zum Rabenſtein entgegen gekommen ſein. Dieſe Luſt iſt mir durch die Wachſamkeit

meiner theuern Schwester vereitelt worden. Nun thut, was Euch beliebt."

„Mit einem gemeinen Knechte!" rief der Vicedom verzweifelt. „All' ihr Heiligen, was soll das geben? Ihr, Ritter Rothenstein, Junker Kindhausen, und ihr Andern müßt mir Zeugen sein, daß ich an dieser Schande unschuldig bin. Die Sache ist viel wichtiger, als Ihr meint, und ich bedarf Eures Zeugnisses wohl. Nicht mehr allein kann ich diesen unseligen Handel schlichten; er wird immer wichtiger und verwikkelter. Diese beiden Verbrecher müssen nach Mainz gebracht werden, ich selbst werde mit reiten, und Ihr, Rothenstein und Kindhausen, werdet mich begleiten. Doch auch der alte Ritter, Feige von Mila, muß vor den Richterstuhl des Kurfürsten selbst gestellt werden, darum müssen wir heute seiner habhaft werden, sei es auf welche Weise es wollte, ja selbst wenn wir die Heiligkeit des Asyls verletzen sollten. Die Grete sperrt sogleich in ihr Zimmer, Ritter Rothen-

ſtein, und bewacht ſie ſtreng als eine Gefangne. Mit Euch, Junker Kindhauſen, habe ich noch ein beſonderes Wort zu ſprechen."

„Laßt Gnade vor Recht ergehen, Herr Ritter," bat der Junker. „Bin ich doch von Allen am meiſten betrogen und ſchon geſtraft genug. Grete hat mir verſprochen, mein Weib zu werden, und von ſüßen Hoffnungen geäfft, habe ich ihre verliebten Zuſammenkünfte mit dem Knechte ſelbſt bewacht."

Niemand konnte ſich des Lachens enthalten. —

Am andern Morgen früh verfügte ſich der Vicedom zum Weihbiſchof und zu den Bürgermeiſtern der Stadt. Nach langem Streit kam man überein, daß die Pfaffheit und Bürgerſchaft ihren Schützling, den alten Feige, durch Abgeordnete ſelbſt nach Mainz führen und vor des Kurfürſts Richterſtuhl ſtellen ſollten; dieſen Abgeordneten ſollte unverwehrt bleiben, die ſchwürige Stimmung der Stadt, ihr den Rittern von Mila geleiſtetes Verſprechen und ſonſt noch an-

zuführen, was ihnen zweckdienlich schiene, und dem Ritter Feige einen Rechtsanwalt zu bestellen. Der Vicedom mußte gute Miene zum bösen Spiel machen, und so brach er mit seiner Familie und den Gefangnen nach Mainz auf.

10.

In der Gerichtshalle des kurfürstlichen Pallastes zu Mainz saß der Kurfürst und Erzbischof Gerhard der Zweite, der mächtigste und strengste geistliche Fürst seiner Zeit, auf seinem prachtvollen Throne in reichen Gewändern zu Gericht, umgeben von seinen Räthen und Rittern. Wohl sah man an ihm auch heute das strenge, fast finstre, und würdevolle Ansehen, wodurch er sich allgemein auszeichnete, und Jedem, der ihm nahete, eine gewisse Scheu einprägte, aber es waren in seinem Gesichte und seiner Haltung trotz dem Spuren eines persönlichen und geheimen Kummers sichtbar, seine Stimme war schwach

und klanglos, und je zuweilen ſchien er mit Mühe einen Seufzer zu unterdrücken, der in ſeiner beengten Bruſt aufſtieg. Schweigend blickten die grauen Häupter ſeiner Räthe auf den Fürſten, den ſie noch niemals in ſolcher Bewegung geſehen hatten. Rechts und links ſtanden mehre Ritter mit bloſen Schwertern und in der Mitte vor dem Throne ſaßen die Secretarii, glatzköpfige Pfaffen. Vor den Schranken zur rechten Hand erblickte man die Abgeordneten der Stadt Erfurt, einen Bürgermeiſter und einen Weltprieſter, nebſt einem Rathsherrn, als Anwalt des Ritters Feige von Mila, und dieſen im beſten Ritterſchmuck mitten unter den Genannten. Zur Linken hatte ſich der Vicedom mit dem Ritter Rothenſtein, dem Junker Kindhauſen und noch einigen Andern aus ſeinem Gefolge aufgeſtellt, und von ihnen wurden Gretchen und Wolf bewacht. Das Fräulein war blaß und ihre Augen von Weinen roth, ihre ſchlanke zarte Geſtalt zitterte; von all' den un-

gewohnten und glänzenden Eindrücken überwältigt, lehnte sie sich auf eine Dienerin. Das Auge des Kurfürsten hing oft und mit einem besonders wehmüthigen Ausdrucke an ihren schönen leidenden Zügen. Nahe bei ihr stand Wolf mit auf dem Rücken gebundenen Armen, aber in die Höhe gerichtetem Haupte. Seine kräftige blühende Gestalt zeigte sich heute sehr vortheilhaft. Sein im Gefängniß lang gewordner Bart kräuselte sich um Lippen und Kinn, sein braunes Haar wallte auf die Schultern herab, sein großes sprechendes Auge musterte unerschrocken alle Gegenstände umher. Der Hintergrund war durch die Trabanten des Kurfürsten, Wächter des Palastes und Diener des Gerichts mit ihren Hellebarden ausgefüllt. Zur Seite gewährte eine offne Thüre die Einsicht in eine Reihe von Zimmern und Gemächern, und in einem derselben befand sich die verwittwete Frau Beda von Schöneck, nebst ihrer ältern Schwester Festrade und der Tochter der letztern, Regina.

Beda war eine hohe ſchöne Frau, noch in den dreißiger Jahren, aber die wohlerhaltene Blüthe ihres Leibes ließ ſie fünf bis ſechs Jahre jünger ſchätzen. Reiche, ſchier fürſtliche Gewänder rauſchten um ihre ſtolzen Glieder und ihnen war die Sicherheit und Würde ihres Weſens angemeſſen, mit denen ſie in dieſen Gemächern, gleichſam wie in ihren eignen, auftrat. Auch galt es längſt als kein Geheimniß mehr, daß Frau Beda ſchon ſeit ihrem zwanzigſten Jahre die zärtliche Freundin des Kurfürſten geweſen war. Als die Tochter eines armen Edelmanns in kurfürſtlichen Dienſten hatte er — damals noch Domherr — ihre Gunſt durch reiche Geſchenke erlangt; ſpäter, als er den geiſtlichen Fürſtenſtuhl beſtiegen, hatte ſie ſich auf ſeine Veranlaſſung mit einem Ritter von Schöneck, einem kränklichen Manne, ehelich verbunden, doch in dieſer Ehe ſich keiner Kinder erfreut, und nach dem Tode ihres Gemahls war ſie mit dem jungen Landolf von Thann verlobt worden, den ſie

einſt bei einem Turniere erblickt und für den eine heftige Liebesglut in ihrer Bruſt aufgelodert war. Dieſe Verlobung hatte ſtattgefunden, als der Kaiſer Adolf von Naſſau noch nicht mit ſeinem Vetter, dem Erzbiſchof Gerhard, aus dem Geſchlechte Eppſtein entſprungen, zerfallen war, und ſie war des Kaiſers und Kurfürſts Werk geweſen. Eppo von Thann, des Jünglings Vater, hatte auf der einen Seite dieſen Anforderungen nicht ausweichen können, auf der andern lockte der große Reichthum der jungen ſchönen Wittwe den Ritter, deſſen Vermögensumſtände nicht die glänzendſten waren. Frau Beda, ſagte das Gerücht, habe alle Mittel angewandt, um den jungen Ritter, der ihr zuerſt die Gluth der Leidenſchaft eingeflößt, für ſich zu gewinnen. —

Ihre großen blauen Augen ſtreiften jetzt zuweilen nach dem Gerichtsſaale hin, als erwarte ſie das Ende der Sitzung mit Sehnſucht; in allen ihren Bewegungen und Worten ſprach ſich

große Ungeduld aus, und sie antwortete auf die Fragen ihrer Schwester nur sehr zerstreut. Noch befangner, als ihre Frau Base und Pathe, zeigte sich Regina; doch war es die Angst, die sich als vorherrschender Seelenzustand in ihrem Gesichte abdrückte. Ihr Auge schloß sich zuweilen, dann schien es wieder, als strenge sie ihre Ohren an, um etwas von den Verhandlungen im Saale zu vernehmen.

Dort redete der Kurfürst den Ritter von Mila also an: „Herr Ritter, obschon meine Seele in diesem Augenblick von schweren Sorgen belastet ist — Ihr könnt nicht ahnen warum — obschon es mich schmerzlich betrübt, daß ein Fräulein, in dessen Adern gar sehr edles Blut rollt, angeklagt ist, ihres Vaters und ihre eigne Ehre schmählich vergessend, sich einer unedeln Neigung zu einem so verächtlichen und niedrig gebornen Knechte hingegeben zu haben — hier überwältigte den strengen Fürsten der Schmerz dermaßen, daß ihm die Stimme mehre Augen-

blicke verſagte — und es vielleicht angemeſſener wäre, dieſen Euern Knappen erſt zu ſtrafen, ſo wende ich mich doch zuerſt zu Euch; denn Ihr habt Euch an dem Rechte und der kurfürſtlichen Gewalt verſündigt, die ich in mir vereine, und deshalb fordre ich Euch, Ritter Feige von Mila, hiermit auf, zu erklären, ob Ihr noch jetzt entſchloſſen ſeid, meiner huldreichen Gnade zu widerſtehen und mir die Herausgabe des Ritters Landolf von Thann, der mir zu Pflicht und Lehn geht, zu verweigern. Bevor wir den Rechtsweg einſchlagen, fordre ich Euch dringend auf, der Sache in Güte zu pflegen. Hört Ihr nicht auf meine freundliche Mahnung, ſo ſchwör' ich Euch, ich werde dann ſtreng nach Ausſpruch des Rechts richten. Ihr wißt, was bereits aus Eurer Halsſtarrigkeit entſtanden iſt. Ihr habt Euern einzigen Sohn verloren. Müßte ein ſolcher Fall nicht das härteſte Gemüth rühren und bekehren? Nur Ihr bleibt unempfindlich." —

„Friede ſei mit der Aſche meines wackern

Sohnes!" versetzte der greise Ritter ernst und feierlich, und ein Paar Thränen glänzten an seinen grauen Wimpern. „Und möge die Rache des Himmels auf die Häupter derer fallen, die ihn gemeuchelt und mich meiner Freiheit beraubt haben!"

„Vergeßt das Geschehene, Ritter! Das Leben des Menschen gleicht dem Wasser; wird es auf dem Boden vergossen, kann es nicht wieder gesammelt werden. Euer Sohn ist für immer dahin. Denkt an Eure Zukunft. Gebt Euern Gefangnen heraus, und empfangt meine Gnade."

„Ich habe kein Verbrechen begangen; ich verlange Eure Gnade nicht," versetzte der alte Ritter. „Auch könnt Ihr mich nicht richten, noch Eure Räthe, Herr Kurfürst; denn Ihr seid Partei in dieser Sache und ich bin nicht Euer Unterthan. Ich gehöre allein vor des deutschen Königs Gericht. Dort will ich meine Sache entschieden wissen; Euern Räthen werde ich

nicht Rede ſtehen. Denn wahrlich! ich habe nicht Eure Gnade, ſondern Ihr meine Verzeihung anzuſprechen, daß ich in einer widerrechtlichen und abſcheulichen Entbehrung meiner Freiheit verharren muß."

„Ha!" donnerte der Kurfürſt, „ich werde Dich ſogleich und ohne alle Umſtände henken laſſen, alter Böſewicht. Führt ihn fort an den Galgen!"

„Erſt laßt mich reden und dieſen hier!" erhob Gretchen ihre Stimme.

„Ihr handelt gegen Gott und Geſetz!" rief des Ritters Anwalt.

„Laßt uns unſern Schützling vertheidigen auf Leben und Tod!" eiferte der Bürgermeiſter. „Jetzt verlangen wir Gehör, oder bei allen Heiligen! wir werden vor dem Kaiſer reden und ſagen, was dieſer Vicedom für ein Mann iſt!"

Die meiſten dieſer Worte verhallten in einem wilden Geſchrei, das den Saal erfüllte, und die Begleiter des Ritters Feige machten Miene,

empört über den schändlichen Ausspruch des Kurfürsten, ihre Waffen zu gebrauchen.

Unterdessen hatte sich Regina, von steigendem Bangen getrieben, leise bis in das Zimmer an den Gerichtssaal geschlichen. Von den Drohworten, die auf allen Seiten fielen, und dem Geschrei, so wie von der Stimme des eignen Gewissens aufs Aeußerste getrieben, stürzte sie in Todesangst, bleich und entstellt, in das Zimmer zurück, wo ihre Mutter und Pathe sich aufhielten, fiel der Letztern zu Füßen, umklammerte ihre Knie und stammelte mit hinsterbender Stimme, die aus blutlosen bebenden Lippen drang: „Helft! helft, Frau Pathe! Gebt dem Ritter von Mila das Lösegeld, sonst müssen wir alle verderben. Ich bin an allem Unheil schuld, ach! ich will's bekennen. Geht nur, daß die Grete schweigt!"

„Das Kind stirbt mir!" schrie Frau Festrade. „Geh, Schwester, mach' dem bösen Handel ein Ende. Gieb die Grete dem Knechte und

laß sie nie erfahren, wer sie ist. Ich ahne sonst ein Unglück, das nicht nur mein Haus, sondern auch Dich und den Kurfürsten zu Grunde richtet. Du weißt, der neue König haßt ihn; es könnten Dinge an den Tag kommen, von denen es besser ist, sie bleiben in ewiger Nacht begraben. Eile, gieb das Lösegeld für Deinen Gespons; Du wirst seiner sonst niemals froh werden."

Frau Beda, selbst von dem Geschrei erschreckt, von den Bitten ihrer Nichte und Schwester seltsam bewegt, eilte beflügelten Schritts in die Gerichtshalle, und trat plötzlich, wie ein versöhnender Geist zwischen die erhitzten Parteien. Das Geschrei verstummte, und sie sprach: „Ich werde dem Ritter Feige von Mila das Lösegeld für den Ritter Landolf von Thann aus meinen eignen Mitteln zahlen. Herr Kurfürst, ich bitt' Euch, die Summe einstweilen für mich auszulegen, befehlt Euerm Schatzmeister, dem Ritter gerecht zu werden. Es ist mein dringender Wunsch,

daß der Ritter auf freien Fuß gesetzt und dieser unselige Streit beendigt werde."

„Wie?" fragte der Kurfürst empfindlich. „Ihr begebt Euch des Rechtes für Euch und Euern Verlobten?"

„Wenn Landolf frei ist, mag er seine Rechtsansprüche an den Ritter Feige vor des Kaisers Gericht geltend machen. Ich bitte noch ein Mal, widersteht mir nicht."

„Ich füge meine Bitten hinzu!" erhob der Vicedom seine Stimme, der seither geschwiegen, dem aber bei der letzten Wendung des Handels nicht wohl zu Muthe geworden, und nun herzlich froh war, daß sich eine Gelegenheit bot, seinen Kopf mit einem Schein von Ehre aus der Schlinge zu ziehen.

„Auch wir bitten Eure kurfürstliche Gnaden," baten Festrade und Regina, die ebenfalls in den Gerichtssaal getreten waren.

„Meinetwegen!" rief der Kurfürst unwil-

lig. „Seckelmeister, zahle dem Ritter Feige tausend Pfund Cölnisch.“

Der Angeredete entfernte sich und kehrte bald darauf mit einem Beutel zurück, den er in Feige's Hand legte.

„Seid Ihr nun zufrieden?“ fragte der Kurfürst.

„Ich bin es, und habe nie mehr verlangt,“ antwortete der Ritter, „und damit Ihr nicht schlimmer von mir denkt, als ich bin, damit man von Ritter Feige von Mila nicht glaube, es sei ihm an elenden tausend Pfund Heller so viel gelegen, so vermache ich diese Summe hiermit den Armen Eurer Stadt, Herr Kurfürst, und werde sie heute noch austheilen.“

Ein allgemeiner Beifallruf erschallte durch den Saal, und der Kurfürst heftete einen Augenblick lang den Blick beschämt zu Boden. Dann sagte er: „Das Geld ist Euer Eigenthum, und Ihr könnt damit thun, wie Euch beliebt. Vorerst aber ist es an Euch, uns die Mörderhöhle

zu nennen, wo Ihr ohne Zweifel den Ritter Landolf, von Euern Schergen bewacht, verborgen haltet, damit wir zu seiner Befreiung Eilboten abordnen."

„Solcher Mühe bedarf es nicht," sagte Feige; „denn mein Gefangner ist in Eurer Gegenwart."

„Wie?" rief der Kurfürst erstaunt umherblickend. „In meiner Gegenwart! Wie soll ich das verstehen?"

„Löset diese schändlichen Fesseln!" rief Feige den Gerichtsdienern zu, welche hinter Wolf standen und deutete auf dessen gebundene Hände. „Und Du tritt hervor," redete er seinen Knappen feierlich an, „Du Stern deutscher Ritterschaft, Du leuchtendes Muster der Ehre und Treue, Du edler Mann, für dessen hohe Tugenden ich nicht das rechte lobpreisende Wort finden kann, Ritter Landolf von Thann, mein junger Freund, mein Bruder, mein Sohn, der Du lieber mich vermochtest, Dich vor den Au-

gen der Welt als meinen Diener zu halten, als den Eid zu brechen, den Du Deinem Vater und mir geschworen. Nimm meinen Dank für solche Treue an meinem Herzen, Du Blume des Ritterstandes, Du Zierde der Menschheit!"

„Ich that nur meine Pflicht," sagte Landolf bescheiden, und ließ sich von dem weinenden Greise ans Herz drücken.

„Dies ist Landolf von Thann?" fragte der Kurfürst im höchsten Erstaunen.

„Er ist's!" rief Frau Beda, ihren Verlobten erkennend, und alle Umstehenden sahen verwundert drein.

„Löst ihm die Fesseln!" befahl der Kurfürst, erhob sich von seinem Stuhle und schritt auf den jungen Mann zu, sprechend: „Verzeiht, edelster Ritter, die Scheltworte, die ich Euch unwissend beigelegt. Seid mir willkommen in meinem Palaste! Fürwahr, Ihr seid mein liebster Gast, und ich will ein Fest geben zu Ehren Eurer wiedererlangten Freiheit."

„Ja jetzt ist mir Freiheit willkommen, Herr Kurfürst; denn sie ist nicht auf Unkosten meiner Ehre und Kindestreue erworben worden. Aber selbst mit Eurer Gewalt hätt' ich sie nach den frühern Bedingungen nicht angenommen."

„Ein seltsamer Handel! Aber wie seid Ihr doch dazu gekommen, den Diener jenes Ritters vorzustellen?"

„Mein Vater war durch das Recht der Waffen in die Gefangenschaft der Ritter von Mila gekommen und bald des wackern Feige innigster Freund geworden. Wäre mein Vater weniger treu und ehrlich gewesen, er hätte seine Freiheit billig erhalten können; dagegen schützte ihn Feige vor dem Landgrafen Friedrich, der ihn enthaupten lassen wollte. Als die Freunde überein kamen, daß ich die Stelle meines Vaters einnehmen sollte, wurde ich heimlich von einem Boten nach Thüringen beschieden. Mein Vater hielt mir das Kreuz seines Schwertes mit den Worten vor: Ehe ich von Dir gehe, mein lie-

ber, mein einziger Sohn, schwöre mir, so wahr Dir Gott und die heilige Jungfrau helfen mögen, schwöre auf Deines Vaters Schwert, welches noch niemals entehrt wurde, nicht ein Mal durch einen feigen oder treulosen Gedanken seines Trägers, daß Du der treue und redliche Gefangne dieser Ritter verbleiben willst, daß Du durch keinerlei Ausweg Dich mittelbar oder unmittelbar ihrer Wachsamkeit ohne ihre Einwilligung entziehen willst, daß Du heilige Treue in jeder Beziehung ihnen bewahren und der Ehre unsres Geschlechts nicht den entferntesten Eintrag thun willst, bis mein Lösegeld richtig bezahlt ist. Ich küßte das Kreuz und schwur — und ich habe meinen Eid gehalten. Die Ritter von Mila ehrten mich durch das unbegränzteste Vertrauen; als Knappe verkleidet that ich manchen Ritt ins Land, und so kamen wir auf den Gedanken, daß ich als Diener der Ritter am sichersten gegen alle Nachstellungen des Landgrafen sein werde, dabei, ohne meiner Freiheit be-

ubt zu sein, des Umgangs meines lieben Freun-
es, des Ritters Hans von Mila, genießen und
leichsam, alles Aufsehen vermeidend, ein Glied
es Hauses ausmachen könnte. So erschien ich
ls Knappe in Erfurt und rettete diese edle
ungfrau. Bald empfand ich für sie eine lei-
enschaftliche Liebe, aber ich brachte sie der Freund-
haft, der Treue zum Opfer; denn auch Rit-
er Hans, mein Freund, liebte Gretchen, und
h hatte den Rittern von Mila Treue in jeder
Beziehung geschworen. Ich wollte meine Liebe
n meiner Brust begraben. Unsre liebe Frau,
u der ich in meiner Herzensangst oft gefleht,
at es anders gewendet. Ritter Hans fiel zu
en Füßen ihres Gnadenbildes zum Rabenstein
ei Erfurt, von ruchloser Hand gemeuchelt. Der
dliche Kämpe umarmte dort den Tod, wo er
e Geliebte zu umarmen gehofft hatte, an der-
lben Stelle, wo ich die heilige Jungfrau um
ath und Trost angefleht. Sie hat den ver-
ickelten Handel geschlichtet, obgleich durch das

Blut des treuen Freundes. Nun durfte ich mich Gretchen entdecken; ich that's, als sie in der Nacht zu mir kam, um mich zur Wiedervergeltung vom Tode zu retten. Zu ihren Füßen enthüllte ich ihr mein Geheimniß und meine Liebe. Sie sank an meine Brust, auch sie hatte mich geliebt."

„Ha! sie, meine siegreiche Nebenbuhlerin!" rief Frau Beda schmerzlich und verhüllte sich das Haupt.

„Nur Gretchens einfaches Wesen kann mich beglücken, schöne Frau," wandte sich Landolf an sie. „Das Lösegeld werd' ich Euch zurückzahlen. Zwar bin ich mit Euch nach dem Willen meines Vaters verlobt, aber der Herr Kurfürst wird, Kraft seiner heiligen Macht zu binden und zu lösen, das Verlöbniß brechen. Ihr aber, Herr Vicedom und Frau Festrade, gebt uns Euern elterlichen Segen!"

„Nicht ich, nicht mein Weib kann Euch die-

sen Segen ertheilen," versetzte der Vicedom; „denn Gretchen ist nicht unser Kind."

„Nicht Euer Kind?!" riefen Landolf und Gretchen zugleich verwundert.

„Ha, ich unseliger Thor!" fuhr jetzt der Ritter von Rothenstein wild heraus. „So ist Gretchen dennoch die rechte, und ich bin vergeblich zum Mörder geworden. Herr Vicedom Diezel, daß Ihr's wißt, ich mag Eure Tochter Regina nicht. Lebt wohl!"

„Halt!" rief Feige von Mila, „Ihr habt Euch verrathen. Ihr seid der Mörder meines Sohnes. Herr Kurfürst, ich rufe Eure Hülfe an!"

„Ich bin's!" hohnlachte Rothenstein. „Nehmt mich fest, Ihr sollt erfahren, auf wessen Veranlassung ich's geworden. Auch kenn' ich einen Junker Frank von der Marten, der auf Begehr noch mehr zu erzählen weiß."

Regina sank aufschreiend zu Boden und

mußte fortgetragen werden. Gretchen stand ihr liebreich bei und wollte ihr folgen; der Kurfürst hielt sie zurück. Der Ritter von Rothenstein wurde abgeführt, alle Andern entfernten sich auf des Kurfürsten Wink, bis auf Landolf und Gretchen. Sobald sie allein waren, sagte der sonst so strenge Kirchenfürst gerührt und fast in Thränen hinschmelzend: „Von mir habt Ihr Euern Segen zu erwarten. Komm an mein Vaterherz, Du Kind meiner Liebe. Ja, ich bin Dein Vater. Umarme mich, liebes, edles, unschuldiges Mädchen. Du bist eine Freiin von Eppstein, und würdig dieses edeln Stammes. Seid glücklich, meine Kinder! Ihr seid einander werth. Deine Treue, edler Landolf, wird Dir durch ihre Liebe vergolten werden. Beide an meine Brust! Es ist doch schöner ein Mensch, als ein Priester und Fürst zu sein.“ Und nachdem er die Verlobten lange herzinnig an sich gedrückt, rief er in das Nebenzimmer: „Beda,

komm!" Und die hohe stolze Frau erschien mit gesenktem Blick, Thränen im Auge. „Segne sie!" sagte der Kurfürst milde zu ihr. „Sie sind unsres und Gottes Segens werth!"

Und schluchzend sank Frau Beda an Geetchens Brust.

„Geist meines Vaters, bist Du mit mir zufrieden?" fragte Landolf, den feuchten Blick gen Himmel gewendet.

„Er ist's!" sagte eine Stimme hinter ihm. Es war Feige. „Ich bin zurückgekehrt, Herr Kurfürst," fuhr er fort, „denn mir liegt noch etwas auf dem Herzen. Ich habe meinen guten Sohn verloren, diesem edeln Jüngling ist der Vater dahin gerafft worden. Seine Treue hat ihn schon zu meinem Sohne gemacht; er besitzt die heiligsten Rechte auf mein Herz. Aber er soll es auch vor der Welt werden und ich will ihm Rechte auf meine Güter geben. Sei mein Sohn und Erbe, Landolf. Ersetze mir meinen Hans, ich will Dir Deinen alten Eppo ersetzen."

„Mein Vater!“ sagte Landolf gerührt, „so segnet auch Ihr uns.“

Und über dem glücklichen Paare reichten sich der Kurfürst, Beda und Feige segnend die Hände.

Ye 37169

Aus
der Büchersammlung
des
Dr. Leopold Hirschberg
1913

Winterflora.

Novellen und Erzählungen

von

Ludwig Storch.

Erster Band.

Zweite Abtheilung.

Der Fluch der bösen That.

Vier Stockwerke.

Gotha, 1836.

Verlag von Carl Neumann.

Der Fluch der böſen That.

Erzählung.

Zwei Jahre sind es nun, daß ich die gesegneten Ufer des Rheins, die immer einen ganz eigenen Reiz für mich hatten und haben, zum letzten Mal besuchte. Es war gerade um die herrliche Johannis̃zeit und der Himmel prangte im reinsten Blau, die Erde im saftigsten Grün, und Alles wogte in sonniger Pracht.

Es war ein Entzücken in meiner Seele, das ich nur mit Mühe zähmen konnte, um nicht jeden Augenblick in lautes Jauchzen auszubrechen, ein Allotrium, welches meine Reisegefährten und alle Begegnenden einem so ehrbaren Passagier, wie ich vorstellte, kaum vergeben haben würden. Ich drückte also den Jubel in die zum

Zerſpringen volle Bruſt zurück, und verſchlang, aus lauter Reſpect vor meinen grämlichen Compagnons, nur mit verſtohlnen Blicken die Reize der üppigen Natur.

So kamen wir nach Manheim und ich war recht froh, als der „Bär" meine wortkargen Begleiter in ſich nahm, während ich nach meinem alten Gaſthauſe, dem freundlichen „Weinberg," kutſchirte.

Von allen Städten des alten und des neuen Bundes — ich ſpreche hier nur von dem Deutſchen, vom Reichstag zu Regensburg bis zum Bundestage zu Frankfurt — gefällt mir Manheim am meiſten. Die Nettigkeit dieſes Conditor-Aufſatzes, die Nähe des herrlichen Heidelbergs — zur Excurſion weit angenehmer als zum Aufenthalte — vor allem aber die Jovialität der Einwohner, mit der ſich doch bis zu den unterſten Klaſſen herab eine gewiſſe Feinheit des Tones paart; alles das, einzeln und insgeſammt, zieht mich unwiderſtehlich an, und habe ich den Zau-

berkreis nur wieder betreten, in den es mich von Zeit zu Zeit gewaltsam reißt, so kann ich mich nur mit Mühe wieder losringen.

Auch dies Mal dachte ich nur einige Tage, höchstens eine Woche dort zuzubringen, und — aber das gehört für später, ich bin ja erst am Tage meiner Ankunft.

Ich lief dahin und dorthin, um meine alten Bekannten aufzusuchen, denn mir leben dort gar viele, o wie theure Freunde! — aber sie waren beinah' alle ausgeflogen, um sich an dem herrlichen Sommertage zu letzen. Ich mußte mich in Geduld fassen, und konnte es leicht, denn der Abend, wußte ich, versammelte die meisten meiner Getreuen auf Achenbachs Kaffeehause, und bis dahin konnte ich gerade mit meinem freundlichen Wirthe eine Flasche seines Nektars — so nennt man in Manheim seinen köstlichen Dürnheimer — ausstechen, und alle meine ohnehin nicht bedeutenden Geschäfte ordnen, um dann ohne irgend eine Sorge nur der Freundschaft, der Liebe und der Freude zu leben.

Kaum sank aber die Dämmerung nieder, kaum säuselte der Abendwind, von süßen Rosen und Lindenblüth-Düften schwer, durch die Planken — so heißt dort die angenehme Promenade, die sich in Mitte der stattlichen Hauptstraße der Länge nach durch die ganze Stadt zieht — als ich schon vor Achenbachs Hause stand. Es war dort ein gar reges Getümmel. In bunten Schaaren zogen die heimkehrenden Schönen durch die Allee unter Scherzen und frohem Geschwätze. An dem Geländer drängte sich die junge Männerwelt, ihnen eine gute Nacht zu wünschen, und wohl funfzig Taschen-Teleskope blinkten in den Händen galanter Astronomen, um unter dem Gewimmel freundlicher Sterne, das rasch vorüberzog, die einzelnen Planeten auszuforschen, denen sich die Beobachter so gerne als Trabanten angeschlossen hätten. Auf den Bänken am Hause aber streckten sich behaglich die ältern Herren, und blickten auf die muntere Scene vor sich, und an dem freundlichen Lächeln, das fast

um jede Stirne und um jeden Mundwinkel spielte, konnte man wohl erkennen, daß Keiner dem jungen Volke seine kurze Seligkeit mißgönnte, sondern vielmehr in süßer Erinnerung früherer ähnlicher Gefühle schwelgte.

Das ist eben das Herrliche in unserm Süden, daß Neid und Mißgunst hier beinahe fremd sind. Die Natur bietet Alles, aber auch Alles in so reichem Maaße dar, daß es sich kaum der Mühe lohnte, sich um das Bischen Mehr oder Weniger zu kümmern.

Ich trat unter die fröhlichen Gruppen, und da und dort und überall schallte mir ein freudiges: „Siehe da, unser alter Freund!“ entgegen, und ich flog von Arm zu Arm und mein Herz schlug an so manchem Biederherzen, und meine Hand empfand den Druck so vieler Edlen, und auf meinem Munde brannten die Lippen so vieler trefflichen Männer, daß es mir, trotz meiner unversiegbaren Fröhlichkeit, doch ganz weichlich zu Muthe ward, und mir eine müh-

sam gehaltene Thräne im Auge zitterte. Unwillkührlich regte sich in mir die Eitelkeit, da ich, gewiß der unbedeutendste unter diesen Männern allen, so gleichsam als Hauptperson dastand, denn immer drängten sich wieder aufs Neue aus dem Hause und aus den Schaaren der Vorübergehenden alte Freunde, die mich mit Gruß und Kuß in Manheim willkommen hießen, und ich hatte genug zu thun, um denen, die mir über die Schultern und Köpfe der Näherstehenden zuwinkten, wenigstens mit einem freundlichen Blicke und munteren Nicken zu antworten.

Bei den häufigen Augenwanderungen, die ich deßhalb anstellen mußte, war mein Blick wiederholt auf einen Mann gestoßen, der mit einem ganz eigenen Ausdrucke unverwandt auf den Kreis sah, der mich jubelnd umschloß.

Nein! auch in diesem Auge war keine Spur von Neid zu finden, und doch schien ein wehmüthiges Etwas zu sagen: „Warum bin denn

nur ich allein?" — Nein! kein Hohn über die lauten Ausbrüche unserer Freude zuckte in diesem Lächeln, das um seine feingeschnitt'nen Lippen schwebte, aber mitleidig schien es zu fragen: „Was ist hienieden denn solcher Lust wohl werth?" — Ich konnte nicht mehr loskommen von dem seltsamen Manne, und sah immer wieder hin, mitten unter dem Beantworten der tausend Fragen meiner Freunde; ich mußte gegen meinen Willen, denn ich fühlte wohl, daß ihn das beleidigen könnte, und wirklich stand er plötzlich auf und ging in das Haus.

Ich kann der Lust nicht widerstehen, gleich hier sein Aeusseres genau zu beschreiben, und ich denke, man werde mir das um so weniger übel nehmen, da ich es keinen Hehl habe, daß er der Held meiner kleinen Erzählung ist.

Er war bei weitem über die gewöhnliche Größe, von starkem, durchaus regelmäßigen Gliederbau, mit breiten Schultern und Brust; Hand und Fuß auffallend klein und zierlich,

und, wie ich in der Folge bemerkte, hatte er noch die kleine Eitelkeit, auf diese Vorzüge etwas zu halten, obgleich er über die Vierzig hinaus war, und aus seinen dunklen, etwas wildverworrnen Locken sich schon einzelne Silber-Faden stahlen. Auch war das Haar auf dem Mittelkopfe etwas dünner gesäet. Die Stirne war hoch und wohlgeformt, die Nase derb. In seinen Augen, die keine bestimmte Farbe hatten, lag eine unendliche Gutmüthigkeit, während um den Mund, den ein dichter Knebelbart beschattete, ein satyrischer Zug lagerte. Die feste, beinah stolze Haltung zeigte unverkennbar den ehemaligen Militair, wogegen eine gewisse Leichtigkeit und Gewandtheit der Bewegungen, und eine beinah übertriebene Lebhaftigkeit der Gestikulation mir den Franzosen zu bezeichnen schien.

Seine Kleidung war einfach, modern, aber nicht gesucht; ein weißer Sommerhut, ein bürgerlicher Oberrock, ohne irgend ein Bändchen, oder Kreuzchen im Knopfloche, was man bei

diesem Manne ordentlich vermißte; es schien, er müsse solch eine Auszeichnung tragen.

Kaum war er unter der Thüre des Kaffehauses verschwunden, so fragte ich hastig um seinen Namen, seinen Stand, sein Vaterland, ich hätte lieber mit einem Male seine ganze Lebensgeschichte erfahren, denn ich stellte mir diese, ich wußte selbst nicht warum, als höchst interessant vor; aber die Auskunft, die ich von meinen Freunden erhielt, war sehr ungenügend.

Mit einer mir unbegreiflichen Gleichgültigkeit antwortete man mir:

„Ach, das war der Kapitän!"

„In welchen Diensten?"

„Das weiß man nicht."

„Was ist er für ein Landsmann?"

„Das steht noch im Zweifel."

„Ist er verheirathet?"

„Ich glaube kaum." —

„Ihr kennt ihn doch?"

„Ei freilich, den kennt jedes Kind."

„Ja wohl jedes Kind," fiel ein wohlgenährter Hofmusikus ein, „denn der alte Schnurrbart thut wie närrisch mit den kleinen quaklichen Dingern. Stundenlang kann er unter ihnen sitzen, und mit ihnen schwatzen und spielen, und sie beschenken. Sie hängen auch an ihm wie die Kletten, vom Grafensöhnlein bis zum Bettelbuben. Er ist der größte Kinderfreund, der ärgste Kindernarr."

„Wie heißt er?"

„Darum hat ihn noch Niemand gefragt, man nennt ihn den Kapitän und damit holla!"

„Hm! Kapitän?" wisperte ein spitznäsiger Hofgerichtsrath mit einer Inquisitor-Miene: „er war wohl mehr und weniger als das." —

„Bei meiner Seele!" donnerte der Bierbaß eines vierschrötigen Mannes, der ein ganzes falunsches Kupferbergwerk auf und zwischen seinen Backen trug, „bei meiner Seele! ich glaube, der Kerl war Alles. Wenigstens kann er Alles, weiß Alles, spricht über Alles, und

— man möchte des Teufels werden! — hat fast immer Recht."

„Es ist wahr," sprach nun ein Professor, den man allgemein wegen seiner gründlichen Kenntnisse ehrte, „redet man von Processen, so ist er Jurist, kömmt das Gespräch auf religiöse Angelegenheiten, so hört ihr ihn als gewandten Theologen, der die Bibel so gut als alle Kirchenväter citirt, und doch weiß man nicht, ob er Protestant oder Katholik ist, denn er vertheidigt wechselweise alle Confessionen und man trifft ihn in allen Kirchen. In der Geschichte, der allgemeinen, wie der besondern, ist er auf das genaueste bewandert, und die Karte jedes Landes zeichnet er, bei vorkommenden Gelegenheiten, treu bis in die kleinsten Details auf jeden Tisch."

„Möchte er doch Karten zeichnen," gurgelte nun wieder der Bierbaß, „so viel er wollte, aber mich sollte er ungeschoren lassen. Neulich im Pfälzerhofe, nun, der Tisch war delikat, und

der Wein hatte mir geschmeckt, ich war während dem Desert eingeschlafen, da weckte mich ein schallendes Gelächter. Was war es? — der Teufels-Kapitän hatte mich auf die Schiefertafel hingezeichnet, — versteht Ihr mich? meine ganze Figur, so ähnlich, und doch so komisch, daß sich alle vor Lachen ausschütten wollten, und ich selbst mitlachen mußte. Im Grunde aber war ich doch bös, und fuhr auf ihn ein, und fragte, wie er das thun könne? Da antwortete er mit dem Lächeln, das Ihr wohl an ihm kennt, und gegen das kein Zorn hält, recht freundlich: „„Ei, ich bin ja eigentlich Maler.““ — Ich mochte mich wohl ein wenig ungebärdig stellen, flugs machte er so ein Dings in Versen, ich denke, sie nennen's eine Grammatik.“ —

„Ein Epigramm,“ verbesserte der Professor. —

„Richtig! Es war etwas von einem Kupferberg, der ein feuerspeiender geworden wäre,

da lachten die Andern noch mehr, und auf meine wiederholte ernstlichere Frage lächelte er nur so gleichsam heraus: „„Ei, ich bin ja eigentlich Dichter.““ Da lachte ich mit, und wir sind wieder die besten Freunde.“

So weit der versöhnliche Kupfermann; aber der Hofgerichtsräthliche Torquemada schüttelte sein greises Haupt, daß das dünne Haarzöpflein, wie die Schweifspitze einer Klapperschlange, in die Luft zischte, und meinte: daß der Allerweltsmann doch wohl ein gar gefährliches Subject sein möge; er spräche von der Politik, als habe er den Grey's und Dupin's, den Metternich's und Martinez' mit sicherm Blicke in alle Karten geguckt, und was das schlimmste Zeichen wäre, so habe noch keine seiner politischen Weissagungen gefehlt, dabei kenne er die Chronique scandaleuse aller Salons und Boudoirs von St. Petersburg bis Lissabon, und selbst die Coulissen-Mysterien aller Hoftheater und Hek-

kenbühnen wären ihm so geläufig, als die polemischen Zwiste der Kruge und Paulus.

„Der Henker kann nicht aus ihm klug werden," zürnte das Männchen, und auf den spizzen Backenknochen des bleichen Gesichtes glühte der innere Zorn wider, wie der erste Morgenstrahl auf zwei Gletscherhörnern. „Weiß man doch nicht einmal, welches Landes Kind er ist! Franzosen und Spanier, Engländer und Italiener haben ihn schon als Landsmann begrüßt, denn er spricht alle Sprachen, wie ein Besessner, aber zu keinem noch sagte er: ich bin's, oder ich bin's nicht. Ich, für mein Theil, wollte darauf schwören, daß er ein Deutscher sei, aber woher? In seiner gewöhnlichen Rede verräth er gar keinen Dialekt, und in seinen Erzählungen, die er gerne ordentlich dramatisirt, ahmt er den Schweizer, den Berliner, den Schwaben und den Oestreicher so täuschend nach, daß man wechselweise Alles verwetten möchte, er sei an der Aar oder an der Spree, am Bodensee oder in der deutschen Kaiserstadt zur Welt gekommen."

„Also ist er nicht verschlossen?“ fragte ich.

„Im Gegentheil,“ fiel der Chorus ein: „Er ist immer offen, immer heiter, er erzählt für sein Leben gern, erzählt viel und, wie's scheint, ohne Rückenhalt.“

„Man könnte ihm jahrelang zuhören,“ meinte der Hofmusikus.

„Aber klug wird man doch nicht daraus,“ eiferte der Gerichtsrath, „denn hat er sich nun so recht hinein erzählt, und ich frage ganz versteckt und fein um wann und wo? so hat er gleich wieder ein andres Geschichtchen in Petto, das Anfangs ganz dazu zu gehören scheint, aber, ohne daß man es bemerkt, im Fluge von Paris zum Chimborasso führt, und am Ende nur die Ueberzeugung läßt, daß der moderne Dädalus sein Labyrinth so geschickt baut, daß selbst Ariadnes Faden Euch nichts frommen würde.“

Man kann sich leicht denken, daß alle diese Aussagen das Interesse, welches ich im ersten Augenblicke für den Mann gefaßt hatte, nur

noch steigern konnte. Ich mußte bald — ich mußte gleich seine nähere Bekanntschaft machen, das Wie überließ ich dem Zufall und ohne mich über mein Vorhaben gegen irgend Jemand zu äussern, lud ich die ganze Schaar meiner Bekannten auf eine Bowle Punsch im Kaffeehause. Jubelnd wurde mein Vorschlag angenommen und wir stürmten im fröhlichen Tumulte in den Saal.

Da saß mein Mann mit zwei Landedelleuten, und sprach mit ihnen vom Gips- und Mörgel-Dünger, vom englischen Compost ꝛc., als hätte er sein Leben nur auf den Musterwirthschaften zu Modlin oder Dreissigacker zugebracht, oder nichts anders im Sinne, als einen Commentar zu Happis berühmtem Buche zu schreiben. — Aber indem er immer tiefer in das Concept über die Landwirthschaft kam, und die Art derselben in den verschiedenen Ländern verglich, war seine Darstellung so lebendig und wahr, daß jeder die Ueberzeugung schöpfen mußte, er

habe selbst gesehen, was er so klar und deutlich beschrieb, und kenne wirklich vom eignen Anschauen all' die Gauen von den schottischen Hochländern bis zu den neuen Kolonien in Taurien.

Jeder Augenblick machte mich begieriger, ihn näher kennen zu lernen, und um an ihn zu kommen, bat ich den ganzen Kreis Bekannter und Unbekannter, die sich im Saal befanden, Theil an meinem kleinen Feste zu nehmen, und als der Kapitän und noch Einige meiner vielleicht bizarren Einladung durch augenblickliche Entfernung ausweichen wollten, vertrat ich ihnen den Weg mit einer so dringenden Bitte, mich nicht zurückzuweisen, daß sie blieben; mir war es, als hätte ich einen Sieg erfochten. Hastig ergriff ich des Kapitäns Hand, die ich dankbar drückte, und führte als Triumphator ihn in unsere Mitte.

Mein kleines Project sollte mit gänzlichem Erfolge gekrönt werden. — Unverkennbar war der Antheil, welchen der Kapitän immer in

vollem Maaße auch an mir nahm, die Auszeichnung, welche ihm von mir vor allen ward, schien ihm wohlzuthun, er vergalt sie mit gleicher Aufmerksamkeit für mich. Von Minute zu Minute wurde er heiterer, und der harmloseste Witz sprühte in Leuchtkugeln, Raketen und flammenden Sonnen von seinen Lippen.

Er war die Seele der Gesellschaft, doch schien mir seine Seele, trotz dem günstigen Feuerwerke, das er uns zum Besten gab, still umflort. Er mahnte mich an die berühmte Girandola, die ich einst in Rom gesehen, wo hoch in den Lüften die künstlichen Blitze zuckend und ziſchend sich lustig kreuzen, während unter ihnen der weite, dunkle Dom wie ein ungeheures Grab sich düster ausbreitet.

Spät und fröhlich trennten wir uns, und als ich den Kapitän um die Erlaubniß bat, ihn besuchen zu dürfen, versprach er mir am nächsten Morgen, mich zu einem Spaziergange abzuholen. Zufrieden kehrte ich in meinen Gast-

hof zurück, und dachte noch lange an meinen neuen seltsamen Freund, bis liebliche Träume mich in tiefen Schlummer wiegten.

Ich lag noch in Morpheus Armen, als die Morgensonne zum Fenster, und der Kapitän zur Thüre hereinguckte, denn ich hatte diese nicht verschlossen, und sein Pochen nicht gehört.

In zehn Minuten war ich in den Kleidern, und folgte ihm, seinem Rathe gemäß, erst zu den Bädern im Rheine. Von ihren kühlenden Fluthen gestärkt, eilten wir dann nach dem niedlichen Mühlau, wo ein französisches Gabelfrühstück, von seinem geistigen Gespräche gewürzt, uns gar herrlich mundete. Auf meine Bitte führte er mich, nach der Rückkehr, auf sein Zimmer. Ich habe von jeher das Wohnzimmer als ein bedeutendes Stück der Physiognomie eines Menschen angesehen, und wenn andre die Seele aus den Haaren und dem Nasenbuge, oder mit Gall und Spurzheim aus den Erhöhungen des Schädels entziffern wol-

len, so werfe ich meine Blicke nur in dem Cabinette und Schlafzimmer umher, (die eigentlichen Putzzimmer bedeuten hier so wenig, als ein Schminkpflästerchen auf dem Gesichte einer Dame), um meine psychologischen Resultate zu bestimmen.

Die Wohnung meines neuen Orest's — denn das sollte er mir werden — gehörte zu den allereinfachsten. Ein Zimmerchen mit zwei Fenstern, und ein daran stoßender Alkoven, in welchem kaum neben dem Bette noch ein Armstuhl und ein Nachttischchen Platz fanden, bildeten das ganze Appartement, und doch war es allerliebst, und doch hatte es sogar etwas Festliches. Er hatte es so hell, mit einer freundlichen Aussicht auf den Paradeplatz vor dem Kaufhause gewählt; die Papiertapeten waren so frisch, die Meubles, freilich nur aus einer Kommode, einem Sekretär, einem Sopha und einigen Stühlen nebst Tische bestehend, so elegant, und überall eine so musterhafte Reinlichkeit vorherrschend,

daß einem recht wohl wurde. Die wenigen Bücher waren auf dem Schreibtische, zu beiden Seiten einer kleinen modernen Stutzuhr zierlich aufgestellt, und recht als wenn es geschähe, auch hier das Urtheil über das Vaterland des Besitzers irre zu leiten, stand la Gerusaleme liberata neben Miltons Paradise lost, Geßners Idyllen und Klopstocks Messias neben der Henriade, und Racine's Athalie schmiegte sich an Schillers Werke; aber auch ein Homer in der stephanischen Ausgabe und ein Horatius Flaccus glänzten in der Reihe, und neben ihnen Cervantes unsterblicher Roman, versteht sich alle in der Ursprache. Endlich bemerkte ich auch noch ein hübsches Quer-Fortepiano, auf welchem les adieux du général Bertrand aufgeschlagen waren.

Blendend weiße Vorhänge schlangen sich in leichten Wolken um die Thyrsusstäbe über den Fenstern, in deren Brüstung eine Unzahl von blühenden Gesträuchen und Blumen in niedli-

chen Töpfen stand, so wie unter dem Spiegel zwei große Vasen, mit abgeschnittenen Rosen, Reseda ꝛc. überfüllt, eine Gips-Statue Napoleons umgaben, und beinahe betäubende Düfte spendeten. Der kleine Alkoven hatte außer den schon benannten Meubles keine andere Zierde, als die Waffen des Kapitäns, über dem Bette symmetrisch aufgehangen. In der Mitte ein Paar herrliche doppelläufige Pistolen aus der Versailler Fabrik, mit blitzendem Silber garnirt, und rechts und links ein Säbel und ein Degen an rothsaffianenem goldgestickten Wehrgehänge, aber ohne Portepées, so wie sich auch sonst in der ganzen Wohnung keine Spur von einem Uniformstück, oder sonstigen Anzeichen fand, welche den Militair-Stand des Bewohners hätten bestätigen können.

Ich gestehe, daß mich meine Stuben-Physiognomik ein wenig im Stiche ließ. Die wenigen Waffen und etwa des unglücklichen Eremiten von St. Helena Standbild abgerechnet, konnte

dieses nette Apartement eben so gut einer petite maitresse als einem Martis-Sohne zugehören. Selbst die Dichter auf dem Sekretär, mit Ausnahme des Griechen und des Römers, schienen dem nicht zu widersprechen, und die zahllosen Blumen und die gesuchte Zierlichkeit des Ganzen es noch zu bestätigen.

So dachte ich bei dem ersten Ueberblicke, bei dem zweiten ordnete sich Alles schon deutlicher und das Facit lautete ungefähr folgendermaßen: „Der Bewohner dieser Zimmer hat regen Sinn für die Schönheiten der Natur, er schwelgt in ihrem Genusse, und kennt hier nicht Ziel noch Maaß, aber eben durch diese Ueberschwenglichkeit des Genusses ist er zum Theil abgestumpft, und bedarf nun des heftigsten Reizes. — Er ist in den höhern Ständen geboren, und hat der sorgfältigsten Erziehung genossen; er besitzt die gründlichsten Kenntnisse, aber eine tiefgewurzelte Schwärmerei ließ ihn stets die sogenannten Brotwissenschaften und die ganze Wirklichkeit einer

allzugroßen Phantasie opfern. Nie genügte ihm die Welt, obgleich er ihre Reize nicht verkennt, in raschen Sprüngen setzte er stets von einer zur andern Lebensweise, und von keiner befriedigt, flüchtet er zuletzt immer in die Ideen-Welt.

Er hat viel geliebt und mit Weibern gelebt, und noch kann er der süßen Gewohnheit nicht entsagen, aber nie hat er sich mit gemeinen Hetären weggeworfen. Er ist endlich Französe, oder folgte wenigstens den Fahnen der großen Armee. Seine Hoffnungen sind zertrümmert, sein Ehrgeiz ist erloschen, und ein tiefer Schmerz und eine wehmüthige Sehnsucht ziehen durch sein gebrochnes Herz."

Den tiefer Blickenden darf ich wohl nicht erklären, wie ich diesen Fünftel-Saft seiner Biographie aus der Beschauung seines Ameublements zog, denn sie werden mit mir schon geschlossen haben, daß die Anhäufung von Blüthen und Blumen, deren Duft er gierig in sich sog, während sie mich betäubten, mich die erste Be-

merkung machen ließ; die zweite und dritte abstrahirte ich aus seiner Bibliothek, seinem häufigen Umgang mit dem schönen Geschlechte, und zwar nur aus den höhern Ständen, ersah ich aus der Auswahl und der gesuchten Reinlichkeit der Meubles und Vorhänge; denn nur die Huldigung der Zarten kann den Mann und selbst den rauhen Krieger zu dieser Eleganz gewöhnen, die auch dann noch vorwaltet, wenn er nicht hoffen darf, daß der Geliebten Auge die Ordnung erschaue und sich an ihr ergötze. Die letzten Züge aber seiner Geschichte und seines Charakters verbürgten Napoleons Statue, Bertrands Abschied und des Kapitäns Waffen. Ich kann nicht sagen, wie es mich rührte, daß kein Portepée mehr den Säbel zierte. Es lag in diesem kleinen Zuge eine Resignation, die mich tief bewegte.

Es versteht sich von selbst, daß ich meinem neuen Freund nichts von meinen Observationen merken ließ, und mich wohl hütete, ihn mit

indiscreten Fragen zu bestürmen. Es hätte deren auch wahrlich nicht bedurft, denn mit welcher Offenheit schloß er mir nicht sein ganzes reiches Gemüth auf, sobald er sich überzeugt hatte, daß nicht Neugierde und Spionirsucht, sondern wahre Liebe und Achtung mich an ihn zogen!

Wir wurden unzertrennlich; ich dachte nicht mehr daran, das freundliche Manheim sobald zu verlassen, um meine Reise nach dem Niederrheine fortzusetzen, wie ich mir es früher vorgenommen hatte. Auf nähern Ausflügen aber war der Kapitän mein Begleiter, und bei seinem unendlich lebhaften Gefühle für Naturschönheiten, worin er ganz mit mir harmonirte, ja, mich noch übertraf, hätte ich keinen angenehmern Gefährten finden können.

Die wenigen Wochen, die ich mit ihm zubringen konnte, gehörten zu den genußreichsten meines nicht freudenarmen Lebens. — Ach! daß sie so bald, daß sie so enden mußten!

Jeder Augenblick weihte mich tiefer in die Mysterien seines Lebens ein; mit Ehrfurcht sah ich zu dem Manne auf, der aus so vielen Stürmen sich heldenmüthig losgerungen hatte. Er fand einen Genuß darin, alle diese Erinnerungen zurückzurufen, obgleich ihn tiefer Schmerz durchzuckte, wenn er seiner häufigen Verirrungen gedachte.

„Es ist sonderbar," sprach er manchmal, „in meinem politischen Leben, welches ich, aller scheinbaren Verirrungen ungeachtet, vor mir selbst stets rein erhielt, war ich immerwährenden Verfolgungen ausgesetzt, verbannt, geächtet; und im Verkehr mit dem schönen Geschlechte, wo ich immer strafbar, oft schlecht handelte, krönte mich stets das Glück. Darum mußte ich mich selbst strafen. — Mein ganzes Herz hängt an den Freuden der Häuslichkeit. Ein gutes Weib, muntere Kinder würden mir das höchste Glück gewähren. Ich hätte mir es verschaffen können, könnte es vielleicht noch, aber ich bin dessen un-

würdig, und finde in diesem Gefühle die Kraft, es mir zu versagen."

Wie schwer ihm dieses Opfer werden mußte, sah ich oft auf unsern Spaziergängen, wenn uns Kinder begegneten. Der dicke Hofmusikus hatte Recht gehabt. Wie ein mächtiger Zauber zog es ihn zu den holden Kleinen, die auch alle mit Liebe an ihm hingen, denn auch nicht Ein Mal sah ich ein Kind vor dem gewaltigen Manne mit dem dunkeln Schnurrbart sich fürchten, aber wohl überraschte ich oft den Kapitän über einer Thräne, die er umsonst zu verbergen suchte, indem er irgend einen rothwangigen Knaben herzte.

Woche an Woche war mir im raschen, fröhlichen Wechsel vorübergeflogen, daß ich es kaum bemerkt hatte; der Julius mit seinen schwülen, gewitterschweren Tagen war beinah' zu Ende, und mit ihm mein Urlaub; ich mußte an die Heimreise denken, und konnte mich doch kaum zur Trennung von meinem Drest entschließen.

Da ich von ihm selbst wußte, daß er von

einer nicht unbedeutenden Rente ganz unabhängig leben könnte, wo er wollte, so suchte ich ihn zu bewegen, mit mir in die Hauptstadt zu ziehen, in der ich lebte, und entwarf ihm daher mit den lebhaftesten, glänzendsten Farben das Gemälde des regen Lebens in ihr. Aber er schüttelte sanft das Haupt, und sprach: „Nein, mein Freund! nicht dorthin, und in keine der stolzen lärmenden Residenzen. Ich tauge nicht mehr dahin, und verlasse mein freundliches Manheim, wo sich jeder Vortheil des städtischen Lebens zu dem süßen Reize der Ruhe und Stille gesellt, nicht mehr, bis mein Dasein — wolle Gott es bald! — endet." —

Er war überhaupt in der letzten Zeit schwermüthiger geworden als je, und nur in großer, zahlreicher Gesellschaft erschien er noch im vollen Glanze der hinreißenden Laune, welche ihn sonst zum belebenden Principe jedes frohen Kreises gemacht hatte. Ich war eitel genug, seine Trauer auf Rechnung meiner nahen Abreise zu

setzen, aber es mochte wohl ganz etwas anders, gleich einer schweren Ahnung, auf seiner Seele lasten.

So fühlte er einen unwiderstehlichen Drang, bei den eben häufigen und schweren Gewittern so viel als möglich im Freien zu weilen, oder doch bei offnen Fenstern nach den zuckenden Blitzen zu schauen. Stundenlang sah er durch die Nacht ins Wetterleuchten, während ich auf seinem Sopha irgend etwas las; schloß er rasch auf mein wiederholtes Bitten den Fensterflügel, so eilte er gleich zum Klaviere, und suchte seine tiefe Erschütterung im Spiele zu verbergen, was ihm aber schlecht gelang, denn unter seinen Fingern ertönten ihm fast unbewußt nur wunderbar schaurige Weisen.

Einmal als schon am Morgen schwarze Wolken sich am tiefen Horizont thürmten, und ein Gewitter verkündeten, beredete er mich zu einer kleinen Fußreise nach Heidelberg, um von den Höhen herab das furchtbar große Schauspiel in noch vollerm Maaße zu genießen.

Von den Ruinen des alten Schlosses, dem kolossalen Denkmale der Macht des Blitzes, *) sahen wir in den Kampf der Elemente; er war schauerlich schön.

Von den Vogesen jenseits des Rheins, und von dem fernen Hartwalde diesseits, flogen dichtgedrängte Wolken-Heere dem dumpferbrausenden Strome wie einem Schlachtfelde zu, und auch in unserm Rücken wälzten sich lichtgraue Nebel über die düstern Berge. Die Fichten ächzten, die Natur schien ringsumher zu erbeben in banger Erwartung. Noch leuchteten nur schwach die Blitze über den Sümpfen um Philippsburg, und leise murrte erst der Donner. Dem Rheine hinab blinkte helles Blau herüber, und Germersheim lag im hellen Sonnenglanze.

Einige Sekunden, und Alles war verändert. Heulend flog die Windsbraut daher, der Wald beugte sich unter der gewaltigen Berüh-

*) Die herrliche Burg wurde durch den Blitzstrahl in Asche gelegt.

rung, und krachend ſtürzte Stamm an Stamm. Zackige Blitze flogen blendend durch die tiefe Nacht, welche plötzlich rings den Horizont umhüllte, und furchtbarer rollten des Donners erſchütternd-gehaltene Töne durch Fels und Wald. — Jetzt aber — welch' neuer Schrecken! — raſſelt es in grellen Tönen durch den Forſt; ein weißlich lichter Strahl ziſcht wie eine ungeheure Schlange dem Neckarthale entlang durch die Lüfte. — Es iſt des Hagels gräßliche Erſcheinung. Von ihm gepeitſcht, ſchäumt wilder der Fluß empor, und kräuſelt ſich in ziſchenden Wogen. Vom Hochwalde aber ſtürzt ſich das erſchrockne Wild bergab leicht durch das Dickicht des Niederholzes, und ſucht in den Gewölben der Ruine und ſelbſt in den Wohnungen der Menſchen eine Zuflucht, die ihm der ſtürzende Dom des Forſtes nicht mehr gewähren kann.

Ich geſtehe, daß ich bei der hehren Schreckens-Scene im Innerſten erbebte, während der Kapitän ſich an ihr zu laben ſchien, und mit

beinah begehrenden Blicken den Flammen des Himmels folgte, und seine offne Brust dem wilden Sturme bot, als wäre es ein erquickendes Mailüftchen. —

Mit einem gewaltigen Schlage hatte das Gewitter geendet; der Regen verrieselte langsam über den ruhiger sich wiegenden Aesten; über Rheinbaiern her brach die Sonne durch die fliehenden Wolken, und säumte ihre Ränder mit Purpur. Ich athmete leichter und bat den Kapitän, die Schritte zu beflügeln, um Manheim noch vor dem Abende zu erreichen. Er willigte ein, und wir eilten rasch den Berg hinab, und durch die Fluren von Ladenburg und Seckenheim, die, durch das Gewitter erfrischt, sich noch freundlicher in der Abendbeleuchtung ausbreiteten und würzige Düfte spendeten.

Welch ein lieblicher Kontrast mit dem eben erst Erlebten! Hier war keine Spur von jenen Schrecken, die uns vorhin umgaben, hier hatte

die furchtbare Erscheinung nur wohlthätig gewirkt; aber als wir uns dem Neckar näherten, sahen wir nur allzudeutlich ihre Folgen. In der Niederung, wo nicht mehr die felsigen Ufer des Flusses Wuth dämmten, hatte er seine trüben Wogen über Wiesen und Felder gewälzt, die nun einem weiten See glichen. Ganze Bäume und Felsenstücke und Balken von zertrümmerten Scheunen und Hütten riß er in seinem tiefen Bette fort. Der Anblick war schauerlich.

Wie aber immer der Mensch bedacht ist, von jedem Unglücke doch noch irgend einen Vortheil zu ziehen, so waren die Dorfbewohner aus der Ebene hinausgezogen mit Stangen und Fischerhaken und Hauen, um von dem schnell dahin treibenden Holze aufzufangen, so viel sie konnten. Auch viele arme Leute aus Neckarau, dem niedlichen Dörfchen, an dem wir eben vorübergingen, waren dort versammelt. Sie wateten bis an die Knie im Wasser, das auf den

Feldern stand, um dem Flußbette nahzukommen, und hieben und stachen nun mit ihren Werkzeugen nach dem Treibholze, um es an sich zu ziehen.

Unter ihnen war auch ein rüstiger Mann, nur mit einer Holzart versehen, die er in die größten Balken, die vorbeischwammen, mit Kraft und Geschick einhieb, und das Holz an sich riß. Sein Weib und mehrere Kinder, die ihm hinzugefolgt waren, setzten es einstweilen in Haufen, um es dann heimzubringen.

Da rauschte der Fluß eben gewaltiger auf, denn eine Menge Trümmer von hölzernen Gebäuden, die weiter oben losgerissen worden waren, schossen daher und unter diesen ein mächtig großer Balken. Viele hatten schon vergebens ihn zu haschen gesucht; er war zu schwer, und das Wasser zu reißend; jetzt führte der Mann mit der Art einen mächtigen Hieb darauf, und tief faßte die Art den Stamm, aber — wehe! der Mann konnte ihn nicht gewältigen, und stürzte

in den Neckar, und da er die Axt nicht lassen wollte, wälzte ihn die Fluth sammt dem Stamme, an dem er sich krampfhaft hielt, in wilden Wirbeln mitten unter den schneller treibenden Balken und Trümmern stromab.

Furchtbar schrieen die Kinder auf, und das Weib heulte in herzzerreißenden Jammertönen: „Herr, erbarm Dich seiner! Er ist Vater von sieben Kindern!"

Und noch waren die Worte nicht ganz ihren bleichen, bebenden Lippen entflohen, da rannte der Kapitän in Sturmes-Eile das Ufer hinab; im Laufe warf er den Oberrock von sich, und eh' wir's noch begreifen konnten, war er in die wilde Fluth hinein, theilte sie mit mächtigen Armen, und schwamm trotz allen Gefahren dem Manne nach, den er auch bald erfaßte.

Längst waren dem die Sinne entflohen, aber seine Faust umklammerte im Todeskampfe noch immer die unselige Axt, daß der Kapitän sie nicht lösen konnte, und gräßlich war es zu schauen,

wie die beiden Männer mit dem Stamme sich wälzten, wie durch einen Zauber an ihn gebannt, und jetzt in den Wellen verschwanden, und dann wieder blutend auftauchten.

Alles folgte wehklagend dem Schreckens-Schauspiele thalab, aber keiner hatte den Muth, sich in den rasenden Fluß zu wagen, und ich selbst war voll Jammers, aber ohne alle Kraft.

Verloren wähnten wir Beide, da hatte der Kapitän dem vergeblichen Versuch, den Mann von der Art zu reißen, entsagt, und schwamm allein, den Stamm vor sich her stoßend, gegen das Ufer; und als er erst wieder festen Fuß hatte, zog und trug er mit fast übermenschlicher Kraft den Mann sammt seinem Marterholze aufs Trockne, und sank erschöpft an seiner Seite nieder.

Die Frau und die Kinder des Geretteten warfen sich bald auf diesen, bald zu den Füßen des Retters hin. Besonnen und ruhig bemerkte aber der Leztere, daß noch nichts gewonnen sei, wenn dem Unglücklichen nicht schnelle

ärztliche Hülfe werde; aber die wackern Leute, die sich zwar nicht in den Tod gewagt hatten für den Mitbürger — hatte ich es doch auch nicht gethan für den theuersten Freund meiner Seele — leisteten jetzt die willigste Hülfe. Auf ihren Armen trugen sie rasch den Ohnmächtigen in das nahe Neckarau.

Der Kapitän folgte — ich hatte noch die Sprache nicht gefunden, sondern konnte ihn nur schluchzend wiederholt umarmen. Sanft drückte er mich zurück, und sprach: „Laß uns dort erst ganz helfen." — Aber auf dem kurzen Weg nach dem Dorfe bemerkte ich, daß er wankte und zitterte; auf meine ängstliche Frage erhielt ich wieder nur die Antwort: „erst dort," — doch stützte er sich wenigstens auf mich, und wahrlich er bedurfte dessen, denn immer matter wurde sein Gang, immer schwerer sein Athemzug.

Im Dorfe angekommen, nöthigte uns der Gastwirth in seine besten Zimmer, und seine

wackre Hausfrau öffnete alle ihre reichen Linnen-Vorräthe, um dem herbeigeholten Chirurg alles Nöthige zu reichen. Bei den zweckmäßigen Anordnungen des Kapitäns, bei dem regen Eifer, mit welchem Alle seine Befehle genau vollzogen, hatten wir die schöne Genugthuung, daß der Verunglückte nach wenigen Minuten die Augen öffnete, und wieder ins neuerrungene Leben blickte. Zwar hatte er viele Contusionen, und blutete aus mehren Wunden, die ihm die nachstürzenden Scheiter gerissen hatten, doch beruhigte uns der Chirurg ganz über diese, und versprach auf das Heiligste, ihn in wenig Tagen ganz herzustellen; ich bezahlte ihm freudig die Kur voraus.

Unbeschreiblich war der Jubel des Weibes und der Kinder des Geretteten. Jetzt konnte selbst der bestimmteste Befehl des Kapitäns sie nicht zurückhalten, sie küßten ihm Hand und Kleider, priesen den Retter, und flehten tausendfachen Segen auf ihn herab. Ich bemerkte wohl,

daß der heiße Dank ihm, trotz seiner Weigerung, wohl that, denn im Himmelsglanze strahlte sein Auge, aber seine Lippen wurden immer bläſſer, und ein gichteriſches Zucken durchbebte ihn.

„Lieber," ſprach er mit ſinkender Stimme zu mir, „beſorge einen Wagen!"

Die Wirthin und ich beſtürmten ihn, hier zu bleiben, aber mit einer ängſtlichen Heftigkeit, die ich nie an ihm geſehen, beſtand er auf ſeiner Bitte. Der Hauswirth, der ihn mit eben ſo viel Aufmerkſamkeit als Ehrfurcht beobachtet hatte, ſtimmte ihm bei, und übernahm die Sorge für den Wagen.

Nach wenigen Minuten ſtampften zwei muthige Pferde vor einer bequemen Chaiſe an der Thüre des Gaſthofes. Mit Ungeduld hatte der Kapitän ihre Ankunft erwartet, und eben ſo heftig trieb er nun zur ſchnellſten Abfahrt.

Als er ſich aber nun erheben wollte, vermochte er es nicht, und wir mußten ihn zum Wagen mehr tragen, als führen. Auch konnte

er durchaus nicht das rasche Fahren vertragen, zu dem ich erst in tödtlicher Angst getrieben hatte. Nur Schritt vor Schritt konnten wir vorwärts, und tiefe Nacht war bereits hereingebrochen, als wir vor seiner Wohnung hielten.

Lange harrend standen schon die Hausleute mit Lichtern vor der Thüre, denn die traurige Kunde war uns, wir wußten nicht wie, vorausgeflogen, und Alles liebte den stillen herrlichen Mann; auch geschickte Aerzte und Wundärzte waren bereits herbeigerufen, und wohl war diese Vorsicht nöthig gewesen, denn in tiefer Ohnmacht lag der Treffliche an meiner ängstlich klopfenden Brust.

Wir brachten ihn auf sein Bett und entkleideten ihn, aber — o Himmel! welch' ein Anblick zeigte sich uns nun! Mehr als zehn tiefe Wunden klafften uns entgegen, und bei näherer Besichtigung eröffnete uns der Wundarzt mit bebender Stimme, daß eine Rippe gebrochen, und bei einer Verletzung des Pericraniums wenig Hoffnung zur Rettung sei.

Jetzt erst sah ich, was die Dämmerung und selbst meine Angst bisher verborgen hatten, daß unter seinen dichten Locken überall Blut herabsickerte. Verzweifelnd warf ich mich über ihn und küßte seine kalten Lippen; — man mußte mich mit Gewalt von ihm reißen.

Erst unter der Sonde erwachte er wieder. Er blickte heiter umher, und lächelte den bestürzten Aerzten zu: „Nicht wahr? Es ist vorbei!“ — Sie zuckten die Achseln. — „Das dachte ich gleich,“ — fuhr er matt aber ruhig fort. — „Nun Freund, danke ich dem gütigen Geschicke doppelt, das Dich mir zugeführt. — Es wird Zeit, an das Ernsteste zu denken. — Mein Bruder,“ — und er drückte schwach aber zärtlich meine Hand — „ich bin Katholik, besorge mir den Geistlichen.“

Er nannte mir einen achtungswerthen und auch allgemein verehrten Priester, den ich schon seit meiner frühsten Jugend liebte. Dieser Würdige war fromm ohne bigott zu sein, ein heller Kopf,

ohne die Dogmen zu entwürdigen, die er zu befolgen berufen war; seine Beredsamkeit war wahrhaft ergreifend, weil sie aus einem von reiner Menschenliebe überströmenden Herzen kam.

Ich gab die nöthigen Befehle, und der Kapitän wandte sich, für seine Lage kraftvoll genug, an die Aerzte. „Meine Herren" — sagte er — „ich danke Ihnen. Mein Freund hier wird Sie für Ihre bisherige Mühe belohnen. Was Sie allenfalls noch mehr thun wollten, wäre vom Ueberfluß," — und seine Miene war so gebietend, daß die Herren sich schweigend empfahlen, die stillschluchzenden Hausleute und manche Andre, die sich in das Zimmer gedrängt hatten, mit sich nehmend.

Ich war nun allein mit ihm, aber ich vermochte nicht zu sprechen; wie ein Weltkörper lag es lastend und erdrückend über mir. Er suchte keine Worte, aber seine Blicke sprachen begeistert und begeisternd.

So blieben wir lange sprachlos einander

gegenüber und uns doch so ganz verstehend. Da hörte ich eines Glöckleins fernes Klingeln. Aufgeschreckt flog ich ans Fenster, und siehe! — wie es näher und immer näher tönte, leise, leise, und doch so mächtig — herzergreifend und herzzerreißend, da öffnete sich Fenster an Fenster, und Lichter erschienen an allen, den Weg des höchsten Guts zu dem vom Leben Scheidenden zu bezeichnen. *)

Fromme Männer und Frauen schlossen sich, stille Gebete murmelnd, dem Priester und dem Meßner an, und stiegen mit schonenden Schritten die Treppe herauf.

Im weißen Chorrocke, Kelch und Hostie noch in goldner Hülle, trat jetzt der Geistliche herein, mit ihm der Küster, eben so in amtlicher Kleidung, eine Laterne tragend.

Ich wußte, daß ich nun das Zimmer ver-

*) Eine in katholischen Städten gewöhnliche Huldigung, wenn nächtlicher Weile einem Sterbenden das Abendmahl gebracht wird.

laſſen mußte, aber ich hätte auch ſonſt nicht bleiben können, denn alle meine Kraft war gebrochen. Ich ſtürzte hinaus. Da lagen alle auf dem Gange und der Treppe auf ihren Knien, und beteten mit Inbrunſt für den Mann, den ſie kaum gekannt, — und ich — ich, dem er ſein Innerſtes aufgeſchloſſen hatte, den er Freund und Bruder nannte! — mit wimmernder Wehklage warf ich mich an ihrer Seite nieder, und flehte zu dem Herrn des Lebens um die Erhaltung meines Freundes. Da tönte es eben von einem frommen Beter an meiner Seite in mein Ohr: „doch Dein Wille geſchehe, o Herr! und nicht der meinige," und auch ich demüthigte mich vor dem Schöpfer, und ſprach die Worte aus tiefſter Seele nach.

Die Thüre öffnete ſich, und wir traten mit heiliger Scheu in das Gemach, in dem der Leidende, mit ſeinem Gotte verſöhnt, vor unſerm Angeſichte das Mahl des groſſen Bundes empfing. Er war geſammelt und ruhig; der Prie-

ſter ſprach herzerhebende Worte und verließ mit einem frommen Wunſche den Sterbenden. Ihm nach zog die begleitende Schaar, und immer ferner murmelte ihr Gebet und immer leiſer verklang das Glöckchen.

Ich war wieder allein mit dem ſcheidenden Freunde, aber der Abglanz einer überirdiſchen Wonne, die ſchon um ſeine Schläfe ſpielte, hielt mich zurück in heil'ger Scheu, lange wagte ich nicht zu ſprechen, und nur mein Stöhnen und Schluchzen machte ihn endlich aufmerkſam auf meine Gegenwart.

„Was ſoll dieſe ſtumme Verzweiflung?" liſpelte er kaum hörbar, „hat nicht der Herr Großes an mir gethan, da er mir vergönnte, ſieben armen Kindern den Ernährer zu erhalten? — O wahrlich! das iſt mehr, als ich hoffen durfte, denn es iſt mehr, weit mehr als ich — Miſſethäter je verdiente. Sieh, meine Bruſt füllt eine nie gekannte Wonne. Ich fühle es, der Fluch einer böſen, einer gräßlichen That iſt end-

lich gelöst und von mir genommen. Ja, ich bin des Fluches ledig, den ich selbst auf mein Haupt geladen, und kann ruhig sterben, als hätte ich nichts Böses begangen."

Nach einer langen düstern Pause rief er wieder: „Freund! es geht zu Ende. Die Zeit eilt, ich muß es auch. Du bist der einzige Freund, denn ich habe Niemand — Niemand sonst auf der weiten Erde, der theilnehmend an mein Sterbebett träte, und die, welche mir durch das heilige Recht der Natur gehörten, habe ich durch ein Verbrechen, durch den Wahnsinn eines Augenblicks auf immer von mir gescheucht. Du sollst sie nach meinem Tode mit mir versöhnen. Dazu erwählte ich Dich, sobald ich Dich ganz erkannt hatte.

In meinem Schreibpulte findest Du ein Päckchen Schriften, es wird Dir zum Leitfaden dienen, Jene aufzufinden, welchen die Reste meines Vermögens gehören, über die Du eben dort vollen Aufschluß findest. Sei Du ihr Tröster und ihr Freund!" —

Nach langer Erschöpfung, während welcher ich weinend über seinem Lager hing, begann er wieder: „Laß keine fremde Neugier meine Geheimnisse entweihen; wem liegt daran, meinen Namen, mein Leben, und meine Leiden zu kennen? — Still und einfach sei auch mein Begräbniß; dem Verbannten, dem Geächteten sollen keine Salven in die Grube nachdröhnen. Der Einzigen aber, die ich so innig liebte, die mich so tief gehaßt, sage, wie ich gebüßt." —

Hier schien er zu entschlummern, doch sein Athemzug, dem ich ängstlich lauschte, ging bald in ein dumpfes schweres Röcheln über. Mein Schmerz war grenzenlos. Der Morgen graute — und röthete sich, und endlich brach der erste Strahl durch das leichte Gewölke; da öffnete er die Augen und lächelte: „Seh' ich Dich noch Ein Mal wieder? — Fahre hin, süße Gewohnheit des Lebens!" — Sein Blick erlosch, unsicher haschte er nach meiner Hand, und drückte sie — „Leb' wohl mein Freund! — Lebt wohl ihr Theu —!" — und — er war nicht mehr.

Seinen Willen habe ich streng erfüllt. Am dritten Abende wurde er still und prunklos begraben, aber viele edle Männer hatten sich einzeln schweigend auf dem Kirchhofe eingefunden; unter ihnen war auch der Gastwirth aus Nekkarau, der den geretteten Landmann mit den Seinen an das Grab ihres Wohlthäters geführt hatte. — Mit heißen Thränen segnete es der edle Priester ein, der sein letztes Bekenntniß vernommen, und dem ich allein seinen Namen mitgetheilt hatte. — Mir blieb die Pflicht, das Vermächtniß des Kapitäns zu erfüllen. — —

Man kann wohl ermessen, daß ich nicht erst sein Begräbniß abgewartet hatte, um seinen Nachlaß an mich zu entsiegeln. Meine Vermuthungen hatten mich nicht getäuscht; er gehörte einer angesehenen Familie in Deutschland an, aber der kühnste Trieb nach Thaten hatte ihn von der Universität weg in die Mitte der französischen Heere geführt. Vaterland, Eltern, Verwandte, Güter, Namen hatte er freudig ge-

opfert, und kämpfte als gemeiner Husar für die begeisternde Idee der Freiheit, welche damals noch die Losung der gallischen Helden war.

Wohl entzauberte ihn bald die Vernichtung der letzten republikanischen Formen; Napoleons lebenslängliches Consulat und endliche Krönung hatten den jungen Krieger unsanft aus seinen klassischen Träumen geweckt, aber die Phantome der Ehre und des militärischen Ruhmes traten an die Stelle der früheren Gottheit; er war Officier geworden, er hatte sich eine Ehrenwaffe errungen und diese gegen das Kreuz der neugeschaffenen Legion vertauscht. Mit dem Endchen rothen Bandes hatte der Kaiser ihn und tausend und abertausend Andre unauflöslich an seinen Heer- und Triumphwagen gefesselt. Verzweifelnd, ein neues Sparta oder Athen zu gründen, und Marathon und Salamis zurückzurufen, wollten sie doch lieber als tüchtige Krieger den blitzschleudernden Adlern des Soldatenkaisers folgen, und hielten sein aus eig-

ner Kraft geschaffnes Regiment noch immer für großartiger und genügender, als die mit Ohnmacht gepaarte Willkühr und den verderblichen Schimmer der ererbten modrigen Throne. So blieb denn auch der Kapitän — denn bis zu dieser Stufe hatte er sich bereits hinaufgeschwungen — selbst nach der Prunk-Komödie des zweiten Decembers in Notre-Dame den Fahnen des gekrönten Korsen treu, von all' dem ungeheuern Glanze jener Zeit geblendet und gebannt, und schlug die Schlachten mit vom Tajo bis zur Berezina, bis endlich die Restauration ihren bleiernen Scepter gegen ihn erhob, und ihn aus seiner ehrenvollen, aber blutigen Bahn schleuderte.

Es kann hier nicht der Platz sein, ihn auf dieser zu verfolgen, sondern nur die einzige Thatsache aus seinem reichen Leben auszuheben, welche so tief in sein Inneres griff, seine spätern Tage trübte, und vielleicht selbst seinen Tod veranlaßte.

Der Kapitän hatte zu lange unter Moreau

in der Rhein-Armee gedient, deren Officiere immer eine sichtbare Hinneigung zum Republicanismus beibehielten, um so ganz unbedingt sich in die neue Ordnung der Dinge zu fügen. Sein lebhafter Geist ließ ihn nicht jede Regung unterdrücken; manches Witzwort, mancher bittre Sarkasmus wurde laut und von Neidern beachtet und weiter getragen. Leicht möglich, daß gerade deßhalb dem hochverdienten Militär nie die Würde des Generals wurde, welche jüngere und weniger gekannte Officiere erhielten. Gewiß ist es, daß er in einem jener seltenen Friedensjahre, in denen man nur Kraft zu neuen Riesenkämpfen sammelte, der Adjutantenstelle, welche er eben bekleidete, gegen den Willen seines Generals, enthoben und zu seinem Regimente nach dem Elsasse geschickt wurde.

Mit leichtem Sinn fügte er sich in das Unvermeidliche, denn er wußte, daß man seiner bald wieder bedürfen würde, und Paris mit seinen banalen Freuden war ihm eben recht alt

und zuwider geworden, und die Provinzen versprachen ihm weit frischere und pikantere Reizungen; denn — ich will es nicht verhehlen, was er selbst gestand, daß der kräftige Soldat nur zu sinnlich war und über gewisse Fälle sich selbst keine strenge Rechenschaft abforderte.

Mit Erstaunen habe ich in seinen mir hinterlassenen Bekenntnissen gelesen, mit welcher unermüdlichen Leidenschaftlichkeit er von den ernsten Kämpfen auf den Todesfeldern zu den süßen der Boudoirs eilte, um sich gleichsam von jenen zu erholen, oder vielleicht düstere Regungen im leichten Getändel zu betäuben und zu vergessen.

Seine Route führte ihn durch Nancy, und als ein in Geschäften Reisender erhielt er von der Municipalität sein Einquartierungs-Billet. Da er auf dem Wege nach seiner Wohnung einige ihm bekannte Officiere des in Nancy garnisonirenden 4ten Linien-Infanterie-Regimentes traf, so schrieb er sich nur Straße, Nummer und Na-

men des Quartiergebers auf, schickte seinen Husaren mit Pferden und Gepäcke voraus, und ging mit seinen Freunden nach dem heitern Gasthofe au petit Paris, wo dem Wohlbekannten die herzlichsten Willkommen und die lauteste Freude entgegenschallten. Erst mit dem sinkenden Abend dachte er daran, den muntern Kreis der Waffengefährten zu verlassen, da er morgen mit dem frühen Tage seine Reise fortsetzen mußte. Leichthin fragte er, ob Niemand die Quartiergeberin — eine Wittwe war als solche bezeichnet — kenne? Keiner von so vielen konnte ihm Auskunft geben, bis endlich ein alter Quartiermeister, nachdem er zehnmal den Namen buchstabirt, und sich besonnen hatte, fast höhnisch ausrief: „Wie? was? — in das Kloster sind Sie commandirt? Nun, da wünsche ich Glück zur Langeweile. Die Alte ist zwar noch ein stattliches Weib, so — in den Schiller-Jahren, zwischen dreißig und vierzig, aber von Olims Zeiten her eine Prüde der ersten Sorte. Sie

ist eine ehemalige Adelige, und schreckte stets Jung und Alt mit ihrer Strenge zurück. Nun hat sie es hin. Man hat sie verlassen und vergessen, und ich glaube nicht, daß in der ganzen großen Stadt sie Jemand kennt und sieht, als einige ausgediente Douairières. Was übrigens ihre Wittwenschaft betrifft, so ist diese sehr problematisch; man sprengte zwar aus, daß der Graf, ihr Gemahl, in den Neunzigerjahren beim Baden in der Meurthe ertrunken sei, und die trostlose Wittwe unterwarf sich dem damaligen Regimente des Wohlfahrtausschusses, trotz allen lästigen Bedingungen, und spielte die Citoyenne mit vielem Glücke, um sich nur Haus und Gut zu erhalten — das gelang ihr denn auch, obgleich man hier und da davon munkelte, daß man den ertrunkenen Grafen frisch und gesund unter den Chevaliers de la couronne des Condéischen Corps gesehen habe. Nun, was kümmert's mich? Die Zeiten sind vorüber, wo so Etwas Interesse hatte. Man fragt nicht mehr

danach, und die sogenannte Wittwe ist, wie gesagt, wegen ihrer Prüderie gleichsam verschollen, obgleich sie mitten unter uns lebt."

So weit der Quartiermeister. Die Nachricht war eben nicht lockend für den Kapitän, aber die Nothwendigkeit früh aufzubrechen, und die Sorge, im Gasthofe in der Gesellschaft der schon begeisterten wilden Kammeraden zu viele Zeit zu verlieren, bestimmten ihn, das Quartier, wo seine Pferde mit Gepäcke waren, vorzuziehen, und zarte Schonung für die Gewohnheiten eines so geregelten Hauses hieß ihm es gleich aufsuchen, eh' es ganz dunkelte.

In einer breiten aber etwas abgelegnen Straße fand er das große Haus in dem verschnörkelten Style der ersten Decennien des 18. Jahrhunderts erbaut, mit einem mächtigen Balkon, von grundhäßlichen Karyatiden getragen. Nur ein bleicher Lichtschimmer stahl sich aus einigen Fenstern der breiten Façade. Er klingelte, das weite Thor that sich auf, und in der mäch-

tigen Säulenhalle trat ihm Firmin, der Husar, mit einer hellleuchtenden Laterne entgegen. „Wunderherrliches Quartier, Herr Rittmeister!“ flüsterte der Kerl vertraulich seinem Officiere zu — „auserlesener Burgunder!“ — und die weinseligen Augen bestätigten das Urtheil des erfahrnen Schmeckers. In dem Augenblicke glitt leise wie auf Socken, eine lange hagere Figur die Treppe herab und hinderte die ferneren Mittheilungen des zufriedenen Martissohnes. Der dünne Ankömmling mochte wohl der Kammerdiener sein. In Schnallenschuhen, weißseidnen Strümpfen, brokatner Weste und Sammtrocke mit breiten Schößen, das dünne Toupé über dem feingeschnittnen blassen runzelvollen Gesichte mit Pomade und Puder reich ausstaffirt, den kleinen Haarbeutel im Nacken und in jeder Hand einen schweren silbernen Armleuchter mit Wachskerzen, stand er neben dem stämmigen schwarzköpfigen schnurrbärtigen rothbedollmanten Firmin, wie ein Geist des seligen

Versaillerhofes neben dem Embleme des soldatischen Kaiserreiches. „Beliebt?" hauchte er mit einem stereotypen Lächeln dem Kapitän zu, und huschte eben so geräuschlos, als er gekommen war, über die bequeme Treppe, aus deren Nischen diverse Olympier herabnickten, und durch mehre hohe mit Hautelisse-Tapeten und alten Gemälden geschmückte Zimmer voraus, bis er an der Thüre eines Salons ehrfurchtsvoll stehen blieb und mit einer leichten Kopfbewegung den Kapitän einlud, hineinzutreten. Eine noch schöne Dame mit einem eisigen strengen Gesichte, in ziemlich moderner Kleidung, aber mit der obligaten Wittwenhaube und Mantille von schwarzen Spitzen, trat ihm dort entgegen und empfing ihn mit allem feinen Anstande der jüngst verschollnen Zeit.

Die Einladung, mit einem frugalen Soupé im engsten Familienkreise vorlieb zu nehmen, konnte er um so weniger ablehnen, als die Gräfin von seinen zarten und achtungsvollen Be-

tragen sichtlich erbaut und aufgeheitert wurde. Man sah es deutlich, daß ihr selten der Genuß einer so guten Gesellschaft ward, und daß sie ihn unter den verhaßten Abzeichen der Revolution am wenigsten erwartet hätte.

An dem Ausharren des Kapitäns hatte indessen Neugierde keinen geringen Theil, denn ein flüchtiger Blick hatte ihm gezeigt, daß noch ein drittes Couvert auf der bereits gedeckten Tafel lag, und er war doch sehr begierig, die Gesellschaft der guten Dame kennen zu lernen, obgleich ihm dabei unwillkührlich die: „ausgedienten Douairières" des Quartiermeisters, oder irgend ein feister geistlicher Vater einfielen; denn von der letzten Sorte hatten sich seit dem berüchtigten Concordate nur zu viele Exemplare in alle Häuser, besonders in die der alten Adeligen, eingeschlichen. Wie angenehm sollte er sich getäuscht finden! Denn als ein langsam verhallender Zug eines silbernen Glöckchens das Zeichen gegeben, daß servirt sei, und die Grä-

sin ihn zu seinem Sitze gewinkt hatte, trat aus einer Seitenthüre eine liebliche palmenschlanke Gestalt, ein Mädchen, kaum funfzehn Jahre alt, kaum der Kindheit entwachsen. Ein reiches blondes Haar war schlicht auf der Stirne gescheitelt und gab dem zarten Ovale das Madonnenartige, welches mehr besticht, als das kecke Leben der allzumuntern Jugend. –

Mit gesenkten Augen trat sie vor, indem die Gräfin sie als ihre Tochter vorstellte, aber — wie ward dem Rittmeister, als sie die hohen Augenlieder aufschlug, und er nun in diesen doppelten blauen Himmel sah! — In hellen Flammen loderte der Leichtentzündete auf, und kaum behielt er Fassung genug, der Mutter die heftige Regung zu verhehlen.

Der geübte Lebemann erschöpfte während des Abendessens alle ersinnlichen Künste männlicher Coquetterie, um dem zarten Geschöpfe seine Aufmerksamkeit, seine steigende Leidenschaft, seine glühende Liebe zu zeigen, aber alle seine Ver-

suchungen glitten wirkungslos ab an ihrer harmlosen Reinheit. Von den leisen Berührungen, die er wagte, zog sie sich nur ängstlicher zurück, und auf ihrem lieblichen Gesichtchen wechselten schnell Befremdung, Unwillen, ja selbst Verachtung, während der wachsende Ernst und die düstere Strenge der mütterlichen Matrone ihm die Ueberzeugung gaben, daß sein verrätherisches Spiel ihr nicht verborgen blieb, und ihn so veranlaßten, die Abendtafel aufzuheben und seiner frühen Abreise wegen gleich jetzt ganz und gar Abschied zu nehmen, der von Seiten der Damen weit kühler ausfiel, als der Empfang es vermuthen ließ.

Der hagere Kammerdiener leuchtete ihm wieder eben so schweigend durch manches Zimmer, manchen Gang, Stufen auf und Stufen ab, bis in ein elegantes Gemach vor, wo er ihn mit einer gelispelten „gute Nacht" sich selbst überließ.

Alles athmete hier eine gewisse Vornehmig-

keit; die weißlackirten Meubles mit goldnen Leisten, die schweren rothdamastenen Vorhänge des blüthenweißen Bettes, mit goldnen Schnuren und Quasten aufgebunden, der reiche Bronce-Lüstre, die seidenen Tapeten, und auf ihnen die riesigen Kniestücke einiger Ahnen des Hauses mit der reichen Uniform über dem blanken Brustharnische, mit dem Heiligengeistorden, und dem Marschallsstabe von Frankreich — aber der Kapitän hatte keinen Sinn dafür; mit sich selbst zerfallen, mit der ganzen Welt grollend, voll Liebe und voll Erbitterung gegen die holde jungfräuliche Erscheinung, welche ihn aus seiner heitern Seelenruhe gerissen hatte, rannte er mit stürmischen Schritten über das spiegelglatte Parkett des Prunkzimmers. Er wollte schlafen und vergessen. Halbentkleidet warf er sich auf das Bett und löschte das Licht, aber siedend rollte das Blut, von Liebe und Burgunder entzündet, in seinen Adern; er sprang auf. Beengend, wie ein Sarg, lag das hohe, weite Gemach auf

ihm, er konnte nicht darin aushalten. Wie er war, in Strümpfen, um mit dem Klirren seiner Sporen nicht unnöthigen Lärm zu machen, nur seinen weißen Reitermantel um sich geschlagen, eilte er auf den Gang hinaus. Er wollte nur Luft schöpfen, wollte sich irgendwo Licht holen, wollte seinen Firmin wecken, ach! er wußte selbst nicht, was er wollte, und eilte von Gange zu Gange im bleichen Dämmerlichte, das der wolkenumflorte Mond durch die hohen Fenster warf.

Alles war still und stumm in dem weiten Pallaste, und in den endlosen Labyrinthen von Corridors fand er auch sein Zimmer nicht wieder, das er jetzt eben so emsig suchte, als er es vor wenigen Minuten stürmisch verlassen hatte. — Horch! — da summt es leise, leise von einem obern Stockwerke her; dort ist die Treppe. — Rasch hinan! — da schimmert an der weißen Wand des schmalen Ganges ein Lichtstrahl aus dem Schlüsselloche der gegenüberstehenden Thüre; —

vielleicht ein Zöschen? — er muß lauschen. — O ihr Grazien alle! — sie ist es, sie selbst, die reizende Caroline. Sicher sich wähnend in ihrer nie gestörten Einsamkeit, singt sie, von der Mutter eben zurückgekehrt, mit halber Stimme ein frommes Lied zur guten Nacht. Kein Riegel sicherte jemals in dem klösterlichen Hause das unentweihte Heiligthum ihres Schlafgemachs; keinen Lauscher konnte sie ahnen, und eben wollte sie das keusche Bett besteigen. Nur die letzte Hülle umwehte, Nebel gleich, die jugendlichen Glieder, und des hellen Lichtes verrätherische Strahlen zeichneten dem trunknen Späher nur allzutreu die zarten, schwellenden Formen. — Glut wallt in ihm auf; ein Druck und die Thüre weicht. Regungslos, furchtbetäubt sieht die Arme die hohe weiße Gestalt hereinstürzen. Mit rasendem Verlangen umfaßt der Zügellose die Zitternde. Der weite Reitermantel um ihr Haupt geschlungen erstickt ihr Angst- und Schmerzgeschrei — die Fromme, Reine erliegt dem

sturmgewohnten Krieger. — Und als nun seine wilde Begierde gesättigt war und er auf sein bleiches zuckendes Opfer niedersah, fuhr er erschreckt zurück; denn nicht Schmerz, nicht Verzweiflung — darauf war er gefaßt — nein! der bodenloseste Abscheu, der tiefste Haß lag kalt und starr auf diesen sonst so milden Zügen. Er hatte keinen Muth mehr, auch nur Verzeihung zu erflehen.

Wie von Furien gepeitscht, raffte er den Mantel an sich, flog aus dem Zimmer, die Treppen hinab, die in den Hof führten, und stand beinahe zitternd vor dem schlaftrunkenen Firmin, der eben mit einer Laterne kam, um den Pferden das erste Futter aufzustecken. — „Licht! Licht!" — donnerte er dem Husaren entgegen, „und rasch die Pferde gesattelt!" — „Herr! noch graut der Morgen kaum." — „Gehorche!" wüthete der sonst Sanftmüthige, entriß ihm die Laterne, und rannte auf gut Glück die nächsten Stufen des Vorderhauses hinan, die ihn denn

auch nach kurzem Suchen an seine offengelaſſene Thüre führten. Im Fluge war er gerüſtet, raſ'te wieder hinab und trieb den ſtaunenden Firmin ſo heftig, daß ſie ſchon nach einer Viertelſtunde durch den Thorweg und aus der Stadt trabten. — Der friſche Morgenwind, und ſpäter der erſte Sonnenſtrahl erheiterten theilweiſe des Kapitäns tiefdunkeln Sinn, doch jagte er oft noch vorwärts, als gälte es ſich ſelbſt zu entfliehen. Kopfſchüttelnd folgte der Huſar. — „Pah!" rief der Rittmeiſter wohl zwanzigmal den Morgen, und ſchüttelte die Locken, als könnte er böſe Gedanken wie Mücken von ſich wehren; „Pah!" im Mittagsquartiere, indem er vor den köſtlichen von ihm unberührten Kapaunen ſaß, während er nur die Liliengläſer voll ſchäumenden Sillerys in raſcher Folge hinabſtürzte. „Pah, pah!" tönte es noch oft den Nachmittag und den Abend und den folgenden Morgen von ſeinen Lippen, denn ungerufen — ſcheu geflohen, drängte ſich immer Carolinens Bild vor ſeinen

Augen, bald im Nimbus ihrer lockenden Reize, weit öfter mit den Gorgonenzügen unsterblichen Hasses. — Aber schon am zweiten Abende ritt er in die Garnisonsstadt ein; der Willkommen der langentbehrten Kammeraden, Dienstgeschäfte, der bald erfolgte Abmarsch nach Rußland, Schlachten, Siege, Gefahren, Wunden, Gefangenschaften hatten endlich auch dieses Bolzen Stachel gestumpft, Caroline war vergessen, wie hundert Andere. Das Schicksal einer Welt hatte alle einzelne Interessen in den tiefsten Hintergrund gerückt. — —

Ich nehme den Faden der Geschichte erst sehr spät wieder auf, so höchst interessant die Begebenheiten des Kapitäns auch gerade in dieser vielbewegten Zeit waren. In dem Augenblicke, wo ich wieder anknüpfe, war das Unglaubliche schon geschehen, die große Armee in Rußland vernichtet und ihre kühnen Nachfolger bei Leipzig und Montmartre gefallen. Der eiserne Gast war auf Elba gewesen und von da zu-

rückgekehrt, aber auch die Fehler waren schon begangen und gebüßt, die der Held des Jahrhunderts, im Zwiespalt mit sich selbst, gehäuft hatte; Waterloos Schlacht durch des fluchwürdigen Bourmonts Verrath verloren, Napoleons Vertrauen in die neuen Karthager auf Helenens Felsen durch Hudson Lowe und einen wohlconditionirten Magenkrebs berichtigt; der Bellonendienst war abgeschafft, der baumwollene Götze der Gewöhnlichkeit erhielt wieder überall die herkömmlichen Opfer. Karls des Großen Krone war wieder in die hundertjährige Normalform umgestülpt, und nur Furcht oder Rache stachelten noch hie und da die letzten Capetinger aus ihrem Schlafe oder ihren Lüsten auf. Jenen beiden Bourbonischen Laren war denn auch die Existenz unseres Kapitäns — der indessen wohl mehr geworden war — mit Seelenwollust geschlachtet worden. Seines Ranges, seiner Ehrenzeichen, seines Vermögens, seiner mit dem heißen Herzblute erworbenen Rechte beraubt,

mußte er das inniggeliebte Frankreich fliehen, und in dem früher verlaſſenen Vaterlande eine unſichere Freiſtätte ſuchen.

Sein Vater lebte noch, und der vorurtheilfreie Mann nahm den Wiedergekehrten mit offenen Armen auf. Um ihn indeſſen in ſeine Rechte zu reſtituiren, bedurfte es manchen Schrittes, und der Kapitän wurde gebeten, ſich, wo möglich, des öffentlichen Erſcheinens zu enthalten, um nicht die kleinlichen Feinde zu reizen.

Gern gab er dem umſichtigen Geſuche nach, denn ihn konnte es nur anekeln, ſich unter die Heerde der Eſel zu miſchen, die im puerilen Triumphe dem todten Löwen auch noch einen Fußtritt zu geben ſuchte. Darum hielt er ſich einſam in ſeines Vaters Garten auf, der in ſeinen reichen Anlagen für ihn noch den höhern Reiz hatte, alle Zauberbilder ſeines erſten Jugendfrühlings zurückzurufen.

So ſaß er eines Abends an der rindenbekleideten Eremitage. In ſeinem Rücken verbarg

eine dichte Jasminhecke die Planke des Nachbargartens — doch waren mit des Besitzers Genehmigung einige Bretter ausgenommen, um zum Behufe des Wasserholens auf dem kürzesten Wege zu dem Canale zu kommen, der den väterlichen Garten durchschnitt. Der Kapitän war in seine Lektüre vertieft, als dicht hinter ihm ein zartes Silberstimmchen rief: „Où es-tu donc, maman? Philippe ne te trouve plus.“ Beinahe erschrocken fuhr der vielgeprüfte Mann vor der Kindesstimme auf, und sah um sich, und erblickte unter den schwankenden Gehängen des Jasminlaubes ein wunderliebliches Köpfchen, von goldnen Löckchen umkränzt. Der Bube erschrak nicht vor dem hohen Manne mit der ernsten Miene und dem dunkeln Schnurrbarte, sondern fragte treuherzig weiter: „Où est maman?“ Jubelnd stürzte der Kapitän auf den Knaben hin, und zog ihn zwischen der Planke und den Laubranken hervor in seine Arme. Die französischen Worte aus dem zartblühenden Mun-

de, das frische Gesichtchen, die harmlose Zuversicht hatten ihn tief gerührt. — „Tu es donc français?“ fragte er. „Certainement oui!“ — entgegnete der Kleine nicht ohne Stolz, und der alte Soldat tanzte mit dem winzigen Halblandsmanne durch den Baumgarten, der sich eben im üppigsten Herbstschmucke unter der Last seiner süßen Früchte bog, und pflückte dem Begehrlichen hier eine Reine-Claude, da eine purpurne Pflaume, und dort einen frühen Apfel.

Ueber das laute Geschäker der beiden Franzosen kam auch der graue Vater des Rittmeisters aus einer fernen Laube, und freute sich, den Sohn so munter zu sehen, zum ersten Male seit seiner Rückkehr. — „Hoho!“ rief lachend der joviale Alte, „hast Du den jungen babillard schon ausgegattert, und die Mutter wohl dazu?“

„Wer ist die Mutter?“ rief der Kapitän, indem er das Kind neben einem Blumenbeete hinsetzte, wo es auch gleich zu fouragiren begann.

„Deine Frage beweis't mir, daß Du den Jungen wirklich nur durch einen Zufall fandeſt," ſprach nun der Vater mit einem feinen Lächeln, und ſetzte deutſch und leiſer hinzu, indem er auf den graſenden Philipp zeigte: „das Engelslärvchen gehört zwei Franzöſinnen zu, die hier bei unſerm nächſten Nachbar wohnen, Mutter und Tochter; er ſoll der erſtern Sohn, der zweiten Bruder ſein, aber — wer es glaubt, wird ſelig. — Die Mutter muß ſchon nah an funfzig ſein. — Freilich ſieht das Mädchen — kaum in den erſten Zwanzigern — wie die heilige Jungfrau aus, und man ſollte ihr nichts Uebles zutrauen. Man nennt ſie nur die ſchöne Franzöſin, und die ganze männliche Jugend, von den königlichen Prinzen bis zu den Fähndrichs und Auſcultatoren, hat Jagd auf ſie gemacht, ohne eine andre Beute davon zu tragen, als Körbe. Und doch ſind ſie arm, und arbeiten für unſere Damen in Weißnähen, Sticken, und ſo weiter." —

Die letzte Bemerkung brachte den Kapitän wieder ab von einer Idee, die immer klarer in ihm aufzudämmern begonnen, je mehr er den harmlosspielenden Philipp betrachtet hatte. Diese Armuth paßte nicht zu den Erinnerungen an Nancy, obgleich, im Einklange mit diesen, er bald darauf von dem Vater erfuhr, wie man davon spräche, daß sie von altem Adel seien und den Vater und Gemahl in Rußland hätten, von woher sie ängstlich Nachricht erwarteten. Aber es gab damals so viele Hunderte, ja Tausende von Emigranten, die sich gerade in derselben Lage befanden, und der Kapitän konnte und wollte nicht daran glauben, daß Caroline, deren Andenken lebhaft in ihm erwachte, so fern von ihrer Heimath und ihren reichen Umgebungen, hier in Dürftigkeit von ihrer Hände Arbeit leben könnte.

Sein Vater hatte indessen den Knaben aufgenommen, und ging neben dem Sohne dem Landhause zu. „Siehe!“ sprach er, indem sein

schönes Auge sich trübte, „so könnte ich jetzt einen Enkel auf meinen Armen wiegen, wenn Dich dein tolles Treiben nicht ferne gehalten hätte von den süßen Banden häuslicher Freuden. — Gott vergebe Dir's!“ — Und gleichsam sich selbst zu täuschen, nannte er das Bübchen mit den zärtlichsten Namen, küßte es unter Thränen, schenkte ihm digs, und schenkte ihm jenes, und gab den Schwerbeladenen endlich dem Sohne hin, indeß er sie schmerzlich lächelnd betrachtete. — Da tönte es ängstlich von der fernen Bretterwand: „Philippe! Philippe!“ — und der Vater sprang rüstig genug hin und rief: „Er ist hier, und mein Sohn soll ihn gleich über die Straße hin hinüber bringen. — Das war die alte Mutter,“ sagte er zurückkehrend, und trieb nun den Sohn, den Knaben selbst hinüber zu tragen, und so die schöne Französin kennen zu lernen. Der Kapitän folgte um so lieber dem väterlichen Rathe, als ihn selbst eine heiße Ungeduld dorthin lockte. Er durchschritt mit seiner angenehmen Last in freudiger

Hast den Garten und die kleine öde Straße. Am Fuße der Treppe stand eine gebückte ältliche Frau, die ihm unter vielen „mille pardons“ das Kind abnehmen wollte, aber er gab es nicht zu, und auch Philipp sträubte sich aus Leibeskräften dagegen, um keines seiner Geschenke zu verlieren oder zu verderben, und weil er gerne bei dem fremden Manne blieb, wie er sagte.

So ging es denn die Treppe hinauf, und tief mußte sich der hohe Mann bücken, um durch die niedere Thüre in das höchst einfache Zimmer zu treten. Mit dem Rücken gegen den Eingang saß eine volle weibliche Gestalt, ungeachtet der Dämmerung, noch emsig nähend auf ihre Arbeit gebückt. — „Viens-tu enfin?“ sprach sie bei dem Geräusche der Eintretenden, und wendete sich — aber — mit einem entsetzlichen Schrei, wie beim Anblick eines scheußlichen Gespenstes, floh sie in demselben Augenblicke in die anstoßende Kammer.

Wie versteinert stand der Kapitän, und ließ langsam den Knaben auf den Boden gleiten,

der verwundert aber unbefangen nur nach dem entrollten Obste und den Spielsachen haschte. Diese hehre, junonische Gestalt, die eben dahinaus floh, konnte Caroline nicht sein, deren überzarte, ätherische Formen nur zu treu vor seiner Phantasie gaukelten, und jene runzlige trippelnde Alte hatte nichts mit der majestätischen Erscheinung der Gräfin gemein, und doch — dieser Schrecken bei seinem Anblicke! Was sollte er glauben? — Da kam die Alte gefaßt und ruhig zurück, trug das Kind mit allen seinen Herrlichkeiten, um die es schrie, in die Kammer, schloß diese ab, und trat mit stechenden Blicken vor den Kapitän, und fragte in ihrer Muttersprache: „Sind Sie der Sohn des benachbarten Gutsbesitzers?"

„Ja."

„Also ein Deutscher?"

„So ist's."

„Gottlob!" bebte es über ihre Lippen. Aber sie fragte weiter: „Haben Sie Verwandte in Frankreich?"

„Nein.“

„Keinen Bruder in französischen Kriegsdiensten?“

„Nein, aber ich selbst — “

„Nun?“

„War französischer Officier.“

„Bei den rothen Husaren?“

„Das war mein Regiment.“

„Unglücklicher!“ — Ein Schrei, ein Fall, und Philipps Weinen drangen aus der Kammer in die Ohren der Beiden. —

„Caroline!“ schrie verzweifelnd und jauchzend der plötzlich hellsehende Kapitän.

„Fort, fort! wenn Sie ein Mensch sind, wenn sie nicht mit teuflischer Lust mein Kind tödten wollen!“ rief die Mutter, und trieb den Begreifenden aus dem Zimmer, um der Tochter zu Hülfe zu eilen. Er aber flog, in Wonne und Sorge getheilt, zum Vater zurück. Sie war es also doch. Sechs lange Jahre hatten sie ihm unkenntlich gemacht, und das zarte Kind zum herrlichsten Weibe, wie die stattliche Mut-

ter zur Greisin umgewandelt. Und diese Caroline war ihm vom Himmel wieder zugeführt, er koynte gut machen, ihr ein zärtlicher Gatte, dem Kinde seines Frevels ein sorgender Vater werden. — Kaum vermochte er dem Seinigen Alles zu erzählen, und dessen Vermittlung anzuflehen. Als aber der alte Herr erst begriffen hatte, tanzte er, wie von einer Tarantel gestochen, im Saale herum. „Heissah!" rief er, „so ist das kleine Franzmännlein doch mein Enkelchen, und ich erhalte mit der prächtigen Schwiegertochter gleich den rechten Ehesegen, ohne Hebammenjammer und Sorgen ums Zahnen ins Haus. Was aber nöthig ist, Deiner jungen Frau die Schaamröthe zu ersparen, will ich besorgen. Wir haben nicht umsonst Connerionen und Geld. Ohne das mindeste Mäkelchen soll mir die Tochter und der Enkel in das Haus und in den Stammbaum." So jubelte er zwischen des Sohnes Bericht, und als ihn dieser bat, nicht einen Augenblick zu säumen, um sein neues Glück zu versichern, fuhr er, trotz des

hereingebrochenen Abends, in den Staatsrock, um sein Wort sogleich anzubringen. —

Er blieb lange, und der Kapitän war während seines Aussenbleibens eine Beute der widersprechendsten Gefühle; wohl zwanzig Mal rannte er an das Nachbarhaus, und wollte hinauf und selbst seine Sache führen, aber das Bewußtsein seiner Schuld trieb ihn wieder zurück. Endlich — es war beinahe elf Uhr — kam der Vater zurück, mit einem zweideutigen Ausdrucke auf dem Gesichte, und zwischen dem Muskelbeben der tiefsten Rührung wieder Blicke der furchtbarsten Strenge auf den ängstlich der Entscheidung harrenden Sohn werfend.

Er hatte nur die Mutter gesprochen, und sein Enkelchen umarmt; das Mädchen hatte sich standhaft geweigert, ihn zu sehen.

„Verliere aber darum den Muth nicht," sprach er, „die Mutter ist eine kluge Frau, und sieht so gut ein, als ich, daß nur Eure heimliche Verbindung das Geschehene ins Gleiche bringen kann, während wir vorgeben, daß ihr

schon in Frankreich verheirathet und nur durch die Zeitumstände verhindert gewesen wärt, dieses früher zu veröffentlichen. Das geht leicht, aber Du hast freilich viel wieder gut zu machen. Auch an ihrer Verarmung trägst Du die Schuld. Um die Schande ihrer Tochter an ihrem Geburtsorte nicht laut werden zu lassen, verkauften sie Haus und Gut. Was die Alles vernichtende Revolution ihnen gelassen hatte, wurde durch Dein Vergehen ihnen geraubt. Mit einem vertrauten alten Kammerdiener zogen sie in dessen Heimath, und durch seine Verbindungen und eine bedeutende Summe Geldes wurde es möglich, den kleinen Philipp als ein eheliches Kind auf den Namen seines mütterlichen Großvaters taufen zu lassen. Das Document hierüber ist in ihren Händen. Dem alten Grafen, der nach vielem Erkundigen unter Richelieu in Taurien stehen sollte, hatten sie aufrichtig Alles geschrieben, aber keine Antwort erhalten, was bei der weiten Ferne und der schwierigen Communication von dorther eben

nicht überraschen konnte. Sie beschlossen selbst dahin zu reisen, um ihren natürlichen Beschützer aufzusuchen, aber eben zu jener Zeit wüthete die Kriegsfurie furchtbarer als je; in einem sächsischen Dörfchen in der Nähe von Leipzig konnten sie nicht mehr vorwärts, nicht zurück. Als Franzosen erkannt, und als zur geschlagenen großen Armee gehörig betrachtet, wurden sie von einem russischen Streifcorps geplündert und fast aller ihrer Habe beraubt; der redliche Kammerdiener wurde in der Vertheidigung seiner geliebten Herrinnen erschlagen. Nur das schnelle Vordringen des Corps rettete sie vor ärgerer Unbill, aber alle Mittel zur weitern Reise waren ihnen genommen, selbst ihre Papiere zerrissen und zerstreut. Mit unendlicher Mühe und Aufopferung nur konnte es ihnen gelingen, sich und dem Kinde das Leben zu fristen, und von Ort zu Ort endlich hierher zu kommen, wo der Luxus einer großen Stadt ihrem Fleiße und ihrer Geschicklichkeit eine unerschöpfliche Quelle verhieß. Daß die schöne Caroline

nach so vielen Leiden, welche alle nur Folge Deines Frevels sind, Dir noch zürnt, wirst Du natürlich finden. Aber die Mutter will ihr in das Gewissen reden, will ihr beweisen, wie sie es ihrem, über Alles geliebten, Kinde schuldig ist, sich mit Dir zu versöhnen. Morgen früh um zehn Uhr soll ich allein hinüber kommen, um das Resultat zu vernehmen; aber wirf Dich nur immer ins Zeug, um mir bald zu folgen, und hübsch bußfertig Verzeihung und Vereinigung zu erflehen. Nun aber laß mich, denn die Vorgänge dieses Abends haben mich alten Mann mürbe gemacht. Ich bedarf der Ruhe."

Der arme Kapitän fand keine; schlaflos hatte er den Morgen kommen sehen, und jetzt noch, beinahe fünf volle, ewige Stunden bis zur Entscheidung! — Rastlos durchirrte er den Garten, eilte wieder zur Villa, den Vater zu wecken, trieb ihn um acht Uhr schon, sich anzukleiden, und hätte der Stunde Flügel geben mögen. Endlich stand der Zeiger auf halb zehn Uhr, der würdige Greis zum Gange bereit im

Saale, da pochte es an die Thüre, und des Nachbars kleiner Gärtnerjunge übergab ihm einen Brief mit den Worten: „Von den Französinnen.“ —

„Ich will eben zu ihnen.“ —

„Sie sind heute früh um vier Uhr abgereiset.“ Wie leblos sank der Kapitän an die Wand.

„Unglücklicher!“ rief der Vater, „warum bringst Du mir diese Botschaft erst jetzt?“

„Es war mir streng befohlen, erst um diese Stunde.“

„Hinaus!“ donnerte der Vater, und eilte zu dem Sohne, der wortlos nach dem Briefe haschte. Er war kurz.

„Nichts kann Geschehenes ungeschehen machen. Keine Reue versöhnt solche Schmach und solche Leiden. Ich könnte nie vergessen, darum darf ich Ihretwillen nie in unsere Verbindung willigen. — Mein Sohn hat einen ehrenwerthen Namen. Von seinem Va-

sich zwei und zwanzig Jahre lang nicht um sie bekümmert hatte. Er lebte hier in den günstigen Verhältnissen von den reichen Einkünften eines bedeutenden Postens, das Schicksal schien endlich den armen Pilgerinnen zu lächeln, — ach! es war ein tückisches, verderbendrohendes Lächeln! Der Graf ließ sie gar nicht vor. Auf mehre flehende Briefe der trefflichen Frau brachte endlich ein herzloser Freund des Generals die mündliche Antwort: Der Graf habe alle Briefe aus Frankreich und Deutschland empfangen, aber nicht für gut gefunden, darauf zu antworten. Da Mademoiselle sich mit einem Officier der Armee des Usurpators vergangen, und Madame diesem Scandal durch ihre Handlungsweise noch Vorschub geleistet habe, so seien sie ihm beide fremd geworden. Wenn ihnen ihre Freiheit lieb sei, so sollten sie sich gleich entfernen und nicht wagen, sich und dem Bastard seinen Namen zuzulegen, oder mit seiner Verwandtschaft zu prahlen. Zur Rückreise offerire er 100 Louisd'or.

Da brach das Herz der vielgeprüften Matrone. Am schwarzen Meere liegt sie begraben.

Caroline hatte ihren Knaben; Liebe zu ihm ließ sie das Ungeheure tragen. Eine französische Dame, welche eben nach Frankreich zurückkehrte, und der ein menschlich Herz im Busen schlug, nahm die Leidende und ihr Kind mit sich, und behielt sie auch als Gesellschafterin bei sich, als durch die Gunst Richelieus, der nun Minister war, ihrem Gatten seine Güter in Soissonais zurückgegeben wurden. Der Eine der Franzosen, ein Verwandter jener Dame, bürgte mit seinem Ehrenworte für die Wahrheit dieser Angabe.

Der Kapitän wagte es nicht, selbst dorthin zu reisen, aber er schrieb ihr, unter der von dem alten Emigranten gegebenen Adresse, und beschwor sie, wenn sie ihn auch nicht wiedersehen wollte, ihm doch zu erlauben, für den Sohn zu sorgen, um ihm durch sein Erbe eine bessere Zukunft zu bereiten. Bald erhielt er ihre Antwort: daß sie bei ihrem Entschlusse bleiben müsse; sie dürfe ihn nie wiedersehen. Ihr

Sohn, der trotz des harten Grafen Verbot den Namen seiner väterlichen Ahnen führe und sie nur als Schwester kenne und liebe, würde wohl durch eigene Kraft sich ein würdiges Loos erringen, zu welcher Hoffnung er durch seine Fortschritte in dem Collegio, in dem er erzogen wurde, — das sie aber mit Vorbedacht nicht nannte — schon jetzt berechtige. Sie bäte ihn übrigens dringend, ihr nicht mehr zu schreiben.

Der arme Kapitän machte auch keinen Versuch mehr, und lebte nun so fort, wie wir ihn am Eingange dieser Erzählung kennen lernten. Sein einst freundlich reger Geist blitzte nur noch in einzelnen Momenten hellleuchtend auf, aber er war des Lebens müde geworden, und der Gang der neuesten Zeit war eben nicht gemacht, es ihm reizender erscheinen zu lassen. Seine Geschäfte hatte er wohl geordnet. Ein Testament in den strengsten rechtlichen Formen sicherte seinem Philipp, der aber nicht als sein Sohn, sondern nur mit dem ihm von seiner Mutter gegebenen Namen bezeichnet war, sein ganzes,

nicht unbeträchtliches Erbe zu, welches in jeden Augenblick liquiden Papieren bestand. Er selbst sehnte sich nach dem Tode, der ihm allein die Möglichkeit gab, seinem Sohne nützlich zu werden. Er wollte nicht feig dem Leben entfliehen. Der Augenblick aber, in welchem er, sich opfernd, sieben Kindern den Vater erhalten konnte, mußte ihm ein willkommener erscheinen. Er hatte damit, wie er selbst sterbend überzeugt war, den Fluch seiner unseligen That gelöst. Sein Opfertod sühnte die Schuld seines Lebens.

Dieß ist nun die Geschichte meines armen Freundes. — Ich gestehe, daß die allzustrenge Tugend Carolinens nicht nach meinem Geschmacke war, und ich mich einer gewissen Erbitterung gegen sie nicht erwehren konnte. Indem ich ihr das Testament und alle nöthigen Papiere überschickte, schrieb ich ihr einen langen, langen Brief voll der bittersten Vorwürfe, während ich ihr alle Vorzüge des Kapitäns, die sie ja nie kennen konnte, in das hellste Licht setzte, und ihr nicht undeutlich zu verstehen gab, daß sie ihn in den

Tod gejagt habe. Mir war eine Centnerlaſt vom Herzen, als ich ſo für meinen edlen Freund Rache geübt zu haben glaubte, und ruhiger kehrte ich in den Kreis meiner Berufsgeſchäfte zurück.

Schon im nächſten Jahre war es mir vergönnt, wieder an den Rhein zu eilen, und ein ſeltſamer Zufall fügte es, daß ich gerade am Jahrestage des Begräbniſſes meines Freundes wieder nach Manheim kam. Mit unwiderſtehlicher Gewalt zog es mich noch an demſelben Abende zu ſeiner Ruheſtätte hin, aber — ich fand ſie nicht einſam, wie ich gehofft.

Eine ſchwarz gekleidete Dame ſaß auf dem blumenreichen Hügel, an den einfachen Denkſtein gelehnt, den ich ihm hatte ſetzen laſſen. Die herrliche Geſtalt, das reiche blonde Haar, das wunderſchöne blaue Auge, von Thränen ſchwer, belehrten mich ſchnell, wen ich vor mir ſähe. „Caroline!“ rief ich unwillkührlich. — Sie ſah auf, und — auch ſie wußte, wer ich war, obgleich wir uns nie geſehen hatten, denn wer konnte ſie ſonſt hier gleich errathen und ihren

Namen nennen? Sie reichte mir die Hand entgegen. „Und jetzt erst?“ sagte ich nicht ohne Vorwurf. — Sie umfaßte, stillweinend, den Stein. Ich forschte jetzt mit ernsten Blicken in ihrer Seele, und staunte; denn in diesen Zügen lag eine Milde, die durchaus nicht mit der Strenge und Kälte übereinstimmte, die ihr meiner Meinung nach eigen sein mußte, da sie so handeln konnte. — Ich mußte dieß ergründen, und nahm das Gespräch wieder auf. Ich erzählte ihr, wie ich den Kapitän kennen gelernt, enthüllte ihr sein ganzes inneres Sein — immer heißer strömten ihre Thränen. Mit schonender Hand lös'te ich Rinde um Rinde von diesem im bangen Schmerze erstarrten Herzen; sie wurde immer offener und traulicher. O welch ein nie zu lösendes Räthsel ist das Weiberherz! Sie hatte ihn glühend geliebt. Die Furcht, daß die Erinnerung jener Nacht ihr immer störend wiederkehren und sein Leben trüben möchte, hatte mehr als alles Andere sie be-

ſtimmt, ihn zu fliehen, ſich nie mit ihm zu verbinden. — Ihr Inneres lag offen vor mir, und ich, erkannte die reinſte Seele, reiner als eine Niegefallene. Mit hoher Achtung führte ich ſie ſpät von dem Grabe des Trefflichen zurück. Schon der nächſte Morgen brachte uns wieder zuſammen. Der Stoff unſerer Geſpräche war ja unerſchöpflich, denn wir ſprachen von ihm, der uns beiden unvergeßlich war. Dieſes Band ſollte ein ſchöneres vorbereiten. Caroline war ſchön, obgleich dem Herbſte des Lebens nah, aber was mir weit mehr galt, ſie war das beſte, edelſte Weſen. Caroline iſt meine Frau. Ja, ich heirathete die Wittwe des Kapitäns, obgleich ſie nie ſeine Gattin geweſen war. — Philipp aber, ein Zögling der polytechniſchen Schule in Paris, fiel am 29. Julius 1830, als er, eine Fahne in der Linken, den Säbel in der Rechten, eine Schaar tapferer Bürger gegen die Tuilerien führte, ſeines braven Vaters werth.

Vier Stockwerke.

Novelle.

An einem ſtürmiſchen Spätherbſtabende lief ein Matroſe eilig in das große Haus des Schenkwirths Peter Stübecke am Heeregrafte in Amſterdam; aber er kehrte nicht in die Schenkſtube zur ebenen Erde ein, in welcher es von Holländern, Niederländern und Franzoſen, meiſt Schiffern und Soldaten, wimmelte — Holland war zu jener Zeit durch das Machtgebot des franzöſiſchen Kaiſers mit Frankreich vereinigt — ſondern er ſtieg raſch die breiten ſteinernen Stufen hinauf, trat im zweiten Stock auf einen glänzend weißen mit Sand beſtreuten Vorſaal, und machte ſich hier durch ungeſtümes

Räuſpern ſogleich bemerkbar. Dadurch wurde auch alſobald ein Diener herbeigezogen, der mit behaglichem Phlegma den Schiffsburſchen fragte, was er wolle?

„Iſt mein Herr, der Herr Jakob van Delſthuis noch zugegen, oder hat er ſich bereits auf das Kaffeehaus zum Vorgebirge der guten Hoffnung begeben und muß ich ihn dort aufſuchen?“

„Du biſt wohl ein Burſche von unſerm Schiffe Batavia?“ fragte der feinſte Diener gähnend den eiligen Matroſen.

„Ei freilich,“ verſetzte dieſer ungeduldig; „ich bin ja der Jonathan aus Oude Wetering. Kennſt Du mich nicht?“

„Ach wer wollte Euch Waſſerratten alle kennen,“ gähnte jener wieder. „Geſehen hab' ich Dich wohl, wenn ich den Herrn oder die Frau an den Laag oder aufs Schiff begleitete. Nun, was willſt Du denn eigentlich vom Herrn?“

„Ei, ich muß ſelbſt mit ihm ſprechen, und das ſehr ſchnell, denn es ſind höchſt wichtige

Dinge, die ich ihm zu sagen habe, und er wird mir's Dank wissen."

„So," versetzte der Hausdiener theilnahmlos. „Aber der Herr speis't eben mit der Familie, und Du wirst wohl warten müssen, bis er fertig mit Essen ist. Ist's aber sehr nothwendig, so sag's mir, ich will's ihm hinterbringen."

„Ich muß ihn durchaus selbst sprechen und sogleich," sagte trotzig der Matrose und schritt, ohne sich an das phlegmatische Erstaunen des Dieners, noch an dessen zu spät versuchte Einwendungen zu kehren, auf die hohe Flügelthüre zu, faßte keck das blank polirte Schloß und ging hastig durch den Saal in das daranstoßende Speisezimmer, aus welchem ihm Lichtglanz entgegenströmte. An dem gut besetzten Tische saß der Familienvater Herr Jakob van Delfthuis, ein wohlgenährter Mann, mit einem runden, glänzenden Gesicht, aus welchem die Gutmüthigkeit herausguckte, ihm zur Seite seine junge Hausfrau, eine schlanke Gestalt von ausgezeichneter

Schönheit, und gegenüber des Kaufmanns Tochter erster Ehe, die an Wuchs und Schönheit mit ihrer jugendlichen Stiefmutter wetteiferte. Die übrigen Sitze waren von jüngern Kindern sowohl erster als zweiter Ehe ausgefüllt.

Der Hausherr machte ein etwas ungeberdiges Gesicht, als er des kecken Matrosen mitten in seinem Familienheiligthum gewahrte, dessen Unentweihtheit dem reichen Holländer über Alles geht, und donnerte den grüßenden Burschen an: „Was unterstehst Du dich, hier herein zu kommen?"

„Der Kaspar meinte, ich solle warten, bis mein Herr gespeis't," versetzte dieser unerschrocken, „und das verträgt sich doch nicht mit dem, was ich zu hinterbringen habe. Deshalb bin ich hereingegangen."

„So sage an, was bringst Du?"

„Der Schiffskoch läßt meinem Herrn sagen, der Bootsmann und der Kapitän wären hart an einander gerathen, der Kapitän habe

sich betrunken und den Bootsmann geschlagen. Darüber sei die Mannschaft aufrührisch geworden und ein wilder Lärm auf dem Schiffe entstanden, so daß Keiner seines Lebens sicher sei. Der Bootsmann aber habe gedroht, den Kapitän an die Franzosen zu verrathen, weil er mit meinem Herrn gemeinschaftlich verbotene englische Waaren heimlich eingeführt. Deshalb läßt der Schiffskoch meinen Herrn dringend bitten, ja sogleich und ohne Säumen selbst hinauszukommen auf den Laag, und Ruh und Ordnung auf dem Schiffe herzustellen und ferneres Unglück zu verhüten."

Der Kaufmann war sichtbar erschrocken, und sagte, indem er vom Tische aufstand: „Du hast wohlgethan, daß Du hereingegangen bist. Dergleichen muß so schnell als möglich abgemacht werden." Während der Herr dem faulen Diener zurief, Hut und Mantel zu bringen, sagte die junge schöne Frau: „Das ist ja der Vetter Jonathan. Ich habe Dich recht lange nicht ge-

sehen. Komm her und trink ein Glas Wein; Du hast Dich durstig gelaufen."

„Ihr seid sehr gütig, Frau, Euch zu erinnern, daß unsere Väter Brüder waren," versetzte der Matrose mit einem Anstrich von Unverschämtheit, und warf unbemerkt einen recht bösen, schadenfrohen Blick auf die reizende Hausfrau. „Euch hat das Glück mit Sonnenschein bedacht, mich mit Sturm. Von uns allen, Verwandten und Freunden, hat es keins so weit gebracht, als Ihr, selbst Valtin Kampvorst nicht, und das war doch ein tüchtiger Kopf." Dem lauernden Blicke des Matrosen entging die Verwirrung nicht, welche sich bei Nennung des letztern Namens über das Gesicht der Hausherrin ergoß.

„Wißt Ihr nicht, wo Valtin jetzt ist?" fragte sie betreten lispelnd.

„Er ist davon gegangen und Niemand hat wieder etwas von ihm gehört oder gesehen. Er wird's auch nicht weiter gebracht haben, als ich,

sonst wär' er gewiß heim gekommen und hätt' uns das Maul wässerig gemacht."

„Sieh, Jonathan, Du hättest es weiter bringen können," fiel jetzt Herr van Delfthuis ein, da er mit Ankleiden fertig war, „wenn Du's danach gemacht hättest. Obgleich ich ein vornehmer Mann bin, so bin ich doch keiner, der sich der armen Verwandten seiner Frau aus niederem Stande schämt; Du könntest jetzt Lieutenant auf meinem Schiffe sein, wenn Du etwas hättest lernen wollen, und Dir die Rumflasche nicht lieber gewesen wäre. Faule Bäuche ernähr' ich nicht, selbst wenn sie die Geschwisterkindsvettern meiner Frau sind. Auf andern Schiffen haben sie Dich nicht einmal haben wollen, weil Du berüchtigt bist wegen Deiner Stänkerei, Händelsucht, Völlerei und Faulheit; und wenn Du nicht meiner Frauen Vetter wärst, ich hätte Dich schon längst fortgejagt. Uebrigens bleibt's fest und unabänderlich bei dem letzten Urtheil, Jonathan; so wie Du Dir wieder etwas zu

Schulden kommen läßt, hat der Kapitän vollen Befehl von mir, Dich auf der Stelle fortzuschicken. Dagegen werd' ich's aufs Beste mit Dir machen, wenn Du Dich besserst, und es freut mich schon, daß Du einen so guten Anfang gemacht hast und hereingelaufen bist, um mir den Lärm auf dem Schiffe anzusagen; denn von Deiner Händelsucht und Prügelnatur zu schließen, vermuthete ich Dich eher mitten drinnen, und Alles aufbietend, die Uneinigkeit zu vergrößern, als zu vermindern und zu unterdrücken. Nun ich will sehen, ob gar nichts davon auf Dein Kerbholz kommt."

„Gewiß nicht, mein Herr," sagte der Matrose trotzig, und schickte sich an zu gehen, nachdem er das dargebotene Glas Wein mit einem Zuge ausgetrunken.

„Es wird Dir doch auf dem Schiffe inmitten der aufgeregten Menschen nichts Uebles begegnen, lieber Vater?" sagte die Tochter jetzt aufstehend und sich dem Kaufmanne mit besorg-

ten Blicken nahend. „Mir ist so sonderbar bang um Dich.“

„Ich bin ihr Herr und habe ihnen zu befehlen,“ antwortete Herr van Delfthuis mit Selbstgefühl, und reichte der Tochter die Hand zum Kuß, warf seinem Weibe einen zärtlichen Blick zu, und folgte dem boshaft vor sich hinlächelnden Matrosen ins Freie hinab. Rasch und schweigend gingen sie mehrere Straßen entlang, bis sie hinaus an den Y kamen. Zwischen der alten Stadtherberge und der Kattenburg zieht sich dort längs dem Wasser ein Weg, welcher nach dem sogenannten Laag führt, wo die Schiffe hinter großen ins Wasser eingerammelten Pfählen liegen. In düsterm Schweigen lag der Y mit seinen unzähligen Schiffen vor ihnen und der Wald der Masten starrte unheimlich in die spärliche Helle des Himmels, während unten die dichte Finsterniß nichts erkennen ließ. Der Kaufmann beflügelte seine Schritte. Plötzlich hustete der Matrose, und in demselben

Augenblicke fühlte sich van Delfthuis von hinten gefaßt, während ihn ein tüchtiger Stockschlag von vorne traf. Der erschrockne Handelsherr hatte nicht Zeit, sich aus seinem Mantel zu wickeln, bevor er nicht schon mit mörderischen Schlägen auf Kopf, Brust, Rücken und Arme überladen war. Jonathan aber rief hohnlachend dazwischen: „Wohl bekomm's, Vetterchen! Nehmt dies als Beweis meiner Dankbarkeit für Euern guten Willen, mich zu bessern. Es wird nicht die letzte Verwandtschaftsgefälligkeit sein, die ich Euch thue."

Der mißhandelte Kaufmann, außer Stand, sich zu vertheidigen, schrie aus Leibeskräften nach Hülfe. Dies schien auch das Beste gewesen zu sein, denn er hörte eilige Schritte, Degengeklirr und französische Flüche in seiner Nähe; dann setzte es gleich tüchtige Hiebe; die Knittelhelden schrien laut auf, und eine weiche Stimme fragte französisch: „Was giebt's hier? Wer ist in Noth?"

„Ein Mann, dem ein Haufen nichtswürdiger Menschen ans Leben will," versetzte van Delfthuis ebenso, „und der Euch Eure Hülfsleistung ewig Dank wissen wird."

„Fort, ihr Hunde!" schrie der Franzos, und arbeitete wacker mit seinem Degen. In einigen Augenblicken hatten die Nachtvögel sich zerstreut, und der geprügelte Kaufmann stand seinem Befreier gegenüber, war aber nicht im Stande weiter etwas, als die Körperumrisse desselben zu erkennen.

„Sind Sie verwundet, mein Herr?" fragte der Fremde in seiner Landessprache, „und macht es sich vielleicht nothwendig, daß ich Sie nach Ihrer Wohnung begleite?"

„Ich fühle heftige Schmerzen an Kopf und Schultern, doch werden mich die unverletzten Gebeine noch bis zu meinem Schiffe tragen, welches nur eine kleine Strecke von hier im Laag liegt, und wohin ich Sie bitte mich zu begleiten, wenn es anders Ihre Geschäfte erlauben, damit

ich dort Gelegenheit haben kann, meinen Retter kennen zu lernen, und mich ihm dankbar zu bezeigen, sei es auch auf welche Art es wolle."

„Nicht meinetwegen nehm' ich Ihre gütige Einladung an," entgegnete der Franzose, „sondern weil ich fürchte, es möchte Ihnen auf Ihrer einsamen Wandrung ein neuer Unfall begegnen. Doch muß ich Sie bitten, mein Führer zu sein, weil ich erst seit heute in Amsterdam und mit der Localität hiesigen Orts noch gänzlich unbekannt bin."

„Aber mein Himmel, wie doch kamen Sie als ein Fremder an diesen bei Abend wenig besuchten Ort außerhalb der Stadt?"

„Ich logire in der alten Stadtherberge, welche nicht weit von hier gelegen sein muß, und ging in der Abenddämmerung hier auf und ab, um mir eine Unterhaltung zu suchen," versetzte der Franzos lachend, „und hier hat mich zu Ihrem Glücke die Nacht überrascht."

„Gewiß zu meinem Glücke," bestätigte der

Handelsherr, „denn sicherlich hätten mich die Schurken mit ihren Knitteln todt geschlagen.“

Unterdessen waren sie an den schmalen Damm gekommen, welcher an den einzeln Schiffen vorüberführte, und van Delsthuis rief einem Matrosen im nächsten zu, Ihnen bis zur Batavia mit einer Laterne vorzuleuchten. Dies geschah und beide traten über den Steg in den stolzen Kauffahrer. Die zum Theil anwesende Mannschaft war hoch erstaunt, den Patron in solch dunkler Nacht erscheinen zu sehen; Kapitän und Bootsmann waren in der Stadt, und die muntern Bursche berichteten auf des Kaufmanns Fragen, daß nicht das Mindeste zwischen beiden vorgefallen sei, vielmehr habe heute der Kapitän zu ihrer Aller Freude den liederlichen und bösen Jonathan fortgejagt, weil er wieder Spitzbübereien getrieben, Verleumdungen angezettelt und sich sehr schlecht bewiesen.

Van Delsthuis befahl einigen Matrosen, ihn nach seiner Wohnung mit Laternen zu begleiten,

und wandte sich an seinen Retter mit den Worten: „Mein Herr, ich wage die Bitte an Sie, mir in meine Behausung zu folgen und mir dort Gelegenheit zu geben, mich auf irgend eine Weise meines Danksgefühls zu entledigen.“

„Was ich that, war Schuldigkeit und vor Allem die Pflicht des Soldaten. Auch mache ich keine Ansprüche an Ihren Dank. Da ich aber blutfremd in Amsterdam bin, so bin ich so frei, Ihre Einladung anzunehmen, jedoch nur in der Beziehung, daß ich mich Ihrer nähern Bekanntschaft erfreuen darf.“

„Sie gewähren mir unendliche Freude,“ sagte der Holländer, und betrachtete den Fremden, der eben im Licht der Laternen stand. Ein schlanker junger Mann in der französischen Lieutenantsuniform, mit einem Schwarzlockenkopf, einem Paar stechenden Augen, einer schönen Habichtsnase und einem dicken stattlichen Schnurrbart stellte sich seinen Blicken dar.

Der Zug setzte sich in Bewegung, und nach

einer Viertelstunde trat der Kaufmann mit dem Franzosen wieder in sein reinliches Zimmer. Hier machte er die erschrocknen Frauen schnell mit seinem Unglück bekannt, und stellte ihnen seinen Retter vor. Mutter und Tochter vergossen Thränen der Freude und des Schmerzes zugleich, und als die Erstere sich mit dem Gatten entfernte, um warme Umschläge auf die verletzten Stellen des Kopfes und der Brust zu besorgen, faßte die Letztere des Fremdlings Hand mit Innigkeit und weinte die heißen Thränen ihres Dankes darauf, und konnte nicht Worte finden, ihm ihr Gefühl auszudrücken. Der Franzos betrachtete das reizende Mädchen mit funkelnden Augen, und versicherte ein Mal über das andere, daß ein solcher Blick aus ihren wunderschönen Augen ihn vermögen könnte, sich dem Tode geradezu in den offnen Rachen zu stürzen.

Das Gebot der Hausfrau bevölkerte den Tisch bald mit Lebensmitteln, Herr van Delft-

huis erschien mit verbundenem Kopfe, um seinem Gaste Gesellschaft zu leisten, und der kleine Zirkel überließ sich der Freude, daß Alles noch so gut abgelaufen sei; nur wurde die frohe Stimmung der Frau van Delfthuis oft durch den Gedanken getrübt, daß dieser Unfall ihrem Gemahl durch die Bosheit eines ihrer Verwandten bereitet worden sei.

Die heitere Unterhaltung brachte das offene Gemüth des Kaufmanns dem leichtblütigen, schier ausgelassenen Soldaten, der sich wie ein alter Hausfreund liebenswürdig, ungebunden und einnehmend betrug, näher und näher, und veranlaßte natürlich endlich die Frage nach Namen und Verhältnissen, so wie nach Grund und Ursache des Aufenthalts in Amsterdam.

Der Franzose erzählte denn auch ohne Ziererei, daß er ein Edelmann aus der Bretagne sei, Namens Robert de Beaux, die deutschen Feldzüge unter des Kaisers siegreichen Fahnen mitgemacht, sich bis zum Premierlieutenant em-

vor geschwungen habe, zuletzt in Spanien eine gefährliche Blessur erhalten, und, nachdem er hergestellt, in Paris mit dem kaiserlichen Versprechen einer vortheilhaften Bedienstung bei der Regierung der niederländischen Provinz entlassen worden sei. Am Morgen dieses Tages sei er denn glücklich im Laag gelandet und gleich im ersten nächsten Wirthshause, der alten Stadtherberge, abgestiegen. Seine Briefe hoffe er morgen abzugeben, und sei dann der zugesagten Anstellung gewärtig.

Der Hausherr trank auf günstige Erfüllung aller Wünsche und Hoffnungen seines Gastes, und sagte dann: „Wahrscheinlich wird man Sie hier placiren wollen, Herr de Beaur. Sollte man aber auch höhern Orts diese Absicht nicht haben, so werde ich all' meinen Einfluß anwenden, daß es dennoch geschieht, und damit ich Sie immer recht in meiner Nähe habe, so werde ich dafür sorgen, daß Sie ein recht anständiges Logis hier im Hause erhalten. Herr Peter Stübecke, der Wirth und Hausbesitzer, thut mir schon

den Gefallen, Ihnen einige Zimmer im vierten Stock, welchen er immer an ledige Herren zu vermiethen pflegt, abzutreten."

„Sie sind besonders gütig," versetzte der Beaur, und seine Augen funkelten begehrlich auf Gretchens blühendem Gesicht.

„Im dritten Stock wohnt auch ein Franzos," sagte der Hausherr vertraulich offen; „er hat das ganze Stockwerk inne mit Frau und Kind. Ich bitte Sie, machen Sie sich nichts mit ihm zu schaffen; er gilt hier allgemein für einen Spion, und soll der hiesigen Polizei vorstehen; und wie anders wollte er seinen Aufwand bestreiten? Halten Sie sich zu mir; ich meine es redlich mit Ihnen. Und für diese Nacht nehmen Sie mit unsrer Bewirthung vorlieb. Ihr Lager ist schon bereitet."

De Beaux dankte verbindlichst, und versenkte sich eine Stunde darauf in eine schneeweiße Wolke der weichsten Eiderdunen in einem kostbaren Gemach.

Es war ohngefähr um dieselbe Stunde, als sich die Zechgäste aus den Zimmern im untern Stockwerke des Hauses allmählig verliefen, vom dicken freundlichen Wirth höflich begrüßt und zur baldigen Wiederkehr eingeladen. Nur zwei junge Gesellen blieben fest sitzen, und wichen nicht von ihren hölzernen Stühlen, obgleich's um sie herum immer leerer wurde, und die Lichter fast ganz herabgebrannt waren. Meister Peter Stübecke, der Wirth, hatte sich schon am Abend, gleich nachdem die beiden Bursche, deren einer ein Ränzlein getragen, in die Stube getreten waren, bei dem und jenem erkundigt, wer wohl die fremden hübschen Jungen sein möchten, aber Niemand hatte ihm auf seine Frage dienen können; und da die zwei jungen Leute die Kleidung der untersten Stände trugen, auch still zusammen in einer Ecke saßen und ihren sogleich bezahlten Wein tranken, so hatte ihrer weiter Niemand Acht, außer dem Wirth, der sie je zuweilen mit neugierigen Augen von vorn

und hinten betrachtete, und aus ihren Gesichtern einen Widerspruch mit ihren Kleidern herauslesen wollte. Denn Meister Stübecke verstand sich etwas auf das menschliche Antlitz, und trieb dies Studium in seinen Schenkstuben, seit er seine Küserprofession aufgegeben hatte. Seine Aufmerksamkeit wurde inzwischen dadurch von den Jünglingen abgezogen, daß ein Mann in einem Bedientenrocke hereinkam und durch eine wichtige oder interessante Nachricht, die er zu bringen schien, schnell einen Kreis um sich versammelte. Meister Peter fragte neugierig, was der Jean dort zu erzählen habe, der allgemeinen Theilnahme so würdig, und ein Gast berichtete mit lauter Stimme, aus welcher die Schadenfreude recht unverkennbar hervorleuchtete, daß der älteste Sohn des Herrn von Cloporte von einem niederländischen Pfarrer im Duell erlegt worden sei.

„Das macht gewiß allen Menschen Freude, die ihn kannten," sagte der Wirth leise vor

sich hin, und nur halb zu seinem Nachbar gewandt.

„Und dem Teufel ebenfalls," versetzte dieser; „denn der hat ihn doch besser gekannt, als wir alle. Ich glaube sogar, sie standen in einem engen Verwandtschaftsgrad zusammen."

Die Stühle wurden nun leise zusammengerückt, auch fleißig umhergespäht, ob kein verdächtiger Horcher in der Nähe sei, und darauf dem gefallenen Franzosen, den alle wohl zu kennen schienen, ein Panegyricus gehalten, dessen kurzer Sinn dahin lautete, daß erwähnter Sohn des Herrn von Cloporte eins der schlechtsten Subjecte der menschlichen Gesellschaft gewesen, und namentlich als Franzosengeißel der Holländer seit König Ludwigs Abzug sich bis zum Abscheu verhaßt gemacht habe. Die Bürger priesen Gottes Strafgericht und belobten den tapfern niederländischen Seelenhirten, der die Waffen so trefflich zu führen verstanden, fragten nach dessen Namen, den aber Niemand

anzugeben wußte. So leise nun auch diese Gespräche geflüstert wurden, so konnte es doch nicht fehlen, daß Einzelnes davon, in der Freude des Herzens vielleicht zu laut gesprochen, zu Ohren drang, für welche diese patriotischen Reden nicht bestimmt waren, und namentlich hörten jene beiden Jünglinge manches, worüber sie sich sehr bedeutsame und beredte Blicke zuwarfen, deren Sprache sie untereinander wohl zu verstehen schienen.

Als nun die Sache gehöriger Weise bürgerlich breit besprochen und von allen Seiten beleuchtet war, wünschte ein Gast um den andern gute Ruhe, und des Wirthes neugierige Augen fielen wieder auf die Jünglinge, die er denn endlich, als nur noch wenig Gäste mehr da waren, anzureden nicht unterlassen konnte.

„Die jungen Herren sind wohl fremd in Amsterdam?“ fragte Stübecke lächelnden Angesichts, und rückte, sich zu ihnen setzend, am braunen Lederkäppchen.

„Das sind wir, Herr Wirth," versetzte der Eine herzhaft, während der Andere sich schüchtern abwandte.

„Was für Gewerb oder Geschäft, wenn's erlaubt ist?" examinirte der Wirth weiter, und steckte die Hände wohlbehaglich in die Hosentaschen, während er sein scharfes Auge auf die Gefragten heftete.

„Wir sind Theerhändler aus einem Walddorfe im Herzogenbusch," versetzte der Aeltere, „und haben bei unsers Vaters Lebzeiten den Absatz in unserer Gegend gehabt. Nun aber, da er todt ist und die Zeiten schlechter geworden sind, sehen wir uns genöthigt, weiter nach Brod zu gehen, und so bin ich denn mit meinem jüngern Bruder auch nach Amsterdam gekommen, zuzusehen, ob wir uns unter den hiesigen Schiffern keine neue Kundschaft erwerben können."

„Daran wird's nicht fehlen," meinte der Wirth. „Ihr habt gewiß deshalb auch Euer Quartier draußen an der Wasserseite genommen?"

„Wir haben noch gar kein Quartier, und glaubten, Ihr würdet uns auch Nachtherberge geben, Herr Wirth.“

„Das kann ich nicht,“ versetzte Peter Stübecke. „Ich habe nur Bier- und Weinschank, aber keinen Gasthof. Das Herbergen ist mir verboten. Ihr thut wohl daran, im Orangenbaum zu übernachten; dort findet Ihr Leute, wie Ihr sie braucht.“

„Wir wissen aber keinen Bescheid. Weis't uns doch lieber zur nächsten Herberge.“

„Ich will Euch meinen Kellerbuben mitgeben. Habt Ihr gute Pässe? Sonst könnt Ihr in schlimme Händel mit der französischen Polizei kommen.“

„Wir sind gut versehen,“ antwortete der redende junge Mann und zog aus seiner Brieftasche ein Päckchen Papiere, um es dem Wirthe zur Durchsicht darzureichen.

Dieser wehrte aber mit der Hand ab, und sagte: „Ich bin kein Polizeimann und habe gar

kein Recht nach Euern Papieren zu fragen. Ich that's blos Euers Beſten willen, weil Ihr mir gefallt, Ihr jungen Herren."

„So leſ't doch," bat der ältere Theerhändler, und warf einen beſorgten deutſamen Blick auf zwei Männer an einem entferntern Tiſche, außer ihnen die letzten Gäſte. Dem Wirthe fiel dieſer Blick auf, er nahm die Papiere, ſchlug ſie von einander und fing eben an, die Päſſe zu durchleſen, als ihm ein Brief in die Hand kam, auf welchem er zu ſeiner Verwunderung las: „An den Küfermeiſter und Schenkwirth Peter Stübecke in Amſterdam." Ohne ſich lange zu beſinnen, fuhr der ſchlaue, entſchloſſene Mann mit dem Briefe raſch in die Taſche, las die Päſſe durch, und gab ſie mit dem lautgeſprochenen Bemerken zurück, daß ſie ſeiner Anſicht nach vortrefflich ſeien. Hierauf entfernte er ſich, um, wie er ſagte, den Kellerbuben zu rufen, kehrte auch gleich darauf zurück und ſagte: „der Junge ſchläft ſchon; ich will Euch ſelbſt ein

Stück der Straße hin geleiten und Euch das nächste Wirthshaus zeigen."

„Das könnten wir ja auch, Meister Stübecke," sagte einer der letzten Gäste. „Wir wollen ohnedies jetzt aufbrechen und gehen denselben Weg, so könnten wir wohl den Burschen Bescheid thun."

„Ich möchte mit Euch noch ein besonderes Wörtchen zusammen sprechen bei einem frischen Trunk," versetzte der Wirth entschlossen. „Deßhalb bitt' ich Euch, noch einige Minuten zu verziehen. Ich werde gleich zurück sein."

Die Gäste blieben sitzen, und die beiden Jünglinge folgten dem Wirth aus der Stube. Aber nicht auf die Straße führte er sie, sondern faßte sie bei der Hand und zog sie rasch und gewandt durch die Hausflur, über einen dunkeln Gang bis in eine Kammer, wo ein dürftiges Bett stand.

„Hier müssen Sie für diese Nacht vorlieb nehmen, meine Herren," sagte Stübecke leise.

„für morgen will ich schon weiter Rath schaffen. Legen Sie alle Furcht ab. Wer unter Peter Stübecke's Schutz gestellt ist, kann sicher und ruhig schlafen. Es ist eine arge entsetzliche Zeit, und das Franzosenthum liegt uns wie ein schwerer geschwefelter Wein im Magen. Aber es muß auch hinaus. Nur Geduld! Ich gehe, um keinen Verdacht zu erregen. Man darf jetzt nur seinen besten Freunden trauen. Morgen ein Mehres! Gute Nacht!"

Der Wirth ging und verwahrte die Thüre von gußen mit Riegel und Schloß; hernach verfügte er sich wieder in die Gaststube und begann sogleich mit den beiden Gästen über eine Angelegenheit, auf die er sich schnell besonnen hatte, zu sprechen, und entließ die beiden Leute endlich, nachdem sie sich ein wenig geärgert, daß die Sache, hinter welcher sie sich Wunder was gedacht, so unbedeutend sei, mit herzlichem Gutenachtgruß.

Vorsichtig verschloß er nun die Hausthüre,

leuchtete überall umher, ob Alles in Ordnung sei, verfügte sich dann in die Kammern des Gesindes, um sich zu überzeugen, daß alle zu Bette lägen, verschloß die Thüren und ging endlich in das Schlafzimmer seiner Familie. Doch auch aus diesem kehrte er nach einiger Zeit zurück; auch hier hatte er blos nachgesehen, ob jegliches in den Federn stecke. Nun löschte er das Licht aus, und fühlte sich im Dunkeln sicher und rasch die breite Treppe hinauf. Auf diese Art stieg er leise bis ins vierte Stockwerk, wandte sich links, öffnete eine Thüre, schlich über einen kleinen Vorsaal und klopfte kaum hörbar an eine zweite Thüre. Augenblicklich wurde innen ein Riegel zurückgeschoben und aufgethan. In schwachem Lichtschimmer stand ein großer schöner Mann in einem langen dunkeln Oberrock vor dem eintretenden Wirthe und fragte: „Ist Alles bereit?"

„Vorn ist Alles leer, Vetterchen," versetzte Stübecke, „dahingegen ist's hinten desto voller. Laß uns eilen!" Und alsobald erfaßte

er des langen Mannes Hand und zog ihn im Dunkeln die Stiege hinab, dann und wann vorsichtig horchend, ob sich nichts Verdächtiges in der Nähe vernehmen lasse. So waren sie, ohne weiter ein Wort zu reden, bis in die Hausflur gekommen, und der Wirth führte den Mann denselben dunkeln Weg, welchen er vorhin die beiden Jünglinge geleitet hatte, aber an der Kammer vorüber, worin jene beiden eingeschlossen waren, zu einer andern Thüre. Drei Mal wiederholtes, steigend stärkeres Pochen veranlaßte, gleichsam als besonderes Zeichen, ein vorsichtiges Oeffnen von innen. Ein Mann, in einen langen Mantel gehüllt, stand mit einer Blendlaterne dicht an der Thür und hielt in der andern Hand einen Dolch, dessen blanker Stahl im Strahl des Laternenlichts blitzte.

„Loosung?" fragte der Verhüllte, und: „Es lebe Oranien!" versetzte der Wirth und zog seinen Mann schnell nach über die Schwelle

und öffnete nach einigen Schritten eine zweite Thür. Heller Lichtglanz strömte ihnen aus einem großen Zimmer entgegen, und alle Tische waren ringsum dicht mit Männern besetzt, deren Blicke den Eintretenden neugierig zuflogen. Eine Grabesstille herrschte im Zimmer. Aber der Wirth räusperte sich schon und begann mit gedämpfter Stimme: „Hiermit habe ich die Ehre, Ihnen meinen Neffen vorzustellen, von welchem ich Ihnen schon vielfältig gesprochen und auf dessen Erscheinen in Ihrer Mitte ich Sie vorbereitet habe. Sie sind zusammengekommen, um seine Aufträge vom durchlauchtigsten Prinzen von Oranien anzuhören und ihm darauf zu antworten. Sie haben mir die Ehre angethan, mein Haus zum Versammlungsort zu wählen, weil wir hier sicherer sind, als in jedem andern Hause der Stadt, und ich danke Ihnen für Ihr gütiges Vertrauen."

„Meister Peter Stübecke," redete jetzt einer der sitzenden Männer mit einem höchst vor-

nehmen Anstand und würdigen Geberden, wir haben das feste Vertrauen in Euch gesetzt, daß Ihr die Rechtlichkeit Eures Neffen in allen Stücken prüfet, denn in diesen Zeiten der Lüge und des Drangsals schliche sich auch wohl der Wolf in einem Schaafpelze mitten unter die getreuen Lämmer, um sie dem blutdürstigen Tiger desto sicherer zu verrathen. Leider haben wir Unglückliche gegründete Ursache, unsern Brüdern und Freunden nicht zu trauen, bevor sie nicht streng geprüft sind. Der Verrath hat seine Drachenzähne in unsre Häuser gesä't, die Falschheit umschleicht den patriotischen Dranier auf jedem Schritte, und die Machthaber schicken ihre Spione unter mancherlei Gestalt und Verkappung, unsre Pläne und Vorkehrungen zu erforschen. Mehr als je ist demnach die größte Vorsicht nothwendig, damit die getreue Heerde nicht zersprengt, in den Kerker, oder wohl gar zur Schlachtbank geführt werde. Ich kann der verehrten Versammlung versichern, daß ich mit

der möglichsten Vorsicht bei Prüfung des jungen Mannes zu Werke gegangen bin, welcher hier als heimlicher Abgesandter des Prinzen von Oranien vor uns steht. Meister Stübecke hat mir vorerst alle Papiere desselben vorgelegt, und ich habe sie heute durchforscht und richtig befunden; ein Brief des Sohnes unsres Erbstatthalters an mich und alle getreuen Holländer giebt der Glaubwürdigkeit dieses Gesandten den Ausschlag; denn ich habe die Ehre, die Hand des Prinzen von Oranien zu kennen. Uebrigens erwecken noch zwei Umstände Vertrauen für gegenwärtigen Valtin Kampvorst, Gesandten Seiner Durchlaucht, zuerst weil in ihm verwandtes Blut unsres wackern patriotischen Wirths fließt. sodann weil Valtin, damals noch gemeiner Matrose, das Franzosenjoch, welches uns aufgebürdet wurde, nicht ertragen konnte, und gleich nach dem Einzuge des Königs Louis nach England entwich, wie viele Andere seiner Kameraden. Dort hat er es durch Fleiß und Talent bis zum Kapitän

gebracht, und der Prinz von Oranien, der edle Freund aller Holländer, wo sie auch leben mögen, hat ihm seine hohe Gunst geschenkt. Zuerst werde ich also die Papiere des Kapitän Kampvorst der verehrten Versammlung vorlesen, hernach mag er selbst sich seiner Nachrichten und Aufträge entledigen."

„Herr von Hagendorp wolle mir gütigst vorher erlauben, daß ich die verehrte Versammlung mit einer Nachricht von der höchsten Wichtigkeit bekannt mache," redete der Kapitän zu dem Sprecher der Versammlung, und dieser winkte gewährend mit der Hand.

„Meine Herren," fuhr jetzt Kampvorst zu der Menge gewendet fort, „die nächste Veranlassung zu meiner geheimen Sendung ist eine verbürgte Nachricht, entnommen aus Depeschen, welche, Tags vor meiner Abreise, ein Schnellsegler von Petersburg an den Hof von St. James brachte, und die kürzlich darin bestehen: das französische Heer befindet sich in Rußland

im Zustande gänzlicher Auflösung und geht seiner Vernichtung entgegen. Zwar hat Napoleon Moskau besetzt, aber die Stadt war von den Einwohnern verlassen und fast alle Häuser mit Pulver, Pech und Schwefel, und andern Brennmaterialien angefüllt. Ganz Moskau ist in Flammen aufgegangen, mit ihm sind es Napoleons kühnste Hoffnungen und Entwürfe. Ein großer Theil seines Heeres ist vernichtet, er hat keine bleibende Stätte mehr in Rußland. Tormasow und Tschitschagow sind von Süden und Westen herangedrungen, Wittgenstein von Norden, und Kutusow sitzt den Franzosen, die ihren Rückzug bereits angetreten haben, auf der Ferse. Dies ist Wahrheit, aber Lüge sind Napoleons Bülletins."

Das höchste Erstaunen hatte bis jetzt die Zungen der Versammlung gefesselt. Jetzt jubelten einige Stimmen wild durch einander, die Männer erhoben sich, und stürmische Laute freudiger Ueberraschung wurden bald in einen all-

gemeinen Chor vereinigt. „Ist's möglich! Sprecht. Ihr Wahrheit, Kapitän? Unser Tyrann vom Glück verlassen? gedemüthigt in seinem Uebermuthe?"

Als der Sturm der Freude vorüber war, nahm Herr von Hagendorp wieder das Wort, daß der Prinz von Oranien in seinem Briefe versichere, die Nachrichten des Kapitäns seien nicht zu bezweifeln, sondern vielmehr darauf die Pläne für die Zukunft zu bauen. „Aber sagen Sie uns, Kapitän," fuhr er zu diesem gewendet fort, „wie ist es Ihnen möglich gewesen, uns diese wichtigen Nachrichten von England herüber zu bringen und den Argusaugen der Franzosen zu entgehen?"

„Als holländischer Fischer gekleidet, schwamm ich auf einem Fischerboote den Mündungen des Rheins zu, nachdem mich ein englisches Schiff so nahe, als es die Gefahr erlaubte, in der Nacht gebracht hatte. Meine Depeschen waren zwischen die Sohlen meiner Schuhe genäht. In

der Nähe meines Geburtsortes Oude Wetering bin ich mit allen Gelegenheiten bekannt. Hier landete ich an einer wenig besuchten Stelle, nahm einen Hamen voll Fische auf die Schulter, und ging keck in das Dorf zu meinem Vetter Andreas Stübecke, Bruder meiner Mutter und dieses wackern Meisters hier, und ein Patriot und Anhänger an das Haus Oranien, wie dieser. Dem Onkel durfte ich mich unter vier Augen entdecken, und er machte meine Eltern mit meiner Ankunft bekannt, jedoch so, daß alles Aufsehen vermieden wurde. Ich sah die Alten am Abend und empfing ihren Segen, dann fuhr ich mit Onkel Andreas auf dessen Boot und gleichsam als Schiffsknecht nach Amsterdam ab. Hier kehrten wir sogleich bei Meister Peter ein, ich entdeckte mich ihm und bezog ein Zimmer im vierten Stockwerk. Dort hab' ich nun schon zwei Tage heimlich gelebt, und wünsche nur, durch einen Herrn der Versammlung französische Papiere zu erhalten, um gesichert

zu sein, im Fall ich den Augen der französischen Spione dennoch auffallen sollte. Auch sind solche Papiere zu meiner Rückreise durchaus nöthig."

Die Gesellschaft berathete über diesen Punkt eine Zeit lang. Endlich nahm Herr von Hagendorp wieder das Wort an den Kapitän Kampvorst, indem er sagte: „Der Versuch, Ihnen diese Papiere zu verschaffen, dürfte für uns alle von der größten Gefahr sein, nicht zu gedenken der Schwierigkeiten, welche seine Realisirung verursachen würde. Nach unser aller Dafürhalten giebt es einen weit leichtern Weg, auf welchem Sie sich selbst in den Besitz dieser Papiere setzen können. Vielleicht hat Ihnen Ihr Onkel Peter schon gesagt, daß im dritten Stockwerk dieses seines Hauses Herr von Cloporte, ein französischer Particulier, oder vielmehr, wie wir alle wissen, Polizeidirigent und Spion, wohnt. Es ist zu Ihres Onkels, so wie zu unser aller Sicherheit nöthig, daß dieser Mann im Hause wohne, um jeden Verdacht der fran-

zösischen Regierung von demselben abzuwenden. Suchen Sie also auf irgend eine nicht auffällige Weise die Bekanntschaft dieses Mannes und offeriren Sie sich ihm als geborner Holländer zum französischen Spion. Ihre eigene Klugheit wird Ihnen die beste Rolle eingeben. Durch Herrn von Cloporte werden sie hernach Alles erlangen, was Sie wünschen."

Der Kapitän fand den Vorschlag plausibel, und so wurde denn zum Vorlesen der Papiere geschritten, und die Patrioten vernahmen mit hochherziger Freude die an sie gerichteten Worte des geliebten Prinzen. Hierauf wurde beschlossen, soviel als möglich Patrioten zur Verschwörung gegen die französische Herrschaft zu werben und bei der ersten passenden Gelegenheit einen Aufstand zu erregen. Einstweilen wurde zur Berathung einzelner örtlicher Verhältnisse eine anderweitige geheime Zusammenkunft anberaumt, dann schloß Herr von Hagendorp, als Präsident, die Berathung. Die Lichter

wurden verlöscht und leise schlichen die Männer durch das Hinterhaus, vereinzelten sich dort, indem einige durch ein enges Gäßchen gingen, andere einen Kahn bestiegen, welcher an einem nahen Kanal angebunden war. Der Kapitän Kampvorst fand an der Hand seines Onkels wieder sein Zimmer und sagte zu demselben: „Wenn die Elisabeth wüßte, wer in der Mitternacht so nahe an ihr vorübergegangen sei, ich glaube, sie hätte kein Auge zuthun können. Ob sie wohl eine Ahnung von mir im Traum hat? Denn sie liebte mich doch gar zu stark und herzlich; ich weiß es ja. Sie hätte mit mir lieber Kartoffeln und Salzfische gegessen, als die Leckerbissen an ihres reichen Mannes Tische. Aber ich war auch allein daran Schuld, daß sie ihn genommen, denn ich stellte mich ganz wie rasend, als der Mann nur angefragt, und dazu konnte sie ja doch nicht. Ich behandelte sie schlecht und ging über acht Tage nicht zu ihr.

Unterdessen war's richtig geworden mit dem Kaufherrn."

„Ich weiß ja Alles aus ihrem eigenen Munde," wisperte der Wirth. „Sie hat's mir umständlich erzählt. Alle Welt hat ihr das ungeheure Glück angepriesen, welches ihr als einer so vornehmen Kaufmannsfrau bevorstehe; dann haben sie ihr eingeredet, Du liebest sie gar nicht, sonst bliebest Du nicht weg; Du wolltest sie los sein, ja man hat ihr sogar Reden hinterbracht, die Du über sie geführt haben sollst und die Arme in Verzweiflung gebracht haben, und in dieser Verzweiflung hat sie dem Zureden ihrer Eltern nachgegeben und den Herrn van Delfthuis geheirathet. Und wahr ist's, sie hat ihre ganze Familie dadurch glücklich gemacht; Einer ihrer Brüder arbeitet mit auf dem Comptoir des Herrn van Delfthuis und zieht ein reiches Salair; ein anderer ist schon Lieutenant auf ihres Gemahls Schiffe, den dritten erhält er auf der hohen Schule, der

soll ein Jurist werden, und den jüngsten, der noch zu Hause ist, will er die Apothekerkunst lernen lassen. Eben so gut versorgt er die Schwestern; die Marthe ist an einen Schiffskapitän verheirathet und die Christine mit einem Arzte verlobt. Herr van Delfthuis stattet jede aus, wie seine eigne Tochter. Er ist ein edler und vortrefflicher Mann, der jedes andern Biedermanns Achtung verdient."

„Es freut mich, daß die Elisabeth so sehr gut angekommen ist," entgegnete der Kapitän Kampvorst wehmüthig, „ich hab' ihr solch Glück gewünscht, und wünsche ihr noch weit mehr von ganzer Seele. Weiß Gott! mir blutet noch immer das Herz nach fünf langen Jahren voll mancherlei Stürmen, aber ich freue mich doch über ihr Glück; ich hätte es ihr nicht so bereiten können. Merkwürdig ist's, daß sie gerade in Euerm Hause wohnt, Vetter."

„Das ist eben kein Zufall. Sie hat ja ihrem eigenen Geständniß zu Folge ihrem Haus-

herrn so lange eingeredet, bis er die Bel-Etage meines Hauses miethete, und da er ihr so sehr gewogen ist, so thut er ihr zu Gefallen, womit er sie nur erfreuen kann. Sie behauptet aber, den größten Wohlgefallen an der schönen Straße, an meinem Hause und an dem geräumigen freundlichen Logement insbesondere zu haben. Eigentlich aber wollte sie stets in meiner Nähe sein, um mich immer nach Dir auszufragen, und so oft sie mich sieht, fragt sie jedesmal mit rührender Stimme: Habt Ihr noch immer keine Nachricht von dem armen Valtin, Meister Stübecke? und meist stehen ihr die hellen Thränen dabei in den großen schönen Augen. Und daran sehe ich recht, wie sie Dich noch heiß im Herzen trägt, obgleich sie reich ist und einen seelenguten Mann hat. Sie ist ihm wohl nicht gram, aber mit der Liebe hat's auch gute Wege."

„Und wenn sie mich noch mehr liebte, ich darf sie doch nicht wieder sehen," weinte der Seemann. „Ich glaube, ich stürbe vor Schmerz.

Und deßhalb bitt' ich Euch um Gotteswillen, Vetter Oheim, verrathet Ihr mit keinem Blick, keiner Silbe, daß ich im Hause bin. Hört Ihr!"

„I bei Leibe nicht! Das seh' ich ja ein, daß daraus nichts Gutes entstände, wenn Ihr zusammen kämet, und Herr van Delfthuis ist ja so ein braver Mann, an dem wir keine Sünde begehen wollen. Schlag' Dir's aus den Gedanken, lieber Junge. Schlaf wohl! Morgen besuch' ich Dich bei Zeiten. Es schlafen die Nacht ein Paar junge Leute bei mir, die unserer Hülfe bedürfen. Doch jetzt ist's zu spät, davon zu sprechen. Es ist schon drei Uhr vorüber und der Tag eignet sich besser dazu." Er zog die Thüre zu, die von innen verschlossen wurde, und legte sein Haupt, voll mancherlei Gedanken, bald darauf in den weichen Pfühl, und entschlief sanft, wie ein braver gewissensreiner Mann.

Eh am andern Morgen Herr van Delfthuis sich auf sein Comptoir verfügte, trat er in die Wohnstube des Meister Peter Stübecke. Höflich nahm dieser sein Käppchen ab, sehr erfreut über den vornehmen Besuch, und fragte mit Zuvorkommenheit, womit er die Ehre haben könne, dem Herrn zu dienen.

„Lieber Meister," sagte der Handelsherr, „ich möchte Euch gern einige Zimmer im vierten Stockwerk für einen sehr werthen Freund abmiethen, der mich gestern Abend aus Mörderhänden gerettet hat, wie Ihr noch aus meinem verbundenen Kopfe ersehen könnt."

Auf diese Rede lief Frau und Kind herbei, und der Wirth fragte theilnehmend neugierig nach dem Vorfall und pries Gott, nachdem van Delfthuis erzählt, daß es so glücklich und nur mit einigen Beulen abgegangen war.

„Der junge Mann," fuhr der Erzähler fort, „der mich so ritterlich beschützte, gefällt mir ausnehmend wohl, und ich möchte ihm gern meine

Dankbarkeit auf eine absonderliche Art an den Tag legen, und zu dem Behufe im Hause haben. Da ich nun weiß, daß Ihr jetzt leere Zimmer im vierten Stockwerk" — „Gehabt, gehabt, mein Herr van Delfthuis," fiel ihm der Meister in die Rede. „Beide Logements da oben sind vermiethet und besetzt; das eine linker Hand schon vor drei Tagen, das andere rechts erst gestern Abend. Es thut mir sehr leid, daß ich meinem Herrn van Delfthuis nicht dienen kann."

„Das ist mir sehr unangenehm zu hören, zumal ich Herrn de Beaux bereits fest zugesagt habe, daß er bei mir wohnen soll. Und es wird mir sehr schwer werden, mich von diesem liebenswürdigen jungen Manne zu trennen."

„Wenn Sie mir erlaubten, mein Herr," sagte Stübecke, „so würde ich Ihnen den Vorschlag thun, dem Herrn Franzosen, welchen Sie so nahe um sich zu haben wünschen, einige Ihrer hintern Zimmer einzuräumen. Er hat dort die Aussicht auf den Kanal und wohnt beque-

mer und Ihnen näher als im vierten Stockwerk. Und Sie werden den Raum jener Zimmer kaum entbehren."

„Ihr habt da einen guten Einfall, Meiſter Stübecke. Zwar ſind dort die Zimmer meiner Tochter; allein ſie könnte die daranſtoßenden beziehen nach vorn, und ihr meine Frau eins abtreten. Ja, ja, es geht. Ich werde mit meiner Frau reden."

Der Kaufmann ging, und Peter Stübecke beſorgte ein ſchmackhaftes Morgenbrod, entſtöpſelte eine Flaſche alten Wein, und trug Alles ſelbſt ins vierte Stockwerk. Oben wandte er ſich aber nicht links, wie in der Nacht vorher zum Logis des Neffen Kampvorſt, ſondern er ging rechts, und begrüßte bald die beiden Jünglinge, die ſich für Theerhändler ausgegeben hatten, freundlich im Zimmer.

„Nun wie gefällt Ihnen Ihre neue Wohnung?" fragte der Wirth.

„Sie gefällt uns ſehr wohl," verſetzte der

Aeltere, „und Ihre Güte und herzliche Theilnahme an unserm Schicksale verschönert sie uns noch weit mehr; aber sie würde uns die herrlichste auf der Welt sein, wenn sie jenseits des Kanals an der englischen Küste läge."

„Ja, das Wenn!" lachte der Wirth, „dies kleine Wort ist ein Meer, größer als der Kanal, oder eine Mauer zwischen dem Lande unserer erbärmlichen Existenz und den blühenden Feldern unsrer Wünsche, höher und größer als die chinesische. Damit ist's nun ein Mal nichts. Nun wär's ja gerade kein Ding der Unmöglichkeit, Sie nach einiger Zeit doch nach England hinüber zu bringen, und ich hätte schon Gelegenheit, dazu Rath zu schaffen: aber ich halte es für unnöthig. Es haben sich uns nämlich Aussichten eröffnet, die uns hoffen lassen, daß es über ein Kleines bei uns mit dem Franzosenthum ganz aus sein dürfte. Das französische Heer ist in Rußland schier vernichtet, und bei uns glüht es furchtbar unter der Asche. Deß-

halb denk ich, Sie bleiben diesen Winter über bei mir. Wer weiß, was uns der neue Frühling bringt! Ich will Ihnen das Stübchen schon so warm machen lassen, daß Sie sich nicht hinaussehnen. Und für Beschäftigung will ich schon auch sorgen. Da ist der Buchhändler van der Vlie, auch einer von den Patrioten, der hat immer zu schreiben und zu schaffen für einen gelehrten Mann, wie Sie, mein Herr. Ich werde heute noch mit ihm Ihretwegen sprechen."

„Das Alles ist recht schön, Meister Stübecke," sagte der junge Mann, „aber werden wir denn auch sicher sein in Ihrem Hause? Ach, seitdem Sie uns diesen Morgen gesagt haben, daß Cloporte's Vater unter uns im dritten Stockwerke wohnt, scheint uns der Aufenthalt höchst gefährlich. Es ist für uns ein sehr unglücklicher Zufall, daß unser bester Freund und unser Todtfeind in Amsterdam in einem Hause wohnen."

„Dieser Zufall ist so unglücklich nicht für

Sie, wie er auf den ersten Blick wohl scheinen möchte. Jedes Ding hat zwei Seiten; wohl dem Menschen, der die lachende nach sich zu kehrt! Das ist nun so meine Natur. Sehen Sie z. B. was haben Sie mit dem schlechten Franzosen eine Treppe tiefer zu schaffen? Niemand kennt Sie im Hause, und wie wenig Menschen werden in Amsterdam sein, die Sie kennen. Und wer in aller Welt wollte auf den Gedanken kommen, daß Sie über dem Schurken wohnen, dessen nichtswürdigem Jungen Sie die Reise in des Teufels Rachen etwas abgekürzt haben. Wer wohl wollte Sie in diesem Aufzuge vermuthen? Und überdies können Sie ja hübsch zu Hause bleiben, und die nöthigen Wege kann der kleine Bruder machen. Geben Sie sich also nur zufrieden."

„Es bleibt uns ja weiter nichts übrig," sagte der Aeltere. „Ich habe Muth; aber mein Kleiner hier wird von Angst gemartert."

„Schlagen Sie sich's aus dem Sinne.

Immer heiter ins Leben geblickt, und wenn's auch aussieht wie eine schwarze Wetterwolke!" rief der joviale Wirth jetzt dem Jüngern zu, jedoch immer mit demjenigen Anstand, wie der Gebildete ihn dem Vornehmen zu zeigen pflegt. „Lassen Sie uns mit Ihrer Erlaubniß ein Glas auf unsre gute und glückliche Hausmannschaft leeren." Er schenkte die Gläser voll, sie stießen an, und Peter Stübecke, so wie der Aeltere der beiden Jünglinge tranken ihr Glas auf einen Zug aus, der Jüngere nippte nur bescheiden an dem seinigen.

„Nun geh' ich, um für Arbeit und Unterhaltung zu sorgen," sagte der Wirth und beurlaubte sich mit freundlichen Blicken von seinen räthselhaften Gästen.

Als er fort war, öffnete der Jüngere den Mund und sagte mit einer weichen Mädchenstimme:

„Der Wirth ist ein recht braver Mann, und das ist's, was mich einigermaßen zu beruhigen vermag."

„Der Maire Vlisseke sagte mir gleich, daß wir bei Peter Stübecke am sichersten seien, und deßhalb gab er mir den Brief an ihn, und nicht an einen Reichen oder Adligen hier. Die Patrioten haben durch das ganze Land einen geheimen Bund, der den schärfsten Augen der französischen Spionenpolizei entgeht, und Peter Stübecke gilt als einer der trefflichsten unter ihnen. Das alles sagte mir der Maire, und fürwahr! man sieht's dem Meister sogleich an, daß er ein sehr edler Mensch ist; wir sind also in den besten Händen. Beruhige Dich demnach, mein süßes Herz, und laß uns die Gaben des Himmels genießen, die uns Meister Stübecke so freigebig reicht."

Er schenkte die Gläser voll, sie stießen herzhaft an und tranken. Hierauf schloß der Aeltere den Jüngeren mit Leidenschaft in die Arme, küßte ihn und strich ihm die schönen braunen Locken aus dem edlen blühenden Gesichte. „Laß uns der Liebe vertrauen, sie ist die heiligste und

gewaltigste Macht des Universums; sie wird ja ein Paar Herzen schützen, die so ganz ihrer Fahne geschworen haben." Diese Worte mischte der Jüngling unter die Küsse, und noch andre süße Namen, wie sie der Geliebte nur der Geliebten zu geben pflegt, und unter denen sich „meine theure unaussprechlich geliebte Louison" oft wiederholte.

Das vom Liebesrausch erröthete Mädchen — denn ein solches steckte unter der Hülle des zarten Knaben — entwand sich den feurigen Umarmungen des Jünglings und sagte: „Man hört es Dir an, Gerard, daß Du den Meßrock für immer ausgezogen und Kerze und Rauchfaß mit Degen und Feder vertauscht hast. Auch daß Du den Franzosen nicht sonderlich zugethan und kein blinder Anbeter des großen Napoleon bist, geht aus Deinen Aeußerungen hervor, welche die Macht der Liebe über die der katholischen Kirche, deren eifrigster Priester Du vor kurzem noch warst, und über die des allmächtigen Kaisers

setzen, dessen Unterthan Du doch eigentlich jetzt noch bist."

„Ich bin nun ein Priester der Liebe, ich bin nur ein Unterthan dieser allein mächtigen Königin. In Deinen Augen aber, mein unvergleichliches Mädchen, hat die Göttin ihren Königsthron aufgeschlagen, von dort aus beherrscht sie mich, wie Jupiter mit dem gezackten Blitz die Welt, aber ihre Blitze sind Deine Blicke, die mein Herz in Flammen gesetzt haben. In Deinem Herzen hat sie ihr Hoflager aufgeschlagen, wie Venus einst zu Amathunt, hier hat sie mich zu ihrem Vasallen beordert, und als solchen mich mit diesem kleinen schelmischen Herzen belehnt, welches für mich aber ein großes weites Königreich ist — ja was sag' ich: die ganze Welt ist mir dies Herzchen mit allen Zauberschätzen, die Wirklichkeit und Phantasie jemals hervorgebracht und geträumt haben." Ein Kuß der kleinen Louison verschloß dem begeisterten Schmeichler den Mund. „Wer Dich

reden hört," sagte sie, „muß meinen Leichtsinn entschuldigen, der sich von Dir beschwatzen ließ. Ach, ein leicht empfängliches gefühlvolles Mädchenherz hört die schönen Worte eines jungen Priesters gar zu gern; und weiß ich denn, wie es kam? Ich glaubte Dich wie einen Heiligen zu lieben, aber wirklich liebte ich Dich schon ganz anders, als ich den Irrthum in meinem Herzen gewahr wurde."

„Es ist kein Irrthum, es ist kein Wahn," versetzte der junge Mann und hing am Halse seines Mädchens. „Du hast vor Gott auch keine Sünde begangen, meine geliebte Louison. Die himmlische und irdische Liebe sind eins, und der Quell aller Liebe ist Gott. Oder vielleicht sind die Wonnen der irdischen Liebe, die unsre Brust durchzittern, nur ein Abglanz des Strahlenmeers ewigen Entzückens der himmlischen Liebe; aber sicher ist ihr Ursprung Einer."

„O Du lieber, lieber Schwärmer!" rief das hocherröthete Mädchen. „Denkst Du denn gar

nicht daran, daß Du Dein Herz reinigen mußt von einer schweren Schuld? Ach, Gerard," fuhr sie mit getrübtem Blicke fort, „Du bist doch recht leichtsinnig. Bedenkst Du denn keinen Augenblick, daß das Blut des Franzosen noch an Deinen Händen klebt? Hast Du denn gar nichts zu bereuen? Ein Menschenleben hast Du geendet."

„Du liebes kindliches Gemüth," entgegnete Gerard, „für eine Sünde erklärst Du es, daß ich den verworfnen Cloporte aus der Welt schaffte. War er nicht ein Teufel in menschlicher, in gleissend schöner Gestalt, und rettete ich die schutzlose Unschuld nicht aus seinen gierigen Krallen, Louison, rettete ich nicht Dich, mein Heiligstes und Theuerstes auf der Welt vor diesem Entsetzlichen? Und fiel er nicht im offnen ehrlichen Zweikampf? Nein Louison, ich habe nichts zu bereuen. Die ewige Liebe bediente sich meiner schwachen Hand zum Werkzeuge, um eine Geißel der Menschheit zu vertilgen. Sie

hat mir auch den Lohn, den beglückenden Lohn für meine That sogleich auf der Stelle gereicht, Dich mein süßes Kind. Denn so sehr ich Dich auch schon liebte, so wäre ich doch, der Pflicht meines Standes anhängend, niemals in Deinen Besitz gekommen, wenn nicht der lüsterne Franzos Deiner Schönheit Netze gestellt, wenn er nicht so ernstlich versucht hätte, Deine Unschuld seinen Lüsten zu opfern. Die Entrüstung über den Nichtswürdigen, von dem ich zu gleicher Zeit noch viele andre Scheußlichkeiten erfuhr, drückte mir den Degen in die Faust, mit ihm erkämpfte ich Dich mir, und streckte den Feind an den Boden. Dich im Arme, floh ich und änderte meinen Stand."

Ein leises Pochen an der Thüre störte ihre Unterredung. Louisen ging, um zu öffnen. Meister Peter Stübecke trat wieder herein. „Ich komme vom Buchhändler," sagte er freundlich, „es gibt Arbeit in Fülle für Euch beide, Ihr wackern Herren. Der Kleine da kann gleich hin-

gehen, und sich von Herrn van der Vlie instruiren lassen. Ich möchte nicht gern, daß Sie selbst über die Straße gingen, Herr van Rigbeeke; der Teufel könnte sein Spiel haben, und Sie doch irgend jemand erkennen. Die Sache fängt jetzt an und wird ruchbar. Den Kleinen da kennt keine Seele in Amsterdam. Nun so kommen Sie, ich will Ihnen meinen Kellerbuben mitgeben." Louison ging mit dem gefälligen Wirthe. Nach einer halben Stunde trat sie, mit Schreibmaterialen unter dem Arm, wieder in das Zimmer, aber bleich und zitternd und mit dem Zeichen des Schreckens.

„Um Gotteswillen, Gerard," rief sie mit angstbeklemmter Stimme, „jetzt eben ist mir der scheußliche de Beaur auf der Treppe begegnet. Vielleicht spürt er uns schon nach."

„Er wird bei Cloporte's Vater gewesen sein, und diesem genauen Bericht über den Tod seines Sohnes abgestattet haben," tröstete Rigbeeke die Erschrockene und suchte seine eigne Be-

stürzung zu verbergen. „Ich finde sehr natürlich, daß er hier im Hause ist, da Matthieu de Cloporte und Robert de Beaur die innigsten Freunde waren. Vielleicht hat der Erstere sterbend dem Letztern noch besondere Aufträge an seinen Vater gegeben, deren sich dieser nun entledigt. Er hat Dich doch nicht erkannt?“

„Nicht eines Blickes hat er mich gewürdigt, aber beinahe wäre ich bei seinem Anblick vor Schrecken umgefallen und hätte dann gewiß seine Aufmerksamkeit auf mich gezogen. Vielleicht hätte er mich angesehen, wenn er nicht im eifrigen Gespräche mit einem wohlbeleibten freundlichen Manne aus der Saalthüre des zweiten Stockwerks gekommen wäre. Dieser Mann begleitete den spitzbübischen Franzosen bis ans Ende der Treppe und drückte ihm oft die Hand.“

„Aus dem zweiten Stocke, sagst Du? hat uns denn nicht der Wirth gesagt, daß Cloporte im dritten wohnt?“

„So ist's. Wer im zweiten wohnt, habe ich noch nicht gefragt.“

„Das macht mich unruhig," bemerkte Rigbeeke. „Wenigstens wäre es gut, es zu wissen, damit wir unsere Vorsichtsmaßregeln darnach einrichteten; denn de Beaur könnte uns allerdings in diesem Hause sehr gefährlich werden."

In großer Unruhe brachten die beiden Liebenden bis zum Mittag zu, wo ein eigenthümliches Pochen an der Thüre sie belehrte, daß Meister Stübecke wieder Einlaß begehre. Er trat, nachdem Louison geöffnet, mit einem verdeckten Korbe herein, um ihnen die Mahlzeit zu bringen.

„Sagt mir, bester Herr Wirth," redete ihn Rigbeeke sogleich an, „wer bewohnt denn das zweite Stockwerk Eures Hauses?"

„Die Bel-Etage hat Herr van Delfthuis, ein reicher und angesehener Handelsherr inne."

„Van Delfthuis!" rief Rigbeeke. „Heißt der Herr mit seinem Taufnamen vielleicht Jakob? Und ist er etwa aus dem Herzogenbusch gebürtig?"

„Jakob heißt er allerdings, und wenn ich

nicht irre, habe ich auch einmal gehört, daß er aus dem Herzogenbusch stamme."

„Seine Frau ist vor sechs bis sieben Jahren gestorben. Es müssen wohl drei Kinder von ihr da sein, deren ältestes ein Mädchen, Namens Gretchen, ist. Sagt schnell, lieber Meister, ist das so?"

Der Wirth nickte lächelnd bejahend und sagte: „Sie kennen Herrn van Delfthuis, wie ich merke; denn es trifft Alles zu. Nur hat er wieder geheirathet, ein schmuckes, herrliches Weib — die erste habe ich gar nicht gekannt — und auch wieder mehrere Kinder mit ihr."

„Und wer ist denn seine zweite Gemahlin?" fragte der junge Mann neugierig.

„Sie ist eines wohlhabenden Schiffers Tochter aus meinem Geburtsorte, Oude Wetering. Ich weiß nicht, ob Ihnen das Dorf bekannt ist; es liegt an der Nordseite des Rheins, und die Schiffe, die von Amsterdam und Harlem durch Ter Gouw nach Zeeland wollen, werden

hier vorüber durch einen Kanal gebracht, welcher aus dem harlemer in das braaſſemer Meer geht. Der Schiffer Gruithave war bei der Kanalfahrt beſtellt. Herr van Delfthuis fuhr mit einem ſeiner Schiffe durch und ſah die Eliſabeth, des Schiffers Gruithave ſchöne Tochter, vergaffte ſich in ſie, und führte ſie nach einigen Wochen als zweite Frau in ſein Haus."

„Davon ſcheint Herr van Delfthuis unſerer Familie gar nichts gemeldet zu haben, wenigſtens iſt nichts dergleichen zu meinen Ohren gekommen."

„Und wie käme denn Ihre Familie zu ſolcher Meldung, wenn ich fragen darf, mein Herr?"

„Des Herrn van Delfthuis erſte Gemahlin war ja meine älteſte Schweſter, Meiſter Stübecke."

„Ei ſo ſind Sie der Onkel des ſchönen Gretchens?"

„Freilich, bin ich's. Nur darf ich's hier nicht laut werden laſſen."

„Nun nehm' ich ein doppeltes Intereſſe an Ihnen; denn ich bin dem lieben Gretchen herzlich gewogen. Ach, wenn die das wüßte!" Und der geſprächige Wirth erzählte, während er ſervirte, von Gretchens frommen Taubenſinn, und wurde ihres Lobes nicht müde. Endlich trug er auch zum Erſtaunen der beiden Gäſte das Unglück des Herrn van Delfthuis vom vorigen Abend vor, und nannte de Beaur als Retter des Kaufmanns. Die jungen Leute ſchüttelten bedenklich die Köpfe, und befragten ſich näher nach dieſem Manne, aber der Wirth konnte natürlich keine Auskunft geben.

„Herr Wirth," ſagte Rigbeeke, „ich bitte Euch dringend, warnt meinen Schwager und das ſchöne Gretchen vor dieſem entſetzlichen Menſchen. Er war der Helfershelfer des Mathieu Cloporte und deſſen Secundant bei unſerm Duell; er iſt ebenſo gut ein franzöſiſcher Spion, wie jener, und führt jedenfalls nichts Gutes im Schilde."

„Was Sie mir da ſagen, iſt mir von der

größten Wichtigkeit!" sprach Peter Stübecke überrascht. „Wir werden ein Auge auf den Herrn haben, und ich werde sogleich Sorge tragen, ihn zu umstellen." Der Wirth entfernte sich mit eiligen Schritten und die Thüre wurde wieder hinter ihm verriegelt.

An demselben Vormittage stieg der Kapitän Kampvorst aus dem vierten Stockwerk in das dritte herab, und ließ sich vom Diener bei Herrn von Cloporte als ein Mann melden, der ihm sehr wichtige Entdeckungen zu machen habe. Er wurde durch das Familienzimmer geführt, wo eine junge interessante Dame eben beschäftigt war, einen Knaben in schwarze Gewänder zu hüllen, wie sie selbst trug. Eine ältere Dame, ebenfalls schwarz gekleidet, saß am Fenster und las. Die junge Dame warf dem kräftigen Kapitän einen feurigen Blick zu, welchen der schlaue Holländer nicht unerwiedert ließ, fest entschlossen, Alles zu benutzen, was ihn zum Ziele füh-

ren könnte. Ein kleiner Mann in halbmilitärischer Kleidung, mit einem lebendigen ausdrucksvollen Gesichte, trat ihm entgegen und lugte über der Brille weg, die mehr auf der Nase saß, um das Spiel der Augen zu decouvriren, als demselben behülflich zu sein.

„Mein Herr!" redete ihn Kampvorst an, „ich habe die Ehre, Ihr Hausgenosse zu sein; ich bewohne seit gestern das vierte Stockwerk dieses Hauses, das ich zu meiner unaussprechlichen Freude so glücklich war auf meine Anfrage zu erhalten, denn allein Ihretwegen bin ich nach Amsterdam gekommen."

„Wer sind Sie?" war die kurze Frage des Franzosen.

„Eine Frage, die mir schwer zu beantworten fällt. Eigentlich bin ich nichts, und bin zu Ihnen gekommen, um etwas zu werden, weil ich die Ueberzeugung gewonnen habe, daß der siegreiche Kaiseradler keines geistvollen Mannes vergißt, der sich ihm ergeben und Dienste geleistet."

„Haben Sie dem Kaiser Dienste gethan?"

„Bis jetzt noch nicht. Doch bin ich im Stande, ihm große zu thun, und mit dem Vorsatz dazu bin ich zu Ihnen gekommen. Auch Ihr Schade wird es nicht sein, Gebrauch von meinen wichtigen Diensten zu machen."

„Lassen Sie sich bei mir nieder. Ihr Name, Stand, Vaterland? wenn ich bitten darf."

„Valtin Kampvorst aus Oude Wetering, einem holländischen Dorfe am Rhein, zuletzt englischer Seekapitän."

„Ein geborner Holländer, englischer Seekapitän!" sagte der Franzose stutzig.

„So ist's. Ich hatte alle Ursache mit meinem Vaterlande unzufrieden zu sein. Ich fand kein Wirkungsfeld für mein Talent. Mit Groll im Herzen verließ ich's, eh' ihm der Kaiser noch seinen Bruder gab. Mehr Zufall als Wille führte mich nach England. Sie werden wissen, was es heißt, in England sich vom gemeinen Matrosen zum Kapitän hinauf zu arbeiten; es

gelang mir. Nun glaubte ich, einem Stande anzugehören, der mir Ansprüche auf eine vornehme Verbindung ertheilte. Ich hatte die Tochter eines adligen Hauses lieben gelernt, ich hielt um sie an, und wurde mit Hohn und Verachtung zurückgewiesen. Dieß empörte mich, ich forderte ihren Bruder, der mein Glück vorzüglich hintertrieb. Der Feige zeigte mich an, und ich wurde sofort vor ein Gericht gestellt, und von diesem meiner Würde und meines Dienstes für verlustig erklärt. Mit kochender Wuth im Herzen habe ich das Land verlassen, wo adlige Hohlköpfe und Schurken mehr gelten, als der talentvolle Mann, und bin in mein Vaterland zurückgekehrt. Sie, mein Herr, sind der Erste, welchem ich mein Schicksal anvertraue, und ich bitte Sie um Verschwiegenheit. Mein heiligster Entschluß ist, Gut und Blut dem großen Kaiser zu widmen; und ich will eher keine Anstellung beim Seewesen, bis ich ihm einen sehr großen Dienst erwiesen habe."

„Und welches wäre der? Sie dürfen sich mir ganz anvertrauen, und sind an den rechten Mann gekommen.“

„Ich bin mit dem Zustande der englischen Marine sehr genau bekannt, und kann alle Mängel derselben angeben. Im Fall der Kaiser entschlossen wäre, sein Schwert gegen England zu kehren, was über lang oder kurz doch geschehen muß, so würde ich Seiner Majestät vom größten Nutzen sein.“

„Allerdings! das wäre etwas Bedeutendes.“

„Doch das nicht allein. Ich weiß von England aus sicher, daß die englische Regierung und das vertriebene Haus Oranien immer geheime Verbindungen mit Holland unterhalten. Da ich nun ein geborner Holländer bin und auch beweisen kann, daß ich englischer Kapitän war, so könnten durch meine Vermittlung jene geheimen Verbindungen ausgeforscht werden.“

„Vortrefflich!“ rief Herr von Cloporte und

hüpfte vor Freuden vom Sopha empor. „Das ist der beste Dienst, den sie uns leisten können, Herr Kapitän. Haben Sie Ihre englischen Papiere mitgebracht?“

„Hier sind sie.“ Der Franzose durchblätterte die Attestate und Pässe. „Sehr gut!“ sagte er dann. „Sie werden mir gefälligst diese Papiere überlassen und dafür französische erhalten. Was meinen Sie zu dem Gedanken, wenn Sie sich hier bei manchen Leuten, die ich Ihnen namhaft machen will, für einen geheimen Abgesandten des Prinzen von Oranien ausgäben? Zu Ihren englischen Papieren würde ich Ihnen dann noch einige falsche Beglaubigungsschreiben verschaffen.“

„Ich finde den Gedanken vortrefflich.“

„Wohlan, lassen Sie uns die Sache überlegen, Herr Kapitän. Sie kommen mir zur gelegenen Stunde. Die verfluchte Hand eines katholischen Pfarrers in Brabant hat mir meinen ältesten Sohn, einen sehr talentvollen Mann,

der bereits Kapitän der Infanterie war, umgebracht, und ich habe heute dem ganzen nichtswürdigen Volke Rache geschworen. Vielleicht gelingt es durch Ihre Thätigkeit, dem flüchtigen Mörder auf die Spur zu kommen. Aus dem Lande kann er nicht ohne Pässe, und die fehlen ihm."

„Ich werde keinen Eifer sparen."

„Sie bleiben heute bei mir zu Tische, Herr Kapitän. Lolot, ein Couvert mehr! Eine Flasche Xeres! Ich habe die Ehre, Ihnen meine älteste Tochter vorzustellen, Herr Kapitän. Sie ist Wittwe eines Kapitäns, der in Spanien auf dem Felde der Ehre starb. Er war auch nicht von Adel, doch mir ein wertherer Schwiegersohn, als irgend ein Graf. Glauben Sie das, Herr Kapitän."

„So viel Liebenswürdigkeit adelt jedes bürgerliche Blut," sagte Kampvorst, so schwer auch seiner holländisch-englischen Natur die Schmeichelei wurde.

„Du siehst an diesem Herrn, daß weder Tapferkeit noch Galanterie ausgestorben sind, Lolot. Entschuldigen Sie, mein Herr, der Verlust des geliebten Bruders hat sie von neuem hart betroffen. Wenn Sie bekannter in unserm Hause werden, wird sie ihre Gesprächigkeit wieder finden."

„Ich wünsche nichts sehnlicher, als die Fähigkeit dazu zu besitzen," sagte Kampvorst, und warf ihr einen süßfragenden Blick zu. Er wurde sogleich beantwortet, indem sie rief: „Kommen Sie! Wie gefällt Ihnen mein kleiner Geoffroi? Ist er nicht ein allerliebster Junge?" Und damit zog sie den Kapitän mit liebenswürdiger Nonchalance in ihr Zimmer, stellte ihn dort der lesenden Mutter als ihren neuen Freund vor, schäkerte dazwischen mit ihrem Kinde, kokettirte mit ihrem Spiegelbilde und schwatzte zehnerlei in einem Athem. Der etwas unbeholfne Kapitän fand sich, so gut es eben gehen wollte, in seine Rolle, und spielte sie auch bei Tafel er-

träglich. Jede Spur von Trauer hatte sich zu ihrer Eltern großer Freude aus Lolots Wesen verloren; sie pfiff, sang und plauderte, und entließ Nachmittags den neuen Freund mit nicht weniger Wohlgefallen als ihr Vater. Dieser aber flüsterte dem Kapitän noch zu: „Stellen Sie sich ja Punkt zehn Uhr diesen Abend ein; ich werde Ihnen einen höchst interessanten jungen Mann zuführen, der auch im Hause wohnt, aber guter Ursachen halber sich nicht am Tage zu mir hält; er wird Ihr Freund werden, ich weiß es, und Sie mit Ihren Obliegenheiten genau bekannt machen. Er soll Sie auch in die Gesellschaft Ihrer neuen Kameraden führen; denn Sie müssen wenigstens die Genie's darunter kennen lernen."

Kampvorst empfahl sich, und hatte nichts Eiligeres zu thun, als seinen Onkel aufzusuchen, und diesem den ganzen Handel mitzutheilen, auch sich zu erkundigen, wer denn noch von diesem guten Schlage im Hause wohne.

„Das ist der Franzos, welcher Herrn van Delsthuis das Leben gerettet," versetzte der Wirth. „Den nimm mir ja recht aufs Korn, ich werde es auch thun."

Beide besprachen sich noch über mancherlei Maßregeln, zu denen auch die gehörte, in der folgenden Nacht eine Versammlung einiger Patrioten zu halten, um denselben mitzutheilen, was Kampvorst heute erfahren und diesen Abend noch erfahren würde.

Kaum hatte Kampvorst seinen Onkel verlassen, als dieser den Herrn van Delsthuis um eine kurze geheime Unterredung bitten ließ. Der Kaufmann ließ ihm antworten, daß er ihn in seinem Zimmer erwarte.

„Herr van Delsthuis," begann er hier, „ich weiß, Sie sind stets ein guter Holländer gewesen, und haben nie etwas gemein gehabt mit denen, die sich jetzt unsre Herren nennen, die uns zu Franzosen machen wollen, während doch ehrliches holländisches Blut in unsern Adern

fließt. Leben wir auch in bösen Zeiten, so sind wir uns doch gegenseitig Pflichten schuldig, und ich erkenne es vor Pflicht, Sie vor dem Franzosen zu warnen, welchen Sie bei sich aufgenommen haben. Er gehört zur edlen Zunft der Spione, die uns umlauern, und hat keine gute Absicht, indem er sich bei Ihnen eindrängt."

„Meister Peter," lächelte der Handelsherr, „Euer bekannter Patriotismus sieht jede Windmühle für einen feindlichen Ritter an. Herr de Beaur ist ganz neu hier und hat sich nicht eingedrängt."

„Ich fürchte doch. Wenn er so neu ist, Herr van Delfthuis, wie in aller Welt kommt er denn zur genauen Bekanntschaft mit Herrn von Cloporte, die ihm doch wahrlich keine Ehre bringt, und die er Ihnen gewiß verheimlicht hat."

„Wie könnt Ihr Eure Beschuldigung beweisen?" fragte von Delfthuis stutzig.

„Sie sollen diesen Abend mit eignen Au-

gen sehen, mein Herr. Um zehn Uhr wird de Beaur sich heimlich zu Cloporte schleichen, und dort werden Sie über Ihr Verderben brüten."

„Ist's möglich!" rief der Kaufmann höchst betreten. „Und Ihr wißt das gewiß?"

„Wir verstecken uns hinter das Treppengeländer. Was die Augen sehen, glaubt das Herz. Eher verlange ich keinen Glauben von Ihnen. Morgen kann ich Ihnen vielleicht mehr über Ihren Hausgenossen berichten."

Der Wirth verließ den nachdenklich gewordenen Kaufmann mit dem Versprechen, ihn in einigen Stunden abzuholen. Van Delsthuis trat mit möglichst unbefangner Miene in das Familienzimmer, und fand dort de Beaur mit Gretchen. Der Franzos umflatterte die Reizende wie ein Schmetterling die Blume, und sang, mit dem Aufgebot all' seiner Liebenswürdigkeit, über sie hingebogen, ein leichtes schelmisches Liebeslied zu den Klängen der Laute, die er im Arme hielt. Als er den Kaufmann bemerkte,

sprang er auf und rief: „Mein glänzendster Glücksstern hat mich in Ihr Haus geführt, thätiger Freund. Ich werde mit Margot Duetts einstudiren aus den neusten Opern. Das macht mich selig."

Als sich Gretchen bald darauf aus dem Zimmer entfernte, erfaßte de Beaux van Delfthuis Hand und sagte: „Mein Herz steht in lichten Flammen, verehrtester Freund; Margot ist ein Engel; ich bete sie an. In diesen Tagen sehe ich alle Maschinen in Bewegung, meine Anstellung zu erlangen; werden Sie mir Margots Hand versagen, wenn ich förmlichst um sie anhalte?"

„Darauf muß Ihnen Margots Herz antworten," entgegnete der Vater bestürzt. „Sie wissen, wie viel ich Ihnen schuldige, und wie gern ich zahle."

„Davon ist keine Rede. Ihre gütigen Versprechungen haben mir nur Muth gegeben, Ihnen kein Geheimniß aus meinem verliebten Zu-

stande zu machen. Amor hat mich rasch besiegt, und ich möchte mich zur Rache an dem kleinen Schelm deshalb eben so rasch seiner entledigen, und mich seinem Bruder Hymen in die Arme werfen."

„Ich würde Ihnen rathen, sich nicht zu übereilen. Lassen Sie uns diesen Abend auf dem Kaffeehause mehr darüber sprechen, wohin ich Sie mich zu begleiten bitte. Hier sind wir nicht ungestört."

„Es thut mir leid; ich habe es einigen Landsleuten auf diesen Abend zugesagt, die ich heute zufällig traf; und es wird Zeit sein zu gehen. Wir sprechen morgen davon."

„Wie Ihnen gefällig ist!"

De Beaux verließ bald darauf das Haus und van Delfthuis maß, in finstres Nachdenken versunken, mit langen Schritten das Zimmer.

Kurz vor zehn Uhr stellte sich Stübecke ein. In Mäntel gehüllt, postirten sie sich in einem Winkel, von wo aus sie die Treppe und den

matt erleuchteten Vorsaal im dritten Stockwerk übersehen konnten. Dort wurden sie von den Strahlen der Lampe, welche die Treppe erleuchtete, nicht erreicht.

Sie waren noch nicht lange in ihrem Versteck, als sie schnelle leichte Tritte hinter sich vernahmen. Ein Mann, in einem dunkeln Mantel steckend, mit einer Pelzmütze über den Ohren, hüpfte herauf, und zog an der Schelle. Der Wirth stieß den Kaufmann leise an. „Das ist er ja nicht," dachte van Delfthuis. „Er ist ja ohne Mantel ausgegangen und mit dem Tschako." In dem Augenblick wurde die Thüre geöffnet, und eine Frauenstimme flüsterte: „Sind Sie's, de Beaux?" — „Ich bin's," versetzte der Mann. „Wie geht's Ihnen, Lolot? Seit gestern Abend wohne ich mit Ihnen in einem Hause und habe Ihnen noch keinen Besuch gemacht. Meine Sachen gehen göttlich. Nun ich will Alles nachholen." Er umarmte sie; Küsse rauschten. Die Thüre wurde verschlossen.

„Welch ein Schurke!“ sagte van Delfthuis erbittert.

„Sie sollen noch mehr erfahren,“ versetzte Stübecke, und beide schieden.

Gleich darauf stieg Kampvorst aus dem vierten Stock in das dritte herab. Auch ihn empfing die schöne Wittwe an der Thüre, und führte ihn mit Liebkosungen in das Zimmer. Hier machte Cloporte die beiden Herren mit einander bekannt, der Plan wurde noch ausführlicher besprochen, und de Beaux bestürmte, entzückt über die neue glückliche Acquisition, den eben gewonnenen Freund, ihn diesen Abend noch in die Gesellschaft der Spießbrüder zu begleiten. Kampvorst ließ sich dazu bereitwillig finden. Sie gingen. De Beaux wußte herrlichen Bescheid in den Straßen, und stieg mit Kampvorst in eine Barke, deren Führer er zu kennen schien, um sich durch einige Kanäle fahren zu lassen. An einem Hause hielten sie. Lauter Lärm schallte ihnen entgegen. Der Franzos zog

den Holländer fort, und nach einigen Minuten standen sie in einer hellerleuchteten Stube voll muntrer Zecher. „Hier kannst Du Dich geben wie Du bist, Kamerad," sagte de Beaux im Eintreten. „Ohne Rückhalt!"

„Hier bring' ich Euch neuen Zuwachs, ihr Schelme!" rief er dann zu den Andern gewandt, und beide waren in wenig Minuten umringt, und wurden mit vollen Gläsern und Fragen bestürmt. Kaum hatte die Gesellschaft den Namen des neuen Kumpans vernommen, als sich Kampvorst bei der Hand gefaßt sah; ein stämmiger Kerl hatte sich an ihn gedrängt und rief: „Ei, grüß Gott, Vattin, lieber Landsmann und Schulkamerad! mich freut's Dich unter uns zu sehn! Das ist Dir ein lustig Leben. Du wirst's nicht bereuen. Wie hat's gegangen zeither, Bruder?"

„Seh' ich recht?" rief der Kapitän. „Das ist ja Jonathan Gruithave, mein Landsmann."

„Ja freilich, und der Vetter Deiner Braut, der Elisabeth. Es hat mir leid gethan, daß wir

nicht verwandt wurden. Ich hätte sie Dir wahrlich lieber gegönnt, als dem reichen Vollmondsgesicht. Na, Bruder, ich verschaffe sie Dir noch. Ich geb' Dir mein Wort! Denn sieh, ich habe eine ganz desperate Freude, daß Du zu den Unsrigen gehörst."

„Wie willst Du das anfangen, Jonathan?" fragte Kampvorst, und verbarg allmählig die große Verlegenheit, welche beim Anblick des schlechten Matrosen über ihn gekommen war, zum Glück von dem berauschten Burschen so wenig bemerkt, wie von den Andern, die de Beaux in der Mitte hatten und sich von ihm erzählen ließen.

„Oho!" lachte Jonathan, „das soll mir ein Leichtes sein. Ich habe ohnedies auf mein Vetterchen einen gewaltigen Spitz, und wenn ich Dir, Bruderherz, vollends einen Gefallen thun kann, so soll er bald dafür büßen, Dir die schöne Elisabeth vor der Nase weggeschnappt zu haben. Da sieh unsern Freund de Beaux:

der erhält das Gretchen, Delfthuis' älteste Tochter. Ein fetter Bissen! Ein allerliebstes Leben! Na, wer hat ihm dazu verholfen? Ich ganz allein. Du sollst die Elisabeth aus meiner Hand erhalten; denn ich bin Dir gewogen, Bruder."

„Aber so erzähle mir doch! Ich kann noch gar nichts begreifen."

„Sollst Alles hören, Herz. Sieh, der Schurke, der Vetter Delfthuis maltraitirte mich immer und verlangte Gott weiß was von mir, ohne mir mehr zu geben, als jedem andern Matrosen. Nichts als leere Vertröstungen und Chikane; ich hatte es satt, mich an der Nase geführt zu sehen, und ließ mich von den Franzosen bei einer guten Gelegenheit zum Späher werben. Es war Mathieu de Cloporte, damals noch Lieutenant, nachher Kapitän und als solcher nach Brabant versetzt, wo er sich eines Mädchens halber von einem Pfaffen hat todt stechen lassen, er war's, der mich anwarb. Ich blieb nach wie vor auf dem Schiffe. Die Herren

Franzoſen führen nun ein genaues Verzeichniß aller reichen Mädchen und Erbinnen im Lande, um ſie weg zu kapern; darauf ſtand auch Gretchen van Delfthuis und Cloporte hatte ſie unter der Aufſicht. Er gönnte ſie ſeinem Jugendfreund de Beaur. Dieſer kam hierher, beſah ſich das Terrain, reiſ'te dann zu Mathieu, um ein Plänchen zu machen, und leiſtete dem Freunde Beiſtand in der letzten Stunde. Als er ihn begraben hatte, kam de Beaur nach Amſterdam zurück; aber nun war guter Rath theuer. Die Mädel werden ja hier zu Lande eingeſchloſſen, wie die wilden Beſtien; es war nicht anzukommen. Da verſchaffte ich Rath und kühlte mein eignes Müthchen dabei. Van Delfthuis hatte befohlen, mich ſogleich vom Schiffe zu jagen, wie ich nur wieder muckste. Ich fing's geſtern ſchier darauf an, denſelben Tag, wo de Beaur zurückkam. Vom Schiffe jagten ſie mich, ich lief zu de Beaur ins Wirthshaus, ſchnell waren einige unſerer Kameraden beiſammen. Nun rannte ich zu meinem Vet-

terchen und machte ihm weiß, auf dem Schiffe seien sie an einander gerathen und es ging drunter und drüber; er müsse schnell mit hinaus. Er lief mit. Nicht weit von der Stadtherberge lag de Beaux mit den Kameraden im Hinterhalt; als wir kamen, risch! über den Vetter her und ihn abgeprügelt; als er satt hatte, kommt de Beaux angelaufen, zieht den Degen, versprengt uns und spielt den Retter, daß es eine Art hat. Delfthuis nimmt ihn mit heim, überströmt ihn mit Dankbarkeit, gibt ihm ein Paar Zimmer und in einigen Wochen die Grete. Gib Acht, so wird's, Bruder; und ich hab' ihm das Glück verschafft."

„Du bist ja ein schlauer Fuchs; das hätte ich Dir nicht angesehen," schmunzelte Kampvorst, während ihm der heilige Zorn am Herzen fraß.

„O es wird noch was Großes aus mir!" rief der Matrose, wandte sich an de Beaux und fragte vertraulich: „Nun wie weit sind Sie mit Gretchen?"

„Mit vollen Segeln fliege ich dem Hafen zu," verſetzte dieſer. „Wenn ich Euch nicht auf heute Abend beſtellt hätte, um Euch zu belohnen für Euern Dienſt von geſtern Abend, ſo wär' ich vielleicht heute ſchon mit dem feiſten Holländer fertig geworden. Lange dauert's aber nicht; das Kind iſt wie närriſch in mich verliebt."

„Glück zu! Laßt uns eins trinken auf ſchnelles Gelingen! Stoßt an! Auch Du Valtin. Es iſt Dein Schade nicht. Denn ſiehſt Du — im Vertrauen — Dein Glück gründ' ich ſo nebenher. Sobald de Beaux die ſchmucke Grete hat, liegt ihm dran, auch das Erbtheil zu haben — verſteht ſich! Ich aber habe dem Hunde ſchon lange den Tod geſchworen. Siehſt Du, da klapſe ich gleich drei Fliegen mit einem Schlage. Erſtlich befriedige ich meine lang gehegte Rache, zweitens verhelfe ich dem Bruder de Beaux zum Erbtheil ſeiner Frau, und drittens verſchaffe ich Dir die Eliſabeth, die ja mit ihren

Kindern den größten Theil des Reichthums erhält. He, was sagst Du dazu, Brüderchen?"

„Wie willst Du denn aber Deinen Vetter aus dem Wege schaffen, Jonathan?"

„Das ist mir gleichviel. Der kürzeste Weg der beste. Ich denke, wir locken ihn mit Gelegenheit auf ein französisches Schiff, und ich werfe ihn über Bord, daß er im kalten Bad seine hochmüthige Seele sitzen läßt."

„Du hast Dir's gut ausgedacht," lobte der Kapitän den Matrosen innerlich schaudernd. Aber er hatte denselben Abend noch Gelegenheit genug zu schaudern; denn er saß in der Mitte schändlicher Spione, die sein armes verrathnes Vaterland mit Polypenarmen umklammert hielten, um es auszusaugen, und sein Blut dann dem großen Kaiser zu spenden. Und dazu der Spott, das Hohnlachen, die widrigen Scherze, die ekelhafte Ruhmrederei, welche Kampvorst aus dem Munde dieser Elenden hören mußte, das Alles erfüllte seine blutende Seele mit Nacht

und Grauen. — Er war froh, als die saubere Gesellschaft auseinander ging.

Auf seinem Zimmer fand er den Onkel Stübecke seiner harrend, und bei ihm entladete er sein erbittertes Gemüth, indem er ihm Alles mittheilte, was er bei Cloporte und in der Spionengesellschaft erfahren hatte.

Der patriotische Wirth hatte in der Frühe des folgenden Morgens nichts Eiligeres zu thun, als Herrn van Delfthuis das schändliche Gewebe, womit er umsponnen war, zu enthüllen. Der Kaufmann war starr vor Entsetzen und außer Stand, weder zu handeln noch zu überlegen, wie er ohne Aufsehen und auf eine geschickte Weise des Spions los werden möchte, den er mit so viel Zuvorkommenheit in sein Haus aufgenommen hatte. Die Sache hatte ihre große Schwierigkeit; denn auf der einen Seite wollte Stübecke geschont sein (von seinem Vetter sagte

er dem Kaufmann gar nichts), auf der andern befürchtete van Delfthuis, daß Gretchen den schelmischen Franzosen lieben lernen möchte. Stübecke wußte selbst keinen Rath, fing aber zu ahnen an, daß er mit seiner eilfertigen Liebe für Herrn van Delfthuis seinem Neffen einen schlimmen Dienst geleistet habe, und zog sich zurück, um sich die verwickelte Lage reiflich zu überlegen und seine Maßregeln auf die schlimmsten Fälle einzurichten.

Um möglichem Unglück vorzubeugen, entdeckte der Kaufmann seiner Tochter, deren junges Herz wirklich schon Feuer gefangen hatte, das gefährliche Komplott auf sie und ihres Vaters Leben. Diese Unterredung bezweckte, das unschuldige Mädchen von dem Verführer zurückzuschrecken, sie bewirkte aber noch mehr, indem sie Gretchen durch die Last des Entsetzens über den grausigen Abgrund, an dessen Rande sie unbekümmert gestanden, und von dessen Scheußlichkeit ihre reine Seele bis jetzt noch gar keinen

Begriff gehabt, schier in eine Marmorstatue verwandelte. Van Delsthuis hielt es auch für Pflicht, seiner Frau die bösen Erfahrungen mitzutheilen, und gleich darauf sollte die Familie mit dem Menschen frühstücken, der sie mit dem empörendsten Leichtsinn alle unaussprechlich unglücklich zu machen beabsichtigte. So sehr nun auch Delsthuis beide ermahnte, sich zu verstellen und nicht zu verrathen, so war es ihm doch selbst nicht möglich, seine frühere fröhliche Unbefangenheit zu erheucheln. Die beiden Frauen saßen aber wie steinerne Gäste. Der schlaue de Beaur merkte sogleich, daß etwas Wichtiges vorgefallen sein müsse, und zog den Kaufmann bei Seite, um mit ihm ernstlich über seine Verbindung mit Gretchen zu sprechen. Van Delsthuis half sich glücklich, sagend, er habe diesen Morgen bereits mit seiner Tochter darüber gesprochen, zu seinem großen Erstaunen aber von ihr vernommen, daß sie ihr Herz ohne sein Wissen bereits einem jungen Manne geschenkt habe, und durchaus fest

darauf beharre, keinem Andern ihre Hand zu geben. Aus dieser Unterredung solle er sich auch die Verstimmung erklären, welche über der Familie liege.

So geschickt van Delfthuis dem Franzosen ausgewichen und denselben dadurch aus seinem Hause zu entfernen glaubte, so pfiffig sah de Beaux, daß hier ein falsches Spiel walten müsse, indem er Gretchens Benehmen gegen ihn von gestern mit dem heutigen zusammenhielt, und sein scharfer Verstand fiel sogleich auf Kampvorst. Zwar war er klug genug gewesen, demselben nichts anzuvertrauen, doch war dieser ja gestern bei Cloporte gewesen, und am gestrigen Abend hatte er ihn viel mit dem versoffnen Matrosen Jonathan sprechen sehen. Vielleicht konnte er durch den Einen oder den Andern etwas vom Plan auf Gretchen erfahren und dem Kaufmanne gesteckt haben. Rasch entschlossen, seinen Gedanken zu verfolgen, warf er leicht gegen van Delfthuis hin, er hoffe mit der Zeit jeden Re-

benbuhler zu beſiegen und ſich erſt ganz in Beſitz von Margots Herzen zu ſetzen, eh' er ihre Hand begehre, und doch beides bald zu beſitzen. Hierauf kleidete er ſich an, verließ das Haus, und ſuchte den liederlichen Jonathan auf, um dieſen vorab zur Rede zu ſtellen, denn vor Nachts wagte er ſich nicht zu Cloporte zu gehen. Der Matroſe ſchlief noch vom Rauſche der verwichnen Nacht, und hörte die Flüche des vornehmern Kameraden und deſſen kurzen Bericht mit Dehnen, Augenreiben und Gähnen an. Dabei erinnerte er ſich aber doch, daß er ſeinem Landsmanne in der Freude ſeines Herzens alles das verrathen hatte, was de Beaur fürchtete, hütete ſich aber wohl, dies jetzt einzugeſtehen, ſondern fragte blos: „wo wohnt denn der Baltin Kampvorſt."

„Im vierten Stockwerke deſſelben Hauſes, wo Cloporte und ich wohne."

„Alle Donnerwetter!" riß jener die Augen auf. „Das Haus gehört ja dem Meiſter Stü-

becke, Oheim des Kampvorſt, und Stübecke iſt anrüchig als ein heimlicher Oranier. Ferner war die Frau Eliſabeth van Delfthuis, die Frau Ihres Freundes, ſonſt ſeine Geliebte, und ich glaube, ſie ſind ſich noch immer gewogen. Der Baltin wird doch nicht des Teufels geweſen ſein — — — Wahrſcheinlich ſteht er mit ſeinem alten Schatze auf gutem Fuß und hat ihr was geplaudert. Er iſt verdächtig. Stecken Sie dieſen Abend Herrn von Cloporte die Sache, und beſtellen Sie Polizeiſoldaten in unſer Trinkbüreau. Ich lock' ihn wieder dorthin. Dort nehmen wir ihn feſt und knieen ihm aufs Leder, bis er geſteht. Sobald wir ihn ſicher haben, thun wir einen Schreckſchuß beim Wirth, ſehen an deſſen Benehmen ſogleich, ob dieſer mit Baltin und van Delfthuis zuſammenhängt. Hernach fordern Sie den Letztern auf, ſich feſt zu erklären, ſprechen von ſchändlicher Verläumdung, dringen darauf, daß Ihnen Ihr Verläumder genannt werde, verdoppeln Ihre Zärtlichkeit gegen Gretchen, und ſuchen ſo allen Verdacht

zu entfernen, während ich auf meiner Seite schon bemüht sein will, unser Werk endlich doch noch zu krönen. Das wäre ein schlechter Stümper, der sich durch solch ein Hinderniß irre machen ließe."

De Beaur ging und trieb sich mißmuthig umher, war aber bei Tische wieder der heitre galante Mann, und legte es darauf an, sich beiden Frauen recht liebenswürdig zu machen, gleichsam, als sei gar nichts vorgefallen. Hierauf zog er sich auf sein Zimmer zurück und verließ gegen Abend wieder das Haus.

Vor der Thüre desselben begegnete ihm Jonathan. „Jetzt hol' ich ihn," sagte der Kerl und huschte ins Haus. Meister Stübecke machte große Augen, als er den Matrosen in das Gastzimmer treten sah; Jonathan kehrte sich aber nicht daran, sondern redete ihn frech mit den Worten an: „Meister, führt mich doch zu Euerm Neffen, meinem lieben Landsmann und Jugendfreund, Baltin Kampvorst. Ich weiß sein Lo-

gement nicht, auch keinen Beſcheid in Euerm Hauſe, und es fängt ſchon an zu dunkeln."

Der Wirth bemerkte etwas Unheimliches in des böſen Buben Geſichte, auch fiel ihm die Nachfrage auf. Er nahm ſich alſo vor, erſt ſeinen Neffen von dem Begehr des Jonathan zu unterrichten, und antwortete daher: „Er iſt ausgegangen, wird aber bald wiederkehren. Setze Dich und trink einmal mit mir, wenn Du Zeit haſt, ihn abzuwarten."

Dies freundliche Anerbieten machte hinwiederum den Matroſen argwöhniſch; er trank vom dargebotnen Wein, ſetzte ſich und ſprach mit Meiſter Peter, ſeinen Augen entging aber die Unruhe in des Wirthes Geſicht nicht, auch fiel ihm auf, daß dieſer öfter heimlich befragt und weggeholt wurde.

Stübecke ſchlich zu ſeinem Neffen, aber da ein Theil der Oranier dieſen Abend zuſammen kamen, um Kampvorſt's Mittheilungen zu vernehmen, ſo konnte dieſer unmöglich mit Jona-

than ſprechen, von deſſen Beſuch beide ohnedies nichts Gutes ahnten.

Der Matroſe, der einige Stunden ungeduldig geſeſſen, argwöhnte endlich, daß er hintergangen ſei, und empfahl ſich mit der Aeußerung, daß er nun nicht länger warten könne und lieber morgen am Tage wieder kommen wolle. Draußen ſchlich er aber, wie ein Kater, die Treppe hinauf bis ins vierte Stockwerk, fühlte ſich hier weiter und horchte an einer Thüre. Nur ſchwach vernahmen ſeine ſcharfen Ohren eine weibliche und männliche Stimme abwechſelnd, und in der Ueberzeugung, es ſei Kampvorſt, der vielleicht mit Eliſabeth hier ſeine Schäferſtunde feiere und nicht geſtört ſein wolle, ging er wieder, um ſich von de Beaur Verhaltungsregeln auszubitten.

Als er in die Hausflur kam, bemerkte er, wie der Wirth dicht vor ihm einen verhüllten Mann nach hinten führte. Er wollte nachſchleichen, verlor aber im Dunkeln die Spur und

konnte sich selbst nicht mehr herausfinden. Indem er nun umhertappte und nach der kurz vorher passirten Thüre suchte, hörte er sich wieder von der Stimme des Wirths angeredet, die ein kräftiges: „Wer da!“ donnerte.

„Ach, lieber Meister und Landsmann,“ winselte der Matrose, „ich bin der Jonathan. Ein Bedürfniß führte mich hierher, und nun weiß ich gar nicht, wohin ich gerathen bin.“

„Willst Du fort hier, böse Sieben!“ eiferte Stübecke, erfaßte ihn beim Arm und schleuderte ihn durch die geöffnete Thüre auf die Hausflur.

Nun erst ärgerte sich der Wirth, daß er ihn fortgelassen, indem er bedachte, daß der Bube etwas bemerkt haben könnte; denn daß er auf der Lauer gelegen, war klar, daß er mehre Verschworne, die hier vorübergegangen, bemerkt, war wahrscheinlich. Er fand also für gut, dieß schnell den bereits Versammelten anzuzeigen. Es wurde auch sofort ein andrer Versammlungsort

bestimmt und Stübecke versprach, Kampvorst dahin zu bringen. Hierauf gingen die Verschwornen wieder still auseinander, und der Wirth verfügte sich zu seinem Neffen, um diesen abzuholen. Sie unterredeten sich eine kleine Weile über Jonathans verdächtiges Benehmen, und stiegen dann die Treppe herab. Schon waren sie bis in das erste Stockwerk gekommen, als sie unten die von einer fremden Stimme gesprochnen französischen Worte vernahmen: „Im Namen des Kaisers! Hier darf Niemand hinaus."

„Wir sind verrathen!" flüsterte Kampvorst heftig.

„Schnell hier herein!" rief der Wirth, und zog mit wilder Heftigkeit an der Schelle an van Delfthuis Saalthüre. Erschreckt über diesen Ton, kam die Hausfrau, um zu öffnen, weil ihr Mann und der Bediente ausgegangen waren. „Retten Sie ihn! Verstecken Sie ihn!" kreischte ihr Stübecke mit heiserer Stimme zu,

warf ihr den Kapitän in die Arme und zog die Thüre wieder zu. Hierauf eilte er die Treppe hinab. Unten wurde er eben gesucht. Ein Offizier trat auf ihn zu mit den Worten: „Es wohnt ein junger Mann im vierten Stockwerk Ihres Hauses, der mein Gefangner ist. Ich weiß schon, daß er sich zu Hause befindet, zeigen Sie mir den Weg."

„Der ist nicht schwer zu-finden, immer gerad aus."

„Korporal," rief der Offizier einem der Soldaten zu, „Sie durchsuchen indessen alle Gemächer des Hinterhauses. Auch Sie, Herr Wirth, sind mein Gefangner."

Der Offizier stieg mit drei Soldaten die Treppe hinauf ins vierte Stockwerk.

„Im Namen des Kaisers!" rief er vor der ersten Thüre, die ihm beim Strahl seiner Laterne in die Augen fiel, „Aufgemacht! Oder die Thüre wird eingetreten." Man vernahm einen Schrei. Dann wurde die Thüre geöffnet und Rigbeeke trat dem Offizier entgegen.

Die Soldaten ergriffen ihn, der Offizier nahm die Papiere des Buchhändlers van der Vlie in Beschlag. Und rasch ging's hinab. Hier mußte Stübecke alle Zimmer öffnen, als man aber nirgends etwas Verdächtiges fand, wurde der Meister wieder auf freien Fuß gesetzt. Die Schaar zog mit dem Gefangnen ab.

Louison war, von Angst und dem Willen ihres Geliebten getrieben, schnell unter das Bett gekrochen. Hier raubten ihr Schrecken und Schmerz, als Rigbeeke abgeführt wurde, die Sinne, und nur die Kälte, die ihre Glieder erstarren gemacht hatte, weckte sie aus der Ohnmacht empor. Sie wandte sich aus ihrem Versteck hervor, um sich im Bette zu erwärmen. In dem Augenblick trat eine schöne junge Frau mit einem Lichte in die Thüre. Es war Lolot, die von Neugierde getrieben, sich umsehen wollte, ob sie nicht im Zimmer des Kapitän etwas ausfindig machen könne, was zu seiner Befreiung diene, da sie nichts Geringeres als des

Kapitäns Rettung beschlossen, nachdem sie die Ueberzeugung erlangt, daß er ihr gewogen sei, und sie aus Liebe und Dankbarkeit nachher heirathen werde. Sie hatte es deßhalb auch gar nicht ungern gesehen, daß ihr Vater auf de Veaux's Anzeige diesen Abend so schnell des Kapitäns Arretirung verfügt; denn dadurch erhielt sie ja Gelegenheit, etwas Großes für den Geliebten zu thun; sie kannte ihre Gewalt über den Vater, und wußte, daß Kampvorst frei war, so bald sie es nur ernstlich wollte. Nebenbei aber freute sie sich sehr, daß der geliebte Kapitän ihr zu einer so schönen Rache an de Veaux verholfen, indem er diesen um das reiche Gretchen gebracht. Früher hatte sie sich geschmeichelt, de Veaux werde sie heimführen, und sah sich nachher betrogen.

Das große Interesse, welches Lolot an dem gefangnen Kapitän nahm, dem sie jenen gespielten Streich gar nicht für ein Verbrechen anrechnen konnte, wie de Veaux und ihr Vater, trug

sie denn auch sogleich auf den kleinen frierenden Diener desselben über — dafür hielt sie die leiswimmernde Louison.

„Komm mit herab, armer Junge," sagte sie mitleidig und streichelte ihr die blasse Wange; „ich will Dich pflegen und wärmen," und damit führte sie das jammernde Mädchen in das dritte Stockwerk in ihr Zimmer. Louison mußte hier essen und trinken, und erholte sich allmählig von dem furchtbaren Schrecken. Lolot hatte sie verlassen, und nun kam der Unglücklichen erst die Frage in die Seele, in welchen Händen sie sich wohl befinden möchte. Es war ihr unmöglich, sich zu erinnern, ob sie mit der Dame, die ihr wie ein Engel in ihrer größten Noth erschienen, eine oder zwei Treppen herabgestiegen war, weil sie aber aus des Wirths Munde von dem guten, sanften, lieben Gretchen van Delfthuis gehört hatte, so bildete sie sich ein, der Himmel habe ihr Gretchen zugeführt. Dieser Gedanke wuchs fest in ihrer Seele.

Als darum Lolot nach einer Viertelstunde zurückkehrte und sie zutraulich fragte: „Sage mir, lieber Knabe, hat denn Dein Herr nicht von mir gesprochen? Hat er Dir nicht anvertraut, daß er mich liebt?" so versetzte Louison sogleich: „Ei ja wohl, er sprach oft von Ihnen, und freute sich, Sie zu sehen. Ich wußte wohl, daß Niemand anders als Sie so großen Antheil an ihm nehmen konnte, und deshalb will ich mich Ihnen auch ganz entdecken. Ich bin kein Knabe, sondern ein Mädchen und seine Geliebte." —

„Wie?" schrie Lolot auf, und Wuth leuchtete aus ihren Blicken, „Du bist ein Mädchen und seine Geliebte? Und wagst, mir das so frech ins Gesicht zu sagen, abscheuliche Dirne! Er hat mich betrogen, der schändliche Mann, der Falsche! Er soll nun aber auch im Kerker schmachten und eine Kugel soll sein Loos sein. An seiner Todesqual will ich mich weiden. Und Du, Schandbalg, fort aus meinen Augen, eh' ich Dich züchtige, oder ich lass' Dich auch in

ein kaltes Gefängniß werfen, wo Dir die Liebesbrunst aus dem Leibe frieren soll. Fort! sag' ich Dir, fort!" Mit diesen wildkreischenden Worten erfaßte sie das abermal zum Tode erschrockne Mädchen beim Arme und schleuderte sie aus dem Zimmer, über den Vorsaal und die Treppe hinab, die Unglückliche mit den scheußlichsten Schimpfnamen belegend. Kläglich aufschreiend, stand Louison vor einer andern weiblichen Gestalt, welche die Stufen heraufstieg.

„Was fehlt Dir, Kleiner?" fragte diese. „Weßhalb ist die Französin da oben so erbittert auf Dich?"

„Ach, ich weiß es nicht!" jammerte Louison. „Ich habe sie für Gretchen van Delfthuis gehalten, aber, wie Sie sagen, ist sie ja eine Französin, und gehört also wahrscheinlich zu Cloporte's Familie."

„Das ist wirklich der Fall. Was aber willst Du denn von Gretchen van Delfthuis?"

„Meister Stübecke hat sie so gut und hold

geschildert, und weil sie Rigbeekes Nichte ist, so hoffte ich Schutz bei ihr zu finden."

„Rigbeeke's Nichte? Knabe, wer bist Du? Wie kommst Du zu diesem Namen, der meiner seligen Mutter gehörte? denn wisse, ich bin Gretchen van Delfthuis."

„O so erbarmen Sie sich eines durch die Liebe zu Ihrem Oheim höchst unglücklich gewordenen Mädchens! Ich bin kein Knabe, ich heiße Louison Gaumasin, und Ihr Onkel ist vor einer Stunde von den Polizeisoldaten abgeführt worden."

„Welche Räthsel!" rief Gretchen erstaunt. „Schnell hier herein und auf mein Zimmer!" Rasch zog sie die Zitternde hinter sich her, und die Thüre wurde verschlossen.

Frau van Delfthuis erkannte den Kapitän nicht, als er in ihre Arme stürzte, selbst als er ihr zuflüsterte: „Um des Himmels Willen, Elisabeth, rette mich! Die Franzosen sind mir auf

den Ferſen, und wenn ſie mich finden, bin ich des Todes;" ſelbſt jetzt noch raubte ihr die heftigſte Beſtürzung die Erinnerung, und nur wie liebe, ſonſt wohl vernommene Klänge ſchlug der Ton ſeiner Stimme an ihr Ohr. Unwillkührlich zog ſie den Mann in ihr Zimmer, an allen Gliedern zitternd, doch nun war es auch mit ihrem Rettungsverſuch zu Ende, ſie wußte nicht, was ſie ferner beginnen ſollte. Hier aber fielen die Lichtſtrahlen in ſein Geſicht, und mit Erſtaunen erkannte ſie ihren ſonſt ſo heiß, ach! und noch immer geliebten Valtin.

„Valtin, Du biſt's!" rief die ſchöne Frau. „Wie kömmſt Du hierher?"

„Alles ſpäter," entgegnete er eilig, „nur jetzt ein Verſteck," und ohne ihre Antwort abzuwarten, ſchlüpfte er in das nächſte Zimmer und durch dieſes in das Schlafzimmer der Hausfrau. Eliſabeth ſtand einen Augenblick ohne alle Ueberlegung, endlich dämmerte ein Gedanke an die hohe Gefahr ihrer Lage in ihrer Seele auf. Was kümmerte ſie es, wo Valtin herge-

kommen, genug er war da, schwebte in Lebensgefahr und es galt, ihn zu retten; aber auch ihren eigenen Ruf mußte sie auf alle Fälle zu wahren suchen. Wie leicht konnte nicht eine Magd, die zu Hause sein mußte, herein und in das Schlafzimmer kommen, und wie verdächtig wäre es gewesen, ihr den Zutritt zu verwehren! Zu einiger Beruhigung diente es ihr, daß das Dienstmädchen nicht in der Nähe gewesen zu sein schien, als die Glocke so heftig gezogen wurde, sonst hätte sie gewiß die Thüre geöffnet. Aber eine zweite Dienerin, mehr Kammermädchen als gemeine Magd, war mit Gretchen gegangen, um sie aus einer Gesellschaft zu begleiten. Hatte Elisabeth nicht diese, hatte sie nicht ihre eigene Tochter, ihre übrigen Kinder, ihren Gemahl zu fürchten? Valtin mußte wenigstens den Blicken derer entzogen werden, welche der Zufall in das Gemach führen konnte. Aber auch die Verfolger konnten ja hineindringen und ihn finden, ein schrecklicher Gedanke!

Mit beflügeltem Schritt eilte sie ihm nach und sprach: „Rasch in meine Garderobe, Valtin!“ Sie schob ihn in den Schrank und zog den Schlüssel ab. Hierauf wurde sie allmählig ruhiger und ging, um die Magd auszuforschen. Diese aber war eben von einem Geschäfte fern gehalten worden, und wußte nichts von dem Vorgefallenen. In Fürchten und Bangen verstrich eine Stunde. Da kehrte Gretchen zurück. Der befangnen Hausfrau wurde neues Staunen bereitet, als sie die Stieftochter mit geheimnißvollen Geberden einen schönen Knaben hereinziehen sah. „Beste Mutter,“ flüsterte Gretchen, „dies verkleidete Mädchen ist unseres Mitleid werth. Wir werden Dinge von ihr hören, die höchst wichtig für uns, vorzüglich für mich, sind. Aber wir wollen sie schnell in Ihr Schlafzimmer führen, eh' der zudringliche Franzos kommt. Dorthin kann er sich doch nicht drängen.“

„Aber Gretchen!“ — — sagte die verlegene Mutter.

„Bedenken Sie, daß ein naher Verwandter, der Bruder meiner seligen Mutter, mein Onkel in sehr großer Gefahr schwebt! Vielleicht können wir etwas für ihn thun. Ich weiß es selbst noch nicht. Kommen Sie nur, ich beschwöre Sie! und lassen Sie das liebe arme Kind uns erst vom Stand der Dinge unterrichten.“ Die zaudernde Frau wurde mit fortgerissen. „Selbst die Zofe weiß nichts von der Kleinen,“ fuhr Gretchen fort; sie plaudert noch unten mit Frau Stübecke, und diese fand ich auf der Treppe, eben als sie von der abscheulichen Französin oben schlecht behandelt wurde. Gewiß steckt de Beaur mit darunter.“

„De Beaur!“ rief Louison. „Ist dieser entsetzliche Mensch auch hier? O dann lassen Sie mich vor diesem Ungeheuer fliehen, so weit ich vermag! denn sieht er mich, so bin ich verloren.“

„Kennst Du ihn auch?“ fragte Gretchen mit einer gewissen Freude. „Er soll Dich nicht finden. Im Nothfalle stecken wir Dich in die

Garderobe der Mutter. Nicht wahr, liebe Mutter?"

Diese hatte nicht Zeit zu antworten; denn die Schelle wurde gezogen, die Thüre von der Magd geöffnet, und man hörte die Schritte der Zofe. Auch ließ sich dieselbe schon also vernehmen: „Herr de Beaux ist da, um Ihnen gute Nacht zu wünschen." Und in demselben Augenblicke vernahmen die erschrocknen Frauen die Schritte des verhaßten Franzosen.

„Die Garderobe ist verschlossen," flüsterte Gretchen heftig, „Mutter um Gott! wo haben Sie den Schlüssel?" Diese hatte schon das Licht ergriffen, um de Beaux entgegen zu eilen, von dessen Frechheit sie befürchtete, er möchte in das Schlafzimmer kommen, und jetzt, als Gretchen sie mit einem wahren Verzweiflungston um den Schlüssel der Garderobe anging, nahm sie denselben in halber Geistesabwesenheit aus dem Busen, wo sie ihn verborgen hatte, und reichte ihn der Tochter. Diese öffnete im Dun-

kein den Schrank und stieß die zitternde Louison hinein, ihr zuflüsternd: „Verhalte Dich hier ruhig; ich erlöse Dich nachher.“ Darauf verschloß sie den Schrank, und eilte durch das anstoßende dunkle Zimmer in das erleuchtete, wo de Beaux mit der Mutter war.

Diese aber hatte eben auf dessen Frage nach Gretchen in ihrer höchsten Verwirrung geantwortet, daß sie sich zu Bette gelegt, in der Meinung, die Tochter werde im Schlafzimmer bleiben. Nun trat diese in gleich großer Verwirrung herein, und die Mutter verlor alle Fassung. Beider Gesicht war mit hohem Purpur übergossen, die Augen flogen in irrer Gluth an den Boden, und Gretchens Mund stammelte unverständliche Worte, während Frau Elisabeth ganz schwieg.

„Es sollte mir sehr leid thun, wenn ich störte,“ sagte de Beaux mit festem forschenden Blick auf die Frauen; „ich bin blos gekommen,

um mich zu erkundigen, ob Ihnen der Schrekken nichts geschadet."

„Welcher Schrecken?" fragte die Frau noch bestürzter, ihr Geheimniß schon verrathen wähnend.

„Ich hörte, daß man einen jungen Mann im Hause arretirt hat, welchen man für einen englischen Spion hält. Haben Sie nichts von dem Lärm gehört?"

„Ich war nicht zu Hause, sondern bei einer Freundin in der Abendgesellschaft," versetzte Gretchen.

„Nicht das Mindeste hab' ich gehört," erwiederte die Mutter. „Wer war der junge Mann?"

„Ein Neffe des Wirths, Namens Valtin Kampvorst. Er soll englischer Seekapitän sein," sagte der Franzos und durchbohrte die Frau mit seinen Blicken. Aber es ging keine Bewegung weiter in ihrem Gesichte vor, und sie sagte gleichgültig: „O den hab' ich früher gekannt;

er ist ja ein Landsmann von mir. Und wohin hat man ihn gebracht?"

„Auf das Polizeibüreau. Dem ist die Kugel gewiß."

„Haben Sie ihn selbst gesehen, Herr de Beaux?"

„Zu dienen, Madame; ich sah ihn auf der Straße, wie er an mir vorübergeführt wurde; ich fragte den Offizier nach dem Namen des Gefangnen und er wurde mir Baltin Kampvorst genannt."

Elisabeth schwieg betroffen; aber Alles war ihr natürlich unbegreiflich.

Jetzt kehrte auch Herr van Delsthuis vom Kaffeehause zurück. De Beaux begrüßte ihn geschmeidig, und erzählte den Vorfall noch ein Mal, bedauernd, daß er nicht zu Hause gewesen, um die Frau van Delsthuis zu trösten. Hernach empfahl er sich, nicht ohne lauernde Blicke auf die beiden Frauen.

Auf dem Vorsaale ließ er sich nicht vom

Bedienten, wie sonst, Licht geben, sondern von der Zofe, die eben aus der Thür kam, und das war dem faulen Kaspar recht. In dem Augenblicke, wo das Mädchen ihm das Licht reichte, drückte er ihr ein Goldstück in die Hand ihr zuflüsternd: „Nur ein Paar Worte!" Die Zofe folgte.

„Sag' mir, liebes Kind," begann er vertraulich, und nahm noch einige Goldstücke spielend in die Hand, „hast Du jetzt eben nichts an Deinen beiden Herrinnen bemerkt? Du kannst mir's anvertrauen, ich verrathe Dich nicht, und noch drei Napoleond'or sind Dein; sieh, ich habe sie hier in der Hand."

Das Mädchen brannte ohnedies schon vor Begierde, ihre Wahrnehmung mitzutheilen, und hätte es umsonst gethan, nur um das Geheimniß los zu werden. „Recht gern, mein Herr," erwiederte sie. „Als ich vorhin in das mittlere Zimmer trat, um die Frau im Schlafzimmer aufzusuchen, sah ich im Blick eine männliche

Person dort. Die Frau schoß wie toll an mir vorbei; Gretchen war aber noch im Schlafzimmer, und ich schlich näher hinzu. Da hörte ich, wie sie den Burschen in den Garderobeschrank steckte und ihm etwas zuflüsterte. Darauf rannte auch sie an mir vorüber."

„Schon gut. Ich zahle Dir zehn Napoleond'or, Mädchen, und verspreche Dir die beste Versorgung, wenn Du Deine jetzige Herrschaft verlieren solltest; laß die Thüre, welche vom Vorsaal zu Gretchens Zimmer führt, nur angelehnt. Es führt doch auch eine Thüre aus Gretchens Zimmer in das Schlafzimmer der Frau?"

„Ja wohl! wenn Sie mich nicht verrathen, will ich's wohl thun."

„So gehe!" — Das Mädchen ging, und er warf sich unruhig in einen Lehnstuhl. — Sobald Mitternacht vorüber war, schlich er hinaus, und fand die Thüre offen. Kein Licht in den Zimmern, das seinige zeigte ihm den Weg; Gretchens Bett noch unberührt: durch die Thüre

aus der Hausfrau Schlafzimmer ein Lichtschein. Er verbarg sein Licht, legte das Ohr an die Thüre und lauschte. Geflüster von weiblichen Stimmen; endlich ein männlicher Laut — wieder einer. Er ging zurück, drückte die Thüre leise in das Schloß, und verfügte sich sofort nach dem Schlafgemach des Herrn van Delfthuis, welches er nicht verschlossen fand. Er trat hinein und weckte den schlafenden Mann. „Mein würdiger Freund," redete er den erschrockenen Kaufherrn an, der ihn mit großen Augen anstarrte, „ich weiß, daß eine schändliche Zunge, mich um ihre Gunst beneidend, mich Ihnen verdächtig gemacht hat; ich werde den Verläumder zur gebührenden Strafe ziehen. Um Ihnen aber zu beweisen, wie sehr ich Ihnen ergeben bin, wie ich nicht allein mein Leben wagte, um das Ihrige zu erhalten, bevor ich Sie kannte, sondern auch um Ihre Ehre rein und makelios zu bewahren, seit ich Sie kenne, so mögen Sie wissen, daß sich im Schlafzim-

mer Ihrer Frau ein schöner Jüngling befindet, welcher einstweilen heimlich in den Garderobeschrank versteckt worden ist." —

„Sind Sie wahnsinnig, Herr!" schrie der Kaufmann.

„Ueberzeugen Sie sich selbst!"

Van Delfthuis warf zitternd die Kleider über, und beide schlichen davon.

Als Louison sich in die Ecke des Schranks drücken wollte, berührte sie den Kapitän, und fast hätte sie laut aufgeschrieen.

„Um unsres Heils willen, sein Sie ruhig," flüsterte Kampvorst, „wer Sie auch sein mögen." Vor Angst und Furcht fast sterbend, zog sich das Mädchen in die andre Ecke zurück. Auch der Kapitän befand sich nicht in der besten Lage, und zerbrach sich vergeblich den Kopf, wer mit ihm wohl gleiches Loos theilen möchte. Die Neugierde trieb ihn endlich leise zu fragen:

„Wer sind Sie denn? Und wie kommen Sie hierher?" Bei diesen Worten näherte er sich ihr etwas mit dem Kopfe.

„Ei, mein Herr," versetzte sie, „beantworten Sie mir doch erst dieselben Fragen. Ich bin ein Mädchen und schreie laut auf, so wie Sie mir nahe kommen, mag auch daraus entstehen, was da will."

„Ich werde ruhig sein, thun Sie dasselbe," sagte Kampvorst. „Wir werden uns, so Gott will, schon näher kennen lernen." — Wieder verging eine Stunde in der peinlichsten Lage; endlich wurde der Schlüssel des Schrankes gedreht, die Thüre ging auf, Lichtschimmer drang herein, und Kampvorst und Louison standen vor Elisabeth und Gretchen. Die letztere sprang entsetzt zurück — sie war es, die den Schrank öffnete — noch einen hohen Mann zu sehen, den sie nicht kannte; doch die Mutter bedeutete sie gleich mit den Worten: „Er ist der englische Kapitän, von dem de Beaur sagte,

daß er gefangen abgeführt sei. Ich habe ihn hierher gerettet, doch ist das Werk nur halb gethan."

„Es ist ganz gethan von Deiner Seite, Elisabeth," versetzte der Kapitän. „Laß mich nur hinaus, dann will ich mir schon weiter helfen."

„Verziehe nur noch eine kleine Weile, bis erst alles im Hause fest schläft, und erzähle mir, wie Du hierher gekommen bist."

„Ach, daß wir uns so wiedersehen müssen, Elisabeth! Das Leben hat mich um meine schönsten Hoffnungen betrogen."

„Es blühen auch wieder frische Kränze. Wir dürfen uns nun nicht angehören auf dieser Welt, und Gott weiß, daß ich nicht Schuld daran bin. Ich habe einen edlen, braven Mann, und wenn ich ihn auch nicht so lieben kann, wie Dich, so muß ich ihn doch hochschätzen und ihm die geschworne Treue bewahren. Gedacht habe ich aber immer an Dich, Valtin, und Dir

alles Gute gewünscht. Ja ein Wunsch ist mir bei dem Gedanken an Dich nie aus der Seele gewichen — sie sprach hier ganz leise — Du möchtest nämlich noch unvermählt sein, und zu uns kommen, und unser Gretchen liebgewinnen, die Tochter meines Mannes, die dort mit dem verkleideten Mädchen plaudert. Denn Dir gönne ich diesen lieben sanften Engel. Sie ist schön und gut, besitzt ihres Vaters wie meine ganze Liebe, und hat ein bedeutendes Vermögen von ihrer Mutter und ihrem Vater."

„Es wäre in der That originell genug, in meiner Lage auf Freiwerberei zu denken, und Dich, nachdem Du mich kaum dem Tode entrissen, um eine gütige Fürsprache bei Deiner Tochter zu bitten, da ich die geliebte Mutter doch durchaus nicht haben kann."

„Wer weiß, was Gottes Wille ist! Doch erzähle mir nun schnell etwas von Deinen Schicksalen. Ich will das Meinige bei Gretchen thun."

Während Valtin der ihm theuern Frau sein Leben von dem Augenblick, wo er sie verlassen, bis zu dem, wo er in ihre Arme gestürzt, erzählte, ließ sich Gretchen von Louison ihres Oheims Geschick berichten, und als eifrige Protestantin fand sie gar nichts an seiner Liebe zu tadeln, so daß sie vielmehr den Gegenstand derselben in die Arme schloß, als Louison versicherte, sie wollten beide Protestanten werden, wenn ihr Geliebter nur aus dem Gefängniß befreit sei, wozu nun freilich gar keine Hoffnung vorhanden, weil die Rache des Vaters Cloporte nur mit dem Tode des Schuldigen sich legen werde. Gretchen suchte die Thränen des unglücklichen Mädchens zu trocknen, und die sie übermannende Verzweiflung aus ihrer Seele zu verscheuchen. Freilich war der einzige haltbare Trost, den sie Louison geben konnte, der, daß Rigbeeke — wie jetzt klar war — statt Kampvorst verhaftet worden sei, und dieser Umstand ihn vielleicht retten könne.

Gretchen wandte sich hierauf an ihre Mutter und den Kapitän, und erzählte mit wenig Worten, daß ihr junger Oheim vor Kurzem eine Pfarrerstelle in einem großen brabantischen Dorfe erhalten, dort die Tochter eines verstorbenen Beamten kennen und lieben gelernt habe, als ein französischer Hauptmann, der in dem Dorfe gelegen, sie habe verführen wollen. Dies sei der berüchtigte Mathieu de Cloporte gewesen, sein Helfershelfer aber de Beaux. Der Pfarrer van Rigbeeke habe als Edelmann den Hauptmann de Cloporte gefordert und im Duell erlegt. De Beaux sei Cloporte's Secundant gewesen. Der Maire des Orts, ein Patriot, habe Rigbeeke einen Brief an Meister Stübecke mitgegeben, nebst Pässen als Theerhändler, damit sie sich von hieraus nach England überschiffen könnten.

Kampvorst gab den Rath, daß sein Onkel, Meister Stübecke, den Gefangnen so schnell als möglich als Theerhändler reclamiren solle, vor-

ausgesetzt, daß Rigbeeke sich nicht schon selbst verrathen habe. Dann wollten sie versuchen, zusammen nach England zu entkommen.

Noch waren sie in der Unterhaltung über diesen Gegenstand begriffen, als sie ein starkes Pochen an der Thüre des vordern Zimmers vernahmen. Der Schrecken lähmte ihre Zunge; Louison sprang schnell in den Schrank, Kampvorst wurde nachgeschoben, Gretchen verschloß die Thüre, und ergriff ein Buch. Die Mutter aber fragte auf das wiederholte Pochen, wer ihre Ruhe störe?

„Dein Mann ist es, mein Schätzchen," versetzte Delfthuis, „und ich bitte um gütigen Einlaß."

Elisabeth öffnete; Delfthuis trat herein, und verfügte sich, ohne ein Wort zu reden, in das Schlafzimmer seiner Frau. Hier fand er zu seiner Verwunderung Gretchen, denn von dieser hatte ihm ja de Beaux nichts gesagt.

„Was machst Du denn hier nach Mitternacht?" fragte er die Betretene.

„Ich habe der Mutter ein sehr interessantes Buch vorgelesen," stammelte sie verwirrt.

„Zeig' doch her! Sehr interessant. Ein Kochbuch — Elisabeth," wandte er sich jetzt zur Frau, „schließe mir doch Deine Garderobe auf; ich habe einen sehr wunderlichen Traum gehabt vom Inhalte derselben."

Da erbleichten Mutter und Tochter. „Ich — habe — den — Schlüssel — nicht!" stammelte Elisabeth bebend.

„So werde ich mir wohl ohne Schlüssel öffnen müssen."

„Hier ist er!" rief Gretchen mit Festigkeit. „Sie können auch wissen, was dieser Schrank enthält."

Van Delfthuis öffnete, und fuhr erschrokken zurück, zwei Männer statt einen zu finden. „Ha!" rief er bitter mit einem verächtlichen Blick auf Frau und Tochter, „seh' ich recht? Also vereint habt Ihr Euch im schamlosen Bunde, mich zu betrügen? Seht doch, Ihr habt

die Buhlen hübsch beisammen, und keine braucht vor der Andern zu erröthen."

„Vater! Vater! Um Gotteswillen! Sie sind in einem furchtbaren Irrthum begriffen!" stammelte Gretchen, aber er kümmerte sich nicht um sie, sondern rief zur Thüre hinaus: „Kommen Sie herein, Herr de Beaur, arretiren Sie diese beiden Schänder meiner Gatten- und Vaterehre und überliefern Sie sie dem Gesetze."

„Herr van Delfthuis," rief Kampvorst, „ich beschwöre Sie bei Gott, dem Allmächtigen!" —

De Beaur's Eintritt unterbrach ihn. Die Reihe zu erschrecken, war nun an diesen gekommen. „Wie!" rief er, „ist das kein Blendwerk der Hölle?" Dieser Mann ist ja der Kapitän Kampvorst, der gefangen auf die Polizei geführt worden ist, der ehemalige Liebhaber Ihrer Frau, Herr van Delfthuis."

„Also die alte Flamme!" höhnte der Kaufmann seine Frau. „Und mein sittsames Töchterlein will mir doch aufbinden, ich sei in ei-

nem ungeheuern Irrthum befangen? O barmherziger Gott, iſt alle Zucht und Sitte Schein, lügen denn alle die heiligſten Anzeigen höherer Weiblichkeit? Dieſe beiden ſich zur Sünde zu verbinden! O es wird mich zum Wahnſinn treiben!“

Eliſabeth ſank laut jammernd zu ihres Gatten Füßen und ſuchte ſeine Kniee zu umklammern; dies aber nahm er für Bekenntniß ihrer Schuld und ſtieß ſie zurück. Gretchen ſchrie verzweifelt: „Vater, Sie ſind blind; aber es wird ſchrecklich um Sie tagen. Sie machen uns alle unglücklich und ſich dazu.“ — Kamp-vorſt beſchwur den wüthenden Mann in einem fort, ihm nur einige Augenblicke Gehör zu geben, aber de Beaux verhinderte es; Louiſon wimmerte und klagte dazwiſchen. De Beaux brüllte: „Im Namen des Kaiſers: Ihr ſeid meine Gefangene,“ knöpfte den Ueberrock auf, und ließ die Uniform eines franzöſiſchen Polizeihauptmanns ſehen.

Da wurde die Schelle an der Saalthüre heftig gezogen. Alle stutzten. Noch ein Mal tönte die Glocke. „Das ist die Polizeiwache!“ sagte de Beaur triumphirend. „Sie kommt, um den Herrn Kampvorst zu holen.“ Aber keine Wache, sondern Meister Stübecke trat mit Rigbeeke herein. Louison flog auf den Letztern zu und umarmte ihn. De Beaur starrte ihn an und rief: „das ist ja der Pfarrer Rigbeeke, Cloporte's Mörder, wie? und dieser Jüngling! Ist's nicht Demoiselle Gaumasin. Auf Ehre! Wie kommen Sie hierher?“

Louison wußte nichts auf diese Frage zu antworten, und sah mit dem gemischten Ausdruck von Freude und Kummer zugleich an ihrem Geliebten auf. Der Franzos gewann dadurch Zeit, sich von seinem Erstaunen zu erholen, und rief: „Im Namen des Kaisers! Sowohl der Kapitän Kampvorst, als der Pfarrer Rigbeeke sind meine Gefangene und folgen mir augenblicklich zu Herrn von Cloporte.“

„Kinder!“ rief jetzt der Wirth, Meister Stübecke dazwischen, „der entscheidende Augenblick Eures Lebens ist da. Jetzt gilt's, rasch und klug zu handeln, wenn wir nicht alle verloren sein wollen. Die Hauptsache ist, daß wir diesen Vogel dort nicht aus der Schlinge lassen, in welcher er jetzt steckt. Und dafür soll gesorgt sein.“ Mit diesen Worten zog er eine Pistole aus der Tasche und hielt sie dem Franzosen unter die Nase. „Herr,“ sagte er nun kurz und bündig, „so wie Sie sich regen, schieß' ich Sie auf der Stelle todt. Du Baltin, und Sie, Herr van Rigbeeke, trommelt den Schurken Cloporte heraus, setzt ihm ebenfalls ein Gewehr auf die Brust und zwingt ihn, Euch Pässe auszuliefern für uns Alle, denn es ist sonnenklar, wir müssen Alle fort nach England, müssen in dieser Nacht fort, sogleich zur Stelle. Auch Sie müssen mit, Herr van Delfthuis; denn morgen schon säßen Sie im Kerker, weil Sie diesem französischen Spitzbuben, diesem geheimen Polizeispion

ihr Töchterchen verſagt haben, und weil Ihre Frau einen Abgeordneten unſers verehrten Prinzen von Oranien an die Patrioten der Wuth ſeiner Verfolger entzogen hat."

„Wie?" fragte der Kaufmann, „einen Abgeordneten des Prinzen von Oranien?"

„Ich beſchwöre Euch, Meiſter Stübecke," flehte Eliſabeth, „klärt meinen Mann auf. Er hat den Valtin mit dieſem Mädchen, die er für den Buhlen meines Gretchens hält, ſo wie den Valtin für den meinigen, im Schranke hier gefunden, wo wir beide verſteckt hatten."

„Ich bin ſchon aufgeklärt!" rief van Delfthuis und umarmte ſeine Frau. „Vergib, der ſchlechte Franzos machte Dich mir verdächtig. Nun begreif' ich. Aber wie kommt mein Schwager Rigbeeke hierher?"

„Sie ſollen Alles erfahren," entgegnete dieſer, „ſobald wir in Sicherheit ſind. Genug, ich wohnte als ein Flüchtling unter fremdem Namen ſeit zwei Tagen im vierten Stockwerk dieſes

Hauses, um mit erster Gelegenheit nach England zu fliehen, weil ich den Sohn des Herrn von Cloporte, der dieses liebliche Mädchen verführen wollte, im Duell erlegt hatte. Diesen Abend wurde ich arretirt und auf die Polizei geführt; dort hörte ich gleich aus den ersten Fragen, daß ich ein englischer Spion und Neffe des Meister Stübecke sein sollte. Dreist behauptete ich nun, ein Theerhändler zu sein; die Papiere des Buchhändlers, für den ich schrieb, enthielten zum Glück lauter ökonomische Gegenstände, und endlich wurde mir ein Matrose gegenübergestellt, der sogleich aussagte, ich sei der rechte nicht, es müsse eine Verwechslung vorgegangen sein. Augenblicklich wurde ein Offizier mit drei Mann Wache nebst dem Matrosen fortgeschickt, um den rechten zu holen. Nach einiger Zeit kehrten sie mit Meister Stübecke zurück. Dieser sagte aus, daß sein Vetter Abends ausgegangen und nicht wiedergekommen sei, er könne auch den Aufenthalt desselben nicht ange-

den. Ueber mich befragt, sagte er ebenfalls aus, daß ich ein Theerhändler sei, den er seit Jahren kenne, und zeigte meine Pässe vor. Hierauf wurde ich in Freiheit gesetzt und eilte mit Meister Stübecke hierher. Wir fanden Louison nicht, und vermutheten, daß sie sich hier herein geflüchtet haben möchte."

„Nun eilt! die Zeit verrinnt!" rief Stübecke. „Verschafft Euch Pässe von Cloporte. Dieser hier ist festgebannt."

„Nehmt ihn lieber mit und geht auch Ihr mit uns, Onkel," sagte Kampvorst.

„Auch gut. So sieht Herr von Cloporte gleich, daß es unser Ernst ist. Bewaffnet Euch nur alle, und ladet die Gewehre. Eilt nur, eilt! Ihr Frauen rüstet Euch zur Flucht. Nehmt nur das Nothwendigste mit; wir kehren, so Gott will, bald wieder. Weckt die Kinder, zieht sie an; ich will's mit den Meinigen nachher auch so machen. Nur schnell: Jede Minute ist ein Leben von uns werth."

Kampoorst, Rigbeeke, Delsthuis und Stübecke gingen mit geladenem Gewehr, in ihrer Mitte trotzig schweigend der Franzos. Durch Schellen und Pochen wurde ein Diener herbeigezogen, welcher die Thüre öffnete. Diese besetzte sogleich Delsthuis, so daß Niemand hinaus entwischen konnte. Die drei übrigen rückten dem Herrn von Cloporte vor das Bett, und thaten ihm mit vorgehaltenen Gewehrmündungen ihr Verlangen kund. Als der Oberspion seinen Untergebenen, Helfer und Freund in solch' kläglichen Umständen sah, fiel ihm das Herz

„Thun Sie nur, was die Herren begehren," sagte de Veaux mit Hohn; „die Rechnung wird sich schon ausgleichen lassen."

„Hoffe nicht zu viel, Schurke," erwiederte der Wirth, „sonst zerschmettert Dir die Kugel meiner Pistole augenblicklich den Kopf."

Cloporte sträubte sich nicht; er fertigte die Pässe aus. Alle wurden darin als französische Polizeispione bezeichnet, welche in England gebraucht werden sollten.

Als die Reihe an den jungen Ex-Pfarrer kam, sagte er: „Mein Name ist Gerard van Vogdecke, ich war katholischer Pfarrer.“ —

Die Feder entsank dem geheimen Polizeimann.

„Was?“ fuhr er auf, „der Mörder meines Sohnes?“

„Er ist's!“ sagte de Beaux kleinlaut.

„Und ihm soll ich einen Paß ausfertigen. Nimmermehr!“

„So fertigen wir Dir eine Kugel aus,“ sagte Stübecke kaltblütig und spannte den Hahn seiner Pistole. Cloporte schrieb zähneknirschend.

Die Pässe waren unterschrieben und besiegelt; da ergriff Stübecke das Licht und sagte: „Jetzt, meine Herren, haben Sie die Güte, sich mit mir herab zu bemühen.“

Alle gingen, neugierig zu erfahren, was nun werden sollte. Die beiden Franzosen in der Mitte, die Andern mit Lichtern und Gewehren versehen, stiegen sie in dem mitternächtlich stil-

len Hause bis in das erste Stockwerk hinab. Stübecke führte sie in die Gaststube, aus welcher die Thüre in die weiten und tiefen Keller des Hauses ging.

„Nun," sagte er lächelnd, „wollen wir als gute Freunde den Valettrunk zusammen trinken," und entfernte sich, kehrte auch bald darauf mit einem Krug Wein zurück, schenkte ein und reichte die Becher scherzend herum. Aber kaum hatte man getrunken, als die beiden stämmigen Kellerknechte des Wirths in die Stube traten, sogleich de Cloporte und de Beaux ergriffen, ihnen Knebel in den Mund steckten, und Hände und Füße mit Stricken banden. Stübecke und Kampvorst griffen ebenfalls mit zu, und als die andern beiden sahen, worauf es ankam, blieben sie auch nicht müssig. Die Franzosen hatten zum Schreien keine Zeit: denn eh' sie sich versahen, waren sie geknebelt.

„Meine Herren," sagte Stübecke jetzt, „es wäre uns ein Leichtes gewesen, Ihnen das Le-

benslicht auszublasen, und wir hätten vielleicht in jeder Hinsicht besser gethan; aber wir wollen kein Menschenblut vergiessen. Sie werden also nichts weiter zu dulden haben, als den Rest dieser Nacht und vielleicht einen bedeutenden Theil des morgenden Tags in einem sehr schönen Weinkeller zuzubringen. Sobald Sie erlöst sind, mögen Sie den trefflichen Inhalt dieser Keller, so wie überhaupt des ganzen Hauses und das Haus selbst als ein Geschenk von mir annehmen, jedoch auf Wiederschenkung; denn ich hoffe zu Gott, es wird nicht lange dauern, so werde ich wiederkommen, um es wieder in Besitz zu nehmen. Für diese reichlichen Geschenke werde ich mir aber etwas weniges von Ihrem Eigenthum zueignen, Herr de Cloporte, was ich Ihnen aber später auch zurückerstatten will, ich meine Ihre Frau, Ihre Tochter und Ihr Enkelchen. Diese werden mit uns die Reise nach England machen. Sollte es Ihnen einfallen, uns zu verfolgen, so sind alle drei dem gewissen Tode ge-

weiht. Merken Sie sich das, Herr de Gloporte. Nun wünsche ich Ihnen wohl zu leben." Auf seinen Wink packten die Kellerbursche die beiden stummen Franzosen und trugen sie in den tiefen Keller hinab, kamen dann wieder, und brachten nicht lange darauf auch den Diener und die Magd, ebenfalls geknebelt. Hierauf wurde der Keller gut verschlossen.

Stübecke hatte Frau und Kind ermuntert, und ihnen befohlen sich rasch anzukleiden; van Delfthuis eilte hinauf in sein Logis, da standen Frau und Kinder, Zofe, Magd und Diener reisefertig. Stübecke ging in das dritte Stockwerk, die zitternde Lolot und ihre Mutter zu bedeuten, womit sie sich allein das Leben retten könnten. Die furchtsamen Weiber fügten sich in seinen Willen.

Es schlug drei Uhr. Da banden die Kellerknechte den Kahn auf dem Kanal hinter dem Hause los, und die Gesellschaft, an zwanzig Köpfe stark, stieg hinein. Stübecke und van Delfthuis hatten beide bedeutende Geldsäcke in

das Schifflein getragen. „Es ist doch gut, wenn man sich etwas gespart hat," sagte der Wirth zum Kaufmann, „Alles Andere müssen wir hier lassen, aber wir sind gewiß bald wieder da, um's in neuen Besitz zu nehmen." Hierauf verrammelte er von hinten das Haus, vorn war es gar nicht geöffnet worden, und nahm Abschied davon. Schier alle Hände arbeiteten im Kahn; er flog durch den Kanal in den Y, und langte in wenigen Minuten an der Batavia, van Delfthuis Schiffe, an. Eine Viertelstunde darauf wurden die Anker gelichtet. Am Ausgang des Hafens legte der Kapitän die Päſſe ſeiner Paſſagiere vor. Der Polizeioffiziant machte große Augen, und ließ den Herren eine glückliche Reiſe wünſchen.

Als der Tag aufſtieg, ſchwammen ſie auf dem hohen Meere.

* * *

Gerade ein Jahr ſpäter landete die Batavia mit den Schiffen in Schevelingen, welche

den Prinzen von Oranien und sein Gefolge an die holländische Küste trugen. Den zweiten December 1813 hielt der Prinz seinen feierlichen Einzug in Amsterdam. In seinem Gefolge waren auch die Passagiere der Batavia: van Delfthuis mit seiner Frau Elisabeth, der Kapitän Kampvorst mit seiner Frau Gretchen, der Kaufmann van Rigbeeke, seines Schwagers Compagnon, mit seiner Frau Louison, und der wackre Peter Stübecke ebenfalls mit Frau und Kindern. Lolot war mit ihrem Sohne und ihrer Mutter schon lange nach Paris. Die wackern Leute zogen mit Sang und Klang in ihr Haus ein, welches die Franzosen geräumt hatten, Peter Stübecke mit Frau, Kindern und Knechten in das erste Stockwerk, Jacob van Delfthuis mit Frau, Kindern, Zofe und Magd in das zweite, Valtin Kampvorst mit Gretchen in das dritte, und Gerard van Rigbeeke mit Louison in das vierte. Und also schön besetzt blieben lange die vier Stockwerke.

Erstes Heft.

Thüringische Chronik.

Von

Ludwig Storch.

Verlags-Comptoir in Gotha.
1841.

Die vorigen Jahrhunderte brachten dem thüringischen Volke eine Menge von thüringischen Chroniken; sie wurden alle gekauft und gern gelesen. Die Chronik war dem thüringischen Bürger und Landmann gewissermaßen ein heiliges Buch, sie machte mit der Bibel, dem Gesangbuch und Luthers Katechismus seine Bibliothek aus. Die Worte: „Es steht in der Chronik“ galten für ein Orakel. Da las man denn Abends nach vollbrachter Arbeit und Sonntags bei schlechtem Wetter von den alten Fürsten des Landes und ihrer ehrenhaften Herrlichkeit, von Krieg und Frieden, Pestilenz und Wassersnoth, von Hexen und Zauberern, und ergötzte sich an den bunten phantastischen Gebilden, womit die Sage das Buch der Geschichte wie mit illuminirten Kupferstichen geziert hat. Die Chronik wurde als ein theurer Schatz vom Vater auf den Sohn und so fort von Enkel zu Enkel vererbt, und noch jetzt findet man sie vergilbt und zerlesen, aber immer noch werthgehalten in den Familien. Es hat mich jedesmal angenehm überrascht, wenn ich so eine alte Chronik sah, und ich freute mich, wenn die Leute etwas darauf hielten. Aber seit hundert Jahren ist keine thüringische Chronik mehr erschienen. Es kamen gelehrte Geschichtswerke über die thüringische Geschichte heraus, kritische Untersuchungen, die sehr hoch zu verehren, aber keine Bücher für unser thüringisches Volk sind. Eine thüringische Chronik in der alten treuherzigen Weise geschrieben, ist das Geschichtsbuch, wie es das Volk bedarf, wie es das Volk verlangt. Freilich ist unser Volk ein ganz anderes geworden in geistiger wie in körperlicher Beziehung. Es steht auf einer weit höhern Stufe der Bildung, und macht von ihr aus ganz andere Ansprüche an eine vaterländische Chronik, wie seine Vorfahren. Eine Chronik, die heute geschrieben wird, muß jenen Ansprüchen genügen. Mit der Treuherzigkeit der Darstellung muß sie dennoch mit historischer Kunst und Kritik abgefaßt sein. Mit einem Worte, sie muß die historische Treue stets vor Augen haben. Aber sollen wir dem Volke die Sage nehmen, die sein theuerstes geistiges Eigenthum, die mit ihm verwachsen, mit ihm groß geworden ist, und die über die Häupter jedes neuen Geschlechtes ihre ewig blühenden Kränze wirft? Soll die Sage in der Chronik fehlen oder wohl gar mit wohlfeiler kritischer Vernünftelei lächerlich gemacht werden? Gott behüte uns vor solchem Frevel, vor solchem Kirchenraub! Die Sage ist der unveräußerliche Schatz des Volks; wer sie ihm nehmen will, wird als ein frecher Dieb aus der Thüre gewiesen. Die thüringische Chronik muß das Tabernakel der unvergleichlich schönen thüringischen Geschichtssagen sein und bleiben.

Thüringiſche Chronik.

Von

Ludwig Storch.

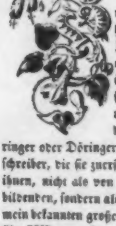
Verlags-Comptoir in Gotha.

Erſtes Buch.

Vorhalle der Geſchichte und das Königreich Thüringen.

Vom erſten Auftreten der Thüringer in der Geſchichte bis zum Untergange ihres Königreichs 404 bis 531 n. Ch.

Erſtes Kapitel.
Vorhalle der Geſchichte.



1.
Abſtammung und Name der Thüringer.

Im Anfang des fünften Jahrhunderts der chriſtlichen Zeitrechnung tritt plötzlich ein deutſcher Volksſtamm in der Geſchichte auf, deſſen ſie früher nicht erwähnte, und den ſie mit dem Namen der „Thüringer,“ Toringer oder Döringer bezeichnet. Die Geſchichtſchreiber, die ſie zuerſt nennen, [1] ſprechen von ihnen, nicht als von einem erſt werdenden, ſich bildenden, ſondern als von einem fertigen, allgemein bekannten großen Volke. Es wäre demnach überflüſſig geweſen, die Zeitgenoſſen über daſſelbe belehren zu wollen. Und deshalb laſſen die Chroniſten uns, die ſpäten Nachkommen, auf die jene allgemeine, vorausgeſetzte Kenntniß der Verhältniſſe des thüringiſchen Volks durch mündliche Fortpflanzung nicht übergegangen iſt und der Name der Sache nach nicht übergehen konnte, völlig im Dunkeln über die Abſtammung und das Entſtehen, über das Wachsthum und die Ausbildung dieſer Völkerſchaft zu einer ſolchen, und eben ſo wenig geben ſie einen Fingerzeig über die Entſtehung des Namens derſelben und deſſen Ableitung. Da nun nicht zu hoffen ſteht, daß noch alte und ausführlichere Geſchichtsquellen aus jenen nebelhaften Jahrhunderten werden aufgefunden werden, ſo iſt anzunehmen, daß über die geſchichtlichen Anfänge des thüringiſchen Volks und über die richtige Deutung ſeines Namens niemals eine genügende Helle verbreitet werden wird. Seine Wiege iſt, wie die der meiſten Völker, mit dichten Schleiern verhängt, die kein menſchliches Auge, rückwärts ſchauend, je zu durchdringen vermag. Eine unfruchtbare und thörichte Mühe aber iſt es, ſich in gehaltloſen Vermuthungen zu ergehen, und, von Wortähnlichkeiten verleitet, wunderliche Schlüſſe zu machen. Selbſt die wahrſcheinlichſte Vermuthung, die nicht auf hiſtoriſchen Quellen fußt, ſchwebt in der Luft und kann keinen Platz in der Geſchichte finden.

Die Bearbeiter der thüringischen Geschichte haben sich vordem in dieser Beziehung viele Lächerlichkeiten zu Schulden kommen lassen. [1] Wir sind nicht mehr so kühn, in einer dichten Nacht, die anderthalb tausend Jahre hinter uns liegt, Gegenstände entdecken und unterscheiden zu wollen; uns genügt, die ersten Strahlen der Geschichtssonne, welche die über das junge Thüringervolk gelagerten Nebelhüllen zerreißt und uns einige hervorragende Punkte des neuen Landes zeigt, sorgsam zu sammeln, und mit menschlich schwachem Auge, das in jener Frühe die Sage nicht immer von der Geschichte zu sondern vermag, den allmäligen Sieg des Lichtes Schritt für Schritt zu verfolgen, bis endlich die ganze Landschaft hell und frei vor unsern Blicken liegt.

Die Länderstriche, in welchen wir die Thüringer bei ihrem Eintritt in die Geschichte seßhaft finden, hatten vier Jahrhunderte früher, römischen Schriftstellern zu Folge, die sich mit den Zuständen deutscher, mit den Römern in feindliche und freundliche Berührung gekommener Völkerschaften beschäftigten, die Stämme der Chatten, Cherusker und Hermunder [2] inne, die einer jener Autoren mit den Sueven zum großen Hauptstamme der Hermionen oder besser Herminen zählt. Der Name der Cherusker und Hermunder ist im Laufe jener vier Jahrhunderte verschwunden, dagegen der der Thüringer aufgekommen. Der der Chatten und Sueven hat sich in „Hessen“ und „Schwaben“ bis auf den heutigen Tag erhalten. Ob nun Cheruster und Hermunder, oder die Hermunder allein im Laufe jener nachtumhüllten Zeit einen neuen Völkerbund bildeten, der sich, vielleicht von einem mächtigen Anführer, dessen Andenken in der Geschichte verloren gegangen, Thüringer nannte, oder ob die Thüringer ein eigner deutscher Volksstamm war, der jene von ihren Sitzen verdrängte und sie selbst einnahm: wer darf das Eine oder Andere behaupten? [3] Jedenfalls gehört die Geschichte der Cheruster und Hermunder, wie sie uns die römischen Schriftsteller bruchstückweise überliefern haben, nicht in eine thüringische Chronik, die es nur mit den Thüringern als solchen zu thun hat, sondern in eine Geschichte des deutschen Volks überhaupt.

2.

Die Grenzen der Thüringer.

Die Grenzen der Wohnsitze der älteren Thüringer anzugeben, ist nicht minder eine Sache der Unmöglichkeit; denn die gleichzeitigen Geschichtschreiber reden davon nur in den unbestimmtesten Ausdrücken. Der Geschichtsforschung ist daher nirgend ein sichrer Anhaltepunkt gegeben, von wo aus sie sich weiter verbreiten könnte. So viel scheint nicht bezweifelt werden zu dürfen, daß die älteren Thüringer südlicher wohnten, als das Land gelegen ist, dem sie später ihren Namen gegeben, und wahrscheinlich von den Quellen des Mains bis zur Donau hinab. Durch ihr Land gingen mehre Flüsse, von denen zwei genannt werden „Bac,“ vermuthlich die Nabe, und „Reganum,“ die Regen, die beide in die Donau fielen.

Im sechsten Jahrhundert, bevor sie dem mächtigen Frankenbunde einverleibt wurden, besaßen sie einen großen Länderstrich, aber man kann vom Umfange des Königreichs Thüringen nur in allgemeinen Angaben sprechen. Im Norden berührte es das Gebiet der Sachsen, aber diese waren damals noch nicht so weit nach Thüringen vorgedrungen, als in der nächstfolgenden Zeit, und Nordthüringen reichte über den Harz hinaus, bis an die Elbe; im Westen dehnte sich das Thüringerreich bis in die Gegend des Rheins und die Ufer franken waren hier die Nachbarn der Thüringer, wie die Alemannen im Süden jenseits der Donau. Ob sie im Osten schon damals mit slavischen Wenden zusammenstießen, ist ungewiß und zweifelhaft; hundert Jahre später war es der Fall.

3.

Die politiſche Verfaſſung der Thüringer.

Auch über die bürgerliche Verfaſſung der Thüringer in dieſen frühen Zeiten laſſen ſich keine beſtimmten Angaben machen. In das ſchon bezeichnete Dunkel iſt der Zeitpunkt gehüllt, wann ihre Regierungsform aus der patriarchaliſchen in die königliche überging. Nur der funkelnde Stern dieſes Königthums tritt blutroth flammend aus der geſchichtlichen Nacht hervor. Alles, was als früher geſchehen, von Spätern erzählt wird, ſind Sagen, womit dieſer Jahrhunderte ſtets geneigt ſind, die dunkeln Partien der Jugend eines Volks auszuſchmücken und zu übermalen, wie das Brockengeſpenſt ſich abenteuerlich auf den Nebelſchichten geſtaltet, die die niedern, den höchſten Harzberg umgebenden Berge einhüllen.

Die groß der Umfang der königlichen Gewalt war und ob nicht im Kriege größer als im Frieden, wie ihr Verhältniß zu den drei Volksklaſſen, den Adligen („Adelingen"), den freien Männern, („Frilingen") und den Leibeignen, und dieſer untereinander, läßt ſich, da Gleichzeitige nichts darüber niedergeſchrieben haben, nicht angeben. [2] Das thüringiſche Volk verlor viel zu früh ſeine Selbſtſtändigkeit, als daß ein Geſchichtſchreiber aus ihm hätte erblühen können. Unſere Quellen ſind meiſt fränkiſche und ſpäter ſächſiſche Chroniſten, die für die thüringiſchen Zuſtände und Verhältniſſe keine patriotiſchen Sympathien hatten und ihrer nur gelegentlich gedenken.

Zwar treten bei Tacitus auch ſchon Könige auf, aber man weiß nicht recht, was man aus ihnen machen ſoll, und zur Erklärung der ſpätern königlichen Würde bei den Franken und Thüringern können ſie nicht dienen. Die Adelinge waren jedenfalls nur urſprünglich reiche Grundbeſitzer, die ihren Knechten gegen beſtimmte Abgaben Theile ihrer Ländereien einräumten; dieſe Hinterſaſſen werden unter den Namen „Lazzen" und „Liten" aufgeführt. Sie ſind zu unterſcheiden von den Leuten, welche gekauft und verkauft wurden, alſo Leibeigene waren. Wer ſein kleines Gut ſelbſt bewirthſchaftete und keinen Zins einzunehmen hatte von Lazzen und Liten, ſcheint ein „Friling" geweſen zu ſein, ein freier Mann, der, auf ſeinem Erbe ſitzend, von Niemand abhängig war.

Aus dem Verhältniß der Adelinge zu ihren Knechten mochten ſich die Gemeinten gebildet haben, und aus der Vereinigung derſelben zu Trutz und Schutz und zur gemeinſamen Berathung gemeinſamer Angelegenheiten, die Gaue, deren in Thüringen unter der fränkiſchen Oberherrſchaft mehre genannt werden. Der Adel kam durch Reichthum, Anſehn und Kriegsthaten natürlich an die Spitze dieſer Verbindungen und übte Einfluß auf das übrige Volk aus. Die älteſten des Kreis führten alſo auch den Vorſitz in den Volksverſammlungen der Gauen, und erhielten den Namen der „Grauen" (Grafen). Später wurde der Beiſitzer oder Angeſehenſte mit dieſer Würde bekleidet, der Name aber blieb, er war der Gau-Graf. Zur Schlichtung der Rechtshändel waren aber die Männer des Volks in Abtheilungen von je hundert gebracht, denen jedesmal ein beſonderer Graf vorſtand, der erſt gewiß der Hundert-Graf, und nur ſpäter, als die lateiniſche Sprache mehr auflam, der Centgraf hieß. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß die hundert Männer wiederum in zehn Abtheilungen zerfielen, und zehn Männer wiederum einen Vorſteher hatten, der ihre Rechtsangelegenheiten ſchlichtete. [3]

Zu beſtimmten Zeiten verſammelte ſich der ganze verwandte Volksſtamm zu Berathungen, die mehre Tage dauerten. Dies waren zugleich Feſttage für das Volk.

Das Bedürfniß gegenſeitigen Schutzes führte die einzelnen Gauen wieder zu größeren Bündniſſen zuſammen, und bei dieſen großen Verbrüderungen gingen wahrſcheinlich die Namen

der Völkerſtämme, die zu ihnen traten, allmälig unter im gemeinſamen Namen des Bundes. Ein ſolcher Bund war jedenfalls der der Thüringer, ein ſolcher der der Franken u. A.

Wie nun dem einzelnen Gau ein Graf vorſtand, ſo mußte der Vereinigung vieler Gaue und Stämme ein vertragendes Haupt vorſtehen, und ſo entſtand aus der Natur der Sache die königliche Würde, die im Anfange gewiß nichts weiter war, als die Würde eines Vorſitzenden in der Volksverſammlung, der die Berathung leitete, dann aber als oberſter Richter zu größerer Macht gelangte.

4.

Kultur, Sitten und häusliches Leben der Thüringer.

Es läßt ſich faſt mit Beſtimmtheit annehmen, daß der Kulturzuſtand der älteſten Thüringer dem der übrigen deutſchen Völkerſtämme gleich war; wenigſtens iſt keine Nachricht vorhanden, die das Gegentheil für ſie in Anſpruch nähme. Sie waren einfache Kinder der Natur.

Als ein junges kriegeriſches Volk kannten die Thüringer nicht im Beſitz einer Geiſteskultur ſein, die der Jugend eines Volks niemals eigenthümlich iſt. Aber gewiß erfreuten ſie ſich der an allen deutſchen Stämmen gerühmten Tugenden der Treue, der Keuſchheit, der Gaſtlichkeit, der Herzenseinfalt, des Muthes und der Todesverachtung, und die bei den Römern allgemein verbreiteten Laſter waren der großen Menge unbekannt und wurden mit einer furchtbaren Strenge beſtraft. Wenn nun auch die Schilderungen der römiſchen Schriftſteller ſich auf Zeiten beziehen, welche über dreihundert Jahre vor das Auftreten der Thüringer fallen, ſo wechſelte das Eigenthümliche und Charakteriſtiſche im einfachen Volksleben der Deutſchen in jenen frühen Tagen zu wenig, und es wird zu oft ausdrücklich erwähnt, daß ſie an der Sitte der Väter feſtgehalten, als daß man nicht anzunehmen berechtigt wäre, was zur Zeit des großen römiſchen Schriftſtellers Tacitus von den Deutſchen überhaupt gegolten habe, dürfte eben ſo gut auch von den Thüringern ins Beſondere gelten; ja wir ſind anzunehmen berechtigt, daß die Sitten der Thüringer, die in der Mitte Deutſchlands wohnend, mit den ſpätern kraftloſen Römern in keine Berührung gekommen waren (ſonſt würden wir wahrſcheinlich durch römiſche Schriftſteller ihre erſte Geſchichte kennen), ein reineres Gepräge trugen, als die früheren deutſchen Völkerſtämme, welche in vielfachem Verkehr mit den Römern gelebt und viele Laſter derſelben übernommen hatten.

Zuerſt werden die Thüringer wegen ihrer ſchönen Pferde erwähnt (um 404); ſpäter findet man ſie unter den deutſchen Völkerſchaften genannt, welche wahrſcheinlich durch Bündniſſe von dem gewaltigen Hunnenkönige Attila gewonnen, in ſeinem Heere fochten und nach deſſen Tode (453) die Römer an der obern Donau auf eigne Hand feindlich anfielen. Sie waren alſo ein wohlberittenes, kampfgeübtes Volk. Ihre ungeheuern Wälder machten ſie dabei zu Jägern, ihre Flüſſe und Seen zu Fiſchern, ihre Thäler und Matten zu Hirten, ihre Ebenen zu Ackerbauern. Wenn ſchon zu Tacitus Zeiten der Ackerbau der Deutſchen auf keiner niedern Stufe ſtand, ſo darf man von den Thüringern erwarten, daß ſie verſtändige Landwirthe waren. Krieg und Ackerbau, vorzüglich wenn letzterer ſchon Jahrhunderte betrieben worden iſt und das Volk an den heimiſchen Boden gefeſſelt hat, bedingen Gewerbe, ja der Glanz des Königthums, ſei er in Vergleich mit ſpätern Zeiten auch noch unbedeutend, ſteigert das Bedürfniß und ruft ſeine Befriedigung hervor. Die an Pracht und Luxus gewöhnte Richte Theodorichs des Großen, Königs der Oſtgothen, des Pflegers der Künſte und Wiſſenſchaften in Italien, deren gelehrte Bildung und feine Sitten von ihrem Oheim gerühmt werden, brachte gewiß An-

ſprüche aus Italien mit nach Thüringen, denen man zu genügen ſich beſtreben mußte, und ſo waren Künſte und Wiſſenſchaften in Thüringen höchſt wahrſcheinlich im Keimen begriffen, als ein grauſames Schickſal ihre Entwickelung hemmte.

Der adlige und freie Mann verachtete die Beſchäftigung des Ackerbaus und der Gewerbe, er lag den Waffenübungen und der Jagd ob. Die Knechte und Leibeigenen arbeiteten. Die Frauen ſpannen, webten und verfertigten die Kleider. Die Wolle des Schaafs und die Häute der Thiere wurden zur Bekleidung verarbeitet.

Auch das Bauweſen mußten die Thüringer ſchon in einer gewiſſen Vollkommenheit verüben, da in der Geſchichte ihrer Beſiegung durch die Franken eine befeſtigte Stadt genannt wird, wenn dieſe Angabe nicht auf einem Irrthum eines weit ſpätern ſächſiſchen Chroniſten beruht. Doch fällt die Erbauung der erſten Städte in dieſe Zeiten. Das Zuſammenleben in Städten ſetzt aber ſchon einen erhöhten Kulturzuſtand voraus.

Das häusliche Leben der Thüringer war, den erhaltenen Andeutungen nach, einfach und ehrenwerth. Der Mann hatte nur ein Weib und dadurch wurde der hohe moraliſche Werth der Ehe bedingt. Der Ehebruch wurde mit ſchmachvollem Tode beſtraft. Das ganze Volk der Thüringer ſcheint wuthentflammt über den Ehebruch ſeiner Königin Baſina geweſen zu ſein, und ſich durch einen verheerenden Einfall in das Ländergebiet ihres Verführers, des Frankenkönigs Childerich gerächt zu haben. Das konnte nur ein Volk, dem die Reinheit der Ehe als heilig galt. Die Frau war die Genoſſin, nicht die Sklavin des Mannes. Der Jüngling wuchs in Waffenübungen auf und weidete die väterlichen Heerden; die Jungfrau wurde von der Mutter im Spinnen und Weben unterrichtet. Die Geſchlechter lebten zuſammen, doch war Keuſchheit ihre höchſte Zierde. Erſt wenn der Jüngling reif war zum Manne und ſich durch Geſinnung und That als würdig bewährt hatte, vermälte er ſich nach dem Rath ſeiner Verwandten mit der gleichfalls reifen Jungfrau. Die Ausſtattung oder das Brautgeſchenk gab der Jüngling der Braut. Es beſtand in den frühern Zeiten, nach Tacitus, in einem Geſpann Rinder, einem Schlachtroß, einem Schilde, Spieß und Schwert. Auch der thüringiſche König Herminfrid ſandte die Brautgabe nach Italien, ausgezeichnet ſchöne ſilberfarbne Roſſe, als er um Amalberg, Theodorichs Nichte freite.

Die Bande der Liebe und Tugend hielten das Haus zuſammen und gaben ihm eine hohe moraliſche Kraft. Dieſe äußerte ſich auch in körperlicher Blüthe, ein kräftiges Geſchlecht nach dem andern erſtand aus dieſen Häuſern; die Körperſtärke, oft von den einſichtigen und geſchwächten Römern bewundert, öfter noch gefürchtet, war ein Reſultat der Reinheit und Tüchtigkeit der Geſinnung und Geſinnung. Dieſe zeigte ſich unter andern auch in der Tugend der Gaſtlichkeit. Der Fremdling war in jedem Hauſe willkommen; er wurde als Freund betrachtet, ſein Haupt ſtand unter dem Schutze des Familienvaters, man pflegte ſein mit liebender Sorgfalt, und zwiſchen ihm und der gaſtlichen Familie wob ſich ein feſtes Freundſchaftsband.

Die Lebensmittel waren einfach und beſtanden meiſt nur aus Brod, Milch und Fleiſch. Butter ſcheint man ſchon bereitet zu haben.[1] Die feinen Erzeugniſſe der römiſchen Küche kannten gewiß nur wenige, die in Italien gelebt hatten. Eins war tadelnswerth, die Liebe zum Trunk. Schon Tacitus giebt an, daß die Deutſchen Bier gebraut haben. Wein erhielten ſie durch Handel von den Galliern, ſpäter von den Franken. Bei den Volksverſammlungen liebten ſie, ſich zu bezechen. Es galt für einen

Ehrenpunkt, ja für eine Tugend (wie die Tapferkeit) viel zu trinken, und grade diese zweideutige Tugend hat sich schier am längsten erhalten.

5.

Die Religion der Thüringer.

Am meisten ist der Mangel bestimmter Nachrichten über das innerste Wesen, die Gefühlswelt unsrer vorchristlichen Vorfahren zu beklagen. Aber hier gerade fehlt uns jegliche Anschauung. Wenn auch die Überlieferungen hinsichtlich der äußern Lebensverhältnisse dürftig sind, so läßt sich aus ihnen doch wenigstens ein Bild skizzieren; was uns die Schriftsteller über das Verhältniß sagen, in welches sich die menschliche Schwäche und Abhängigkeit jener edlen, reinen Menschen zu einem höhern Walten stellte, läßt nicht einmal eine Vermuthung zu. Von dem eigensten geistigen Lebensborn dieses Volkes, wonach wir es allein richtig zu beurtheilen vermöchten, kennen wir nur einige Äußerlichkeiten, aus denen man nur allgemeine Schlüsse zu ziehen wagen darf. Aber auch diese dürfen nicht an das geistige Band dieser äußern Erscheinungen rühren, dürfen die Seele nicht erfassen wollen: diese ist für ewig entflohen.

Man kann mit Gewißheit annehmen, daß das innere und äußere Religionswesen der Thüringer d. h. ihre sittliche Anschauung des höchsten Wesens und der Kultus, ihre Götter- und Heldensagen, im Allgemeinen nicht sehr verschieden war von dem der übrigen deutschen Völkerstämme. Die religiöse Gefühlsweise aller Völkerschaften, die durch Sprache, Sitte und mündliche Überlieferungen sich als stammverwandt erwiesen, mochte in ihren Grundzügen wohl mit der der Bewohner des hohen Nordens, die ja auch deutschen Ursprungs waren, zusammenfallen; und die Götter- und Heldensage der südlichern deutschen Volksstämme war ihren Hauptmomenten nach wahrscheinlich dieselbe wie die skandinavische, die, in einer weit spätern Zeit zusammengestellt, und erhalten worden ist. Aber wenn wir auf der einen Seite nicht wissen können, wie groß oder klein die Ähnlichkeit beider war, so auf der andern eben so wenig, wie weit die uns von so späten Dichtern des Nordens aus alten Liedern und Sagen zusammengestellte Religionslehre der frühern Wirklichkeit entspricht, wie viel die Jahrhunderte, wie viel die christlichen Dichter hinzugethan, weggelassen, verändert und verfälscht haben [*].

Es ist sehr voreilig, als ausgemacht anzunehmen und hinzustellen, die Thüringer hätten die Götter der Skandinavier verehrt, ja wohl gar den Namen Thüringer vom Gotte Thor ableiten zu wollen. Alles was man zugeben kann, ist, daß der Gott der Schlachten und Siege, Wodan, bei den Skandinaviern Odin, der bei den Sachsen, Longobarden, Alemannen verehrt wurde, auch die höchste Gottheit der Thüringer gewesen sein dürfte.

Tacitus nennt eine Gottheit der Deutschen Mercur, eine andere Mars d. h. er sucht dem deutschen Kultus einen irgend ähnlichen römischen Begriff anzupassen, so gut es ging (denn er kannte ja den damit verbundenen Begriff der Deutschen nicht kennen), und nannte nun den deutschen Gott, dessen eigentlicher Name ihm vielleicht nie genannt worden war, mit dem römischen. Ob nun Mercur oder Mars den Wodan bedeute, ob der andere vielleicht Thor war, das sind Fragen, die niemals beantwortet werden können. Und wenn man nun auch nach Tacitus Worten „die Germanen verehren am meisten den Mercur, dem sie auch an gewissen Tagen Menschenopfer darzubringen für Pflicht halten," behaupten könnte, dieser Mercur sei Wodan gewesen; was wäre dadurch gewonnen?

Cäsar sagt ganz kurz, die Deutschen hätten keine Priester, brächten keine Opfer und hielten

die Sonne, den Mond und den Vulkan für Götter. Dies scheint auf Sonnen- und Feuerdienst zu deuten, aber von einer Verehrung dieser Götter sagt er nichts. Hinsichtlich der Opfer sind Tacitus und Cäsar in Widerspruch. Tacitus nennt noch den erdgebornen Gott Tuisco und dessen Sohn Man als die Stammväter der deutschen Heldengeschlechter, und fügt hinzu, daß diese beiden in alten Liedern gefeiert würden. Schwerlich bezeichneten diese Namen Götter, denen ein besonderer Kult geweiht war; sie waren nichts als die mythische Wurzel des ganzen Volksstammes, der Tuisco, Düsko, Dütske, der Deutsche, und der Man der Repräsentant des Volks überhaupt. Mit dem Religionswesen selbst hat diese an und für sich wichtige Angabe nichts zu thun. Was Tacitus von jenem beibringt, ist geeignet, uns einen würdigen Begriff von der geläuterten und erhabenen religiösen Gefühlsweise unserer Vorfahren zu geben. Er sagt nämlich: die Himmlischen wären ihnen viel zu groß, als daß sie dieselben in Wände einzuschließen, oder ihnen irgend eine Aehnlichkeit des menschlichen Antlitzes verleihen zu dürfen glaubten. Sie bezeichneten mit der Götter Namen das Geheime, das sie nur mit Ehrfurcht schaueten, und weiheten Haine und Wälder zu Plätzen ihrer Verehrung jenes Geheimen. Zwischen den Nachbarstämmen der Chatten und Hermunder entstand, ebenfalls nach Tacitus Erzählung, ein blutiger Kampf um die Salzquellen an einem Grenzflusse, den Spätere für die fränkische Saale halten, aus dem Grunde, weil der Glaube unter diesen Völkerschaften herrschte, daß solche Orte dem Himmel am nächsten seien, und die Gebete von den Göttern nirgends besser gehört würden; daher komme durch die Gnade der Götter an jenem Flusse und in jenen Wäldern das Salz hervor, nicht wie bei andern Völkern durch Austretung des Meers, wobei das Wasser vertrocknete, sondern über einen Haufen brennendes Holz gegossen, wobei das Salz aus zwei sich widerstrebenden Urstoffen gerinne, dem Feuer und Wasser. Aus der Geschichte des heiligen Bonifacius, des Apostels der Thüringer, erfahren wir, daß er eine uralte, mächtige Eiche bei Geismar in Hessen niederhauen ließ, unter welcher das Volk den Donnerer anbetete, welchem sie vielleicht geweiht war. Ein Volk aber, das im Schattendüster heiliger Haine, im Rauschen eines alten ehrwürdigen Eichbaums, im geheimnißvollen Geflüster der Quellen zum höchsten unsichtbaren Wesen betete, konnte in seinen Gefühlsbeziehungen unmöglich auf einer so niedrigen Stufe religiöser Bildung stehen, wie man wohl glaubhaft zu machen gesucht hat. Man begreift nicht, wie man einem Volke hat Götzenbilder aufbürden können, das so hohe und reine Begriffe von der Gottheit hatte. Und von Tacitus bis zu den Thüringern ist doch nicht so weit, es sind keine so wichtige Begebenheiten vorgefallen, daß die Völker aus einer edlen Religion in rohen Götzendienst hätten verfallen können. Deshalb sind alle die Götzenbilder, welche in Thüringen an verschiedenen Plätzen gestanden und zum Theil von Bonifacius zerstört worden sein sollen, nur der Einbildungskraft christlicher Schriftsteller entsprungen, denen die Anschauung des Gottesdienstes ihrer Altvordern verloren gegangen war. Solcher Götzen werden viele genannt, als der Krodo, der Biel, der Hastard, die am Harze verehrt worden sein sollen, der Stuffo, der bei Eschwege auf einem Berge gestanden haben soll, die Lara und die Jecha, denen man den Sitz in der Gegend von Sondershausen anwieß, der Püstrich, der noch vorhanden und auf dem Rothenberge in der Goldenen-Au gefunden wurde, der Fortan, der Loll bei Mainz, die Holle oder Holde im Thüringerwalde. Die jetzige Geschichtschreibung ist von diesen Irrthümern zurückgekommen, zu welchen wahrscheinlich die Nachbarschaft der slavischen Völker Veranlassung gab, welche in jeder Hinsicht tief

unter den Deutſchen ſtehend, viele Götzenbilder hatten und anbeteten. Deutſche, die über Slaven Siegerfechten, mochten wohl ſolche Götzenbilder als Beute mit in ihre Heimath nehmen, die dann ſpäter zu ſo falſchen Deutungen Veranlaſſung gaben. Auch beging Karl der Große die Sünde an den Deutſchen, Slaven unter ſie zu verſetzen. Und wenn dieſe auch mit Gewalt getauft worden waren, ſo hingen ſie doch allzuhartnäckig an ihrem Aberglauben; und ſo war eine Verwechſelung Spätrer, die dieſes Verhältniß nicht kannten, leicht möglich.

Es ſoll inzwiſchen keineswegs behauptet werden, daß die alten Thüringer gewiſſe Ideen oder Naturkräfte ſich nicht in beſtimmen, ihrer kindlichkeit angemeſſenen Anſchauungen verſinnlicht hätten. Aber wer will jetzt noch feſtſtellen, was davon in das Gebiet der Religion, was in das des Aberglaubens gehört, da wir von beiden kaum die äußern Grenzlinien kennen? Alle Völker ſind in ihrer Jugend denſelben Weg gewandelt; denn die Jugend eines Volkes hat, wie die des einzelnen Menſchen eine glühendere Phantaſie und einen unreifern Verſtand, als das ſpätere Alter; und einzelne dunkle Sagen, Gebräuche, die in vorchriſtlicher Zeit wurzeln, alte Namen, die an Localitäten haften geblieben ſind, deuten genugſam darauf hin. So iſt die der Sagenwelt angehörige, im Hörſelberge hauſende Frau Holle oder Holte, welche ſicherlich nur chriſtliche Mönche, in dem ihnen bekannten römiſchen Heidenthume einen analogen Begriff ſuchend, zur Frau Venus ſtempelten, eine ſolche verſinnlichte Idee. Sie fährt in den zwölf Nächten mit dem wüthenden Heere aus dem Berge heraus und umkreiſ't in der Mitternacht das Thüringerwaldgebirge. In den vom Aberglauben gewebten Hüllen dieſer merkwürdigen Sage ſcheint ein Religionskult unſrer heidniſchen Vorfahren verborgen zu liegen. Aber wer reicht uns den Schlüſſel zu dem Geheimniß? Dieſer iſt für ewig verloren gegangen.

So waren die Weihnachts-, Oſter-, Johannis- und Erntefeuer, die im Mittelalter Nachts auf den Bergen flammten, unbeſtreitbar heidniſchen Urſprungs, und deuten auf eine heilige Feier des Sonnenlaufes hin, jedesmal die Punkte bezeichnend, wann die Sonne der Erde am nächſten und am entfernteſten ſtand. Die heimlichen Zuſammenkünfte auf dem Brocken in der Walpurgisnacht, und die heiligen Feuer, die dort mit ſeltſamen Gebräuchen von den Thüringern und Sachſen, trotz des Verbots der herrſchenden Franken, abgebrannt wurden, ſcheinen ebenfalls ihren Urſprung in den Sonnen- und Feuerkult zu haben, auf welchen Cäſar bereits hindeutet. Doch von der Feier der durch die größten Gegüne beſtimmten Zeit-Abſchnitte im Jahreslauf mit dem der Sonne verwandten irdiſchen Feuer bis zum Anbeten der Sonne, des Monds und des Feuers iſt noch ein ungeheurer Weg.

Zum Kultus gehörten ohnſtreitig die Gebräuche, wodurch die alten Deutſchen die Zukunft erforſchen zu können glaubten. Tacitus berichtet darüber Merkwürdiges. Sie ſchnitten einen Zweig von einem Fruchtbaum, vielleicht von der bedeutungsvollen Miſtel, theilten ihn in Stäbchen und warfen dieſe, durch gewiſſe Zeichen unterſchieden, blindlings und nach Zufall über ein weißes Gewand hin. In öffentlichen Angelegenheiten that dies der Prieſter des Gaus, in häuslichen der Hausvater ſelbſt. Mit Gebet und zum Himmel gerichteten Blick hoben ſie die Stäbchen dreimal auf und deuteten ſie nach den vorher eingedrückten Zeichen. War die Deutung ungünſtig, ſo fand über den in Frage ſtehenden Gegenſtand an demſelben Tage keine Berathung ſtatt; war ſie günſtig, ſo ſuchte man durch Verbedeutungen Gewißheit darüber zu erlangen. Wie bei anderen Völkern befragte man die Stimmen und den Flug der Vögel, aber den Deutſchen eigenthümlich war das Befragen der Pferde. In den heiligen Hainen und Wäl-

dern wurden auf öffentliche Kosten weiße Pferde unterhalten, die niemals eine Arbeit verrichteten. Diese wurden an den heiligen Wagen gespannt, der Priester und der König oder Fürst des Volks begleiteten sie, und beobachteten und deuteten ihr Wiehern und Schnauben. Dieses Befragen der Pferde fand bei der Menge wie bei den Vornehmen das größte Vertrauen. Wir wissen, daß Thüringen das Vaterland der berühmten silberfarbenen Pferde war, und so läßt sich annehmen, daß dieser religiöse Gebrauch in diesem Lande vorzüglich blühete.

Doch aus allen diesen einzelnen Aeußerlichkeiten läßt sich niemals ein Ganzes zusammenstellen, weil der innere geistige Zusammenhang fehlt, die Gemüthsanschauung, der eigentliche geistige Kern der Religion, und nur so viel kann man mit Gewißheit schließen, daß die religiösen Begriffe unserer heidnischen Vorfahren, wenn auch den christlichen gänzlich fremd und entgegengesetzt, keineswegs so roh und ungeläutert waren, wie spätere christliche Schriftsteller sie darzustellen bemüht gewesen sind, und daß die Form ihrer Gottesverehrung eine des höchsten Wesens keineswegs unwürdige war.

Mit bestimmten Behauptungen in dieser Beziehung kann man nicht vorsichtig genug sein, und es ist weit vernünftiger zu gestehen, daß wir vom Religionswesen der alten Thüringer so viel wie nichts wissen und niemals etwas wissen können, als in dem breiten und ausgefahrenen Gleis der früheren Chronisten und Geschichtschreiber sich bequem fort zu bewegen und mit anständiger Gewißheit zu erzählen, welche Götter die Thüringer verehrt, welche Gebräuche dabei obgewaltet, wo die Bilder derselben gestanden u. s. w. lauter aus der Luft gegriffene Behauptungen, oder Schlüsse aus dunkeln kurzen Angaben und Ortsnamen, aus denen man nichts schließen kann. Das lächerlichste aber ist, die poetischen Sagen der Edda abzuschreiben und sie für die Religion der Thüringer auszugeben.

Zweites Kapitel.
Das Königreich Thüringen.

1.

Sagen aus der frühesten Zeit der Thüringer. Sagenhafte Könige. Attila's Hochzeitfeier und großer Landtag in Eisenach. Dispargum.

Die Sage ist die Amme der Völker, die Geschichte deren Erzieherin. Auch die Kindheit des thüringischen Volks hat die Sage genährt und mannichfach umschmückt. Der Chronist, der in unserer Zeit die alten Begebenheiten wiedererzählt, berichtet zwar ihre Gedichte, aber er schreibt sie so viel als möglich von den auf geschriebenen Quellen begründeten Ausssprüchen der Geschichte; die Chronisten der frühern Zeiten gaben dagegen die Plaudereien der Sage für Geschichte und brachten dadurch große Verwirrung in dieselbe.

In das Gebiet der Sage sind eine Reihe von Königen, die über die Thüringer geherrscht haben sollen, nebst ihren Thaten und Erlebnissen zu verweisen. Ihre mythischen Namen tauchen aus dem Nebel der Geschichte Thüringens, selbst noch Nebelgebilde, hervor, bunte Bilder einer Spiegelung, die jeder Wirklichkeit entbehrt. Sie gleichen auch verwitterten Steinbildern, deren Züge und Schmuck durchaus nicht mehr zu erkennen sind, und die die Sage für etwas ganz andres ausgiebt, als sie zweifelsohne ihrer ursprünglichen Bedeutung nach waren. Da hören wir von einem Könige Erpes oder Erpo, der Erfurt (Erpesford) erbaut haben soll; von einem Könige Hoyer oder Hogelin, der sich mit den Franken gegen die vertriebenden Alemannen verbündet haben soll; von einem Könige Otterich oder Athanar, der den Römern unter Valentinian I. beigestanden und Cöln erobern helfen. Es werden ferner als Könige der Thüringer genannt Walderich oder Balderich, Withulf oder Bithulf,

Namen, an welche die Sage nicht einmal ein fabelhaftes Ereigniß knüpft. Freigebig dagegen hat sie den König Gunther oder Gundar bedacht, dem sie die uralte Stadt Eisenach — östlicher als die heutige Stadt gelegen — zum Königssitz anweist, und eine wunderschöne Tochter Kriemhilde zuertheilt. Dorthin, so erzählt sie, kam der Hunnenkönig Attila, die Geißel der Völker, mit seinem Heere und gewann Kriemhilden zum Weibe. Zum Beilager schrieb Attila einen großen Landtag gen Eisenach aus und lud alle deutschen Fürsten ein. So kamen ihrer auch Viele, die sich um die Gunst des gewaltigen Gyel [9] bewarben, oder schickten ihre Gesandten; glänzende Feste wurden gefeiert, und das Rennen, Turnierstechen und anderes Ritterspiel dauerte viele Tage. Drauf wurden die Gäste vom Hunnenkönige reich beschenkt und gnädig entlassen. Er selbst aber verweilte noch eine Zeit lang in Thüringen und soll sogar dessen König geworden sein, war mit und kösrei, münzte die alten Decemviennige, die man zuweilen noch ausackert, und hielt glänzenden Hof. Auch lagerte er mit seinem Heer bei Tonndorf hart am See, waldwerkte und fischte allda, wo man den Ort jetzt noch den Königsfuhl heißt, und brach dann auf, das römische Kaiserthum zu überziehen. — Diese Sage spielt offenbar in den Sagenkreis des Nibelungenliedes, des mitteldeutschen Nationalgedichtes hinüber, wo König Gyel Kriemhilden, die Schwester des Königs Gunther von Burgunden, freit. Schwerlich kam Attila auf seinem Zuge gegen die Franken und Römer nach Thüringen, sonst wäre dies von gleichzeitigen Schriftstellern gewiß nicht unerwähnt geblieben.

Eben so sagenhaft und geschichtlich ungegründet ist die Erzählung, welche die fränkischen Könige Chlodio oder Chlogio und Merwig oder Meroväus zu thüringischen Königen macht. Ein fränkischer Geschichtschreiber des sechsten Jahrhunderts [10] sagt, die Franken hätten zuerst am Rhein gewohnt, wären dann über den Fluß gesetzt nach Thoringen, und hätten sich Könige mit langen Haupthaaren gewählt. Der Frankenkönig Chlodio, welcher in dem festen Schlosse Dispargum gewohnt, das sich im Landesgebiet der Thoringer befinde, habe von Dispargum aus erst Kundschafter nach der Stadt Camerich (Cambrai) geschickt, und sei dann, als alles wohl durchspäht gewesen, selbst dorthin aufgebrochen, und habe die Römer geschlagen und die Stadt erobert. — Aus dieser Stelle geht zu Genüge hervor, daß das Schloß Dispargum, die Residenz Chlodio's, am rechten Rheinufer und nicht in Thüringen zu suchen sei, und daß Gregor von Tours, seiner Geschichtschreiber, oder die Abschreiber seiner Geschichte der Franken Thoringen statt Thongrien setzten, und daß also der Volksstamm, von welchem hier die Rede ist, nicht die in der Mitte Deutschlands wohnenden Thüringer, sondern die am Unterrhein wohnenden Tungern, und Dispargum eine tungrische Burg war. Dieses Dispargum hat den thüringischen Geschichtschreibern sehr viel Kopfzerbrechen gekostet und ihre Federn in große Bewegung gesetzt; es gab fast eben so viele Dispargum, als Geschichtschreiber. Zuletzt nahm man als gewiß an, Dispargum habe bei Helmershausen ohnweit Meiningen im Hennebergischen auf einem hohen Berge gelegen, der die Diesburg heißt. Man bedachte aber dabei nicht, daß die Residenz des Königs der Franken, die bereits über den Rhein gesetzt und in Gallien vorgedrungen waren, des Königs, der von Dispargum aus Vorkehrungen zur weiteren Eroberung Galliens traf, unmöglich in der Nähe des Thüringerwaldes liegen konnte. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Dispargum das alte Duysburg zwischen Cöln und Wesel im Lande der Tungern war.

So wenig nun Dispargum zu Thüringen gehörte, eben so wenig war Chlodie ein König

der Thüringer, und ſein ſiegreicher Kampf gegen die Römer in Gallien geht die Geſchichte Thüringens nichts an. Aber nicht allein Chlodwig, der erſte ſiegreiche Frankenkönig und Held, auch ſein Nachfolger in der Herrſchaft über die Franken, jener Meroväus, welcher der erſten fränkiſchen Königsdynaſtie den Namen der Merovinger gegeben hat, wird von der Sage ohne allen geſchichtlichen Grund zum thüringiſchen Könige erhoben. Merwig oder Meroväus, ſo erzählt ſie, war kein Sohn Chlodwig's, wohl aber der Gemahlin deſſelben. Dieſe badete einſt im Meere, da rauſchte ein Meerwunder aus der Tiefe empor und zwang die reizende Königin zur Umarmung, deren Frucht Merwig war. — Die Zeit ſeiner Herrſchaft über die Franken fällt in die Jahre 447 — 456. Als thüringiſcher König iſt er eine rein mythiſche Perſon, und was von ihm gemeldet wird, gehört nur der Sage an. Er ſoll auf dem nachherigen Petersberge bei Erfurt ein Schloß, ebenſo in der Nähe Erfurts an der Gera einen Burgſitz, die Merwigsburg, aus welcher hernach das jetzige Dörfchen Möbisburg entſtanden ſei, erbaut, ja Erfurt ſelbſt gegründet oder erweitert und verſchönert haben. Auch ſollen ihm die Städte Nordhauſen und Mericburg ihren Urſprung verdanken. Die Thüringer, vom Joch der Hunnen ſchwer beläſtet, ſoll er dadurch befreit haben, daß er den als unbeſiegbar geltenden Attila aufs Haupt geſchlagen. Hier allein leitet ſich die Sage an ein geſchichtliches Faktum; denn Attila wurde auf ſeinem Eroberungszuge durch Gallien von den vereinigten Römern, Weſtgothen und Franken unter dem Könige der letztern, Meroväus, bei Chalons ſur Marne 451 gänzlich geſchlagen, und mußte ſich mit ſchwerem Verluſte zurückziehen. Nach dieſer Schlacht ließen ſonſt die Geſchichtſchreiber den wilden Hunnenkönig nach Thüringen ziehen und das bereits erwähnte fabelhafte Beilager mit Kriemhild nebſt dem großen Landtage halten. Die Sage bindet ſich an keine Zeitrechnung. Was nicht geſchehen, ſondern nur errichtet iſt, kann unter kein Datum gebracht werden.

2.

Das Haus des Baſinus.

Aus dem Wolkengebiet der Sage treten wir nun auf feſten geſchichtlichen Boden heraus. Aber noch iſt nicht alles wirkliches Land unter, die Bilder der Sage gaukeln immer noch herein, und es wird uns ſchwer, ja unmöglich, die Wirklichkeit von der Dichtung zu unterſcheiden. Der erſte geſchichtliche thüringiſche König iſt Baſinus oder Biſſin. Schwerlich war er überhaupt der erſte König der Thüringer; wie viele aber vor ihm regiert und wer, darüber ſchweigt die Geſchichte. Baſinus iſt allein merkwürdig durch die tragiſchen Ereigniſſe in ſeinem Hauſe, die den Untergang des Königreichs und die Unterjochung der Thüringer durch die Franken herbei führen.

Dem Könige Meroväus folgte in der Regierung über die ſaliſchen Franken ſein Sohn Childerich I. 457. Als ein Lüſtling verführte er die Töchter und Frauen ſeines Volks, erregte dadurch den gerechten Zorn deſſelben und wurde gewaltſam vertrieben, an ſeiner Statt aber der Römer Aegidius zum Könige erwählt, der nach dem Untergange des römiſchen Reichs in Italien ein Ländergebiet in Gallien als unabhängiger Fürſt beherrſchte. Childerich floh zu ſeinem Gaſtfreunde, dem Könige Baſinus von Thüringen, an deſſen Hofe er gaſtlich aufgenommen und acht Jahre wohl gehalten wurde. Zum ſchnöden Dank für ſolche Freundſchaft verleitete der wollüſtige Franke des Königs Baſinus Gemahlin, Baſina, zum Treubruch und gewann ſie zur Buhlin. Unterdeſſen hatte der Römer Aegidius, von Childerichs geheimen Freunde und Anhänger Wiomad dazu beredet, die Franken arg bedrückt, die nun hinwiederum Wiomads Zuflüſterungen Gehör gebend, ſich nach Childe-

richs milderer Herrschaft zurück sehnten, endlich auch den Aegidius vertrieben und den Childerich auf den Thron seiner Väter zurück riefen (465). Basina, an den Umgang ihres Buhlen gewöhnt, verließ bald darauf heimlich ihren Gatten und folgte Childerich nach, der sie auch zu seiner Gemahlin erhob. Sie wurde (466) von ihm Mutter des nachherigen Frankenkönigs Chlodowig des Großen, der die Frankenherrschaft in Gallien fest begründete, fast das ganze Land eroberte, und alle Stämme der Franken unter seiner Herrschaft vereinigte.

Es ist geschichtlich wahrscheinlich, daß die Thüringer, von Rachedurst über die erlittene Schmach ihres Königshauses entbrannt, und von dem hervorgenen Basinus angeführt, einen verheerenden Einfall in das Frankenreich thaten. [11] Hier überließen sie sich, um Basinus verlorne Ehre zu ahnden, einer zügellosen, unmenschlichen Grausamkeit. Erst erschlugen sie die ihnen von den Franken des Friedens wegen gesandten Geiseln, stürzten sich dann wie wüthende Thiere über das wehrlose Volk her, und raubten und mordeten, was ihnen vorkam. Die Knaben hingen sie mit der Fußsehne an Bäume auf, und mehr als zweihundert Jungfrauen zerrissen sie theils mit Pferden, pfählten sie theils und ließen sie von Lastwagen zermalmen, ihre blutigen Leichname aber zur Atzung der Raubvögel und Hunde liegen. Diese Angaben kommen freilich aus dem Munde eines spätern Frankenkönigs, der sein Volk zur Wuth gegen die Thüringer aufreizen will, und machen mißtrauisch. Inzwischen muß doch ein Ueberfall statt gefunden haben, und wenn die Thüringer wirklich so viel Weiber mordeten, so ließ sich diese Gräßlichkeit aus dem Umstande erklären, daß ein Weib ihr Königshaus und sie selbst mit Schande befleckt hatte.

Diesen Ausbruch eines rohen Hasses vergalt hernach der Frankenkönig Chlodowig der Große (491) den Thüringern reichlich. Er überzog sie mit einem großen Heere, erschlug ihrer Viele und zwang die Uebrigen, den Franken einen Zins zu zahlen.

3.

Herminfrid der Brudermörder.

König Basinus hinterließ drei Söhne, Baderich, Herminfrid und Berthar, wahrscheinlich mit einer spätern Gattin als der Basina gezeugt, die das thüringische Reich unter sich theilten. Um sich der zinsbaren Abhängigkeit von den Franken und deren wachsender Uebermacht zu entziehen, suchten die thüringischen Könige mit großem Eifer die Bundesgenossenschaft des in Italien zu gewaltiger Macht und Herrschaft gelangten Ostgothenkönigs Theodorich des Großen, in den altdeutschen Heldenliedern, in denen er hochgefeiert wird, Dietrich von Bern genannt, weil er seine Residenz zuweilen in Berona (Bern) hatte. Die Ostgothen waren früher wahrscheinlich die Grenznachbarn der Thüringer an der Donau gewesen, als aber der Anführer der Heruler, Odoacer, 474 dem abendländischen römischen Kaiserreich ein Ende und sich zum König von Italien gemacht hatte, war Theoderich, von Thatenlust, Ruhmgierde und Eroberungssucht getrieben, 489 mit seinen Ostgothen nach Italien gezogen, hatte den Odoacer besiegt, und, nach kurzem Bündniß zu gemeinschaftlicher Regierung mit ihm, erschlagen, worauf er sich zum Könige von ganz Italien erhoben hatte. Um dieses mächtigen und weisen deutschen Fürsten Freundschaft bewarb sich vorzüglich Herminfrid, vielleicht der mächtigste und kriegerischste unter seinen Brüdern, und Theodorich sagte ihm Amalberg, die Tochter seiner Schwester, zur Gemahlin zu. Herminfrid schickte nach der alten Sitte die Brautgabe nach Italien, eine Anzahl silberfarbiger Rosse, das Beste, was Thüringen erzeugte. Hierauf langte die Braut selbst in Thüringen an, und brachte ihrem Verlobten ein Schreiben ihres Oheim, von dessen berühmten

Kanzler Cassiodor [12] verfaßt, mit, das in vielfacher Beziehung sehr merkwürdig ist. Theoderich schrieb an Herminfrid:

„Da wir Euch unter unsre Verwandten aufzunehmen wünschen, so verbinden wir Euch unsre Nichte, als ein theures Pfand mit göttlichem Segen, damit Ihr, selbst von königlichem Blute entsprossen, nun auch durch den Glanz des kaiserlichen Blutes weithin strahlen möget. Wir senden Euch die Zierde Eures Hofes, die Vermehrerin Eures Geschlechts, die treue Genossin Eures Ruhes, die süßeste Wonne Eures Ehebettes, die nicht nur mit Recht die Herrschaft mit Euch theilen, sondern auch Euer Volk durch bessere Einrichtungen bilden möge. Das glückliche Thüringen wird nun besitzen, was Italien erzogen hat, die, in den Wissenschaften bewandert, in den Sitten erfahren, nicht nur eine Zierde durch ihre Abstammung, sondern auch durch ihre weibliche Würde ist: so daß Euer Vaterland nicht weniger durch ihre Sitten, als durch seine Triumphe hervorleuchten wird. — Wir grüßen Euch deßhalb mit geziemender Ehrerbietung, und thun Euch kund, daß wir von Euern angelangten Gesandten die uns nach der Völkersitte bestimmten Geschenke, ein allerdings unschätzbares Gut, die mit Silberfarbe geschmückten Rosse, die sich gar wohl zur Brautgabe eignen, empfangen haben. Brust und Schenkel derselben sind von sanfter Fleischesfülle lieblich geschwellt, ihre Seiten etwas in die Länge gestreckt, dagegen der Bauch von straffer Kürze; der Kopf giebt das Bild eines Hirsches, dem sie es auch an Schnelligkeit gleich thun, und mit welchem sie überhaupt Aehnlichkeit haben. Bei ihrer bedeutenden Fertigkeit sind sie doch zahm, bei ihrer großen Körperlast sehr schnell, angenehm für das Auge, lieblicher noch für den Gebrauch; denn sie schreiten sanft einher und ermüden ihren Reiter nicht durch tolle Eile. Man ruht mehr auf ihnen, als daß man angestrengt wird, und mit weiser Mäßigung gelenkt, können sie in steter Bewegung lange andauern. Aber diese wenn auch noch so edle Heerde, diese wohlgezogenen Thiere, und alles andere Ausgezeichnete, was Ihr uns übersandt habt, werdet Ihr durch die übertreffen finden, welche alles mit Recht überragt und selbst dem Kleinod der königlichen Würde noch höhern Glanz verleiht. Zwar hatten auch wir Euch zugedacht, was der fürstliche Rang erheischt, aber nichts Größeres können wir Euch schenken, als wenn wir Euch mit der Zierde einer solchen Frau vermählen. Die Himmlischen mögen mit Eurer Verbindung sein, und wie uns ein Band der Liebe vereinigt hat, so möge die eheliche Freundschaft auch unsere Nachkommen verbinden."

Obgleich Amalberg Chrimin war [13] und das Chriſtenthum zuerst nach Thüringen verpflanzte, so entsprach doch ihr inneres Wesen dem in diesem Briefe entworfenen Bilde keineswegs, wohl aber dem Stolze, der sich darin ausspricht. Mit aller Anmaßung der Nichte des großen Theoderich, des Eroberers und Beherrschers von Italien, der sich in seinem Schreiben an Herminfrid sogar die kaiserliche Würde beilegt, trat sie in Thüringen auf. Zwar wurden durch diese Verbindung die Thüringer wieder unabhängig von den Franken, und diese aus Furcht vor dem mächtigen Ostgothenkönige von fernern Gewaltthätigkeiten gegen jene zurückgehalten, aber in das königliche Haus der Thüringer war mit Amalberg der böse Geist des Verderbens getreten. Voll unbändigen Stolzes, voll ungezügelter Herrschsucht, voll Neid und Mißgunst und voll tückischer Grausamkeit, gebrauchte sie ihre Schönheit nur, um den schwachen Gemahl zu verlocken und zu bethören. Ihrem hochfahrendem Sinne war es unerträglich, daß ihr Gemahl nur einen Theil des Thüringerreichs besaß, und sie flüsterte ihm zu, sich zum Alleinherrscher des ganzen Landes zu machen. Als er ihren bösen Rathschlägen widerstand, fand er einst, zum Mahle gerufen, den

Tiſch nur halb gedeckt. Dem darob Verwunderten rief ihr Hohn verächtlich zu: Dem halben König nur der halbe Tiſch! und ſtachelte ihn mit dieſen Worten zum entſetzlichen Entſchluſſe des Brudermordes. Zuerſt fiel Berthar vom Mordſtahle, und ſein Ländertheil ward Herminfrids Eigenthum. Baderich dagegen, noch bei Zeiten gewarnt, erwartete den treuloſen Bruder gerüſtet, und da dieſer ſah, daß er allein nichts gegen jenen werde ausrichten können, ſo ſandte er Boten an den König der Oſtfranken (Auſtraſier) Theoderich oder Dietrich I., den Sohn Chlodowigs I., und lud denſelben ein, ihm gegen Baderich beizuſtehen, den er des von ihm ſelbſt verübten Brudermordes beſchuldigte.

Nach Chlodowig des Großen Tode (511) hatten deſſen vier Söhne das Frankenreich unter ſich getheilt. Dietrich I hatte Auſtraſien (Oſtfrankreich), das Land der Uferfranken von Cöln bis an die Grenzen der Thüringer und der Alemannen auf beiden Seiten des Rheins, und noch einen Theil von Aquitanien; Chlothar das Reich Soiſſon, das ſich von Soiſſon und Amiens bis zum Rhein und die frieſiſche Grenze erſtreckte; Chlodomir das Reich Orleans, das ſüdlich an das Königreich Burgund grenzte, und Childebert I. das Reich Paris, das die weſtlichen Provinzen bis zu den Pyrenäen begriff, erhalten.

Herminfrid verſprach Dietrich I. im Falle des Siegs die Hälfte von Badenichs Länderbeſitz, und der Oſtfrankenkönig, froh einer Gelegenheit, um die in Thüringen durch den Einfluß des Oſtgothenkönigs verlorne Übermacht der Franken wieder, wenn auch nur theilweiſe herzuſtellen, willfahrtete Herminfrids Verlangen, und führte ihm ein Heer zu, um Baderich zu bekämpfen. Dieſer erlag denn auch der Gewalt der vereinigten Heere der Thüringer und Franken, und verlor zugleich Reich und Leben. Wie aber Herminfrid treulos gegen ſeine Brüder geweſen war, ſo nun gegen den Frankenkönig, dem er das für den Beiſtand gelobte Verſprechen nicht hielt, vertrauend auf die mächtige Stütze des gewaltigen Oſtgothenkönigs. Und ſo hatte denn Amalberg ihr ſtolzes Ziel erreicht: ſie war die Gemahlin des Alleinherrſchers der Thüringer.

4.

Beginn der Vergeltung.

So lange der Oſtgothenkönig Dietrich lebte, ſchwieg der Oſtfrankenkönig Dietrich und hielt die Rache gegen Herminfrid wegen des Wortbruchs zurück, als aber der gefürchtete Gothenheld 526 im höchſten Glanze ſeines Glücks geſtorben war, und die Herrſchaft einem Kinde, ſeinem elfjährigen Enkel Athalarich, und einem Weibe, der Mutter deſſelben, Amalaswinth (Dietrichs Tochter), die die Vormundſchaft führte, hinterlaſſen hatte, hielt es der Oſtfrankenkönig an der Zeit, Herminfrids treuloſen Wortbruch zu rächen. Dietrich I. verband ſich alſo (530) mit ſeinem Bruder Chlothar I. dem Könige von Soiſſons, und beide brachten ein großes Heer zuſammen, um es gegen die Thüringer zu führen. Dietrich erinnerte dieſes Heer, um es zur Wuth aufzuſtacheln, an die gräulichen Grauſamkeiten, welche die Thüringer (ſechzig Jahre zuvor bei ihrem Rachezug in das Frankenreich) an ihren Vätern und Verwandten verübt hätten, und brachte damit die Schmach in Verbindung, die er ſelbſt von dem Brudermörder Herminfrid erfahren hatte. Seine Abſicht gelang. Voll Grimm brach das Frankenheer gegen Thüringen auf, geführt von Dietrich und Chlothar und von Theudebert, Dietrichs Sohn. Aber die Thüringer hatten Nachricht von dem feindlichen Zuge ihrer Nachbarn erhalten, und auf dem Felde, wo ſie zu ſtreiten gedachten, tiefe Gruben mit Raſen ſorgfältig überdeckt, in welche viele der fränkiſchen Reiter beim beginnenden Kampfe ſtürzten und umkamen, bis die Übrigen den Betrug merkten und ihm aus dem Wege gingen. Dieſe Hinter-

lich half den Thüringern zu nichts. Sie wurden von den dadurch nur noch erbitterten Franken in diesem ersten Treffen geschlagen, und mußten ihrem fliehenden Könige folgend bis an die Unstrut zurückweichen. Die Franken setzten ihnen nach und bei Runiberg [14] kam es zu einer dreitägigen furchtbaren Schlacht, in welcher endlich die Thüringer nach der verzweifeltsten Gegenwehr gänzlich besiegt wurden. Das Bett der Unstrut war so mit Leichen angefüllt, daß die Franken, wie auf einer festen Brücke, darüber auf die jenseitige Ufer gingen. Herminfrid floh nun, zog sich mit einen noch übrigen Leuten in eine Veste zurück, die von einem viel spätern Chronisten [15] Scheidingi (Scheidingen) genannt wird, ein Name, den sie höchst wahrscheinlich einem spätern Ereigniß verdankt und der sich wohl in dem jetzigen Burg-Scheidingen erhalten hat.

Die Franken hatten aber auch Tausende von ihren Streitern verloren, und König Dietrich hielt einen Kriegsrath, in welchem die Frage verhandelt wurde, ob man mit dem so sehr geschwächten Heere beim ziehen, sich heilen, neue Kräfte sammeln und später in verstärkter Anzahl zurückkehren, oder den geschlagenen Feind sogleich weiter verfolgen solle. Einer der Fürsten, Namens Waltherich, rieth zum Ersteren. Aber ein Vertrauter des Königs, ein Leibrieger, der nicht mit Namen angeführt wird, entwickelte in seinem Vortrage die zweite Ansicht mit solchem Nachdruck, daß die Könige ihr beistimmten, und beschlossen wurde, die Thüringer noch ferner in ihrem Lande zu bekriegen. Doch mit der Einsicht, daß sie allein nicht viel mehr ausrichten würden, kam ihnen der Entschluß, die Sachsen, die alten erbitterten Feinde der Thüringer, [16] die jenseits des Harzes nach dem Meere zu wohnten, zu Hülfe zu rufen. Es wurden Boten an dieselben gesandt mit dem Versprechen, ihnen, wenn die Thüringer von den verbündeten Franken und Sachsen gänzlich überwunden würden, einen Theil des eroberten Landes zum Lohne ihres Beistandes abzutreten. Den kampf- und eroberungssüchtigen Sachsen kam dieser Vorschlag sehr gelegen, und es stellte sich sogleich ein Heer von neuntausend Mann unter neun Anführern bei den Franken in Thüringen ein.

5.

Scheidingens Fall. Der Thüringer Niederlage.

Die riesigen Gestalten der Sachsen riefen in den Franken ein Staunen hervor, das an Schrecken grenzte. Es schien ihnen, diese neuen Bundesgenossen dürften, wenn sie erst Herren des thüringischen Landes wären, leicht den Franken selbst gefährlich werden. Und in Wahrheit war das Äußere der Sachsen Ehrfurcht gebietend, Furcht erweckend. Lange Haare wallten ihnen über die breiten Schultern hinab, ein Kriegsmantel war ihre Bekleidung. Ihre Waffen bestanden in langen Speeren, kleinen Schilden, auf die sie sich stützten, und großen Messern, die statt der Schwerter an ihren Hüften hingen. Dieses Messer hieß Sax, und von dieser ihnen eigenthümlichen Waffe erhielten sie, der an der Weser und Niederelbe wohnende Völkerstamm, höchst wahrscheinlich den Namen. Auf ihrer Fahne, die ihnen als ein Heiligthum galt, waren die Bilder eines Löwen, eines Drachen und darüber eines fliegenden Adlers zu sehen. Als sie angelangt waren, traten die neun durchs Loos gewählten Anführer, jeder mit hundert Mann Geleite vor Dietrich und erklärten ihm: die Sachsen hätten nur einen Willen, zu siegen oder zu sterben. König Dietrich, nur die gegenwärtige Lage der Dinge erwägend, beschwichtigte die Besorgnisse seiner Fürsten in Bezug auf die Sachsen, und schloß mit diesen ein Bündniß, in Folge dessen er ihnen befahl, die Stadt anzugreifen. Und schon am andern Tage stießen sie dieselbe mit Feuer an. Die belagerten Thüringer, dadurch auf das

Äußerſte gebracht, thaten einen verzweifelten Anfall auf die neuen Feinde, und nur die Nacht machte dem wüthenden Gemetzel ein Ende, das auf beiden Seiten Vielen den Tod brachte, ohne den Sieg zu entſcheiden. Die Thüringer zogen nach ſo fruchtloſem Kampfe in die Veſte zurück, und Herminfrid, wohl einſehend, daß er keinen zweiten werde beſtehen können, ſann darauf, durch Unterhandlungen und Geſchenke vom Frankenkönige den Frieden zu gewinnen. Er ſandte deshalb einen ſeiner Getreueſten, Namens Hiring, mit all ſeinen Schätzen in der Nacht heimlich in das Lager der Franken. Dieſer Hiring hatte ſich durch Scharfſinn, Entſchloſſenheit, Überredungsgabe und Muth erſt in die Gunſt der Königin Amalberg und dann des Königs Herminfrid zu ſetzen gewußt. Daß er ſchlau und geſchickt zu dem ſchwierigen Auftrage war, bewies der glückliche Erfolg, mit welchem er denſelben ausführte. Denn nicht nur, daß er mehre der fränkiſchen Großen durch Beſtechung gewann, es gelang ihm auch durch dieſe, dem Könige Dietrich die Überzeugung beizubringen, daß die Franken von der gänzlich gebrochenen Macht der Thüringer nicht das Mindeſte mehr, von den unbändigen Sachſen aber Alles zu fürchten hätten, und es daher gerathener ſei, die Thüringer zu ſchonen, und mit ihnen gemeinſchaftlich die gefährlichen Sachſen zu vertreiben. Dieſe Anſicht ſtimmte zu ſehr mit der Meinung der meiſten fränkiſchen Fürſten überein, als daß ſie nicht Alles hätten aufbieten ſollen, ihren König dafür zu gewinnen. Zwar hielt es ſchwer, doch ließ ſich Dietrich endlich zur Gnade gegen Herminfrid und die Seinigen beſtimmen. Es ward ſofort verabredet, daß am folgenden Tage ein Freundſchaftsbündniß zwiſchen dem fränkiſchen und dem thüringiſchen Könige aufgerichtet, und die durch das Treffen obnedies geſchwächten Sachſen überfallen und vertrieben werden ſollten. Der ſchlaue Hiring that dieſe Freundbotſchaft noch in der Nacht ſeinem ſchwer betrübten Herrn zu wiſſen; er ſelbſt blieb in dem fränkiſchen Lager zurück, um jeder Willensänderung Dietrichs durch ſeine perſönliche Gegenwart vorzubeugen. Aber das mühſame Gebäude ſeiner Schlauheit zerſtörte der unglückliche Flug eines Vogels, der den Thüringern das Verderben nicht ſowohl weiſſagete, als vielmehr wirklich verübte. Hirings Friedenchunde hatte ſich in der Stadt verbreitet und die angſterfüllten Gemüther beruhigt. Da ging einer der thüringiſchen Krieger aus der Veſte an das Ufer der Unſtrut hinaus, um mit ſeinem Falken auf dem Fluſſe Enten zu beizen für ſeinen Tiſch. Der Vogel aber flog einem am jenſeitigen Ufer wandelnden Sachſen zu. Lange bat der Thüringer vergebens um Zurückgabe des Falken, und nur erſt, als er dem Sachſen ein wichtiges Geheimniß zu entdecken verſprach, willigte dieſer in den Austauſch. Hierauf verrieth der Thüringer den bereits verabredeten Bund ſeines Königs mit den Franken gegen die Sachſen, und rieth dieſen, dem Verderben durch ſchleunige Flucht zu entrinnen. Der Sachſe gab den Vogel zurück, eilte in das Lager der Seinigen und verkündete die drohende Gefahr. Die Beſtürzung machte die Krieger rathlos; ſie erachteten, daß ſie den vereinten Franken und Thüringern nicht würden widerſtehen können, und gedachten deshalb in der Nacht die Flucht zu ergreifen. Da erhob Hathagaſt, einer ihrer Anführer, ein Greis mit jugendlichem Muthe, wegen ſeines Anſehens der „Vater der Väter“ genannt, die heilige Fahne, und redete zu ſeinen Landsleuten: Ich habe im Dienſte der Waffen ein hohes Alter erreicht und niemals einen Sachſen auf der Flucht geſehen. Soll ich nun in meinen Jahren thun, was ich nie gelernt? Zu kämpfen weiß ich und zu fallen, aber nicht zu fliehen. Seht auf unſre todten Brüder! Nicht geflohen ſind ſie, ſondern kämpfend gefallen. So laßt uns ein Gleiches thun! Aber ich ſetze mein graues

Haupt zum Pfande, wir werden siegen, wenn ihr meinem Rathe folgt. Die vom Kampfe ermatteten Thüringer sint durch das neue Bündniß mit den Franken in die Ruhe der Sicherheit gewiegt. Laßt uns die Beste ergreifen, wenn sie im ersten sorglosen Schlafe liegen, und alles niedermachen, was uns vor das Messer kommt. Auf und folgt mir zum Sieg und zur Rache!" Durch diese Worte von Muth und Kampfeslust neu belebt, jauchzten ihm die Sachsen zu, und thaten, wie er gerathen hatte. Kurz vor Mitternacht überstiegen sie in aller Stille und ohne auf ein Hinderniß zu stoßen, die Mauern und metzelten die beraubt aus dem Schlafe emporfahrenden und wie Betrunkene in den Straßen umhertaumelnden Thüringer laß ohne Widerstand dahin. Der Sieg war leicht; denn der mit den Franken geschlossene Waffenstillstand hatte die Belagerten sicher gemacht. Nur wenige der unglücklichen retteten sich durch die Flucht, bei weitem die meisten geriethen in die Gefangenschaft der Sachsen, und alle Erwachsenen wurden dem Tode geweiht, nur die Kinder verschont. Als der aufgehende Morgen die blutigen Gräuel beleuchtete, pflanzten die Sieger ihren Adler vor dem östlichen Thore auf und errichteten einen Siegesaltar, an welchem sie eine religiöse Feier begingen. Das Siegesfest dauerte drei Tage, dann wurde die Beute getheilt und die Gefallenen beerdigt. Das Lob der Helden und vorzüglich Hathagasts, des weisen Rathgebers und greisen Anführers, wurde wie das eines Gottes gesungen. Dieser Tag soll der gemeinen Sage unter den Sachsen nach der erste Oktober gewesen sein, der von ihnen lange Jahre hernach noch festlich gefeiert wurde. Das Jahr aber war höchst wahrscheinlich das 530ste.

6.

Herminfrids Ende. Amalberg und ihre Kinder. Die heilige Radegundis.

König Herminfrid war mit Weib und Kindern dem Gemetzel der sächsischen Messer glücklich entkommen, und hatte sich, vom Dunkel der Nacht begünstigt, durch die Flucht gerettet. König Dietrich belohnte die Sachsen wegen ihrer Heldenthat und kehrte dann mit den Franken in sein Land zurück. Das südliche Thüringen war sein Eigenthum. Die Sachsen blieben im Besitze des nördlichen bis an die Unstrut reichenden Thüringens und der eroberten Königsburg, die wahrscheinlich jetzt erst den Namen Scheidingen erhielt, weil sie die Scheide war der beiden Theile des eroberten Landes. Andre Namen, die an jene Theilung erinnern, sind Sachsenburg, Frankenhausen, Sondershausen, d. i. die Gemarkung, wo sich die beiden siegreichen Völker von einander absonderten. Das gewonnene Land theilten Franken und Sachsen an Freunde und Freigelassene aus. Den Überrest des besiegten Volks machten sie zinsbar.

Im folgenden Jahre ließ König Dietrich von Austrasien den unglücklichen Herminfrid freundlich zu sich nach Zülpich entbieten, versprach ihm Sicherheit und bedrohte ihn, als er ankam, mit kostbaren Geschenken. Als sie nun einesmals selbander auf der Stadtmauer lustwandelten, wurde Herminfrid unversehens von einem Dritten, den ein Ehrenmann als Theuderich, Dietrichs Sohn, bezeichnet, in die Tiefe hinabgestoßen und kam elendiglich ums Leben. Der mit Verrath, Treulosigkeit und Brudermord sich befleckt, erhielt den Tod durch den treulosen Gastfreund, so daß sich die strafende Gerechtigkeit des Himmels hier klar herausstellt. Denn es leidet wohl keinen Zweifel, daß Herminfrid auf Veranstaltung seines Wirthes ermordet wurde. Eben so wurden mehre Söhne Herminfrids auf Dietrichs Befehl umgebracht. Die Veranstalterin all dieses Unheils, die übermüthige Amalberg, entfloh mit ihren noch übrigen Kindern nach Italien, wo ihr Bruder Theodat bei der Amalasuintha, der Tochter Theoderichs des Großen und Beherrscherin der Ostgothen, in hoher Gunst stand, so daß sie ihn 534, nach dem Tode

ihres unmündigen Sohnes Amalarich, zum Gemahl und Beherrscher ihres Volks erhob, wofür er sie noch in demselben Jahre umbringen ließ. Am Hofe des ostgothischen Königs wurden Herminefreds Kinder erzogen, von welchen ein Sohn, Namens Amalafrid, durch seine Schicksale merkwürdig geworden ist. Über die fernern Erlebnisse und das Ende der Amalberg haben die Geschichtschreiber jener Zeit nichts aufgezeichnet. Es war eine furchtbare Strafe für sie, daß sie erst das mächtige thüringische, und dann das noch weit mächtigere Ostgothenreich mit eignen Augen mußte zusammenstürzen sehen.

Um den Mord der Amalaswinth zu rächen, überzog der oströmische Kaiser Justinian I. den Ostgothenkönig Theodat mit Krieg. Dieser verlor 536 das Leben, und sein Nachfolger im Königreich, Witiges (Witig), wurde nebst Amalafrid und dessen Schwester von Justinians siegreichem Feldherrn Belisar, der Rom eingenommen und fast ganz Italien erobert hatte, 541 gefangen nach Constantinopel geführt. Amalafrids Schwester erhielt der Longobardenkönig Audoin vom Kaiser Justinian zur Gemahlin; Amalafrid selbst wurde von demselben als Heerführer angestellt, und in einem großen Heere den Longobarden gegen die Gepiden zu Hülfe gesandt; denn Justinian I. begünstigte die Longobarden sehr, räumte ihnen Noricum und einen Theil Pannoniens ein, und hatte Bundesgenossenschaft mit ihnen. Auf diesem Heereszuge focht Amalafrid in der furchtbaren Schlacht, in welcher die Gepiden fast gänzlich von den Longobarden aufgerieben wurden, 551. Einer nicht streng historischen Angabe zu Folge, die aber gleichzeitig ist [17], kam Amalafrid, der sich als Feldherr berühmt gemacht hatte, auf einem Kriegszuge im fernen Morgenlande bald darauf ums Leben.

Unter den weiblichen Nachkommen des thüringischen Königshauses, die den Untergang desselben, den Zusammensturz des Königreichs und die Unterjochung des thüringischen Volks überlebten, ragt die edle Gestalt einer frommen Dulderin besonders hervor, und auf ihre schmerzlichen Züge fällt der äußere Schein des letzten verglimmenden Abendrothes der thüringischen Königsgeschichte, die kaum ein Paar Stunden im hellen Sonnenglanze gestanden hatte, und wirft ihr den Purpur eines hochtragischen Geschicks um. Es ist die heilige Radegundis, gewissermaßen der versöhnende Gegensatz der unheiligen Amalberg. Diese Radegund war eine Tochter des Königs Berthar, der zuerst durch Herminefrede brudermörderische Hand fiel. Im Gefühle seiner Schuld ließ Herminefred die Kinder des erschlagenen Bruders an seinem Hofe mit seinen eigenen erziehen und schenkte vorzüglich der kleinen Radegund seine Liebe. Sie faßte eine große Neigung zu ihrem Vetter Amalafrid. Nach der Besiegung der Thüringer wurde sie die Gefangene der Franken. Zwischen den beiden Königen derselben, Dietrich und Chlotar, beide von ihrer hohen Schönheit entflammt, kam es ihretwegen fast zum blutigen Streit; jeder wollte sie besitzen. Durch die Entscheidung des Looses fiel sie Chlotar zu, der sie auf einem seiner Meierhöfe zu Athis im Viromanderlande vollends erziehen ließ. Dann vermählte er sich mit ihr im Jahre 544. Es ist bezeichnend für die Falschheit und Grausamkeit seines Charakters, daß er bald darauf ihren Bruder, dessen Name nicht genannt wird, durch verworfene Menschen umbringen ließ. Unmöglich konnte Radegundis einen solchen Gatten lieben. Der tiefe Seelenschmerz über das furchtbare Geschick ihres Hauses lenkte ihren reinen kindlichen Sinn vom Irdischen ab und dem Göttlichen zu. Sie, die ein Königsgeschlecht, das ihr blutverwandt war, hinmorden, die ein mächtiges Reich, dessen Fürstin sie war, zusammenstürzen, ein edles großes Volk, dem sie angehörte, unterjochen gesehen hatte, konnte den Freuden der Erde keinen Geschmack

mehr abgerungen. Wie die spätere heilige Elisabeth, die Landgräfin Thüringens, mit der die heilige Radegund viel Aehnlichkeit hat, und deren Verläuferin sie gewissermaßen ist, trug die thüringische Königstochter allen Schmuck ab und wandelte in Demuth vor dem Herrn; zur Nachtzeit verließ sie das Lager ihres Gemahls und brachte in der Kirche im Gebet zu. Ihr weltlich gesinnter Gatte hatte deshalb nichts dagegen, als sie sich von ihm trennte, und in ein von ihr erbautes Kloster zu Poitiers als Nonne trat, wo sie durch frommen Wandel bald in den Geruch der Heiligkeit kam, in Folge dessen sie nach ihrem Tode auch unter die Zahl der Heiligen aufgenommen wurde. Mit ihrem Vetter Amalfrid scheint sie bis zu dessen Tode in einer sehr freundschaftlichen Verbindung gestanden zu haben. Eben so mit einem andern Verwandten, Namens Amalchis, der vielleicht ein Schwiegersohn Radegunds oder ein Nachkomme der thüringischen Königsgeschlechts war, von welchem wir keine weitern Nachrichten überkommen haben [15]. Die stille Größe ihres Charakters gewann ihr die hochachtungsvolle Freundschaft eines Dichters, des Venantius Fortunatus, Bischofs von Poitiers, der mit ihr in stiller Abgezogenheit von der Welt lebte, und in ihrem Namen mehre uns erhaltene Elegien gedichtet hat, rührende Klagelieder über den Fall des thüringischen Reichs und den Untergang des königlichen Hauses. Dieser einsame Jammerstörer, der aus dem geschichtlichen Dunkel jener Zeit zu uns herüberdringt, ausgehend vom Grabhügel eines Königreichs, herzzerreißend und von hochpoetischer Natur, wenn auch nicht Ausführung, erinnert an die Gesänge Ossians am Grabe Fingals. Aber Radegunds trauernde Unschuld, wie sie in jenen Liedern dargestellt ist, weiß nichts von einer Blutschuld in ihrem Hause; sie bezeichnet den Fall desselben, wie ein Unglück, das mit geheimnißvoller Macht vernichtend über Völker wie über Einzelne hereinbricht. Die Herzen ihrer nächsten Verwandten sind nicht mit Neid, Haß und Tücke erfüllt, Herminfrids Hände nicht mit Brudermord befleckt, und so scheinen diese Gerichte mit den Geschichtsschreibern in Widerspruch zu stehen [17].

Durch Entsagung alles weltlichen Glanzes und durch strenge Erfüllung der klösterlichen Pflichten sühnte die fromme Frau Amalbergs und Herminfrits Schuld, wissend oder nicht, ja im letzten Falle noch höher stehend. So ist sie die letzte verschwundene Gestalt, die schmerzsuchend aus dem Gewühle der Blutschuld und des Verraths auftaucht, einsam in der Nacht über die Leichen der erschlagenen Ihrigen wandelt, und, die Thüre des öden Königshauses schließend, verschwindet, wie ein Stern aus der Nacht wirrer rüstiger Wolken, die ihre verderblichen Blitze eben entsendet hatten, aufleuchtet, dann noch eine Zeit lang friedlich sehnsüchtig schimmert und endlich verlischt, wie die Blitze verlöscht waren; und dann hüllt Nacht, tiefe Nacht den ganzen Himmel ein.

7.

Letzter Blick auf das gefallene Königreich.

Das Ärgste war geschehen. Ein großes Königreich, das wahrscheinlich das ganze mittlere Deutschland in sich begriff, war seinen treulosen, übermüthigen Feinden erlegen [18]. Das thüringische Volk mußte mit dem Verluste seiner Selbstständigkeit büßen für die schwere Schuld zweier Königinnen seines Herrscherhauses und für die Schwäche und den Verrath seines letzten Königs. Denn was Basina begonnen, hatte Amalberg vollendet; Herminfrid war nur das Werkzeug in der Letztern Hand. Das herrliche Land, zwischen Franken und Sachsen getheilt, ist später nie wieder vereinigt worden, und da die Macht des thüringischen Volkes gebrochen, ihr Königreich, die Schutzmauer gegen die von Osten kommenden wilden

slavischen Völkerschaften, umgeworfen war, so standen diesen nun die östlichen Landesgrenzen offen; sie drängten von dort her immer drohender heran, und ihre verheerenden Einfälle blieben nicht aus, wodurch die Entwickelung des deutschen Lebens in seinen zartesten Keimen verletzt wurde. Der fränkische Königsstamm hatte sich schwer versündigt an den Thüringern; dafür starb er langsam ab, wie ein entkräfteter verdorrender Baum, und zwei Jahrhunderte später schob das Haus der Diener das in Schuld und Sünde entartete Königsgeschlecht bei Seite und stieg selbst auf den geraubten Thron. Das sind die Werke der ewigen Vergeltung in der Weltgeschichte.

Anmerkungen.

1.

Der erste Schriftsteller, welcher die Thüringer nennt, ist Flavius Vegetius Renatus, der zu Anfang des 5. Jahrhunderts ein kleines Buch über das römische Kriegswesen schrieb. Andere gleichzeitige Schriftsteller, die bald darauf die Thüringer nennen, sind: Procopius, der Begleiter und Secretär des Belisar auf dessen Kriegszügen. Er schrieb eine Geschichte der Kriege des Kaiser Justinian mit den Persern, Gothen, Vandalen und Mauren, und starb gegen 560. Aimoin, Benedictiner-Mönch der Abtei Fleury an der Loire, wo er 970 aufgenommen wurde. Er schrieb unter Anderm fünf Bücher von den Thaten der Franken, die uns erhalten sind. Sidonius Apollinaris, Dichter und Krieger, zu Lyon in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts geboren, kämpfte gegen die Gothen und starb als Bischof zu Clermont in Auvergne 482. Er gedenkt der Thüringer in einem panegyrischen Gedichte auf den römischen Kaiser Avitus. Jornandes, ein Alane, der ebenfalls unter Kaiser Justinian lebte und eine Geschichte der Gothen schrieb, die als historische Quelle von großer Wichtigkeit, sonst aber in sehr schlechtem Latein abgefaßt ist. Andre werden weitläufiger besprochen werden. Bei diesen Schriftstellern sind die Thüringer ein Volk, das nicht mehr jung ist. Dies führt zu der Annahme, daß sie eben so alt sind, wie die Sachsen, die Alemannen, Franken und Gothen. Auch diese Namen kannte man zur Zeit des Tacitus in Deutschland noch nicht. Aber die großen Völkervereine, die sie führten und in denen die Namen der früher genannten einzelnen Völker untergingen, entstanden bald darauf, und wurden den Römern bekannt, weil sie mit ihnen in Berührung kamen. Mit den in der Mitte Deutschlands liegenden Thüringern konnten sie es nicht; denn die Siegszüge des in sich selbst scheußlich zerfallenden Roms hatten längst aufgehört. Darum erfährt man den Namen der Thüringer erst so spät, aber dann auch als den eines längst bestandenen Volks. Das Zusammentreten der einzelnen Volksstämme zu großen Völkerbündnissen an den Grenzen Deutschlands, wodurch allmälig die Alemannen, die Franken, die Gothen und die Sachsen entstanden, mußten ja auch einen gleichen Bund im Herzen Deutschlands hervorrufen. Und so waren die Thüringer der fünfte Verein, aus Cheruskern, Hermundern und einen Theil Chatten gebildet. (Luden Geschichte des teutschen Volkes 2. Bd.) Wenn man nun Thüringer von „Thor, der Berg" herleitet und mit „Bergvölker" übersetzt, so ist man, mein' ich, der Wahrheit am nächsten gekommen.

2.

Von den vielen Albernheiten, die in dieser Beziehung zu Tage gefördert worden sind, mögen der Curiosität wegen, nur einige hier Platz finden. Ein Chronist giebt an: Thüringer hieße so viel als duri homines, harte Menschen, als ob sie lateinisch gesprochen hätten; Andere: so viel als Thörlinge, d. i. thörichte Menschen, weil sie, nach einer beim sächsischen Chronisten Witechind, dessen nachher ausführlicher gedacht werden wird, erhaltenen Sage (die ebenfalls nachher erzählt wird), von den Sachsen bei deren Ankunft zu Schiffe im Hadeler-Lande bethört worden wären. Wieder Andere leiten sie von den alten Tyrigeten am Schwarzen Meere ab, deren Plinius, Strabo und Ptolomäus gedenken. Diese sollten plötzlich mitten in das Herz Deutschlands eingewandert sein. Eben so zerlegte man das Wort in Theure-Ringer und bewies daraus, daß sie vortreffliche Ringer und Kämpfer gewesen seien. Andere: Leute, die in „Dür-

ren Ringen“ d. i. in unfruchtbaren Kreiſen wohnen. Ihre Thüringen war ſtets ein ſo gefegnetes Land! — Man leitete ſie auch in gerader Linie von Japhets Sohn Thyras ab, und brachte ſie auf dieſe Weiſe unmittelbar mit dem Kaſten Noah in Verbindung. Gelehrte Leute thaten ſich etwas darauf zu gut, aus den Neutingern (Neudingi) des Tacitus, die er ein kleines deutſches Volk nennt und deſſen Wohnſitz er nicht angibt, die Thüringer zu machen, und behaupteten, Tacitus habe ſich verſchrieben oder verſchrieben.

Nicht ſo abgeſchmackt iſt wenigſtens die Ableitung von Thor, dem Sohne Wodans oder Odins, aber eben auch unhaltbar. Lächerlich dagegen iſt die Ableitung, die Hermunduren, die nach Römern Herminduri, Her die erſte Silbe hat ſich noch in unſerm „Herr“ erhalten und iſt mit „Heer“ verwandt. Die Römer brauchten „o“ verworfen „Ger“ aus. „Mund“ d. i. Mann, hat ſich noch in unſerm „Dermund“ erhalten. Die Anhängſilbe ur iſt die altdeutſche Mehrzahl und unſer angehängtes „er.“ Hermunduri heißt alſo Hermunder. Die Römer verſtanden aber das Deutſche nicht hinlänglich und hingen ihre Endungen der einfachen und der Mehrzahl noch an das Wort und ſo entſtanden Hermunduren und Hermunduri, woraus die Deutſchen auf Treu und Glauben „Hermunduren“ machten, dem Genius der deutſchen Sprache zuwider. Tacitus und Plinius nennen einen der deutſchen Hauptſtämme Herminonen, und der Letztere rechnet außer den Chatten und Cheruskern die Hermunder zu denſelben. Das Wort Herminonen mag Einer von dem Andern abgeſchrieben haben. Es ſoll wohl Herminones, Herminonen heißen. Min iſt nur ein Umlaut von Mann, wie man in Herminfrie ſieht, der aus Herman (Armin) und frie zuſammengeſetzt iſt. Die Endung on iſt wiederum altertuſch und druckt die Mehrzahl aus, unſer ſchpites angehängtes „en.“ Herminon heißt alſo Hermanen (nach verderbener römiſcher Ausſprache: Germanen) eben ſo viel und ganz daſſelbe was Hermunder. An das Herminon hingen die Römer wieder ihre Endungen und ſo entſtanden Herminones oder Hermiones. Ganz daſſelbe Verhältniß findet mit den Teutonen Statt. Teut iſt die einfache Zahl, ein Deute (die Römer ſprachen es nur ſo hart aus, ſchrieben es dann auch Teut, niemals die Deutſchen ſelbſt). Teuton iſt die mehrfache Zahl, Deuten, die Deuten, das Volk der Deuten. Die Römer hängen ihre Endung noch daran, weil ſie die deutſche Endung nicht verſtehen, ſo kommen Teutones heraus. Aber wir Deutſchen ſollten ihnen nicht ewig nachreden und von Hermionen, Teutonen, Ingävonen, Iſäwonen, Eburonen, Gutronen ꝛc. reden, ſondern von Herminen oder Hermannen, Teuten, Ingävren, Iſäwen, Eburen oder Eberen, Gutten. — Die unſre nächſten Nachbarn die deutſchen Namen entſtellen, davon hielern die Franzoſen täglich die lächerlichſten und ärgerlichſten Beweiſe. Nur ſie kennen Deutſchland und die Deutſchen noch wahrlich beſſer (wenigſtens ſollten ſie, da ſie viel mehr Gelegenheit dazu haben), als die Römer unſre heidniſchen Vorfahren. Wenn nun einſt Deutſche deutſche Zuſtände und Namen unſrer Zeit nach den franzöſiſchen Quellen beſprechen und die Namen wiedergeben wollten, wie die Franzoſen dieſelben geſchrieben, welche Ungeheuer kämen da zum Vorſchein! Den Römern der alten Zeit iſt es aber in Bezug auf Deutſchland nicht viel beſſer gegangen, als den Franzoſen der Jetzzeit, ein Zungerzeig, daß man überhaupt auf die römiſchen Quellen nicht ſchwören ſoll.

3.

Ich ſchreibe Hermunder (wie Herr. Wachter, der gelehrte ſelbſtforſchende Verfaſſer der Geſchichte Sachſens) und nicht Hermunduren, wie die meiſten Geſchichtſchreiber, den Römern nach: Herminduri. Her die erſte Silbe hat ſich noch in unſerm „Herr“ erhalten und iſt mit „Heer“ verwandt. Die Römer brauchten „o“ verworfen „Ger“ aus. „Mund“ d. i. Mann, hat ſich noch in unſerm „Dermund“ erhalten. Die Anhängſilbe ur iſt die altdeutſche Mehrzahl und unſer angehängtes „er.“ Hermunduri heißt alſo Hermunder. Die Römer verſtanden aber das Deutſche nicht hinlänglich und hingen ihre Endungen der einfachen und der Mehrzahl noch an das Wort und ſo entſtanden Hermunduren und Hermunduri, woraus die Deutſchen auf Treu und Glauben „Hermunduren“ machten, dem Genius der deutſchen Sprache zuwider. Tacitus und Plinius nennen einen der deutſchen Hauptſtämme Herminonen, und der Letztere rechnet außer den Chatten und Cheruskern die Hermunder zu denſelben. Das Wort Herminonen mag Einer von dem Andern abgeſchrieben haben. Es ſoll wohl Herminones, Herminonen heißen. Min iſt nur ein Umlaut von Mann, wie man in Herminfrie ſieht, der aus Herman (Armin) und frie zuſammengeſetzt iſt. Die Endung on iſt wiederum altertuſch und druckt die Mehrzahl aus, unſer ſchpites angehängtes „en.“ Herminon heißt alſo Hermanen (nach verderbener römiſcher Ausſprache: Germanen) eben ſo viel und ganz daſſelbe was Hermunder. An das Herminon hingen die Römer wieder ihre Endungen und ſo entſtanden Herminones oder Hermiones. Ganz daſſelbe Verhältniß findet mit den Teutonen Statt. Teut iſt die einfache Zahl, ein Deute (die Römer ſprachen es nur ſo hart aus, ſchrieben es dann auch Teut, niemals die Deutſchen ſelbſt). Teuton iſt die mehrfache Zahl, Deuten, die Deuten, das Volk der Deuten. Die Römer hängen ihre Endung noch daran, weil ſie die deutſche Endung nicht verſtehen, ſo kommen Teutones heraus. Aber wir Deutſchen ſollten ihnen nicht ewig nachreden und von Hermionen, Teutonen, Ingävonen, Iſäwonen, Eburonen, Gutronen ꝛc. reden, ſondern von Herminen oder Hermannen, Teuten, Ingävren, Iſäwen, Eburen oder Eberen, Gutten. — Die unſre nächſten Nachbarn die deutſchen Namen entſtellen, davon hielern die Franzoſen täglich die lächerlichſten und ärgerlichſten Beweiſe. Nur ſie kennen Deutſchland und die Deutſchen noch wahrlich beſſer (wenigſtens ſollten ſie, da ſie viel mehr Gelegenheit dazu haben), als die Römer unſre heidniſchen Vorfahren. Wenn nun einſt Deutſche deutſche Zuſtände und Namen unſrer Zeit nach den franzöſiſchen Quellen beſprechen und die Namen wiedergeben wollten, wie die Franzoſen dieſelben geſchrieben, welche Ungeheuer kämen da zum Vorſchein! Den Römern der alten Zeit iſt es aber in Bezug auf Deutſchland nicht viel beſſer gegangen, als den Franzoſen der Jetzzeit, ein Zungerzeig, daß man überhaupt auf die römiſchen Quellen nicht ſchwören ſoll.

4.

Doch iſt das Erſte weit wahrſcheinlicher als das Andere, wie in der erſten Note dargethan iſt. Wären die Thüringer ein eingewandertes Volk und nicht ein Völkerbund von Volksſtämmen, die ſeit Urzeiten hier Sitze inne gehabt, ſo hätte ſich gewiß irgend eine und wenn auch nur dunkle Spur eines ſolchen gewaltſamen Eindringens in das Herz Deutſchlands in der Geſchichte erhalten; denn ein ſolches Ereigniß wäre ja etwas ganz Außerordentliches geweſen. Man muß feſthalten, daß die Thüringer in der Mitte Deutſchlands wohnten, und ein fremdes Volk nicht wie eine Heerde Störche durch die Lüfte kommen und ſich hier herablaſſen konnte. Es leidet faſt keinen Zweifel: die Thüringer waren Eingeborne, ein Völkerbund aus den ſchon genannten, früher bekannten Stämmen zuſammengeſetzt. Die Deutſchen lieben ihre Stammſitze, wie alle Alterdan treibenden Völker. Die ſogenannte große Völkerwanderung kann keinen Gegenbeweis abgeben.

5.

Tacitus gibt schon mehre Klassen unter den Deutschen an, aber die lateinischen Worte, die er für die beiden ersten Klassen gebraucht (nobiles und ingenui), geben uns durchaus keinen Begriff vom Verhältnisse dieser Volksklassen unter sich und zu den andern. Das erstere heißt freigeboren also Gegensatz von freigelassen, was aber ein nobilis ein Edler bei den Deutschen war, darüber läßt sich nichts behaupten und nichts bestreiten. Das römische Wort mit dem römischen Begriff paßte jedenfalls nicht zu dem deutschen Begriff, und das deutsche Wort Adaling ist viel jünger. Den im spätern Mittelalter entstandenen Adel in jene frühern Zeiten hinaufführen wollen, ist eine Thorheit, die nur dem Hochmuthe und der Schmeichelei ihr Dasein verdankt.

Das kleine Buch des Tacitus, so unschätzbar es auf der einen Seite ist, weil er für ewige Zeiten ein großes reines Bild von den Deutschen zur Zeit der größten römischen Verderbniß aufgestellt und uns eine unerschütterliche Grundlage edlen Nationalgefühls gegeben hat, ist doch auf der andern, so hält man auf Einzelheiten eingeht, nur mit großer Vorsicht und Prüfung zu gebrauchen. Manches muß man geradezu dahin gestellt sein lassen. Man darf es weder annehmen noch verwerfen. Tacitus kam nie nach Deutschland, er konnte selbst nicht Deutsch; er mußte also seine Angaben von Deutschen entlehnen, die nach Rom kamen und Römisch sprachen. Volkseigenthümlichkeiten in einer fremden Sprache genau bezeichnen, ist aber sehr schwer, wenn nicht ganz unmöglich. Davon habe ich mich selbst überzeugt. Ein Engländer, der nicht Deutsch aber vollkommen Französisch verstand und sprach, kam nach Gotha, um über thüringische Volkseigenthümlichkeiten (Idiom, Volksfeste, Trachten, Sitten und Gebräuche) ein englisches Buch zu schreiben. Ich sollte ihm alles angeben. Ich suchte mich ihm französisch so klar als möglich zu machen, da ich es englisch nicht so vermochte, wenn ich aber nachher sein Manuscript las, fand ich die lächerlichsten Irrthümer, und konnte ihm über manches trotz aller Mühe nicht den rechten Begriff beibringen. Der entsprechende Begriff fehlte ihm in der Seele. Wie oft mag es Tacitus eben so ergangen sein; der edle, hochherzige Römer brachte durchaus keinen Begriff mit zu den ihm geschilderten Volkseigenthümlichkeiten. Dann scheint auch das ganze Buch mehr eine Notizensammlung, als eine vollendete Schrift zu sein. Er wollte diese Sammlung wahrscheinlich später zu einem größern Werke verarbeiten. Daher Alles so aphoristisch und unzusammenhängend. — Lazzen und Lite. Das erstere Wort kommt von lazzen, lassen s. v. als: entlassen her, also ein Entlassener, Freigelassener; das zweite läßt sich schwer erklären, scheint aber ganz dieselbe Bedeutung gehabt zu haben.

6.

Graue — Grave — Grafen. Derselbe Begriff, daß das Alter und die demselben anhaftende Erfahrung die Grundlage des eigentlichen Adelsinstituts bildet, findet sich bei den Griechen, Römern, Franzosen; immer ist das Wort, welches die Würde des Standes bezeichnet, von der Würde des Alters entlehnt. Aus den Ziehen-Grafen gingen die Hundertgrafen, aus diesen die Gaugrafen, aus diesen die Grafen der Völkervereine hervor, und diese endlich waren die Könige. Ebenso war bei den ältesten Römern der oberste Senator der König.

7.

Diese Angaben sind alle nach Tacitus gemacht; die Butter erwähnt Plinius, nennt zwar die Deutschen nicht als Verfertiger, scheint aber unter dem Worte „Barbaren" auf sie hinzudeuten.

8.

Die Hauptquellen unsrer Kenntniß von der nordischen Götterlehre und Heldensage sind die beiden berühmten Bücher, die ältere und die jüngere Edda. Das Wort Edda heißt Stammmutter der Poesie. Die ältere Edda enthält eine Sammlung alter Lieder und Gesänge, die sich im Munde des Volks erhalten hatten. Sie wurde zu Anfang des 12ten Jahrhunderts veranstaltet. Die jüngere Edda ist über 150 Jahre später entstanden und nach der ältern bearbeitet, ein System der nordischen Religionslehre. Wenn man bedenkt, daß im Laufe so vieler Jahrhunderte diese Lieder im Munde von Leuten, die Christen waren, die mannichfachsten Veränderungen erleiden, ja durchaus eine christliche Färbung annehmen mußten, wenn man ferner nicht weiß, was die Sammler hinzugethan und davon gelassen, was also ächt ist, so wird man nicht unbedingt alle Angaben der Edda für Glaubensartikel der nordisch-deutschen Volksstämme halten. Die poetische Abrundung des Ganzen und der einzelnen Theile erregt schon Zweifel. Wenn man nun nicht Alles, was in der Edda steht, als unbezweifelten Ausdruck der Religion der nordischen Völker hinnehmen kann, wie viel weniger der südlich gelegenen, die mit jenen gewiß nur in seltene Berührung kamen. Wir wären die

Thüringer zu den Isländern gekommen? Wie kann man uns diese Gedichte nun als die Religion der Thüringer aufbinden wollen? Es gehört viel Unverschämtheit dazu.

9.

Wie in den mitteldeutschen Heldenliedern der Ostgothenkönig Theodorich der Große stets „Dietrich von Bern" (Verona) heißt, so der Hunnenkönig Attila stets „Etzel."

10.

Dies ist Gregor von Tours (Georgius Florentius Gregorius), ein Hauptquellenschriftsteller für die frühere fränkische und nebenbei auch für die erste thüringische Geschichte. Er war Bischof von Tours, schrieb eine Geschichte, oder vielmehr Kirchengeschichte der Franken und starb 595, 50 Jahre alt. Er wurde also 14 Jahre nach dem Untergange des thüringischen Reichs, wo alle Thatsachen noch im frischen Andenken waren, geboren. Dies gibt seiner Geschichte, die bis zu seinem Tode reicht, hohen Werth, obgleich sie voller Mängel und Lächerlichkeiten ist.

11.

Nämlich aus der Rede, welche der Ostfrankenkönig Theodorich an seine Franken hält (bei Gregor von Tours), als er über Herminfrid herfallen will, um sie zur Wuth gegen die Thüringer zu entflammen.

12.

Magnus Aurelius Cassiodorus, einer der gelehrtesten Römer seiner Zeit, bekleidete unter Odoacer mehre Staatsämter in Rom und war dann Theodorich des Großen Kanzler oder Geheimschreiber. Nach des Königs Tode zog er sich in ein von ihm erbautes Kloster in Calabrien zurück, wo er mit seinen Mönchen ganz den Wissenschaften lebte. Er ließ die alten Handschriften abschreiben und erhielt sie dadurch, schrieb eine Geschichte der Gothen, aus welcher Jornandes einen Auszug lieferte, sammelte Theodorichs Ausschreiben und Verordnungen, wobei sich auch jener Brief befindet, und verfaßte noch mehre auf uns gekommene Schriften.

13.

Amalberg war zwar Christin, gehörte aber, wie alle Gothen, der Arianischen Partei an, die damals schon im Untergehen begriffen war. Wenn nun auch das arianische Christenthum durch Amalberg in Thüringen Wurzel schlug, woran kaum zu zweifeln ist, so wurde es doch durch die siegreichen Franken, welche strenge Orthodoxen oder ächt katholische Christen waren, gewiß wieder ausgerodet und neuer Samen gestreut. Aber wie lange vor Bonifatius war in Thüringen das Christenthum bekannt, wohl gar verbreitet!

14.

Über dies Runiberg war unter den Geschichtschreibern sonst die größte Meinungsverschiedenheit. Es wäre zu weitläufig anzuführen, wohin jeder einzelne diese Schlacht verlegt hat. Bei Weißensee heißt ein Gebirgszug noch Runeberg und bei Nebra liegt ein Berg, der Ronneberg heißt. Der sächsische Mönch Witichind, der den Ort nennt, spricht aber nicht einmal von einem Berge, sondern sagt: die Schlacht war an einem Orte, der Runibergum heißt. Witichind verwechselt in dieser Erzählung Personen und Begebenheiten, er stellt fast alles falsch dar, warum denn nicht auch einen Ort, und es ist also lächerlich auf das „Runiberg" so große Wichtigkeit zu legen.

15.

Witichind der Mönch des Klosters Corvei, von welchem später ausführlicher gesprochen wird.

16.

Diese Worte Witichinds beziehen sich auf folgende Sage, mit der er die Sachsen in die Geschichte einführt: Die Sachsen kamen zu Schiffe im Hadelerlande an der Elbemündung an, welches damals den Thüringern gehörte. Diese wehrten die Landung mit bewaffneter Hand ab, konnten aber doch nicht hindern, daß die Sachsen Besitzer des Hafens blieben. Nach langem blutigen Streit, der vielen von beiden Völkern den Tod brachte, schlossen sie einen Friedensvertrag des Inhalts, daß die Sachsen Handel treiben, aber kein Land erwerben, auch Niemanden mit Rauben und Morden schädigen sollten. Den Sachsen wurde dieser Friede auf die Dauer beschwerlich. Da ging eines Tages ein sächsischer Jüngling von den Schiffen aus in das Gebiet der Thüringer, der war geschmückt mit einer goldenen Halskette und mit goldenen Armbändern. Ihm begegnete ein Thüringer und fragte ihn spöttisch: warum er so viel Gold an seinem hungrigen Leibe trage? Ich suche einen Käufer dazu, versetzte der Sachse, da ich doch meinen Hunger damit nicht stillen kann. Was willst du dafür haben? fragte der Thüringer. Gieb mir was du willst, es ist mir jedes recht. — Wie? wenn ich dir nun dafür den Schoos

voll Erde schüttete? rief der Thüringer lachend. — Gieb sie! — Der Thüringer raffte Erde von einem nahen Haufen und warf des Sachsen Schoos voll, der ihm dafür den goldnen Zierath einhändigte und freudig zu den Seinen zurückkehrte. Diese verlachten und straften ihn als einen Thoren. Die Thüringer dagegen priesen ihren Landsmann ob seiner Klugheit, die für ein Paar Hände voll Erde so viel Gold eingetauscht. Der Sachse führte seine ihn so hart tadelnden Freunde auf das Feld hinaus und bestreuete dasselbe mit der erkauften Erde so weit sie reichte. Dort schlugen sie ihr Lager auf. Die Thüringer schickten sogleich an die Sachsen, nannten sie bundbrüchig und begehrten sofort die Entfernung des Lagers. Die Sachsen versetzten, sie hätten den Bund gehalten und wollten nur die mit ihrem Golde erkaufte Erde ruhig besitzen, oder, wenn man sie daran zu hindern versuche, mit den Waffen vertheidigen. Die Thüringer verfluchten nun das sächsische Gold und ihren Landsmann, der es gebracht, und den sie erst so hoch gepriesen, und fielen das Lager der Sachsen mit blinder Wuth an. Von den Sachsen wohl empfangen und gänzlich geschlagen, wichen sie ins Land zurück und mußten nach jedem neuen Treffen, das sie versuchten und verloren, weiter weichen. Da begehrten sie Frieden zu schließen und mit den Sachsen unbewaffnet zur Berathung zusammen zu kommen. Diese aber hatten ihre Messer (Saras) unter den Kleidern verborgen, fielen in der Versammlung über die unbewaffneten Thüringer her, ermordeten sie alle und nahmen ihr Land in Besitz. — Diese Sage beweist wenigstens, daß die Sachsen die Thüringer für ein eben so altes Volk hielten, wie sich selbst.

17.

Dies sind die rührenden Klagegedichte, welche der Bischof von Poitiers Venantius Fortunatus im Namen der heiligen Radegundis schrieb, und die uns erhalten worden sind. Eins derselben behandelt den Untergang des thüringischen Reichs.

18.

Nur die Gedichte des Venantius Fortunatus erwähnen desselben. Der fromme Bischof von Poitiers schrieb auch ein Leben der heiligen Radegund, aus welchem die Nachrichten über sie geschöpft sind.

19.

Man muß aber bedenken, daß Radegund ein Kind war, als die Gräuel vorfielen, daß sie am Hofe Herminfrids mit Liebe und Sorgfalt erzogen wurde, wo man den wahren Zusammenhang gewiß geheim vor ihr hielt, daß sie dann im fernen Frankenreich unter Fremden vollends aufwuchs und zuletzt ihr Herz ganz dem Himmel zukehrte. Ein solch kindlich-reines, frommes Frauengemüth konnte ja nicht an die schwarzen Thaten glauben, die in ihrem Hause geschehen waren; sie mußte die Rache des Himmels als ein Unglück ansehen, das wie ein vernichtender Gewittersturm über den Königsstamm, in ihren Augen schuldlos wie sie selbst, hereingebrochen war. Und endlich hat sie ja diese Gedichte nicht selbst geschrieben. Venantius Fortunatus aber war ein stiller frommer Dichter, eine jener rein gemüthlichen Naturen, die in bescheidener, wehmüthiger Glückseligkeit von der Bosheit der Welt niemals einen Begriff fassen können. Sie wandeln wie Engel durch die Erdennacht, und ihr Gewand wird nie von Blut bespritzt, das die tobende Wuth, die List, die Habgier, die Grausamkeit neben ihnen vergießt. Darum wissen jene Elegien nichts von dem Gräuel im Königshause der Thüringer. — So und nicht anders muß man sie beurtheilen. Wenn irgend ein Gegenstand in der ältern thüringischen Geschichte, so ist das Leben der heiligen Radegund von hoher poetischer Schönheit, und einer dichterischen Bearbeitung werth. Alle hochtragischen Elemente sind hier vereinigt, die der Schuld und die der Versöhnung. Aber einen Meister verlangt dieser ausgezeichnete Stoff, nicht einen Verseschmied, wie sie Thüringen jetzt leider dutzendweise hervorbringt, die da meinen, durch dürftige, in Klingklang gebrachte Geschichten sich unsterbliche Namen zu erschreiben.

20.

Die nähern Umstände des Untergangs des thüringischen Königsreichs werden stets verworren bleiben. Geschichte und Sage schmelzen so in einander, daß sie nicht zu scheiden sind. Wie ich sie erzählt habe, lassen sie sich nicht verbürgen. Gregor von Tours, der eigentliche Gewährsmann, erzählt die Begebenheiten schlicht und einfach bis zur Schlacht an der Unstrut. Er berichtet: „der Fluß war dergestalt mit Leichen angefüllt, daß die Franken über sie hinweg wie über eine Brücke an das andere Ufer gingen. Nach diesem Siege nahmen sie das Land ein und brachten es unter ihre Herrschaft.“ Hiermit bricht die Erzählung ab. Dann erzählt er kurz darauf den Tod Herminfrids auf die von mir angegebene Weise. Von der Hülfe der Sachsen, von der Veste Scheidingen und all den Begebenheiten, die mit den herbeigerufenen Sachsen zusam-

menhängen, weiß er kein Wort, er, der schon 30 Jahre später sein Buch schrieb! Hätte er so wichtige Dinge nicht wissen sollen! Und absichtlich verläugnen konnte er sie doch, seinem Volke gegenüber, das eben so genau damit vertraut sein mußte, unmöglich. — Alle Begebenheiten, die das Erscheinen der Sachsen vor Scheidingen in Folge hat, erzählt Witichind, Mönch zu Corvei, der in der zweiten Hälfte des 10ten Jahrhunderts lebte, und eine Geschichte der Sachsen schrieb. Also volle 400 Jahre nach jenen Ereignissen. Wie viel hatte die Sage, die unermüdliche Fälscherin der Geschichte, in dieser Zeit hinzugethan und ausgeschmückt! Dies beweisen diejenigen Facta, die er mit Gregor von Tours zusammen erzählt. Da ist Alles entstellt, unwahr und sagenhaft. Er macht die Amalberg zur einzigen Tochter des großen Frankenkönigs Chlodowig, die deshalb die Erbin seines Reiches gewesen. Die Franken aber hätten aus Dankbarkeit den Dietrich, den er Thiaderich nennt, einen natürlichen Sohn Chlodowigs, zum König erhoben, und derselbe eine Gesandtschaft an Herminfried geschickt, und um Friede und Freundschaft gebeten. Der thüringische König sei dazu geneigt gewesen und habe seine Fürsten und Räthe zusammenberufen, und Alle, Einen ausgenommen, hätten für Friede und Eintracht gestimmt. Dieser Eine sei Iring, der Vertraute der Königin Amalberg, ein kühner Mann, von scharfem Geist, klugem Rath und großer Beredsamkeit gewesen. Diesen hatte die Königin für ihre Ansicht gewonnen gehabt. Sie hätte nämlich keine Gemeinschaft mit ihrem Knechte haben wollen, wie sie den Thiaderich genannt, weil er der Sohn einer Magd gewesen. Iring nun habe sich der Meinung aller übrigen Fürsten widersetzt und Herminfried beredet, Thiaderichs Antrag abzulehnen und den Gesandten die Erklärung zu geben: Er wundere sich, wie Thiaderich sich des Reiches der Franken habe anmaßen können, da er nicht einmal ein freier Mann sei. Mit seinem eigenen Knechte könne er, Herminfried, keine Gemeinschaft haben. Auf diese Botschaft habe Thiaderich versetzt: So muß ich wohl zu Herminfrieds Dienst eilen. Und so sei er mit einem großen Heere nach Thüringen gezogen, und Herminfried habe ihn an einem Orte erwartet, der Runiberg heiße. Dort sei es zur Schlacht gekommen. Zwei Tage habe der Sieg geschwankt; am dritten Tage haben sich die Thüringer zur Flucht gewendet und sich in eine Veste, Namens „Scheidingi" an dem Flusse „Unstrode" geworfen. —

Weiter erzählen Gregor und Witichind fast dasselbe. (Von der Veste weiß Gregor nichts, doch scheint er fast darauf zu deuten). Darf man nun mit Recht von Witichinds erwiesenen Fabeln in dieser Erzählung auf das Folgende schließen, was keiner weiter erzählt als er, so wird das ganze Auftreten der Sachsen in diesem Kriege der Franken und Thüringer höchst zweifelhaft. Später treffen Witichind und Gregor wieder zusammen in der Erzählung von Herminfrieds Tode. Gregors glaubwürdigen Bericht kennen wir. Witichind giebt abermals nichts als Sage, ja er selbst giebt die Erzählung für nichts weiter aus. „Als Herminfried des Reiches beraubt war, sandte er den Iring, den Mann der Klugheit und Beredsamkeit, an Thiaderich. Iring jedoch verrieth des Mannes höchste Ehre, die Treue. Für Geld und Ehrenstellen übernahm er es, Herminfrieden zu ermorden, und in die Dienste des glücklichen Siegers zu treten. Herminfried wurde zu Thiaderich eingeladen. Als er kam, warf er sich dem Sieger, in dessen Händen sein Schicksal lag, zu Füßen. Iring stand neben dem Könige, wie sein Waffenträger, mit entblößtem Schwerte. Und als nun Herminfried zu Thiaderichs Füßen lag, stieß der betrogene Verräther ihm das Schwert durch den Rücken. Sogleich rief Thiaderich, der Urheber solcher Schandthat, aus: Nichtswürdiger, fort aus meinen Augen! Ich will nicht Theilnehmer eines solchen Verbrechens sein. — Iring antwortete: Wohl bin ich ein Nichtswürdiger. Ehe ich aber gehe, will ich mein Verbrechen sühnen. — Mit diesen Worten stieß er dasselbe Schwert dem Könige Thiaderich durch die Brust, und warf Herminfrieds Leichnam auf Thiaderichs Leichnam, damit derjenige im Tode als Sieger erscheinen sollte, dem das Schicksal im Leben den Sieg versagt hatte. Hierauf machte er sich Bahn mit seinem Schwerte und verschwand aus den Augen der Menschen." Dies ist Witichinds Sage. Ist nun der Anfang seiner Erzählung, so wie das Ende derselben rein sagenhaft und historisch unwahr, wie wir ihm aus dem gleichzeitigen Frankenschriftsteller Gregor beweisen können, so haben wir ein Recht anzunehmen, daß auch die Mitte der Erzählung nur Sage sei, und das gänzliche Schweigen des Gregor vom Auftreten der Sachsen gilt ebenfalls als Beweis dafür. Und somit wird denn das zu Hülfe rufen der Sachsen durch die Franken, das Erstürmen Scheidingens rc. zur bloßen Sage. Der Namen Scheidingen erregt schon von vorn herein Verdacht. — Freilich ist, von der andern Seite betrachtet, der Untergang des mächtigen thüringischen Königreichs von zu großer Wichtigkeit, als daß wir es in der Erzählung Witichinds mit einer bloßen Fabel, ohne allen historischen Grund, zu thun hätten. Die Sache hatte sich doch bei den

Sachſen auf die erzählte Weiſe fortgepflanzt, ſonſt hätte ſie Widukind ſeinen Landsleuten nicht ſo bieten können. Ein hiſtoriſches Factum mußte zu Grunde liegen, wie bei allen Sagen, die ſich um große weltgeſchichtliche Begebenheiten ſinnen. Die Sachſen mußten irgend beim Falle des thüringiſchen Reichs feindlich thätig geweſen ſein. Aus Nichts konnte eine ſolche Sage nicht entſtehen; dies Linke gegen ihr eigentliches Weſen. Auch erzählt der Mönch Ameln, daß die Thüringer ſich in eine Veſte an der Unſtrut geworfen, und ſtimmt alſo mit Widukind darin überein. Hier nun liegt die große Schwierigkeit, welche niemals befriedigend gelöſt werden wird. Ich ſtelle nur die Sache ſo vor, daß ſich nach Beſiegung der Thüringer durch die Franken das Königthum doch noch eine geraume Zeit erhielt und endlich von den Sachſen geſtürzt wurde, daß alſo Widukind zwei Begebenheiten, die in der Zeit weit von einander liegen, zuſammenzieht, oder vielmehr nur der Sage folgt, die ſie zuſammen gezogen hatte. (Doch bleibt Gregors gänzliches Schweigen immer noch ein unauflösbares Räthſel.) Denn das iſt auch eine der Eigenthümlichkeiten der Sage, daß ſie zwei verſchiedene Begebenheiten, zwiſchen denen ein großer Zeitraum liegt, leicht und nach zuſammenbindet, mit einander vermengt und zu einer Begebenheit zuſammen ſchmelzt. Geſchieden kann hier nichts mehr werden. Roß und Eiſen ſind im langen Laufe der Zeit eins geworden. Wer das Eine löſen will, zerſtört das Andre. Die hiſtoriſche Kritik ſenkt ihre Waffe und läßt das Ganze unangetaſtet ſtehen, wie ein verwittertes Heiligenbild. Man ſucht Gregors und Widukinds Erzählungen zu verbinden, ſo gut es geht, und giebt das Ganze nicht für verbürgte hiſtoriſche Wahrheit aus. Damit hat man verthan.

Zweites Buch.

Die Oberherrschaft der Franken unter dem merovingischen Königsstamm und das Herzogthum Thüringen.

Von 531 bis 717 (732).

Erstes Kapitel.
Vorhalle.

1.
Empörung der Thüringer und Sachsen.

Der Gau Nordthüringen, welchen die Sachsen erhalten hatten, tritt in den Hintergrund der Geschichte. Sie räumten ihm im nächstfolgenden Zeitraume, wie es scheint, slavischen Völkern ein, und der Name Thüringen verliert sich allmählich dafür. Dieser bleibt nur an den südlichen Theilen des ehemaligen Königreichs haften, und nur von ihm ist in der Geschichte Thüringens ferner die Rede.

Das Ländergebiet und die Macht der siegreichen Franken vergrößerte sich immer mehr. Außer dem größten Theil des jetzigen Frankreichs besaßen sie auch weite Bezirke in Deutschland und hatten sich außer den Thüringern auch noch die Alemannen und die Sachsen (von letztern wohl nur einen Theil) zinsbar gemacht. Dies war ebenfalls vom König Dietrich I. von Austrasien geschehen. Aber Dietrichs Königsstamm ward in kurzer Zeit aus. Nach seinem Tode 534 folgte ihm sein Sohn Theudebert, der mit gegen die Thüringer gefochten hatte, noch schon 547 mußte derselbe sterbend die Herrschaft seinem Sohne Theudebald überlassen, der ihm 555 auch in den Tod nachfolgte. Von des großen Chlodowigs Söhnen lebten nur noch Childebert I. und Chlothar I., der mit seinem Bruder Dietrich I. gegen die Thüringer gezogen war und die heilige Radegund zur Gemahlin genommen hatte; und als Childebert 558 ebenfalls ohne Erbeserben starb, war Chlothar der alleinige Beherrscher der ungeheuren fränkischen Monarchie. [1]

Die unterdrückten Sachsen gedachten von König Theudebalds Tode Nutzen zu ziehen und das verhaßte Frankenjoch abzuwerfen. Sie standen daher noch in demselben Jahre in einer Empörung auf, und bewogen die Thüringer, Beistand zu leisten. Aber der alte Chlothar, ergraut in Lastern und Sünden, brach mit

jugendlicher Kraft (er hatte sich kurz vorher Theodebalds junge Wittwe Walderade als Gemahlin zugelegt, und nur von der Geistlichkeit gedrängt, die wegen der Verwandtschaft beider große Schwierigkeiten erhob, wieder von sich gethan) gegen die Empörer auf, schlug sie und trieb sie zu Paaren. Dann durchzog er mit seinem Heere ganz Thüringen und verwüstete es (555). Es mußte wieder in seine Zinsbarkeit treten, die übrigens in wenig mehr bestanden zu haben scheint, als jährlich eine Anzahl Schweine in die Königliche Hofküche zu liefern. Religion, Verfassung, Sitte der Thüringer blieben von den Franken unangetastet, und nach Chlothars Tode 561, als die gräßlichen Bürger- oder vielmehr Familienkriege unter seinen Söhnen begannen und die beiden berüchtigsten Frauen des Mittelalters, Brunhild, Sigberts I. Gemahlin, und Fredegund, Chilperichs I. Gemahlin, auf dem blutigen Kampfplatz einander feindlich gegenüber traten und das unglückselige Haus der Merovinger in Schmach und Tod stürzten, lös'te sich das abhängige Verhältniß der Thüringer von den Franken immer mehr und ward fast zur Bundesgenossenschaft, wie dies bei den andern deutschen und von den Franken besiegten Völkern, den Alemannen und Baiern auch der Fall war. Die Thüringer würden sich bald wieder zur Selbstständigkeit erhoben und ein eignes Reich gebildet haben, wenn nicht die Fluth jener asiatischen Völkerstämme, deren einer schon die Hunnen gewesen waren, näher und näher drohend, endlich verwüstend in die thüringischen Grenzen eingebrochen wäre.

Aus der fränkischen Geschichte ist nöthig beizubringen, daß in der Ländertheilung, welche Chlotars I. Söhne, Charibert, Guntchram, Sigbert und Chilperich vornahmen, Sigbert König vor Austrasien, und also auch von Thüringen wurde. Chilperich erhielt Soisons (Neustrasien) Guntchram Burgund und Charibert Paris. Der Letztere starb schon 567 ohne Nachkommenschaft und die Brüder theilten sein Reich.

2.

Einfälle der Avaren in Thüringen.

Attila hatte den hunnischen Völkern in Asien den Weg nach Europa gezeigt. Der Glanz seiner Eroberungen lockte die wilden Horden, denen doch ein Anführer fehlte, wie er gewesen war. Ein mächtiger Ast des großen Hunnenstammes, die Avaren, waren um diese Zeit aus ihren Wohnsitzen aufgebrochen, hatten vom greisen Kaiser Justinian in Constantinopel Geschenke erpreßt, die wie ein Tribut aussahen, und drangen nach seinem Tode, wahrscheinlich in verschiedenen Zügen, ohne Plan und Ordnung, raubend und verheerend in Europa vor. Einer dieser Schwärme gelangte in das Herz Deutschlands und berührte die thüringische Grenze. Sigbert, König der Ostfranken und Herr der Thüringer, stellte sich ihnen mit einem Heere entgegen, und schlug sie an der Elbe „in Thüringen," wie ein Geschichtschreiber der Longobarden [2] ausdrücklich sagt, in einer so gewaltigen Schlacht, daß ihr Chachan (Anführer) um Frieden bitten und sich zum Rückzuge bequemen mußte. Dies geschah im Jahre 561.

Einer nicht ganz klaren Angabe zu Folge [3] scheint es fast, als hätten die Thüringer mit dem fremden slavischen Volke an ihren Grenzen sich verbündet, um mit Hülfe desselben das verhaßte fränkische Joch abzuschütteln. Zur Erreichung dieses Zweckes mochten sie ein solches Mittel schwerlich verschmähen, so wenig, wie die Longobarden, welche einige Jahre später sich unter Alboin mit denselben Avaren zur Vertilgung der Gepiden verbanden. Haben die Thüringer aber nicht gemeinsame Sache mit den hunnischen Asiaten gemacht und sind mit ihnen vom König Sigbert geschlagen worden, so muß um diese Zeit ein neuer Aufstand der vereinigten Thüringer und Sachsen gegen

die Franken ganz gefunden haben, der von Sigbert durch die Gewalt der Waffen unterdrückt wurde. Da genaue Angaben fehlen, so läßt sich darüber nichts bestimmen.

Besser gerüstet und mit genauerer Kenntniß ihres Feindes kehrten die Avaren im Jahre 567 zurück. Es ist dies dasselbe Jahr, in welchem sie den Bund mit Alboin eingingen und nach gänzlicher Besiegung der Gepiden die Wohnsitze dieses unglücklichen Volkes in Dacien einnahmen. Sigbert zog ihnen abermals entgegen und derselben Stelle, wo die erste Schlacht gekämpft worden war, fand auch die zweite statt, aber diesmal mit ganz verschiedenem Erfolg. Denn die Franken wurden so sehr aufs Haupt geschlagen, daß sogar ihr König in die Gefangenschaft der Avaren gerieth. Die Schlachtoperationen des hunnischen Volks mochten so vortrefflich und so überraschend für die Franken sein, daß diese behaupteten, böllische Geister und Phantome, von den Zauberern der Avaren zu deren Dienste herbeigerufen, haben gegen sie gekämpft, und von solchen Feinden sei kein Sieg zu gewinnen. Sigbert kaufte sich mit schwerem Golde wieder frei und schloß dann mit dem Chachan ein Bündniß, daß sie sich fernerhin jeder Feindseligkeit gegen einander enthalten wollten. Diese Friedensbedingungen wurden durch einen den Franken günstigen Umstand gar sehr unterstützt und beschleunigt; die Avaren litten nämlich Mangel, und der Chachan bat den Frankenkönig um Lebensmittel mit dem Versprechen, Thüringen nach drei Tagen zu verlassen. Sigbert schickte ihm Rinder, Schafe und Hülsenfrüchte zu. Hierauf zogen sie ab. Daß sie zunächst nicht wiederkehren, lag wohl weniger an ihrem gegebenen Worte, als daran, daß sie wahrscheinlich nun zum Kampf gegen die Gepiden eilten, dann, laut ihrem Vertrag mit den Longobarden, das Land der ersteren besetzten und im folgenden Jahre, als die Longobarden unter Alboins Anführung zur Eroberung Italiens auszogen, auch die zeitherigen Wohnsitze dieses deutschen Volkes in Pannonien vom Könige desselben erhielten. Denn später 596 kamen sie allerdings wieder und thaten aus Pannonien einen Einfall in Thüringen, wo die Franken mannigfache und schwere Kämpfe mit ihnen zu bestehen hatten. Zu dieser Zeit wurde das Ostfrankenreich von Theudebert (Theodebert) I., 10 Jahre alt, und Theuderich (Theoderich, Dietrich) I., 9 Jahr alt, den Söhnen Childeberts II. und Enkel Sigberts I., aber vielmehr von ihrer herrschsüchtigen Großmutter Brunhilde beherrscht. Um die zudringlichen und beschwerlichen Feinde los zu sein, erkauften Brunhilt und ihre Enkel die Rückkehr der Avaren in ihr Land mit Gold. Seit dieser Zeit kamen sie nicht mehr nach Thüringen.

3.

Thüringer unter den fränkischen Herren in den Bruderkriegen der Nachkommen Chlothars I.

Wie Wollust, Rachsucht, Herrschsucht und Ländergier die Söhne Chlothars I. im blutigen Kampfe gegen einander gestellt, in welchem sie, von zwei Frauen gehetzt, einer nach dem andern untergegangen waren, so fort und fort unter Enkeln und Urenkeln, an welchen sich die Sünden der Väter rächten. Die Bürgerkriege starben im Frankenreiche nicht aus, der König von Austrasien nahm stets die Völker jenseits des Rheins, über die er zu gebieten hatte, zu Hülfe, um den Bruder zu bekriegen oder sich desselben zu erwehren. So Sigbert I. gegen den schändlichen Chilperich I., König von Soissons, den Sklaven der schlauen und intriguanten Fredegund. Und wenn die Thüringer hier auch nicht ausdrücklich genannt werden, so kann man doch nicht anders, als sie unter jenen Völkern zu verstehen. Als aber nach Sigberts I. Ermordung 575 und seines Sohnes Childeberts II. Tode 596, die beiden schon genannten

Söhne des Letztern, Theudebert II. und Theuderich II. im neuen Bruderkriege, angefacht von ihrer entsetzlichen Großmutter Brunhild, gegen einander zogen, werden unter den Völkerschaften, die auf der Seite des Austrasiers Theudebert fochten, ausdrücklich Thüringer und Sachsen genannt. Ihr König, der den Bruder, den Burgundenkönig, erst trotzig herausgefordert, verlor im Kampfe zweier Schlachten bei Toul und bei Zülpich das Reich und später in Chalons das Leben 612. Ein Jahr später starb Theuderich II. an der Ruhr, als er eben gegen Chlothar II., Fredegunds und Chilperichs II. Sohn und König von Neuſtrasien rüſtete. Er hinterließ vier mit Kebsen gezeugte Söhne, lauter Kinder von zartem Alter, da er selbst nicht älter als 25 Jahre geworden war. Für diese Knaben, oder vielmehr für den ältesten derselben, Sigbert II., nahm ihre Urgroßmutter Brunhild die Königreiche Austrasien und Burgund in Anspruch. Aber die Fürsten dieser Reiche boten die Krone Chlothar II. an und wurden heimlich mit ihm eins. Chlothar rüstete sich und Brunhild gedachte im hohen Alter, nach so viel Mord, Jammer und Elend, die sie hervorgerufen, noch einmal den Kampf zu wagen gegen den Sohn ihrer Todfeindin Fredegund. Um ein Heer zu werben, sandte sie ihren Urenkel Sigbert II., höchstens zehn Jahre alt, mit dem Hausmeier [1] von Burgund, Warnachar nach Thüringen. Aber Warnachar, vielleicht schon vorher gewonnen, schlug sich zu Chlothars Partei, kehrte nach Paris zurück und setzte die Scheinrüstung fort. Als der Kampf beginnen sollte, gingen die Fürsten alle zu Chlothar über, und Brunhild endete, von Allen verlassen, mit ihren Urenkeln in Chlothars Gefangenschaft auf schauderhafte Art, 613. Chlothar II. war nun wieder wie sein gleichnamiger Großvater Herr von Neustrien, Austrasien und Burgund, König der ganzen fränkischen Monarchie. [2]

Zweites Kapitel.
Das Herzogthum Thüringen.

1.
Die Wenden und Sorben.

Der erste Strahl der Geschichte, der die einheimischen Völker Europas trifft, zeigt auch schon einen fremden mächtigen Volkswall, der vom Ausflusse der Weichsel bis zum Felsenwalle der Karpathen, dann bis zum schwarzen Meere hinab und bis zum Kaukasus, und von da wieder nördlich die ungeheuren Länderstrecken bis zum weißen Meere hinauf bewohnte, ein Land, das größer war, als das übrige Europa zusammen. Obgleich aus einer Menge Völkerstämme bestehend, verband sie doch eine gemeinsame Sprache, Religion und Sitte. Sie selbst nannten sich Slovenzi, Slaviani, Slowieni, Slowazi; die Schriftsteller des Mittelalters nennen sie Sklaven [3], später hat man sie richtiger Slaven benannt. Sie scheinen aus Indien eingewandert und mehre Jahrhunderte vor Christi Geburt ihre europäischen Wohnsitze eingenommen zu haben. Im Osten Nachbarn der deutschen Völker, hatten sie die Eigenthümlichkeit, langsam und sicher nach Westen vorzudringen, und die Sitze der ausgewanderten deutschen Stämme einzunehmen. So kamen sie allmählich an die Donau, abwärts bis zu deren Mündung und wurden Besitzer der schönsten deutschen Länder. Wie sie erst von den Gothen, dann von den Hunnen unter Attila unterdrückt worden waren, so auch wiederum von den kriegerischen Avaren. Von den zahlreichen Slavenstämmen sind hier vorzüglich zwei zu nennen, die mit Thüringen in Berührung kamen. Dies sind die Wenden und die Sorben. Die erstern wohnten zu Anfang des 7. Jahrhunderts zwischen der Weichsel und Elbe, die andern scheinen schon zwischen der Elbe und Saale im später sogenannten Meißner Lande festen Fuß gefaßt zu haben. Beide hatten sich also schon nicht un-

bedeutender und fruchtbarer Länderstriche bemächtigt, welche zum Königreich Thüringen gehört hatten und nun zum Ländergebiet des Oberfrankenkönigs gehörten. Wie die östlicher an der Donau bis zum adriatischen Meere wohnenden Slaven, so waren auch die Wenden von den Avaren besiegt und in einem Zustande empörender Abhängigkeit und Sklaverei gehalten. Zogen die Avaren auf Raubzüge aus, so zwangen sie die Wenden zum Kriegsdienst, stellten sie aber im Treffen voran und warteten im Lager den Ausgang ab. Siegten die Slaven, so plünderten nachher die Avaren nur gaben den Wenden nichts vom Raube; wurden die Slaven geschlagen, so eilten die Avaren hinzu und bemächtigten den ermüdeten Feind. Dann mußten ihnen die slavischen Völker noch „ine bezahlen. „ihr Winterzelt legten sich die asiatischen Herren in die Häuser ihrer Unterworfenen und betrachteten die Weiber und Töchter derselben als ihre Frauen. Diese freche Verhöhnung aller menschlichen Gefühle wurde auf die Dauer unerträglich. Es fehlte nicht an Empörungen. Der Kampf zwischen Avaren und freien Slaven, zwischen Slaven und den ihnen so sehr verhaßten Deutschen, im Süden an der Donau mit Alemannen und Baiern, in Mitteldeutschland mit Thüringern und Franken, im Norden mit Sachsen dauerte ebenfalls fort und fort und wurde nur einzeln und in kleinen Reibungen geführt. Nirgends zeigte sich eine große Kraft, eine bewältigende Persönlichkeit.

2.

Samo, der Wendenkönig.

In den Wenden, die eben in der Empörung gegen ihre Unterdrücker begriffen waren, kam ein fränkischer Kaufmann, Namens Samo, aus dem Sennenengau, auf seinen Handelsreisen mit andern Genossen 623. In der Kriegskunst der damaligen Zeit nicht unerfahren, gab er den Wenden gute Rathschläge und begleitete ihr Heer, als es gegen die Avaren auszog. Und seiner tüchtigen Leitung hatten es die Slaven zu verdanken, daß sie Sieger blieben und eine ungeheure Menge der Avaren erlegten. Samo's Tüchtigkeit anerkennend, wählten die nun freien Wenden ihn zu ihrem Könige. Der Erfolg rechtfertigte ihre Wahl; fünf und dreißig Jahre herrschte Samo über sie und begründete ein eigenes Reich und schlug noch in mancher Schlacht die Avaren, bis diese jeden ferneren Eroberungsversuch aufgaben.

Aber es konnte nicht fehlen, daß das neue Wendenreich bald in feindliche Berührung mit den Thüringern und den Franken kam.

Seit 622 war Dagobert I., Chlothars II. Sohn, König von Austrasien und Herr von Thüringen, und als sein Vater 628 starb, wurde er Beherrscher der ganzen fränkischen Monarchie. Dagoberts Jugend — er war damals ohngefähr 26 Jahre alt — zeigt die letzte Kraft der Merovinger. Er wehrte die Einfälle der Wenden und Serben in seine thüringischen Länder nicht dulten und es kam zwischen ihm und Samo bald zum Kampfe. Die nächste Veranlassung dazu wird folgender maßen erzählt. Fränkische Kaufleute, die die Slaven in Handelsgeschäften, gleich Samo, besuchten, fanden nicht so freundliche Aufnahme, wie er selbst gefunden hatte; sie wurden beraubt und erschlagen. Die Kunde dieser Unthat drang zu König Dagoberts Ohren und er fertigte eine Gesandtschaft an Samo ab, an deren Spitze ein Mann Namens Sichar stand, um Genugthuung und Entschädigung zu verlangen. Aber Samo ließ den Franken nicht vor sich. Da gebrauchte Sichar eine List. Er hüllte sich und seine Gefährten in wendische Kleider und gelangte auf diese Weise zum Könige, dem er Dagoberts Botschaft vortrug. Samo versetzte, auch von fränkischer Seite sei vielfach gegen die Wenden gefehlt worden, und wenn man nur anfangen wolle, seien gar viele Dinge dieser

Art zu erörtern. Gerechtigkeit müsse allerdings gewährt werden, aber gegenseitig. Da rief der fränkische Bote voll Stolz und Uebermuth: „Du und dein Volk müssen dem Könige Dagobert unterthan sein.“ Samo versetzte ruhig: „Das Land und die Leute sollen dem Könige Dagobert dienstbar sein [7], wenn er geneigt ist, mit uns in Freundschaft zu leben.“ Sichar sprach noch trotziger: „Es ist nicht möglich, daß Christen und Knechte Gottes mit Hunden [8] Freundschaft halten können.“ — „Wohl denn,“ antwortete Samo, „so werden wir, die Hunde Gottes, die Knechte heißen.“ Mit diesen Worten befahl er, den frechen Franken zu entfernen.

Dagobert, im stolzen Sinne seines Gesandten empört, bot seine Heere auf, den Wendenkönig zu züchtigen. Eh er selbst auszog, rief er die von ihm abhängigen Alemannen zum Kampf gegen die Wenden auf, und auch die Longobarden trieb er zu gleichem Zwecke an. Er wollte die slavischen Eindringlinge vernichten. Und wirklich fielen die Alemannen unter ihrem Herzoge Chrodobert, und die Longobarden, die von verschiedenen Seiten in das Land der Wenden eindrangen, obgleich diese Vertheidigungsmaßregeln trafen und führten eine große Menge slavischer Gefangener hinweg. Desto unglücklicher fochten die Franken selbst gegen die Wenden. Sie fielen zwar in drei Colonnen in das Land derselben ein und belagerten die Veste Wogastisburg [9], in welcher sich Samo mit der Hauptmacht der Wenden befand, aber hier entspann sich ein dreitägiger Kampf, in welchem viele von Dagoberts Leuten der Schärfe des wendischen Schwertes erlagen, bis endlich das ganze Frankenheer die Flucht ergriff und Zelt und Zeug auf dem Platze ließ. Der Geschichtschreiber, der diese Begebenheit anführt [10], fügt hinzu, diesen Sieg hätten die Wenden nicht ihrer Tapferkeit, sondern dem Unwillen der Franken gegen ihren König Dagobert zu verdanken gehabt, der sie mit Auflagen schwer bedrückt habe; doch dürfte diese Meinung sehr in Zweifel zu ziehen sein. Jedenfalls fochten in dem fränkischen Heere Thüringer und Baiern mit, obgleich sie nicht ausdrücklich genannt werden. Nach diesem Siege streiften die Wenden fern und fern verheerend und plündernd in das thüringische Reich und die übrigen fränkischen Ländergebiete, die ihnen offen standen. Und auch die Serben unterwarfen sich unter ihrem Herzoge Derwan der wendischen Oberherrschaft. Dies Alles geschah im Jahre 630.

König Dagobert konnte diesen empfindlichen Schlag nicht verschmerzen. Er versammelte im folgenden Jahre ein neues Heer aus dem Osten reiche zu Metz. Und auch eine Schaar erlesener tapferer Männer aus Neustrien und Burgund mit ihren Herzögen und Grafen stieß dazu. Mit diesem Heere kam der König bis nach Mainz, und stand im Begriff über den Rhein zu setzen und die Wenden, die übel in Thüringen hausten, mit größerer Kraft anzugreifen. Doch wurde er hier andern Sinnes, und der ganze Feldzug unterblieb, indem Dagobert wieder heimkehrte und das Heer entließ. Als Grund dieser unbegreiflichen Handlungsweise giebt ein Chronist an, die Sachsen hätten Gesandte an den Frankenkönig nach Mainz geschickt und ihm versprochen, die Grenzen des fränkischen Reiches von der Ostsee auf eigene Hand gegen die Wenden zu schützen, wenn ihnen von den Franken der jährliche Zins von fünfhundert Kühen, den ihnen Chlothar I. auferlegt, erlassen würde. Dazu habe sich Dagobert I. bereitwillig finden lassen und die Gesandten hätten den Vertrag bei ihren Waffen beschworen. Hierauf sei der Frankenkönig auf den Rath der Neustrier umgekehrt, die Sachsen aber hätten ihr Versprechen nicht gehalten. Diese ganze Erzählung trägt das Gewand einer fabelhaften Sage, und ein solches Gelöbniß der Sachsen war gewiß nicht der wahre Grund von Dagoberts Umkehr, den uns die Geschichte nicht aufbewahrt hat. [11]

3.

Radulf, erster Herzog von Thüringen.

Die austrasischen und neustrischen [12] Franken trennten sich in Sitte, Lebensart und Politik immer schärfer, und jeder dieser beiden Haupttheile des fränkischen Reichs betrachtete sich mehr und mehr als ein eigenes Königreich. So konnten es die Austrasier nicht ertragen, daß König Dagobert seinen Sitz in Paris hatte und sie von dort aus beherrschte. Sie wollten durchaus ihren eigenen König haben. Und so sah sich Dagobert genöthigt, ihnen 632 seinen noch nicht dreijährigen Sohn Sigbert als König zu bestellen. Die Regierung übertrug er dem Bischof von Cöln Chunibert und dem Herzoge Adalgisel. Sein Hausmeier in Neustrien Pipin, den Spätere mit Unrecht von dem Orte, wo er begraben wurde, Pipin von Landen genannt haben, wurde auch Hausmeier in Austrasien, und von dieser Zeit und diesem Manne datirt die allmälig aufkommende Macht der Hausmeier in der letzten Zeit des Merovingischen Königsgeschlechts. Der Sitz des austrasischen Königs Sigberts III. blieb Metz. Wie groß schon die Verschiedenheit der austrasischen oder deutschen Franken und der neustrischen, die man jetzt schon Franzosen nennen möchte, war, beweist der Umstand, daß die Letztern im folgenden Jahre (633), als dem Könige Dagobert ein zweiter Sohn geboren war, Chlodowig (II.), ihn zum Könige von Neustrien und Burgund begehrten. Es mußte ihnen gewillfahrtet werden, und so wurden denn beide Reiche streng getrennt. Welch einen wohlthätigen Einfluß diese Trennung auf die Deutschen ausübte, zeigt die Kraft, mit welcher sie von nun an die Einfälle der Wenden zurückschlugen und ihre Grenzen wahrten. Samo konnte sich keines Siegs mehr erfreuen.

Die zweite Maßregel vom besten Erfolg gegen die slavischen Völker von Seiten des Königs Dagobert war die Erhebung eines Herzogs von Thüringen. Gewiß aus keinem andern Grunde ernannte der König den Radulf, den Sohn Chomars, zum Herzoge von Thüringen, als daß er die Wenden von den thüringischen Marken abhalten sollte, denn Sigbert III. konnte dies nicht selbst, und Metz war weit von Thüringen entfernt. Und Radulf rechtfertigte seine Erhebung. Mit Umsicht und Kraft schlug er die Slaven in mehren Schlachten und bannte sie mit der Schärfe des Schwertes in ihre eigenen Grenzen. Aber jedenfalls verstand sich Radulf gut mit den unter seinem Befehl kämpfenden Thüringern, die durch immer neue Siege über ihre slavischen Nachbarn zum Gefühl ihrer Kraft erwachten und sich der Abhängigkeit von dem schwachen Frankenreich zu schämen begannen. Dem tapfern Radulf aber lag das Beispiel der Baiern und Alemannen nah, welche um diese Zeit schon erbliche Herzöge besaßen, die die Abhängigkeit dieser deutschen Völker vom Frankenreiche in eine Bundesgenossenschaft verwandelt hatten. Und so ist nicht zu verwundern, wenn Radulf und die Thüringer in ein gleiches Verhältniß zu dem austrasischen Reiche zu treten wünschten. Der Erfolg ihrer Waffen gab ihnen dazu ein gutes Recht. Zwar wird der neue Thüringerherzog des Hochmuthes und Stolzes auf seine Siege beschuldigt, aber es ist ein fränkischer Schriftsteller, der es thut. Auch mochten von Seiten der austrasischen Herren und vorzüglich vom Herzog Adalgisel manche Verordnungen ausgegangen sein, die Radulfs und der thüringischen Großen Selbstgefühl beleidigten, und so lehnte sich der Erstere schon um 634 gegen den jungen König Sigbert III. auf. Als aber 638 König Dagobert I. das trübe Loos aller spätern Merovinger, frühzeitig in den Tod zu gehen, erfüllt hatte, und kaum 36 Jahre alt zu Paris gestorben war, dachte Radulf mit Ernst daran, sich zum erblichen und unabhängigen Herzog von Thüringen zu machen, ja wohl gar das alte Königreich der Thüringer wieder herzustellen und sich mit der Krone desselben zu schmücken.

Die Vorgänge in Metz ermuthigten ihn dazu. Sigbert III. war bei seines Vaters Tode ohngefähr neun Jahre alt, und der verständige, vom Volk geliebte Pipin, der nach Dagoberts Abscheiden sogleich als Hausmeier nach Austrasien geeilt war und sich zur gemeinschaftlichen Regierung des Reichs mit seinem alten Freunde Chunibert verbunden, die Hausmeierstelle in Neustrien aber, wo der noch jüngere Chlodowig II. als König figurirte, nach dem Wunsche des sterbenden Dagobert, dem weisen Aega überlassen hatte, war bald darauf ebenfalls mit Tode abgegangen. Grimoald, Pipins Sohn, bewarb sich mit Erfolg um die Stelle des austrasischen Hausmeiers und Chuniberts Freundschaft für den Vater erbte auf den Sohn fort. Doch es warf sich noch ein zweiter Bewerber auf, Namens Otto, Uro's Sohn, welcher die Oberaufsicht über die Erziehung des Königs hatte, und beide suchten und fanden Anhang unter den austrasischen Großen. Diese Verhältnisse führten einen Zwiespalt herbei, der in einen Bürgerkrieg auszuarten drohete, und dem Herzog Radulf im fernen Thüringen die beste Gelegenheit gab, seinen lang gehegten Plan auszuführen. Es war im Jahre 640, als er sich unabhängig erklärte. Sogleich wurde von Metz aus im Namen König Sigberts III. der Heerbann in ganz Austrasien ausgeschrieben und allen Männern des Königs geboten, gegen den abtrünnigen Herzog zu ziehen. Der junge König selbst wurde an die Spitze des Heeres gestellt, ging über den Rhein und zog aus den Gauen dort alle kriegfähige Mannschaft an sich. Auf dem weitern Zuge stellte sich ihnen in der nachherigen Wetterau ein Verbündeter des Herzogs Radulf, Namens Fara, Chrodoald's (Chrodowald) Sohn [12], mit einer kampflustigen Schaar entgegen, erlag aber der fränkischen Uebermacht und fand mit sehr vielen seiner Leute den Tod. Die übrigen Männer des thüringischen Heeres wurden von den Franken zu Leibeigenen gemacht. Nach diesem ersten Siege gaben sich die fränkischen Fürsten, Anführer und Krieger sämmtlich gegenseitig Handschlag und Gelöbniß, daß keiner dem Herzoge Radulf das Leben schenken wolle, und nun zog das siegreiche Heer durch die Buchen [13] nach Thüringen. Radulf hatte unterdessen auf einem Berge an der Unstrut eine Veste aus Holz errichtet und dort seine streitbare Macht, so viel er davon zusammen bringen konnte, nebst den Frauen und Kindern versammelt. Dorthin richtete Sigbert den Zug und schloß die Veste mit seinem Heere von allen Seiten ein. Drinnen aber saß Radulf wohlgerüstet zur Schlacht, die von den Franken ohne Ueberlegung unternommen wurde. Unter den fränkischen Heerführern war nämlich keine Übereinstimmung, einige wollten heute stürmen, die andern morgen, und des Königs Jugend vermochte diesen Zwiespalt nicht zu schlichten. Die Herzöge Grimoald und Adalgisel umgaben Sigbert, in Betracht dieser Umstände und um seine Sicherheit besorgt, ohne Unterlaß von allen Seiten mit Schutzwachen. Bobo, ein avernischer Herzog, mit einem Theile von Adalgisels Heere, und Aenoval, ein Sogiantensischer Graf, mit den Kriegern seines Gaues, so wie die meiste übrige Mannschaft des Heeres zogen sogleich an das Thor der Veste, um den Kampf zu beginnen. Radulf, der von einigen Anführern des fränkischen Heeres das Versprechen erhalten hatte, daß sie ihn nicht nach Kräften angreifen wollten, brach aus dem Thore hervor, warf sich mit den Seinigen auf Sigberts Heer und brachte demselben eine ungeheure Niederlage bei. Man sagt, daß mehre tausend Menschen der Schärfe des Schwertes erlagen. In diesem Treffen waren die Mainzer dem König treulos. Dieser sah auf seinem Pferde sitzend der unglücklichen Schlacht zu, und vergoß, von Schmerz und Trauer überwältigt, bittere Thränen; denn vor seinen Augen fiel die Blüthe seines Heeres, die tapfersten Streiter des Adels, und unter

ihnen der Herzog Bobo, der Graf Acneval, der Domesticus [12] Freuteff, den man für einen Freund Radulfs hielt; so auch der größte Theil des übrigen Heers. Nach vollständig erfochtenem Siege kehrte Radulf in seine Veste zurück. Sigbert brachte mit dem Reste seines Heers die Nacht nicht weit davon in seinen Zelten zu. Als die Franken am andern Morgen einsahen, daß sie mit Radulf nichts ausrichten würden, so sandten sie Unterhändler an ihn und erlangten freien Rückzug über den Rhein. Nach dieser Zeit betrachtete sich Radulf als König der Thüringer, und schloß, um sich den Rücken zu decken, Bündnisse mit den Wenden und den übrigen benachbarten Völkerschaften. Die Hoheit des austrasischen Königs wurde zwar anerkannt, wie von den Baiern und Alemannen, aber Radulf schaltete frei und nach Belieben in seinem Reiche. Thüringen war in Wahrheit ein unabhängiges Herzogthum. (640).

4.

Heden, Herzog von Thüringen.

Bald nach dieser Zeit wird ein anderer Herzog in Thüringen angeführt, der seinen Wohnsitz auf einem Bergschlosse bei Würzburg hatte. Er wird Heden oder Hethan genannt, der Sohn Hnodi's, der vorher Herzog gewesen war. Ließe sich beweisen, daß der Name Hnodi oder Nuodi die Abkürzung von Rudolf, und Rudolf nur eine andere Form für Radulf sei, worüber viel geschrieben worden und was gerade nicht unwahrscheinlich ist, so könnte man mit ziemlicher Gewißheit sagen, Heden sei der Sohn des Herzogs Radulf gewesen. Damit wäre aber noch nicht erklärt, wie derselbe plötzlich bei Würzburg zu wohnen komme. In Ermangelung genauer Nachrichten aus jener Zeit muß man Alles auf sich beruhen lassen. Heden hatte seine erste Gemahlin, mit welcher er zwei Söhne gezeugt, durch den Tod verloren, und freiete um die schöne Bilhild, die Tochter eines edlen Thüringers, Namens Iberich, der in Hochheim (jetzt wohl Veits-Hochheim) bei Würzburg wohnte. Dieser Iberich soll einer unverbürgten Angabe nach der Bruder jener Ragnetrud gewesen sein, welche dem König Dagobert I. seinen Nachfolger in Austrasien Sigbert III. gebar. Iberichs Familie bekannte sich heimlich zum Christenthum, wie viele thüringische Große, und Bilhild war eine fromme Anhängerin der neuen Lehre. Und wohl aus diesem Grunde schlug sie die Hand des heidnischen Herzogs Heden aus. So lange Iberich lebte, durfte Heden nicht mehr an die Verwirklichung seines Wunsches denken; denn Bilhild wurde von ihrem Vater unter dem Vorwande geschützt, sie gedenke sich niemals zu verheirathen. Aber er starb, und Mechtrud, die Mutter der Schönen, zeigte sich den wiederholten Anträgen des Herzogs geneigt: die sinnsame und tugendhafte Bilhild mußte sich wider ihren Willen mit Heden vermählen. Doch kurze Zeit nach ihrer Erhebung mußte ihr Gemahl dem Heerbanne des Königs folgen und brachte, bevor er von seiner reizenden Gattin schied, dieselbe nach Hochheim zu ihren Verwandten, weil sie nicht gern unter Leuten leben mochte, die das Licht des Christenglaubens noch nicht empfangen hatten. Sie blieb aber nicht lange, sondern ging nach Mainz, wo ihr Oheim Sigbert Bischof war, und wurde von diesem freundlich aufgenommen. Hier erhielt sie die Nachricht, daß ihr Gemahl in einer Schlacht gefallen war. Sie schenkte dann einem Knaben das Leben, welcher den Namen Sigbert erhielt, aber nicht über drei Jahr alt wurde. Ihren frommen Wandel verband sie mit großer Mildthätigkeit und baute endlich von ihrem Erbe das Kloster Alten-Münster in Mainz, als dessen erste Äbtissin sie ihr gottseliges Leben endete. Später ist sie von der Kirche unter die Zahl der Heiligen aufgenommen worden, die zweite thüringische Fürstin, welcher

dieſe Ehre widerfuhr. Als das Todesjahr ihres Gemahls, des Herzogs Heden des Ältern, wird 651 genannt.

5.

Goebert, Herzog von Thüringen.

Dem Herzog Heden war ſein älteſter Sohn als Herzog über Thüringen gefolgt. Sein Name wird von den thüringen Geſchichtsquellen [16] jener Zeit nicht genannt. Doch wird neben dem Sohne Goeberts, Heden dem Jüngern, der ſpäter auch als Herzog von Thüringen auftritt, ein Herzog Theobald genannt, und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß dieſer Theobald Hedens des Ältern älteſter Sohn und Nachfolger war. Außerdem könnte aber auch Goebert in der Taufe den Namen Theobald erhalten haben. Gewiß iſt, daß nur ein Chriſt ihn führen konnte. Herzog Goebert iſt um deshalb merkwürdig, weil unter ihm der erſte chriſtliche Heidenbekehrer in Thüringen wirkſam auftritt. Es iſt der Irländer Kyllen, verrömiſcht Kilian und nach ſeiner Heiligſprechung der heilige Kilian genannt. Die Inſel Irland hatte gewiſſermaßen das herkömmliche Vorrecht, die Verbreiter der Chriſtenlehre in alle Welt auszuſenden, und der heilige Columban, der ſo furchtbar ſtrenge im Hauſe der Königin Brunhild aufgetreten war, war der erſte dieſer geiſtlichen Auswanderer geweſen, die den Beruf fühlten, das neue Saamenkorn unter fremde Völker auszuſtreuen. Kilian war unter der Regierung eines der frühern Herzöge entweder Hedens oder des ältern Sohns desſelben mit elf Gefährten ſchon in Würzburg geweſen, aber er war damals noch nicht öffentlich als Lehrer des Chriſtenthums aufgetreten. Sein Lebensbeſchreiber giebt als Grund an, weil er dazu vom römiſchen Stuhle noch keine Erlaubniß gehabt. War dies der Grund wirklich, ſo finden wir gleich beim erſten Strahl, den die neue Glaubensſonne auf Thüringen wirft, auch ſchon den päpſtlichen Einfluß. Genug Kilian reiſete 686 nach Rom, und kehrte dann mit zwei ſeiner Begleiter nach Würzburg zurück, um das Bekehrungsgeſchäft zu beginnen. Hier fand er nicht mehr denſelben Herzog, den er verlaſſen, ſondern Goebert, den er dann auch mit den meiſten ſeiner Unterthanen für die neue Lehre gewann. Unbekannt konnte ſie den thüringiſchen Großen nicht mehr ſein, die mit den chriſtlichen Franken, von denen ſie abhängig geweſen, ſtets in engem Verkehr waren. Aber mit der Lehre kam der Fanatismus, mit dem reinen Himmelslicht das irdiſche Feuer, das ſie entzündet. Der Herzog Goebert hatte die Witwe ſeines älteren Bruders, Geila oder Geilana oder Giſela geheißen, geheirathet, und liebte ſie eben ſo zärtlich, wie er von ihr geliebt wurde. So lang Goebert nicht getauft war, verſchwieg ihm Kilian, daß dieſe Ehe nach ſeiner Anſicht oder nach römiſch-päpſtlichen Satzungen getrennt werden müſſe, ſobald der Herzog Chriſt ſei. Erſt nachdem er dem bekehrten Fürſten die Chriſtenpflicht eingeſchärft hatte, eröffnete er ihm das grauſame Geheimniß und bearbeitete ihn, demſelben unbedingt Folge zu leiſten, wie es einem Chriſten gezieme. Von Schrecken und Schmerz erfüllt, verſprach der liebende Gatte nach langem Zögern ſich bei ſchicklicher Gelegenheit von der zu trennen, mit welcher länger in ehelicher Gemeinſchaft zu leben, eine Sünde ſein ſollte. Es konnte nicht fehlen, daß Geila hinter die Abſicht des chriſtlichen Prieſters kam, und von Erbitterung und Schmerz überwältigt, einen verzweifelten Entſchluß faßte. Unvermögend ſich von ihrem Gatten zu trennen, wollte ſie den aus dem Wege räumen, der ſo großen Einfluß auf jenen gewonnen hatte und ſo grauſam auf dieſer Trennung beſtand. Hierzu bot ſich ihr bald der rechte Zeitpunkt. Der Herzog Goebert mußte einen Kriegszug thun, und kaum war er fort, ſo gewann Geila zwei Männer, die den Kilian und ſeine beiden Gefährten heimlich er-

schlugen und verharrten, so daß Niemand weiter wußte, wohin sie geraten waren. Als nun Godbert wieder heimgekehrt war und nach Kilian fragte, belog ihn Geila, vorgebend, die drei Bekehrer seien weiter gezogen, um ihr Werk an andern Orten fortzusetzen, und der Herzog ließ es dabei bewenden [18]. 687 oder 689.

6.

Heden der Jüngere, Herzog von Thüringen.

Nach Godberts Tode ging die herzogliche Würde auf seinen Sohn Heden den Jüngern über. Ein Deeper gegen seine Unterthanen, war er ein Knecht der christlichen Pfaffen und vergeudete an sie, was er einen abgerafft hatte. Er schenkte dem Bischof Willibrod von Utrecht mehre Güter im heutigen Thüringen, was uns durch die erhaltene Schenkungsurkunde bekannt ist. Es war ein Gut zu Arnstadt [1] mit allem Zubehör, als Häusern, Höfen, Feldern, Wiesen, Weiden, Wäldern und Wassern, beweglichem und unbeweglichem Eigenthum, Leibeigenen u. s. w., und drei zu der Burg Mulenberg (höchst wahrscheinlich die Burg Mühlberg zwischen Arnstadt und Gotha) gehörigen Häusern mit den Leibeigenen und all ihrem Vieh, nebst hundert Morgen Artland, endlich von seinem Gute Monhove (vielleicht München zwischen Arnstadt und Weimar) sieben Hufen und sieben Hütten (wahrscheinlich Leibeigenen-Häuser) und vierhundert Morgen Land mit dem dritten Theile der zum ganzen Gute gehörigen Waldung, Wiesen u. s. w. Diese Schenkungsbrief ist ausgestellt zu Birteburgh, ferdenalls Würzburg, im zehnten Jahre der Regierung des Königs Childebert, also 705 und unterschrieben von Heden, dessen Gemahlin Theotrada und deren Sohn Thuringus. Im Jahre 716 schenkte Heden demselben Bischof Willibrod die Burg Hamelo (Hameln oder Hamelburg) an der fränkischen Saale, wo der heilige Mann nach des Herzogs im Schenkungsbriefe ausgesprochenem Willen ein Kloster stiften. Diese Schenkungen schließen mit naiven Verwünschungen derjenigen, welche sie jemals aufheben würden.

Wie schon erwähnt wird Heden der Jüngere mit einem zweiten Herzoge von Thüringen Theobald zusammengestellt und beider als Verrücker des Volkes nicht zum Besten gedacht [19]. Sie hätten mit tyrannischer Willkühr und grausamer Vernichtungswuth geherrscht, und einer Menge ihrer Grafen den Tod gebracht, oder wenn sie dieselben gegen den Feind geführt, ihre Gefangenschaft verschuldet, so daß sich der übrige Hanfe des Volks, um sich diesen Übeln zu entziehen, den Sachsen unterworfen habe. Ein andrer Quellenschriftsteller erzählt kurz, die Thüringer hätten den Herzog Heden aus dem Lande gejagt und seinen Stamm mit solcher Wuth verfolgt, daß auch nicht ein einziger Sproß des herzoglichen Geschlechts übrig geblieben sei [20]. Ein dritter sagt: der Herzog wäre von einem aus seiner Betennung erschlagen, sein Sohn aber aus dem Lande gejagt worden [21]. Genug die Nachrichten stimmen nicht überein, und nur so viel ist gewiß, daß Döring oder Thüringer, Hedens Sohn, nicht zum Herzogthum gelangte und später nicht mehr vorkommt. Nach den dürftigen Angaben ist das wahrscheinlichste, daß eine Empörung der Thüringer, die sich den Einfluß der christlichen Priester auf ihren Herzog und dessen Tyrannei nicht wollten gefallen lassen, dem Herzogthum ein Ende machte. Und dies muß im Jahre 717 oder 718 geschehen sein; denn die Lebensbeschreiber des heiligen Bonifacius, der 719 zuerst nach Thüringen kam, wissen nichts von einem Herzoge oder dessen Einfluß auf das Volk.

Das thüringische Herzogthum hatte demnach mit Heden dem Jüngern ein Ende.

7.

Die letzten merovingischen Frankenkönige und ihre Hausmeier. Ihr Verhältniß zu Thüringen.

Kraftlos, wie ein verdorrender Baum, der zwar noch Blätter und Blüthen treibt, die aber sogleich wieder abfallen, bietet das Königsgeschlecht der Merovinger auf den fränkischen Herrscherstühlen in dieser Zeit einen trostlosen Anblick. Von all diesen Schwächlingen, die als Kinder den Thron besteigen und als Jünglinge sterben, ist jede Kraft und Selbstständigkeit gewichen. Meist sind sie mit fünfzehn Jahren schon Väter, umgeben sich mit Kebsen, und welken, vom Hauche früher Wollust vergiftet, dann schnell dahin. Zuletzt gleichen sie nur noch Schatten und ihr Anblick ist unheimlich.

In Dagobert I., Chlothars II. Sohn, war noch der letzte Anflug von deutscher Fürstenkraft, die er aber durch Haremslüste vergeudete. Ohngefähr 36 Jahre alt, welkte er rasch dahin 63[illegible].

Unter ihm fing die Macht der Hausmeier, die ursprünglich nur Hofbeamte waren, sich zu heben an. Wenn auch unter Chlothar II. die Hausmeier Rado in Austrasien und Warnacher in Burgundien durch die Umstände zu Macht gelangt waren, so datirt doch die königliche Gewalt, die wir die Hausmeier ferner handhaben sehen, eigentlich von Pipin von Landen, von Arnulf und, nach dessen Zurückziehen, von Chunibert, Bischöfen von Metz und von Cöln, und von Äga unter Dagobert. Pipin war erst Hausmeier in Austrasien und bei der großen Jugend des Königs der eigentliche Regent, später nach Chlothars Tode, Hausmeier in Austrasien und Neustrien. Dagobert hinterließ auf den Thronen von Austrasien und Neustrien zwei Könige, aber Sigbert III. war neun, Chlodowig II. sechs Jahre alt. Da regierten Pipin in Austrasien und Äga, Hausmeier in Neustrien, und nach Pipins Tode trat sein Sohn Grimoald (Grimwald) als Hausmeier von Austrasien, von mehrfachen Umständen begünstigt, mit einer Gewalt auf, wie sie noch kein Hausmeier vor ihm ausgeübt hatte. Als nun Sigbert III., der sich durch Fügsamkeit und Geschenke der Geistlichkeit beliebt gemacht und damit den Namen „des Heiligen" erworben hatte, kaum 21 Jahre alt gestorben war, (650) faßte Grimoald den nahe liegenden Gedanken, den einzigen Sohn des Königs, Namens Dagobert (II.), zu verdrängen, und seinen Sohn Childebert zum König von Austrasien zu erheben. Er ließ daher die Nachricht verbreiten, der junge Dagobert sei ebenfalls gestorben, Sigbert III. aber habe kurz vor seinem Tode Grimoalds Sohn Childebert an Kindes Statt angenommen. Der königliche Knabe Dagobert wurde heimlich auf Grimoalds Veranstaltung nach Irland gebracht und dort in einem Kloster erzogen. Der König von Neustrien Chlodowig II. ließ dem ehrgeizigen Grimoald nachstellen und bekam ihn mit Hülfe einiger austrasischen Großen, die neidisch auf das Erheben des Hausmeiers waren, in seine Gewalt, ließ ihn mit Ketten belastet nach Paris bringen und ins Gefängniß werfen, in welchem ihm der Tod gegeben wurde. Chlodowig II. war nun Herr der ganzen Monarchie, aber weder er, noch sein Hausmeier Erchinoald (Erchinwald) gelangten in Austrasien zu besonderer Macht. Auch starb Chlodowig einige Jahre später eben so dahin, wie sein Bruder, kaum 21 Jahre alt (656) und Erchinoald folgte ihm bald nach. Trotz seiner Jugend hinterließ Chlodowig doch drei Söhne von einer Angelsachsin Bathildis, die als Leibeigene nach Frankreich gekommen war, Namens Chlothar (III.), Childerich (II.) und Theuderich (Dietrich) III. Der älteste war nicht über vier Jahre. Chlothar III. scheint Anfangs alleiniger Herr des ganzen Frankenreichs gewesen zu sein. Hausmeier an Erchinoalds Stelle wurde Ebroin (Eberwin), ein Mann von Ein-

sicht und Kraft, der das Bestreben gehabt zu haben schient, dem Reiche wieder aufzuhelfen und Ordnung in die verworrenen Verhältnisse zu bringen. Aber deshalb wurde er den Großen weltlichen und geistlichen Standes verhaßt, die sich nicht wollten regieren lassen. Und so wurde die Unordnung nur noch größer. Die Austrasier verlangten nach etwa vier Jahren mit gebieterischem Nachdruck einen eigenen König, und man mußte ihnen Chlodowigs zweiten Sohn Childerich II. als König überlassen (660). Zum Hausmeier desselben wurde der Herzog Wulfoald (Wulfwald) erhoben. Metz blieb der Sitz des Reichs. Es waren trübe Jahre, die nun folgten, und kein Licht taucht in der Geschichte auf, sie zu erhellen. Im 670 starb Chlothar III. etwa 18 Jahre alt, und der Hausmeier Ebroin erhob sogleich Chlodowigs dritten Sohn, als Theuderich III. (Theoderich, Dietrich), der zeither kein Land besessen zu haben schient, auf den Thron von Neustrien und Burgund, ohne die herkömmliche Wahl durch die Großen des Reichs zu berücksichtigen. Darüber empört, verschworen sich diese gegen den ihnen verhaßten Ebroin, traten zusammen und boten dem Könige von Austrasien Childerich II. das Reich Neustrien an. Childerich erschien mit seinem Hausmeier Wulfoald an der Spitze eines Heeres so schnell in Paris, daß Ebroin kaum so viel Zeit gewann, in eine Kirche zu flüchten. An der Spitze seiner Gegenpartei in Neustrien stand Leodegar (Léodiger) Bischof von Autun, und auf dessen Veranlassung wurde Ebroin sammt dem von ihm gemachten Könige Theuderich in Klöster gesteckt, und Childerich II. ein 18jähriger Jüngling, war alleiniger König von Austrasien, Neustrien und Burgund. Er mußte auf das Verlangen der Großen jedem dieser drei Reiche sein eigenes Gesetz bestätigen und versprechen, daß aus jedem Reiche der Hausmeier desselben gewählt werde und zwar nur auf ein Jahr, damit keiner derselben wieder zu solcher Macht gelange, wie Ebroin. Childerich II. machte sich verhaßt, eben so der Bischof Leodegar; der Letztere wurde beim Ausbruch einer der vielen Intriguen, die da gesponnen wurden, in dasselbe Kloster gebracht, worin sein Feind Ebroin festgehalten wurde, und Childerich wurde (673) mit seiner schwangern Gemahlin Bilhild und einem Sohne meuchlerisch auf der Jagd erschlagen. Ein unterer seiner Söhne Chilperich (II.) soll als kleines Kind gerettet und in ein Kloster gebracht worden sein. Jetzt holte man den ins Kloster gesperrten Teuderich III. wieder hervor, hob ihn auf den Schild und rief ihn zum König des ganzen Frankenreichs aus. Bald darauf aber wurde jener Dagobert II. Sigberts III. hinterlassener einziger Sohn, den der Hausmeier Grimoald für todt ausgegeben und heimlich nach Irland in ein Kloster geschickt hatte, dort entdeckt, nach Frankreich zurückgebracht und von den Austrasiern zu ihrem Könige gemacht. Als sein Hausmeier herrschte Wulfoald, der nach Childerichs II. Ermordung glücklich von Paris nach Metz entkommen war, und wahrscheinlich an Dagoberts II. Zurückberufung und Erhebung den meisten Antheil hatte. Ebroin und Leodegar waren nach Childerichs II. Untergange dem Kloster entflohen und Leodegar hatte sich des Königs Theuderichs III. von Neustrien bemächtigt und ihm den Leudes, des ehemaligen Hausmeiers Erchinoalds Sohn, zum Hausmeier gegeben, da er seiner geistlichen Würde halber dieses Amt nicht selbst verwalten konnte. Sogleich stellte Ebroin einen Knaben auf, von welchem er behauptete, er sei der hinterlassene Sohn Chlothars III., Namens Chlodowig, und begann nun einen Kriegszug gegen Theuderich III. von Neustrien, Leodegar und Leudes. Er hatte Glück und Zulauf und trieb den Neustrier so in die Enge, daß Leudes in seinem Lager erschien, um mit ihm zu unterhandeln. Trotz der ihm gegebenen Treue ließ Ebroin den-

selben niederhauen, und bekam nun den König Theuderich in die Hand. Er ließ diesem die Königswürde, indem er den von ihm aufgestellten König, den Knaben Chlodowig, fallen ließ, und bemächtigte sich als Hausmeier aller Gewalt in Neustrien, die er nun mit furchtbarer Strenge und Willkühr ausübte. Offenbar hatte er den Plan, die Macht der Großen zu dämpfen. Leodegar floh zwar, wurde aber von den Burgundern, die sich an ihm rächten, erst der Augen beraubt und bald darauf mit vielen Andern auf Ebroins Befehl ermordet. Wüste Kämpfe fanden nun zwischen Austrasien und Neustrien statt, vielleicht weniger zwischen den Königen, als vielmehr zwischen den einzelnen Großen der beiden Reiche, bis Dagobert II. (678) diesen Reibungen erlag und durch die Arglist der Herzöge und mit Zustimmung der Bischöfe ermordet wurde. Er soll einen Sohn Sigbert gehabt haben, den in demselben Jahre dasselbe Schicksal betraf. Jetzt war Theuderich III. alleiniger König und sein Hausmeier Ebroin ein Mann von großer Macht. Er machte jedenfalls im Namen seines Scheinkönigs Ansprüche auf die erledigte königliche Gewalt in Austrasien. Aber die Austrasier weigerten sich, entweder ihn als alleinigen Hausmeier, oder überhaupt den Theuderich als alleinigen König in ganz Frankreich anzuerkennen. Doch ist das Erstere wahrscheinlich; denn Theuderich III. war ja jetzt der einzige lebende Merowinger, den man kannte, denn von dem ins Kloster gebrachten Sohn des ermordeten Childerichs II., Chilperich (II.), der lange nachher als Mönch Daniel erst auftauchte, wußte man ja nichts. An der Spitze der widerspenstigen Austrasier standen zwei Große, Nachkommen der beiden unter Dagobert I. wichtig gewesenen Männer, des Hausmeier Pipin von Landen und des Bischofs Arnulf. Diese zwei Austrasier, welche die Bewegung und den Krieg gegen Theuderich III. und Ebroin leiteten, waren Pipin, den man in späterer Zeit Pipin von Heristall genannt hat, und Martin. Beide waren Geschwisterkindervettern, Enkel Arnulfs, von zwei Söhnen desselben. Der älteste Sohn Arnulfs war Chrodulf gewesen, der seinem Vater auf dem bischöflichen Stuhle von Metz gefolgt war, und dieses Bischofs Chradulfs Sohn war Martin; der jüngere Sohn Arnulfs war Ansegis gewesen, vermählt mit Begga, der Tochter Pipins, der von Landen zugenannt zu werden pflegt, und sein und Beggas Sohn war Pipin von Heristall. Die Austrasier zogen unter Anführung dieser beiden Männer nach Neustrien, wurden aber von Ebroin gänzlich geschlagen. Pipin rettete sich durch die Flucht, Martin warf sich in die Stadt Laon, in deren Nähe die Schlacht statt gefunden und die Ebroin belagerte. Martin erhielt von ihm die beschworene Zusage eines freien und sichern Abzugs, wurde aber, als er aus der Stadt zog, von Ebroins Leuten überfallen und mit allen seinen Begleitern niedergehauen 680. Pipin stand nun allein an der Spitze der Austrasier und führte den Krieg fort. Im folgenden Jahre wurde aber auch Ebroin von einem, Namens Ermänfried, wegen Gewaltthätigkeiten erschlagen. Dadurch daß er die Gewalt des Hausmeiers bis zur königlichen erhoben und den eigentlichen König zur Drahtpuppe herab gewürdigt hatte, die er nach Gefallen lenkte, arbeitete er seinen größten Feinde Pipin von Heristall und dessen Nachkommen vor, die nachher nur in Ebroins Fußtapfen traten.

An Ebroins Statt wurde von den Neustriern ein gewisser Warado zum Hausmeier erwählt, der mit Pipin einen Waffenstillstand schloß. Aber von seinem eigenen Sohne Gislemar verdrängt, gelangte Warado nur erst wieder zur Macht, als Gislemar im Kampfe gegen Pipin und die Austrasier, den er gegen des Vaters Willen unternommen, gefallen war. Auf diesen neuen Bürgerkrieg schlossen Pipin und Warado Frieden, aber Warado starb schon

686 und zu ſeiner Würde wurde durch den Einfluß ſeiner Gemahlin Anſegisis ſein Schwiegerſohn Berthar, ein von Körper und Geiſt kleiner Mann, ſtolz, unbeſonnen, ſich allein ſchätzend, alle andern verachtend, erhoben. Die durch ſolch thörichtes Beginnen beleidigten Neuſtrier wandten ſich an Pipin, und der Übermuth Bertharb führte einen abermaligen Bürgerkrieg zwiſchen den Auſtraſiern und Neuſtriern herbei. Bei Teſtri kam es zum Treffen, in welchem die Neuſtrier ſo vollkommen geſchlagen wurden, daß Berthar von ſeinen eignen verzweifelten Verwandten den Tod erhielt. Der Sieger Pipin bekam den nach Paris entflohenen König in ſeine Gewalt (687), und war von dieſem Tage an unumſchränkter Herr von ganz Frankreich. Des armen Königs wird in all dieſen verwickelten Händeln nicht mehr gedacht; er gab nur den Namen zu einer Herrſchaft her, um die er ſich nicht mehr bekümmern durfte. Es ſtand bei Pipin, ſich ſelbſt zum König zu erheben, aber der kluge, vorſichtige Mann mußte Gründe haben, es nicht zu thun; vielleicht warnte ihn das Beiſpiel ſeines Oheims Grimoald. Während er dem Könige Theuderich die Würde ließ, hob ſein ſtarker Geiſt die geſunkene Macht des Frankenkönigthums wieder zu einer Ehrfurcht gebietenden Höhe. Die königliche Würde und die königliche Gewalt liefen von nun an als zwei ganz verſchiedene Linien immer weiter von einander. Das Königshaus der Merovinger beſtand nur noch dem Namen nach, die Herrſchaft beſaß das Haus der Pipinger.

Während dieſer kleinlichen und doch ſo blutigen Kämpfe im Innern des Frankenreiches hatten die, welche regierten, unmöglich daran denken können, die fernen deutſchen Reiche der Baiern, Alemannen, Thüringer und Sachſen in der frühern Abhängigkeit zu erhalten. Man hatte es dulden müſſen, daß auch in Thüringen ein eignes erbliches Herzogthum entſtanden war. Wie Weniges und Unſichres die Geſchichte über daſſelbe beibringt, iſt bereits abgehandelt worden. Daß übrigens immer noch ein Lehnsverhältniß zwiſchen dieſen thüringiſchen Herzögen und den auſtraſiſchen Königen ſtatt gefunden hatte, beweiſen die Angaben, daß ſowohl der Herzog Heden der Jüngere, als auch ſein Sohn, der Herzog Goobert, dem Könige Heeresfolge leiſteten. Kaum aber hatte Pipin von Heriſtall die Franken wieder zum Bewußtſein ihrer Kraft gebracht, ſo erinnerten ſie ſich auch ihrer frühern Oberherrſchaft über die deutſchen Völker, die doch eigentlich durch nichts unbedingt aufgehoben war, und die Luſt, den frühern Einfluß auf dieſelben wiederum auszuüben, erwachte in ihrer ganzen Stärke. Pipin benutzte dieſe Stimmung, die er hervorgerufen hatte, und begann den Krieg gegen jene Völker, die ſich nicht freiwillig in das alte Abhängigkeitsverhältniß zurückbegeben wollten, mit all dem Nachdruck, den nur ein ſo großer Geiſt geben konnte. Und ſo kehrte er die Schärfe des Schwertes gegen die Schwaben (Alemannen), Baiern, Thüringer und Sachſen, viele Schlachten wurden geliefert, die die Geſchichte nicht einzeln nennt, viel Blut von beiden Seiten vergoſſen, aber der Kampf zog ſich in die Länge und Pipin erlebte es nicht, die deutſchen Völker wieder ganz unter die Botmäßigkeit des fränkiſchen Reichs zurückgebracht zu haben. Er mußte, als er 714 ſtarb, das rühmlich angefangene Werk ſeinem Sohne Karl dem Hammer zur Vollendung hinterlaſſen. Nach Theudrichs III. Tode 691 (auch er welkte im 22ſten Lebensjahre dahin), hatte Pipin die beiden hinterlaſſenen Söhne deſſelben hinter einander zu Scheinkönigen gemacht, erſt Chlodowig III. der aber ſchon 695 als Knabe ſtarb und dann Childebert III., der 711 den Weg alles Fleiſches ging. Zum Hausmeier deſſelben hatte Pipin ſeinen zweiten Sohn Grimoald ernannt; er ſelbſt führte unter dem Titel: Herzog und Fürſt

der Franken die Regierung von Austrasien aus, während diese jammervollen Könige in Paris residirten. Nach Childeberts III. Hingang (auch er erreichte das 24ste Jahr nicht), ward sein Sohn Dagobert III. Pipins Puppe, der ein Jahr nach ihm 715 als Jüngling starb [22]. In Pipins Hause entstand ebenfalls Streit um die Herrschaft; Karl, der ältere Sohn, wurde von seiner Stiefmutter Plectrud in Cöln gefangen gehalten, entkam aber nach Austrasien und wurde dort als Herzog anerkannt. Plectrud war nämlich Vormünderin des jungen Theodobald (Theudwald), Sohnes des vor seines Vaters Tode in Lüttich erschlagenen Grimoald, jüngern Sohns Pipins, und Hausmeiers in Neustrien, in welcher Würde ihm auf Pipins Befehl Theodobald gefolgt war. Die Neustrier empörten sich aber gegen Plectrud und Theodobald und setzten plötzlich einen König Chilperich II. (715) auf den Thron, den sie aus einem Kloster hervorzogen und der als Mönch Daniel geheißen hatte. Er wurde für einen Sohn des auf der Jagd 673 ermordeten Childerichs II. ausgegeben. Zu seinem Hausmeier wurde Ranginfrid erwählt, der wohl zu Childerichs II. Erhebung das Meiste beigetragen hatte. Karl Martell bekämpfte sie mit Glück in zwei Schlachten und stellte, als Childerich II. 720 verschwand (wahrscheinlich starb), einen Theuderich IV. auf den Thron von Austrasien, Neustrien und Burgund. Er soll ein Sohn Dagoberts III. gewesen sein, doch verliert sich der König so ganz in dem Hintergrunde der Geschichte, daß man das nicht mit Gewißheit weiß. In den hellen Vordergrund tritt das leuchtende Gestirn des thatkräftigen Karl, der von seinen Siegen über die Araber den Beinamen Martell (der Hammer) erhalten haben soll. Karl überwältigte die deutschen Völker mit Kraft, und Alemannen, Baiern, Thüringer und ein Theil der Sachsen mußten die Oberherrschaft der Franken von neuem anerkennen 725—738. Als Theuderich IV. 737 starb, ausgehend wie ein kümmerlich brennendes Licht, fand es Karl Martell nicht für nöthig, sich nach einem Merovinger umzusehen, um ihm die armselige Königsrolle spielen zu lassen, obgleich noch ein Sohn von Chilperich II. (dem ehemaligen Mönch Daniel) vorhanden war, wenigstens nimmt man an, daß der von Karl Martells Söhnen, Pipin dem Kurzen und Carlmann, nach seinem Tode aufgestellte letzte König aus dem Merovingischen Stamme Childerich III. ein Sohn Chilperichs II. gewesen sei. Karls Söhne ordneten diese Erhebung an, um sich gegen die übrigen mächtigen Großen weltlichen und geistlichen Standes sicher zu stellen, die ihr Halbbruder Grifho, von ihnen gegen des Vaters Willen von der Herrschaft ausgeschlossen, zur Empörung aufgereizt hatte. Als aber Carlmann 747 ins Kloster gegangen und Grifho von Pipin 749 geschlagen und unterdrückt war, schob der Letztere den letzten der traurigen Merovinger 752 bei Seite und setzte sich selbst auf den Thron der Franken, dessen Macht er, sein Vater und Großvater schon lange ausgeübt hatten [23].

Anmerkungen.

1.

Die Quellenschriftsteller für die im zweiten Buche besprochenen Begebenheiten sind:

1) Die schon erwähnte Geschichte der Franken vom Bischof Gregor von Tours, der aber sein Werk mit dem Jahre 591 schließt. Vier Jahre darauf starb er. Als Augenzeuge und Mitwirkender in den Händeln zwischen Fredegund und Brunhild ist er von großer Wichtigkeit. Er war Fredegunds erbittertster Feind.

2) Die Chronik des Fredegarius Scholasticus und

der unbekannten Fortsetzer desselben. Fredegar, ein Burgunder, lebte in der Mitte des 7. Jahrhunderts; sein fränkisches Chronikon reicht bis zum zweiten Regierungsjahre Chlovowigs II., also 640. Ein Unbekannter hat es bis 680 und drei Andre bis 768 fortgesetzt. So dürftig und unvollkommen dies Zeitbuch ist, so bleibt es doch Hauptführer in dieser armen Zeit.

3) Die gesta Regum Francorum, eine sehr trübe Quelle und der nicht zuverlässige Aimoin.

4) Die Lebensbeschreibungen der Heiligen, die in dieser Zeit geliebt haben. Die unzuverlässigen aller Quellen, da sie nur den einen Zweck vor Augen haben, ihren Heiligen mit Wundern zu umgeben und auf Kosten der historischen Wahrheit möglich hoch zu stellen.

5) Die Geschichte der Longobarden von Paulus Diaconus, Warnefrids oder Winfrids Sohn, zuweilen auch Paulus Warnefrid genannt. Sie reicht bis zum Jahre 744. Paulus wurde 740 zu Cividale in Friaul geboren, war Diaconus in Aquileja und dann Geheimschreiber und Kanzler des letzten longobardischen Königs Desiderius. Nach Aufhebung dieses Königreichs durch Karl den Großen lebte Paul eine Zeit in klösterlicher Abgeschiedenheit, bis er die Aufmerksamkeit des größten Frankenkönigs auf sich zog, der ihn zu mannichfachen, einen Gelehrten erfordernden Geschäften benutzte. Aber nicht vermögend, sich mit dem Hofschreiben zu befreunden, kehrte Paul in das Kloster zurück, wo er ganz den geräuschlosen Wissenschaften bis zu seinem Tode 790 oblag. Sein Buch ist die einzige Zierde aus dieser armen Zeit.

2.

Paulus Diaconus. Thüringen erstreckte sich also um diese Zeit noch bis zur Elbe. — Chagan, wie es die Zeitschriftsteller schreiben, richtiger Chachan, dann zusammengezogen Chan oder Khan ist jedenfalls mit König stammverwandt. Unter den orientalischen Juden bedeutet der Titel Chacham so viel als Gelehrter, Doctor, Herr.

3.

In einem Gedichte des Venantius Fortunatus über die Vermählung des Königs Sigbert mit der Brunhild heißt es: „(Sigbert) dem vom Vater die Tapferkeit, welche die Rabe darthut, das besiegte Thüringen bezeugt, indem sie über ein zwiefaches Volk einen Sieg davon trug.“ — Die andre Ansicht wird durch einige Verse eines andern Gedichtes desselben Dichters „Ueber den König Sigbert und die Königin Brunhild“ unterstützt. Dort heißt es nämlich: „Die Thüringer sprechen von den Sachsen (Saxona Thuringi resonant) und erwägen ihre Verluste, daß zu Eines Ruhme so viele Männer gefallen sind.“

4.

Der Majordomus, Hausmeier, Hausältester, oder wie man sonst das Wort übersetzen mag, war erst ein bloses Hofamt ohne alle politische Bedeutung, wahrscheinlich unserm Hofmarschall entsprechend. Erst die Unmündigkeit der Könige und Talent und Selbstheit der Hausmeier gab ihnen Gewalt, die sich endlich über die des Königs erhob, ja diesen ganz in Schatten stellte.

5.

Befindet sich zu Anfang der folgenden Seite.

6.

Wahrscheinlich ist das Wort Sklave daher entstanden, weil die Sklaven von den Deutschen vielfach zu Leibeigenen gemacht wurden. Ihr Name wird entweder von dem Worte slawa der Ruhm abgeleitet und dann würden sie die Berühmten heißen, oder von slowo die Rede, Sprache, weil alle ihre Stämme dieselbe Sprache reden.

7.

Das heißt wohl so viel als: wir wollen zu dem austrasischen Königreiche in dasselbe Verhältniß treten, wie die Thüringer, Sachsen, Alemannen ꝛc.

8.

Pande ist wohl hier nichts weiter, als ein Schimpfwort der Ueberredung. Dabei an die Panuen zu denken und zu behaupten, Sichar habe damit die mit den Wendinnen erzeugten Kinder der Avaren gemeint, ist seltsam. Die vielen Sprößlinge haben die Franzosen bei uns zurückgelassen, wer wollte uns deshalb „Pähnschimpfen?

9.

Dies Wogastisburg soll nach den meisten ältern Schriftstellern in den Alpen gelegen haben und Samo's Reich konnte doch von der obern Elbe nicht fern sein; nach Andern soll es die Burg Voigtsberg in Steiermark sein, aber dann hätte ja Samo's Reich noch immer eine ungeheure Ausdehnung gehabt, und die Alemannen und Longobarden hätten bei ihrem Einfalle darauf stoßen müssen, nicht die Austrasier. Andere haben es im Voigtsberg im Voigtlande zu finden gemeint. Aber Voigtland und Voigtsberg darin haben ja den Namen von den weit spätern Voigten. Das Gewisseste ist, daß wir nicht wissen können, wo es gelegen hat.

5.

Zum genauern Verständniß der ziemlich verworrenen Familiengeschichte der unglücklichen Merovinger wird folgende genealogische Tafel dienen:

Chlodio, † 447.
Merwig, † etwa 458.
Childerich I † 481.
Chlodowig I. geb. e. 466 † 511.

Theuderich I., von Austrasien, geb. e. 485 † 534.
Chlodomir, Dzu Orleans, geb. e. 493 † 524.
Chlodebert I., zu Paris, † 558.
Chlothar I., zu Soissons, 558 Herr der ganzen Monarchie, † 561.

Theodobert I., von Austrasien, † 547.
Theodobald, von Austrasien, † 5[illegible].

Charibert, zu Paris, † 56[illegible].
Gunthram, von Burgund, † 593.
Sigbert, v. Austrasien, † 575. Gem. Brunhild. † 611.
Chilperich I., zu Soissons, † 584. Gem. Fredegund. † 611.

Childebert II., v. Austrasien 575, v. Burgund 593, † 596.
Chlothar II., v. Soissons 584, Herr der ganzen Mon. 613, † 628.

Theodebert II., von Austrasien, † 612.
Theuderich II., von Burgund, † 613.
Dagobert I., Herr d. ganzen Monarchie 628, † 638.
Sigbert II., † 613.

Sigbert III., v. Austrasien 633, † 650.
Dagobert II., v. Austrasien, † 678.
Chlodowig II., v. Neustrien u. Burgund 633, v. ganz Frankr. 656, † 656.

Chlothar III., v. Neustrien und Burgund 656, † 670.
Childerich II., v. Austrasien 656, v. ganz Frankr. 670, † 673.
Theuderich III., v. ganz Frankr. 673, † 691.
Chlodowig III. † 695.
Childebert III. † 711.
Dagobert III. † 715.
Theuderich IV. 720, † 737.
Childerich II. (Mönch Daniel) † 720.
Childerich III. König 742, abgesetzt 752, † 754.

10.

Fredegar.

11.

Auch dieses Mährchen erzählt der unzuverlässige Fredegar, der immer, wo er die Geschichte nicht gekannt hat, mit einer Fabel bei der Hand ist. Die Zinsbarkeit der Sachsen seit Chlothar I. Zeiten widerspricht der Geschichte; Chlothar war ja geschlagen worden und hatte selbst um Frieden gebeten. Und wie konnten die Sachsen im Norden das südliche Thüringen gegen die Wenden vertheidigen? Dagobert wird wohl der im Frankenreich selbst ausgebrochenen Unruhen halber umgekehrt sein.

12.

Wie man Austrasien mit Ostreich, so übersetzt man Neustrien mit Westreich. Beide Worte sind ein höchst verderbtes Latein, und Neustrien ist später als Gegensatz zu Austrasien gebildet.

13.

Ein vornehmer Baier Chrodoald war von Dagobert I. mißhandelt und hingerichtet worden. Dies hat

die Geschichtschreiber veranlaßt, den Hara, welcher ein Sohn Ebrewalds genannt wird, mit demselben in Verbindung zu bringen. Aber in den Quellen ist nicht gesagt, daß Hara's Vater und jener Ebrewald ein und dieselbe Person waren.

14.

Buchonia, die Buchenau, der Buchenwald, Landstrich zwischen Hessen und Thüringen, wird in mittelalterlichen deutschen Schriften oft „die Buchen" genannt, weshalb ich hier diesen Namen gewählt habe.

15.

Domesticus war ein Hofamt, vielleicht dasselbe was früher der Major Domus gewesen war, Hausmarschal, Haushofmeister oder etwas ähnliches.

16.

Die Lebensbeschreibung des heiligen Kilian. Vita St. Kiliani. Die gewöhnliche Schreibart ist Gozbert, dies ist aber die altdeutsche Form für Gosbert.

17.

Der Herzog Gosbert ließ es wohl dabei bewenden, denn er war am Ende froh, daß er nun seine Frau behalten durfte; nicht so der Lebensbeschreiber des heiligen Kilian. Dieser erzählt nun Wunder auf Wunder in Bezug auf den von ihm gefeierten Märtyrer. Dies ist die Art und Weise aller dieser Lebensbeschreibungen der Heiligen, von denen es eine Menge giebt, viele in diese Zeit fallen und leider nur zu oft als trübe Geschichtsquellen dienen müssen, weil andre fast nicht vorhanden und nicht besser sind. Sie sind voll frommer christlicher Sagen, Uebertreibungen und Lügen. Zu Ehren eines Heiligen konnte man sich schon etwas erlauben. Eine solche Sage ist es denn auch, daß die beiden Mörder des heiligen Kilian sich das Leben nahmen, der eine, indem er in toller Wuth sein eignes Fleisch mit den Zähnen abnagte, der andere, indem er das Schwert, womit er den Heiligen erschlagen, sich in seinen Leib stieß und die Eingeweide herausriß. Geila selbst wurde von einem bösen Geiste besessen, der ihr unsägliche Schmerzen bereitete, während deren sie ausrief: sie leide eine gerechte Strafe, die sie an Kilian und dessen Genossen verdient habe. Eine vornehme fromme Matrone entdeckte endlich auf wunderbare Art den Ort, wohin die Gemordeten begraben worden waren, deren Gebeine nun mit großen Ceremonien an geweihte Stätte gebracht wurden. So und noch weit umständlicher, wunderbarer und gräulicher wird die Geschichte ausgesponnen. Es ist weder Poetisches, noch sonst Erquickliches in diesen Sagen, und für die wahre Geschichte haben sie nicht den geringsten Werth. Deshalb sind sie von der erwachsenden Volkssage gar sehr zu unterscheiden.

18.

In der Schenkungsurkunde steht Arnistali wahrscheinlich aus Versehen des Abschreibers statt Arnistati.

19.

Dies thut Willibald in seiner Lebensbeschreibung des heiligen Bonifacius. Willibald war ein Zeitgenosse des Lullus, des Nachfolgers des heil. Bonifacius auf dem erzbischöflichen Stuhle zu Mainz, stand also dieser Zeit nicht fern; um so mehr muß man sich über diese Ungenauigkeit wundern.

20.

Der Lebensbeschreiber des heiligen Kilian.

21.

Notker im Martyrologium.

22.

Es ist hier der schickliche Ort, einer Sage zu gedenken, die sich in den Erfurter Chroniken und an anderen Orten vorfindet, daß nämlich der König Dagobert III. der Gründer des St. Petristiftes auf dem Petersberge bei Erfurt sei und das Dorfchen Daberstädt in der Nähe der thüringischen Hauptstadt erbaut habe, das von ihm den Namen führe (Dagobertstadt). Diese Sage gründet sich auf einen Fundationsbrief, den das Kloster besaß. Wenn dieses Dokument aber auch nicht schon in sich selbst die Beweise seiner Unächtheit trüge, so würde man aus den Zeitverhältnissen schon mit Gewißheit schließen können, daß Dagobert III. nicht der Gründer des Petersklosters gewesen sei. Thüringen hatte sich der fränkischen Oberherrschaft entzogen und Pipin von Heristall hatte den Kampf noch nicht vollendet, der es in die alte Abhängigkeit zurückbrachte. Dies gelang erst Karl Martell, und diesem nicht so ganz, daß seinen Nachfolgern, wie wir sehen werden, nicht noch schwere Kämpfe aufgehoben worden wären. Wie hätte nun ein Frankenkönig um diese Zeit daran denken können, im fernen Thüringen ein Kloster zu gründen! Und nun ein Schattenkönig, wie Dagobert III., von dem man keine einzige That kennt, der, kaum dem Knabenalter entwachsen, dahin starb? Die Urkunde trägt das Jahr 706, da war Dagobert noch nicht König, (er wurde es

erst 711) und noch ein kleines Kind; sie spricht von der Merwigsburg bei Erfurt als von Merwig I. erbaut, und diese Sage konnte um diese Zeit noch nicht ausgebildet sein, und bringt dergleichen Verstöße gegen die Zeit mehr. Wie die Sage entstanden, läßt sich nicht angeben und eben so wenig, ob das falsche Dokument aus ihr erwachsen ist, oder sie aus dem Dokumente. Genug, so wenig der König Merwig I. die Merwigsburg, eben so wenig hat Dagobert III. oder auch der I. und II.) das Petersklöster gegründet und Taberstädt erbaut.

25.

Die Geschichte der Merovinger ist hier im Zusammenhange bis zu Ende erzählt und dadurch in das folgende Buch hinüber gegriffen worden. Dies hielt ich aber für gerathener, als sie zu zerreißen und das Ende später im dritten Buche zu geben.

Der Chroniſt der Jetztzeit ſoll die hiſtoriſche Treue feſthalten und auch die Sage heilig achten. Er ſoll beides geben.

Der Verfaſſer dieſer Zeilen, ein geborner Thüringer, trägt ſich ſeit Jahren mit der ſchönen Idee, eine thüringiſche Chronik nach den geiſtigen Bedürfniſſen der heutigen Zeit zu ſchreiben und hat dazu vielfache Vorarbeiten gemacht. Dieſe Arbeit meiner Vaterlandsliebe, meiner höchſten Begeiſterung für Land und Volk, dem anzugehören ich ſo glücklich bin, biete ich euch vertrauensvoll an, Landsleute, Thüringer! Es iſt die Geſchichte eurer und meiner Vorfahren, es iſt das Bild der Zeiten, in denen ihr ſelbſt wurzelt. Werdet ihr mich mit meinem vaterländiſchen Werke zurückweiſen? Das könnt, das werdet ihr nicht. Wohlan, ſo nehmt dies Buch, mein beſtes, das ich ſchrieb und ſchreiben werde, nehmt es als Beweis meiner und eurer Liebe zum Vaterlande.

Von der thüringiſchen Chronik erſcheint monatlich ein 6 Bogen ſtarkes Heft in klein Quartformat. Der verehrliche Subſcribent erhält das Heft zu 8 Sgr. Preuß. (10 Sgr.) oder 35 kr. Rhein. Jedes Heft wird bei der Ablieferung deſſelben bezahlt. Das Ganze dürfte ſchwerlich 12 Hefte überſchreiten, die dann einen ſchönen Band bilden würden. Wer ſich der Mühe des Subſcribentenſammelns unterziehen will, erhält auf 9 Exemplare das 10te frei. Wer ſich zu dieſem Behufe an mich wendet, wird eine zum Ausfüllen beſtimmte gedruckte Liſte von mir erhalten. Starkes, weißes Papier, ſcharfe Lettern werden das Buch auszeichnen, und ein prächtiger Stahlſtich mit Arabesken, die ſich auf die thüringiſche Geſchichte beziehen, wird als Titelkupfer beigegeben werden.

Dr. Ludwig Storch.

Es hat ſich die Theilnahme für dieſes unſer Verlagswerk in Thüringen und anderwärts ſehr groß gezeigt, und die Unterzeichnung iſt zu einer erfreulichen Anzahl geſtiegen. Nur der Wunſch, das Werk auf unſern eignen Preſſen zu drucken und prachtvoll auszuſtatten, deſſen Erfüllung mancherlei Hinderniſſe im Wege ſtanden, hat die Ausgabe des erſten Heftes länger hinausgeſchoben, als unſere Abſicht war. Die Namen der verehrlichen Subſcribenten werden mit dem ſechſten Hefte gedruckt ausgegeben.

Gotha, Ende Mai 1841.

Verlags-Comptoir in Gotha.

1841.

Die

Thüringische Chronik.

Von

Ludwig Storch,

findet man vorräthig in allen Buchhandlungen Thüringens und des ganzen Deutschlands, welche alle Unterzeichnungen darauf annehmen.

Ein schöner Stahlstich wird als Haupttitel mit dem letzten Hefte ausgegeben.

Die Namen der verehrlichen Subscribenten werden dem ganzen Werke vorgedruckt.

Zweites Heft.

Thüringische Chronik.

Von

Ludwig Storch.

Verlags-Comptoir in Gotha.
1842.

Drittes Buch.

Neue Oberherrſchaft der Franken. Thüringen unter Grafen und Herzögen.

717 bis 936.

Erſtes Kapitel.
Das Chriſtenthum in Thüringen.

1.

Winfrids erſtes Auftreten in Thüringen.

Seit faſt zweihundert Jahren war das Chriſtenthum in Thüringen bekannt und verbreitet. Die Abhängigkeit von den chriſtlichen Franken bedingte ſchon eine ſolche Verbreitung wenigſtens unter den Vornehmen des Landes. Aber ſo wenig ein Volk ſeine eigenthümliche Tracht ſchnell mit einer andern vertauſcht, noch viel weniger ſeinen Glauben, ſeine religiöſen Anſichten, die mit ſeinem innern und äußern Leben feſt verwachſen ſind. Wohl mögen Jahrhunderte vergangen ſein, eh' würdige Begriffe von der neuen Religion allgemein geltend wurden, und man aufhörte, neben dem Chriſten auch noch gelegentlich Heide zu ſein. Der heilige Kilian hatte das Chriſtenthum in Thüringen geprediget, aber nach ihm ſcheinen die Bekenner deſſelben wiederum in große Irrthümer verfallen oder wenigſtens mit dem römiſchen Lehrbegriff, mit dem päpſtlichen Chriſtenthum, in Zwieſpalt gerathen zu ſein. Selbſt die chriſtlichen Prieſter waren, den Berichten ſpäterer Prieſter nach, vom rechten Pfade abgeirrt und lebten in Unkeuſchheit. Doch iſt denſen Berichten nicht recht zu trauen. [1] Eine Wittwe heirathen, oder eine zweite Frau, nach dem Tode der erſten, nehmen, ſcheint einem thüringiſch-chriſtlichen Prieſter von einem aus Rom kommenden Bekehrer ſchon als Unkeuſchheit und Uebertretung des Geſetzes angerechnet worden zu ſein.

Wenn man nach dem Wortſinne gehen wollte, ſo wäre einer Nachricht zu folge nach dem Tode des Herzogs Heden des Jüngern und der Unterwerfung der Thüringer unter die Sachſen, das Licht des Chriſtenthums in Thüringen wieder erliſcht; [2] aber als wenige Jahre darauf der Angelſachſe Winfrid, Bonifacius genannt, als Lehrer des Chriſtenthums nach römiſch-päpſtlicher Einrichtung in Thüringen auftrat, hatte er es hier doch nur mit Chriſten und nicht mit Heiden zu thun. Es iſt daher falſch, den heiligen Bonifacius für den erſten Bekehrer oder Apoſtel der Thüringer auszugeben, obgleich er in der Regel ſo genannt wird. [3]

Außer den irländiſchen Prieſtern, dem heiligen Columban, dem heiligen Gallus (dem

Stifter der reichen Abtei St. Gallen in der Schweiz) und dem heiligen Kilian, war auch in angelsächsischen Priestern in Britannien das Verlangen erwacht, die Lehre des Heils auf dem Festlande unter den ihnen verwandten Volksstämmen zu predigen und auszubreiten, wozu sie durch ihre Sprache, die jener verstanden oder ebenfalls sprachen, vorzüglich befähigt waren. So war der Angelsachse Wilfrid nach Friesland, dann sein Landsmann Willibrord mit mehren Mönchen in das Frankenreich gekommen und hatte unter Pipins von Heristall Schutz das Evangelium in demjenigen Theile von Friesland gepredigt, welchen dieser Herzog und Fürst der Franken dem Könige oder Herzoge der Friesen Radbod abgewonnen hatte. Wie der heilige Kilian, so war auch Willibrord erst nach Rom gegangen, um sich den päpstlichen Segen und Verhaltungsmaßregeln zu seinem Geschäft zu holen. Pipin schenkte ihm, nachdem die Bemühungen dieses Apostels mit so glänzendem Erfolge gekrönt worden waren, das Städtchen Wiltaburg, das in der Folge den Namen Utrecht erhielt, und erhob ihn zum Bischof über die bekehrten Gemeinden. Dieser erste Bischof von Utrecht erhielt vom Herzog Heden dem Jüngern beträchtliche Güter in Thüringen, die bereits namhaft gemacht worden sind, und manche Geschichtschreiber haben daraus schließen wollen, er müsse selbst in Thüringen gewesen sein und gewirkt haben. Doch konnte ihn ja Heden, der als ein den Priestern ergebener Fürst geschildert wird, im Auslande, vielleicht an Pipins Hofe, den die jedenfalls wieder von den Franken abhängig gewordenen thüringischen Herzoge gewiß oft besuchten, kennen gelernt haben. Aus Mangel aller Nachrichten können wir nicht wissen, welches das Verhältniß war, in welchem der erste Bischof von Utrecht zu Thüringen und dessen letztem Herzoge stand, da uns nicht einmal dasjenige zwischen den fränkischen Hausmeiern und den thüringischen Herzogen von den Geschichtschreibern angegeben worden ist.

Willibrords und noch mehr des heiligen Augustins, des Bekehrers von England, Beispiel wirkte auf einen Mönch und Priester im Kloster Nutscelle in England, Namens Winfrid oder Wynfrith, und begeisterte ihn, sein Leben demselben hohen Zwecke zu weihen. Winfrid, wahrscheinlich als Mensch schon Bonifacius genannt, eingefähr 680 in dem Städtchen Kirton in Devonshire von vornehmen Eltern [1] geboren, fühlte frühschon in seinem kindlichen Gemüthe die Sehnsucht erwachen, sein Leben Gott zu weihen, aber der Vater war gegen den entgegenkommenden Beruf des Knaben. Als Jener jedoch später plötzlich in eine schwere Krankheit verfiel, flehete er ihn selbst in das Benedictinerkloster Adeskancaster, aus welchem er nach einigen Jahren in das Kloster Nutscelle überging. In kurzer Zeit verbreitete sich der Ruf seines Wissens und Wandels so, daß Mönche aus andern Klöstern kamen, um ihn zu hören und seines Umganges froh zu werden. Im dreißigsten Jahre seines Alters erhielt er die Priesterweihe. Zu einem wichtigen Auftrage in Religionssachen wurde Bonifacius von mehren der ersten Aebte von Wessex dem Könige Ina vorgeschlagen, und richtete denselben so trefflich aus, daß sowohl der König, als auch alle Stände, geistliche und weltliche, ihn beobachteten und ihn zu ihren Synodalversammlungen zogen.

Bald darauf reifte Winfrids stiller Wunsch, als Bekehrer zu den stammverwandten Sachsen auf das Festland zu gehen, zum Entschluß, der denn auch nach manchen Hindernissen zur Ausführung kam. Mit einigen andern Mönchen seines Ordens segelte er nach Friesland und eilte zu Willibrord, um unter dessen Leitung sein frommes Werk zu beginnen (um 716). Aber der Herzog der Friesen Radbod hatte sich nach Pipins Tode

der fränkischen Oberherrschaft entzogen und den von den Franken eroberten Theil von Friesland wieder eingenommen, die christlichen Kirchen zertrümmert, die Priester verjagt und den heidnischen Gottesdienst wieder eingesetzt. Der fromme Priester Bonifacius ging, beseelt von göttlichem Muthe, selbst zu Radbod, um ihn zu bekehren; doch sein heiliger Eifer wurde nicht mit Erfolg belohnt. [*] Er kehrte deshalb im Herbste desselben Jahres wieder in sein Kloster nach England zurück. Aber die stille Sehnsucht, die Lehre des Heils den stammverwandten Deutschen zu erretten, ließ den Gottesmann nicht rasten; als sein Abt und Lehrer Wibert um diese Zeit gestorben war, schlug er die Würde desselben, zu der er gewählt worden war, und ging 718 mit Empfehlungsschreiben seines Bischofs Daniel versehen, nach Rom, um sich, wie Kilian dreißig Jahre früher, den Segen, die Rathschläge und Verhaltungsbefehle des Papstes Gregor II. zu seinem Bekehrungswerke zu erbitten. [*] Gregor that dies unter der Bedingung, daß er das Christenthum nach den Satzungen der römischen Kirche erröge und einführe, d. h. die Neubekehrten dem Papst unterwerfe. Bonifacius, ein frommeifriger Glaubensheld, voll tiefer Ehrfurcht vor dem Nachfolger des Apostels Petrus, versprach feierlich, diese Bedingung zu erfüllen. Auf des Papstes ausdrücklichen Wunsch, den er ihm in einem an ihn gerichteten noch vorhandenen Schreiben an den Tag legt, ging Bonifacius von Rom in das mittlere Deutschland, d. h. nach Thüringen. [*] Hier erwahnte der heilige Mann Gottes die Aeltesten des Volkes und die Fürsten des Landes, auf den rechten Weg und zum wahren Licht der Erkenntniß zurückzukehren, das sie, durch schlechte Lehrer verführt, größtentheils verloren hätten. Auch die Priester und Presbyter, deren einige zwar der religiösen Verehrung des allmächtigen Gottes oblagen, andere aber sich durch ein wollüstiges Leben befleckt und die kanonische Enthaltsamkeit, welche die Diener der heiligen Altäre beobachten sollen, verloren hatten, brachte er, so viel er vermochte, durch evangelische Vorträge von ihrer Verderbtheit zur richtigen Befolgung der canonischen Verfassung zurück. [*]

Bonifacius hielt sich nicht lange in Thüringen auf. Er ging nach Frankreich, vielleicht in die Nähe Karls, des mächtigen fränkischen Hausmeiers und Herzogs, später Martell genannt, in dessen Gunst er stand. Denn bald darauf eilte er, als der Friesenherzog Radbod (719) gestorben und der Frankenherzog Karl zur Wiedereroberung Frieslands geschritten war, zu seinem alten Freunde und Landsmann Willibrord, dessen Gehülfe bei der Bekehrung der Friesen er drei Jahre verblieb.

2.

Winfrid-Bonifacius in Hessen und Rom.

Willibrord stellte an seinen treuen Gehülfen das Begehren, daß er sich zum Bischof weihen und sein Nachfolger als Oberhirt des Bisthums Utrecht werden solle, aber Bonifacius lehnte den Antrag mit der Erklärung ab, daß er dem Papste Gregor das Versprechen ertheilt habe, als Prediger des Heils und Legat des römischen Stuhls unter die deutschen Volksstämme zu gehen. Nach diesem Bekenntnisse entließ ihn Willibrord mit seinem Segen, und Bonifacius zog mit mehren Gefährten wieder nach Thüringen (723) und kam an einen Ort „Amanaburch.“ Auch hier war das Christenthum schon seit langer Zeit heimisch, aber mit vielen alten heidnischen Gebräuchen vermischt, wie es schier nicht anders sein konnte. Bonifacius tilgte diese Irrthümer der Christusbekenner durch begeisterte Lehre und baute ein Kloster an diesen Ort, welcher das jetzige Amöneburg in

Oberheſſen iſt. [9] Die an der nördlichen Seite an das Land der Sachſen grenzenden Heſſen, die noch ganz heidniſch waren, bekehrte Winfrids glühender Eifer zum Chriſtenthume und taufte viele Tauſende derſelben. [10]

Erhoben durch den glücklichen Erfolg ſeiner Bemühungen um die Ausbreitung des göttlichen Wortes, ſandte Bonifacius, nicht unwahrſcheinlich auf Betrieb des Herzogs Karl, von dier einen ſeiner Freunde, Namens Binna, an den römiſchen Biſchof mit einem Berichte ſeiner Leiſtungen und der Bitte um Rath und Vorſchrift über manche der zu treffenden kirchlichen Einrichtungen. Dieſe Unterwürfigkeit entſprach Gregors Plänen. Um den treuen Diener der römiſchen Kirche darin zu beſtärken, ſandte ihm der Papſt eine Einladung, ſelbſt nach Rom zu kommen und Bonifacius beeilte ſich, den Willen deſſen zu erfüllen, dem er ſich freiwillig untergeordnet hatte. Und ſo trat er im Geleite vieler Anhänger und Freunde ſeine zweite Reiſe nach Rom an. Hier begehrte Gregor Winfrids Glaubensbekenntniß zu hören, und dieſer bat, da er die Sprache nicht fertig rede, daſſelbe ſchriftlich einreichen zu dürfen, welches er auch zur größten Zufriedenheit des Papſtes ausführte. [11] Sodann ſchwur er einen feierlichen Eid, ſeinen Grundſätzen treu zu bleiben, und Gregor belohnte die demuthsvolle Ergebenheit des Apoſtels mit der biſchöflichen Würde, ohne ihm einen beſtimmten Sitz und Sprengel anzuweiſen, 30. Novbr. 723. [12] Der Eid, welchen Bonifacius auch ſchriftlich abfaßte, iſt uns noch erhalten, und lautet alſo: »Im Namen des Herrn unſres Gott-Erlöſers Jeſu Chriſti, während der Regierung des Herrn Kaiſers Leo des Großen, im ſiebenten Jahre nach dem Conſulate deſſelben und im vierten Jahre nach dem ſeines Sohnes des Kaiſers Conſtantin des Großen, verſpreche ich Bonifacius, von Gottes Gnaden Biſchof, dir, vortrefflichem Petrus, Fürſten der Apoſtel, und deinem Stellvertreter, dem vortrefflichen Papſt Gregor und deſſen Nachfolgern bei der unheilbarren Dreieinigkeit, dem Vater, dem Sohne und dem heiligen Geiſte und bei dieſem deinen hochgeheiligten Leichname, daß ich mit aller Treue den heiligen katholiſchen Glauben in ſeiner ganzen Reinheit lehren, und, mit Gottes Hülfe in der Einheit dieſes Glaubens, in welcher ohne Zweifel alles Heil der Chriſten beſteht, verharren will, und daß ich auf keine Weiſe mich durch irgend Jemandes Ueberredung gegen die Einheit der gemeinſamen und allgemeinen Kirche einnehmen laſſen, ſondern wie ſchon geſagt, meine Treue, mein reines Herz und meinen Eifer die und deiner Kirche, dem von Gott die Macht zu binden und zu löſen verliehen iſt, ſo wie deinem vorgenannten Stellvertreter und deſſen Nachfolgern in allen Stücken weihen will. Und wenn ich erfahren ſollte, daß die Kirchenvorſteher den alten Verordnungen der heiligen Väter zuwider ſind, ſo will ich mit ihnen nicht nur keine Gemeinſchaft und Verbindung unterhalten, ſondern vielmehr, wenn ich es vermag, ſie abhalten, und wenn nicht, dieſes ſogleich getreulich meinem apoſtoliſchen Herrn anzeigen. Sollte ich, was fern ſei, dem Inhalt dieſer meiner Erklärung auf irgend eine Weiſe aus eignem Antriebe oder durch Verführung zuwider handeln, ſo möge ich ſchuldig befunden werden im ewigen Gerichte und die Strafe des Ananias und der Sapphira erdulden, der auch ebenfalls um einer Eigenthum zu betrügen trachtete. Dieſe Eidesformel habe ich aber, der geringe Biſchof Bonifacius, eigenhändig geſchrieben, und, die Hand über den hochgeheiligten Leichnam des heiligen Petrus haltend, ſo wie er oben ſteht, bei Gott dem Zeugen und Richter, geſchworen, und verſpreche ihn zu halten.« [13]

Hierauf übergab der Papſt dem neuen Biſchof eine genaue Inſtruction, wonach er in Deutſchland lehren ſollte, und verſah ihn

beim Abschied mit mehren Briefen, einem an Karl, Herzog der Franken, einem an alle Bischöfe, Presbyter oder Diaconen, sowie an alle Herzöge, Burggrafen, Grafen, ja an alle Gott fürchtende Christen, einem an das sämmtliche Volk in Deutschland, einem an mehre thüringische Große und an alle gottgeliebten Thüringer, einem an das gemeine thüringische Volk und endlich einem an die Sachsen.

Bonifacius begab sich von Rom zuerst an den Hof des mächtigen Frankenfürsten Karl und überreichte ihm das Empfehlungsschreiben des Papstes.

3.

Die dem Bischof Bonifacius mitgegebenen Empfehlungsbriefe des Papstes Gregor II.

Dem ruhmreichen Sohne dem Herrn Karl, dem Herzoge, der Papst Gregor.

Da wir Deine religiöse Gesinnung gar wohl in Erfahrung gebracht haben, Geliebtester in Christo, welche Du bei vielen Gelegenheiten bewiesen hast, so zeigen wir nach vorheriger Ertheilung unsres Segens Deiner gottgeliebten Würde an, daß der gegenwärtige Bruder Bonifacius, durch Glauben und Sitten bewährt, von uns zum Bischof geweiht, und mit den Satzungen des heiligen apostolischen Stuhles, den wir durch Gottes Werk einnehmen, sorgfältig unterrichtet und dazu bestimmt worden ist, den Völkern Germaniens und verschiedenen im Osten des Rheinstroms Wohnenden, die entweder noch im Irrthum des Heidenthums verstrickt oder in der Finsterniß der Unwissenheit befangen sind, das Evangelium zu predigen. Zu diesem Zwecke empfehlen wir ihn in jeder Hinsicht Deiner glorreichen Gewogenheit, damit Ihr ihn mit allem Nothwendigen unterstützet und ihn gegen Widersacher aller Art, denen Ihr mit Gott überlegen seid, auf das Nachdrücklichste vertheidiget ꝛc. ꝛc.

Den vortrefflichen Männern Asolf, Godolaus, Wilar, Kunthar, Albord und allen gottgeliebten Thüringern und treuen Christen der Papst Gregor.

In Anerkennung euerer uns hinterbrachter Glaubensstandhaftigkeit, mit welcher ihr den euch zum Götzendienst drängenden Heiden geantwortet habt, ihr wolltet lieber selig sterben, als den einmal in Christo angenommenen Namen auch nur im Mindesten verletzen, bringen wir, von hoher Freude erfüllt, unserm Gott, dem Erlöser, dem Geber aller Güter, den schuldigen Dank dar, und wünschen, daß ihr durch die Gnade desselben zum Bessern und Höhern fortschreiten, zur Befestigung des wahren Glaubens dem heiligen apostolischen Stuhl mit religiösen Gesinnungen anhängen, und, wenn es nöthig ist, in geistlichen Dingen Rath einholen möget vom genannten heiligen apostolischen Stuhle, der geistigen Mutter aller Gläubigen, wie es den Söhnen als Miterben des göttlichen Reichs geziemt. Auch wünschen und ermahnen wir euch, euch der Obhut des gegenwärtigen sehr geliebten Bruders Bonifacius, den, zum Bischof geweiht, wir euch als Lehrer und, in den apostolischen Satzungen unterrichtet, zur Leitung eueres Glaubens bestimmt haben, in allen Stücken anzuvertrauen und ihm zur Erfüllung eueres Heiles in Gott beizustimmen.

Gregor, der Knecht aller Knechte Gottes, an das gesammte Volk der Thüringer.

Der Herr Jesus Christus, der Sohn Gottes, der wahre Gott, stieg herab, ward Mensch, litt für uns, starb am Kreuze, wurde

begraben, auferstand am dritten Tage von den Todten und fuhr gen Himmel. Zu seinen Jüngern, den heiligen Aposteln, sprach er: Gehet und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Er selbst versprach denen, die an ihn glauben, ein ewiges Leben. Da ihr nun wünschet, euch mit uns stets dort zu erfreuen, wo es kein Ende, kein Trübsal noch sonstigen Schmerz gibt, sondern eine ewige Herrlichkeit, so haben wir euch unsern sehr heiligen Bruder, den Bischof Bonifacius gesandt, damit er euch taufen, [14] den christlichen Glauben lehren und euch vom Irrthume zum Wege des Heiles leiten möge, damit ihr das Heil und das ewige Leben habet. Ihr aber gehorcht ihm in allen Dingen, verehret ihn gleich euern Vater und neiget euere Herzen seiner Lehre zu. Wir sandten ihn nicht zur Erlangung irgend eines zeitlichen Vortheils aus, zum Gewinn eurer Seelen haben wir ihn euch geschickt. Liebet also Gott, und empfanget die Taufe in seinem Namen; denn der Herr unser Gott hat denen, die ihn lieben, bereitet, was nie eines Menschen Auge gesehen, noch in eines Menschen Herz gekommen ist. Stehet nun ab von bösen Werken und thuet Gutes. Betet keine Götzen an, noch opfert Fleisch, weil Gott solches nicht annimmt, sondern beobachtet und handelt in Allem nach der Lehre unsers Bruders Bonifacius, und so werdet ihr und euere Kinder in Ewigkeit glücklich sein. Richtet also auch ein Haus zu, wo euer Vater wohnen möge, und Kirchen wo ihr beten könnt, daß Gott euch euere Sünden vergebe und euch das ewige Leben verleihe."

An die sämmtlichen Bischöfe, Presbyter und Diaconen, so wie an alle Herzoge, Burggrafen, Grafen und alle gläubigen Christen schrieb der Papst: „er habe erfahren, daß in Deutschland östlich vom Rhein einige Völker im Irrthum lebten und mit einer Art christlichen Religion Abgötterei verbänden, auch daß Andere der Kenntniß Gottes noch entbehrten und nicht getauft wären. Deswegen habe er für nothwendig erachtet, den ehrwürdigen Bischof Bonifacius in jene Gegenden zu senden, ihnen das Wort des Heils zu verkündigen und die, welche aus Irrthum oder Verführung den rechten Weg verlassen haben möchten, in der Lehre des apostolischen Stuhls zu unterweisen und anzuhalten, daß sie den katholischen Glauben treu blieben. Sie möchten ihn also wie einen der Jünger Jesu aufnehmen, ihm die Bedürfnisse der Reise, Begleiter, Speise und Trank gewähren und jede Unterstützung in dem Werke der Frömmigkeit, das ihm anvertraut sei, angedeihen lassen. Wer dieses thue, verdiene sich die Aufnahme in die Gemeinschaft der Märtyrer Jesu. Wer ihm entgegen sei, solle dem Fluche der ewigen Verdammniß unterliegen."

Der Geistlichkeit und dem Volke schrieb er: „er sende ihnen seinen Mitbischof Bonifacius, den er angewiesen habe, keinen zum Priester zu weihen, der zweimal verehlicht sei, oder der keine Jungfrau geheirathet habe, [15] keinen, der unwissenschaftlich sei, keinen, der einen Fehler am Körper habe, und keinen, der eine Schuld auf sich habe oder im bösen Rufe stehe. Auch solle er keine Afrikaner zulassen, weil sie theils Manichäer, theils ungetauft seien. Die Einkünfte der Kirche und die Spenden der Gläubigen solle er in vier Theile theilen, den ersten für sich behalten, den zweiten unter die Geistlichen vertheilen, den dritten unter Arme und Fremdlinge, und den vierten zur Unterhaltung der Kirche aufbewahren. Die heilige Taufe solle, Nothfälle ausgenommen, nur an den Oster- und Pfingstfesten verrichtet werden. So lange er, Bonifacius, diese Vorschriften erfülle, sei es ihre, des

Papstes geliebte Söhne, Pflicht, denselben zu folgen mit ergebenem Herzen, damit der Leib der Kirche ohne Tadel sei und Frieden habe durch Jesum Christum unsern Herrn."

Endlich an das gesammte Volk in der Provinz Nitsachsen schrieb er: „er widme seine ganze Sorgfalt denen unter ihnen, welche das Wort der Ermahnung unsers Herrn Jesu Christi schon angenommen hätten oder noch annehmen würden. Das Reich Gottes sei nah. Sie möchten sich also durch Niemanden täuschen lassen, weder durch Philosophie noch durch eitlen Trug[16]; sie möchten kein Heil in bestechlingenden Worten suchen und auch nicht in irgend einem Metalle, durch Anderung von Götzen, mit der Hand gefertigt aus Gold, Silber, Erz, Stein oder einem andern Stoffe. Diese Götzen hätten die alten Heiden zu Göttern gemacht, aber diese Geister wohnten in ihnen. Sie möchten vielmehr anbeten den Herrn unsern Gott, der den Himmel gemacht habe und die Erde und das Meer und Alles, was drinnen ist. Also ermahne er sie, Niemanden zu hindern, der sich zu Christus bekehren wolle und Niemanden nöthigen, menschliche Machwerke anzubeten. Er habe daher seinen Mitknecht im Herrn und Mitbischof an sie geschickt, um zu erforschen, wie es sich mit ihnen verhalte, und ihre Herzen durch Ermahnung zu stärken, daß sie den teuflischen Trug verlassen und sich den Kindern der Erwählten möchten beifügen lassen. Sie möchten ihn aufnehmen in Jesu Christo unsern Herrn."

4.

Bonifacius zum zweitenmale in Thüringen.

Auf das vom Papste erhaltene Schreiben erließ der Frankenherzog Karl ein anderes folgenden Inhalts:

„Den Herren heiligen und apostolischen Bischöfen, Herzogen, Grafen, Vicarien, Hofbeamten oder andern Beamten, unsern Untergebenen, oder den Boten und unsern Freunden der vornehme Mann Karl, Hausmeier.

Ihr mögt wissen in welcher Eigenschaft der apostolische Mann in Christo, der Vater Bonifacius, Bischof, zu uns gekommen ist und uns angezeigt hat, daß wir ihn in unsre Mundschaft und Schutz nehmen möchten, was wir mit freudiger Seele gethan haben. Also haben wir beschlossen, ihm unsern bewaffneten Arm [17] zu verleihen, damit er, wohin er sich nur immer begeben möge, mit unserer Liebe oder unter unserer Mundschaft und Schutz ruhig und wohlbehalten sein möge, in dem Sinne, daß er Rechte gebe und einfach Recht nehme. Wenn aber irgend eine Anklage oder ein schwerer Fall ihm begegnete, der nach dem Gesetze nicht entschieden werden könnte, so soll er sich doch ruhig und wohlbehalten zu uns begeben dürfen, sowohl er selbst, als auch seine Gefährten, so daß Niemand eine Entscheidung gegen ihn oder ein Verdammungsurtheil über ihn aussprechen darf. Zur bessern Beglaubigung haben wir diese Verordnung mit eigener Hand unterschrieben und mit unserm Ringe untersiegelt."

Gestützt auf diesen Befehl des mächtigen Frankenfürsten zog Bonifacius wieder den thüringischen Gauen zu, um nun mit größerem Nachdrucke für die römische Kirche zu wirken. Karl sah in ihm das wirksamste Werkzeug, die stets wankende Herrschaft der Franken in Thüringen für immer dauernd zu befestigen; denn je fester die Seelen an den päpstlichen Stuhl gebunden waren, desto sicherer waren Land und Leute sein, und hier

zeigte sich zuerst der später so klar hervortretende Grundsatz, daß die Karolinger durch den Papst und der Papst durch die Karolinger herrschte, daß beide mit einander standen, an einander erstarkten und sich durch gegenseitige Unterstützung in der angemaßten Herrschaft befestigten. Bonifacius aber war, wahrscheinlich ohne es zu wissen, der glaubensfreie Werkmeister, der beider Thronen in Deutschland eine unerschütterliche Grundlage bauete.

Bonifacius Weg führte durch Hessen, das er schon kannte, und hier begann er (724) sein Bekehrungsgeschäft. Die Bewohner dieses Landes waren nun großentheils ebenfalls Christen, wie die Thüringer. Viele, sagt ein Lebensbeschreiber des heiligen Bonifacius, waren schon dem katholischen Glauben ergeben, andere weniger; manche opferten noch heimlich, andere öffentlich. Das heißt wohl: die Vornehmen des Landes, die mit vornehmen Franken und mit dem Hofe des mächtigen Hausmeiers Karl in Verbindung standen, waren Christen, zum Theil die Satzungen des Papstes anerkennend, zum Theil nicht. Manche von ihnen hingen heimlich noch dem alten Glauben an, das gemeine Volk öffentlich. Bonifacius betrieb sein Werk mit Eifer und Erfolg. Was den Letztern betrifft, so mochte der „bewaffnete Arm," den ihm der Herzog Karl in dem ausgegebenen Befehle zugesagt hatte, wirksamer sein, als die Ueberzeugung. Wenigstens bekennt Bonifacius in einem uns erhaltenen Briefe an den angelsächsischen Bischof Daniel, der ihn einst dem Papste, den Fürsten, Bischöfen und Aebten auf der ersten römischen Reise so dringend empfohlen hatte: „ohne den Schutz des Frankenfürsten kann ich weder das Volk im Zaum halten, noch die Priester, die Diaconen, die Mönche und die Nonnen beschützen, und es wäre mir ohne die Unterstützung und das Ansehen desselben unmöglich, die heidnischen Gebräuche und den Götzendienst abzuschaffen."

Daraus geht klar hervor, Bonifacius bediente sich der bewaffneten Macht des Frankenfürsten, um das apostolische Christenthum zu verbreiten. Die Furcht vor dem fränkischen Schwerte trieb die Leute zur Taufe, die Furcht hielt sie nieder, den kühnen Angelsachsen und dessen Begleiter, die ihnen ihre alten Götter raubten, zu erschlagen oder aus dem Lande zu jagen. Auf den Rath der Gläubigen unternahm es Bonifacius sogar, eine uralte heilige Eiche von ungemeiner Größe, von frühern Zeiten her die Jupiterseiche genannt, was man mit „Donnereiche" übersetzt hat, [18] umhauen zu lassen. Sie stand bei einem Orte in Hessen, der Gaesmere genannt wurde und sehr wahrscheinlich das heutige Geismar bei Fritzlar ist. Gewiß war dieser tausendjährige Baum, unter dessen grüner, schattiger Wölbung viele Geschlechter zum Altvater gebetet hatten, erhoben und begeistert von seinem majestätischen Anblick und vom Rauschen seiner Blätter, eins der größten Heiligthümer des Volkes; und Glaube und Aberglaube, Sage und heilige Ueberlieferung, religiöses Bedürfniß und dessen Befriedigung hatten seit undenklichen Zeiten in seinem Schatten eine sichere Wohnstätte gefunden. Kein Wunder also, daß die Leute, als sie den beabsichtigten Frevel erfuhren, sich gegen den fremden Eindringling, den ihnen verhaßten Boten des römischen Bischofs, verbanden, auf das Tiefste verletzt und empört über die Schändung ihrer Götter und deren Stätten, um ihre Eiche zu schützen und Bonifacius zu erschlagen. Aber drohende Waffengewalt verhinderte die Ausführung. Die Eiche fiel zum Schmerze des Volks. Durch ein Wunder, wird berichtet, zerbrach ein heftiger Wind die Gipfel der Aeste und spaltete den Baum in vier gleiche Theile.

Bonifacius dauerte aus dem Holze derſelben ein chriſtliches Bethaus zur Ehre des Apoſtels Petrus. Das beſtürzte Volk wurde bekehrt und betete nun in dem Hauſe. Ob nun ohne heidniſche Gebräuche, ohne Aberglauben, wird nicht geſagt. Dies Beiſpiel aber beweiſt mit welchem unerſchütterlichen Muthe, mit welcher heiligen Begeiſterung, mit welcher verehrungswürdigen Kraft Bonifacius ſein hohes Ziel verfolgte. Nichtsdeſtoweniger bleibt es höchſt wahrſcheinlich, daß Art und Schwert eben ſo viel Antheil an der Unterwerfung der deutſchen Chriſtenheit unter den Papſt gehabt haben, als des Bonifacius begeiſterte Reden [19].

Weitere Nachrichten über die Wirkſamkeit des Biſchofs Bonifacius in Heſſen haben uns ſeine Lebensbeſchreiber nicht hinterlaſſen. Sie erzählen nur, daß er ſich ſodann nach Thüringen begeben habe. Doch auch über ſeinen Aufenthalt in dieſem Lande ſind die Nachrichten nur ſpärlich und dunkel. Was Spätere von der Zerſtörung vieler Götzenbilder erzählen, die Bonifacius auf ſeinem Wege verrichtet haben ſoll, beruht auf nichts als erdichteten Fabeln, ohne allen hiſtoriſchen Grund und Boden; denn wie ſchon gezeigt worden iſt, beteten deutſche Völker niemals Götzenbilder an.

In Thüringen forderte er, nach den eigenen Worten ſeines erſten Lebensbeſchreibers Willibald, die Aelteſten des gemeinen Volkes und die Fürſten des Landes in Reden auf, ſich der Blindheit der Unwiſſenheit abzuthun und die ſchon längſt von ihnen angenommene chriſtliche Religion von neuem zu bekennen. Denn als die Macht ihrer Könige (d. h. der fränkiſchen) geſunken war und die Herrſchaft frommer Herzöge aufgehört hatte, war auch das Licht des Chriſtenthums allmählig verdüſtert worden, und falſche Prieſter hatten das Volk verführt. Einige dieſer Ketzer Namens Dorthwin, Berethher, Tanberecht und Hunred leiſteten dem Bonifacius Widerſtand, wurden aber von ihm überwunden und einer harten Strafe Preis gegeben. Vielleicht beſtand ihr ganzes Verbrechen darin, daß ſie die päpſtlichen Satzungen nicht anerkennen wollten und ſich dem apoſtoliſchen Joche widerſetzten, das Bonifacius ihnen aufzubürden ſich beſtrebte.

Die Bemühungen des Bonifacius hatten inzwiſchen in Thüringen einen ſo guten Erfolg, daß der Papſt Gregor ihm in einem eigenen Schreiben, vom 4. December 724 datirt, dazu Glück wünſchte.

Das beſte Mittel zur Durchſetzung ſeines Plans, die chriſtlichen Thüringer in Glaubensſachen von Rom abhängig zu machen, war obnſtreitig die Errichtung von Pflanzſchulen chriſtlicher Lehrer in ſeinem Sinne, und der eifrige Diener des Papſtes wendete es unermüdet an. Bonifacius erbauete Klöſter in Thüringen. Er erneuerte die alten Kirchen; die Zahl der Gläubigen wuchs, ſo die der Gehülfen und Lehrer; die Predigt des Evangeliums verbreitete ſich über das ganze Land, und Gottes Segen war unverkennbar bei dem Werke des heiligen Biſchofs.

Das erſte Kloſter in Thüringen erbauete er dicht am nördlichen Fuße des nordweſtlichen Thüringer Waldes, am linken Ufer der Ohre, eines Flüßchens, das am höchſten Gebirgsrücken entſpringt und mehrere Quellen aufnimmt, bevor es ſich ſelbſt mit der Apfelſtädt vereinigt. Dieſe Gegend war eine unwirthbare, menſchenleere Einöde, in welcher Bonifacius, als er Thüringen predigend durchzog, eines Abends ſeine Zelte aufſchlagen ließ, um hier zu übernachten. Die Sage, die ſich ihrem Weſen nach, eines ſo bedeutenden Mannes früh ſchon bemächtigen mußte, berichtet darüber Folgendes: „In jener Nacht entglomm ein wunderbares Licht am Himmel, breitete ſich immer weiter aus

und überglänzte den Ort, wo der heilige Mann ruhete, und mitten in dieſer Glorie erſchien ihm der Erzengel Michael, redete ihn an und ſtärkte ihn in dem Herrn. Am andern Morgen pries Bonifacius Gott und feierte eine heilige Meſſe an dieſem Orte. Auch befahl er ſeinem Diener, ihm hier das Mittagsmahl zu bereiten. Aber dieſer berichtete, daß es ihm an Speiſe fehle. Und Bonifacius ſprach gottvertrauend: Sollte Er, der ſein Volk vierzig Jahre lang in der Wüſte mit dem Manna des Himmels ſpeiſete, mir, ſeinem unwürdigen Knechte, nicht auf einen Tag Speiſe gewähren? Nach dieſen Worten befahl er, ihm den Tiſch zu bereiten. Und ſiehe ein Vogel flog daran, einen großen Fiſch im Schnabel, hinreichend zur Speiſe eines Tages, den er vor dem Tiſche niederwarf. Bei dieſem Anblick brachte der Heilige Gott ſeinen Dank dar und ließ den Fiſch zum Mahle zubereiten. Als er geſpeiſet, befahl er die Ueberbleibſel in den Fluß zu werfen. Auf ſeinem weiteren Zug in Thüringen erkundigte er ſich angelegentlich, weſſen Eigenthum der Ort ſei, wo er das hehre Geſicht gehabt hatte, und als er erfuhr, daß Hugo [20], der Aeltere genannt, der Beſitzer dieſes Ortes ſei, bat er denſelben, ihm den Ort zu überlaſſen. Dieſer bewilligte die Bitte, der erſte unter allen Thüringern, der ſein Erbe dem verehrungswürdigen Biſchof übergab. In der Folge aber überließen ihm auch Albolt und einige Andere ihre an jenen Ort grenzenden Güter. Als Bonifacius an den Ort zurückkam, ließ er das Geſträuch ausreuten und den Boden urbar machen, und legte den Grund zu einer Kirche, die er hernach aufbauete.

Die hier genannte Kirche, jedenfalls nur eine kleine Kapelle, war aber auf keinen Fall das Hauptgebäude, ſondern das Kloſter oder die Celle, zu welcher ſie gehörte, und welche mit Benedictinermönchen beſetzt und dem Kloſter zu Friplar affiliirt wurde. Beide weihete er in die Ehre des Erzengels Michael. Um dieſe Celle ſiedelte ſich bald das menſchliche Bedürfniß an, und es entſtand ein Dörfchen, das den Namen von dem vorüberrauſchenden Waldfluthen entlehnend, Ohrdorf hieß. So wurde der heilige Bonifacius durch Gründung des Kloſters und der Kirche des heiligen Michael der Gründer des reizenden Waldſtädtchens Ohrdruf. Die Stiftung dieſes Kloſters fällt in die Jahre 724 — 727. Das Kloſter ging bald wieder ein, man weiß nicht aus welchen Urſachen, wahrſcheinlich aber wegen der feindlichen Einfälle der Sachſen. Der von Bonifacius begonnene Kirchenbau aber wurde nachher von ſeinem Nachfolger auf dem erzbiſchöflichen Stuhle zu Mainz, dem heiligen Lull, vollendet, und die noch immer ſogenannte Michaeliskirche zu Ohrdruf ſteht zweifelsohne auf der Stelle des erſten Baues.

Wenn nun auch ausdrücklich angeführt wird, daß vor Bonifacius ſchon chriſtliche Kirchen in Thüringen beſtanden, die, in Verfall gerathen, er wieder erneuerte, ſo ſteht doch geſchichtlich feſt, daß die Michaeliskirche zu Ohrdruf die erſte von ihm neu gegründete Kirche in Thüringen war; denn die Sage, daß die alte Johanniskapelle auf dem Johannisberge oder Altenberge über dem gleichnamigen Dorfe, auf deren Stelle jetzt das Bonifaciusdenkmal ſich erhebt, die erſte von ihm erbauete Kirche Thüringens geweſen ſei, iſt eben eine Sage, die nirgend auf haltbarem hiſtoriſchen Boden fußt [21].

Außer der Celle und Kirche am linken Ufer der Ohre erbauete Bonifacius noch mehrere Kirchen und Klöſter in Thüringen. Da aber ſeine Lebensbeſchreiber und die Geſchichtsſchreiber, die bald nach ihm lebten und von ihm berichten, keine derſelben namhaft aufführen, ſo läßt ſich darüber nichts mit Gewißheit behaupten. Spätere

haben eine Menge Kirchen genannt, die Bonifacius in Thüringen gegründet haben soll, aber ihre Angaben beruhen nur auf frommen Sagen [22].

5.

Die Gehülfen des heiligen Bonifacius.
Seine dritte Reise nach Rom.

Obgleich mit Mühen und Entbehrungen aller Art kämpfend, sah der gottbegeisterte Mann doch mit frommer Demuth daß der Segen des Himmels bei seinem Werke war. Und sein Ruf verbreitete sich weit durch die Länder, wo das Christenthum schon fest gewurzelt war und Blüthen und Früchte trug. Da loderte auch in andern Gemüthern die Flamme der Gottbegeisterung und der Sehnsucht auf, an dem heiligen Werke des frommen Bischofs Theil zu nehmen, genährt vom Wunsche desselben, mehr tüchtige Gefährten bei der Verbreitung des göttlichen Wortes um sich zu versammeln. Diese Sehnsucht und dieser Wunsch begegneten sich vorzüglich in seinem Vaterlande England. Und von dort her kamen allmählig Burchard und Lull, die Brüder Willibald und Wunibald, dann Witta und aus Franken Gregor, den Bonifacius auf der Rückreise aus Friesland (723) bei der Abtissin Abdula, dessen Großmutter, einer Tochter des Königs Dagobert II., in dem von ihr gestifteten Nonnenkloster Pfalzel bei Trier, als fünfzehnjährigen Knaben kennen gelernt und mit sich genommen hatte. Ein anderer thätiger Gehülfe des Bonifacius war Sturm, Sproß einer vornehmen baierischen Familie.

Aber auch glaubenselige Frauen trieb das heilige Verlangen über das Meer, zu Gottes Ehre durch Wort und That zu wirken, und sie umgaben den hohen Lehrer als helfende Freundinnen, wie einst ähnliche Frauenherzen den göttlichen Stifter der Lehre umgeben hatten. Aus ihrer Zahl werden vorzüglich genannt Lulls Mutterschwester Chunihilt und ihre Tochter Berathgit, die, reich an schönen Kenntnissen und an Lust und Talent, diese Andern mitzutheilen, als Lehrerinnen in Thüringen angestellt wurden; Chunitrud und Thekla, deren Gemüth nur von göttlichen Dingen erfüllt war; Waltpurga, Schwester Willibalds und Wunibalds, und Lioba, eifrig und stark im Glauben und Lehre. Bonifacius verwendete ihre Kräfte auf das Beste. Wie Burchard später Bischof von Würzburg, Lull erst Abt zu Hersfeld, dann Erzbischof von Mainz, Willibald erster Bischof zu Eichstädt, Gregor Bischof zu Utrecht, Sturm erster Abt zu Fulda wurde, so Chunitrud Vorsteherin eines Nonnenklosters in Baiern, Thekla zweier Klöster am Main zu Kitzingen und Ochsenfurt, Lioba eines solchen zu Bischofsheim. Von diesen Mönchs- und Nonnenklöstern, denen die edlen Freunde und Freundinnen des thüringischen Apostels vorstanden, ging nachher das Licht der Religion und der Bildung aus über das ganze Land. Fürwahr Bonifacius war ein großer Wohlthäter der Menschheit, wenn er auch den Thüringern nicht zuerst das Christenthum, sondern das Papstthum brachte!

Mitten in seinen vielfachen und schwierigen Arbeiten für den großen Zweck, der unverrückt vor seiner Seele stand, überraschte den heiligen Mann die Nachricht vom Tode des römischen Bischofs Papst Gregors des Zweiten (731) und die Erhebung Gregors des Dritten auf St. Peters Stuhl. An diesen neuen Papst fertigte Bonifacius sofort eine Botschaft ab, um ihn zu beglückwünschen, den Bund, der zwischen seinem Vorgänger und dem deutschen Bischof bestanden, auch mit ihm zu schließen, die dem apostolischen Oberhaupte gebührende Unterwürfigkeit zu bezeigen, zugleich Bericht zu erstatten über den Fortgang der Bemühungen um das Reich Gottes in Deutschland

und um ferneren Schutz für Bonifacius und ſeine Gehülfen zu bitten. Der neue Papſt, hocherfreut über das demuthsvolle, unterwürfige Entgegenkommen des frommen Dieners, von deſſen Eifer noch ſo viel zu hoffen war für den apoſtoliſchen Stuhl, ſagte Schutz und Freundſchaft zu und überſandte demſelben zur Anerkennung, Befolgung und Aufmunterung, im Namen des Apoſtels Petrus, den erzbiſchöflichen Mantel und befahl, daß er fortan unter die Erzbiſchöfe gezählt werden ſolle. Einen beſtimmten Sprengel erhielt der neue Erzbiſchof aber jetzt eben ſo wenig, wie früher. Dem erzbiſchöflichen Gewande fügte der Papſt noch andre Geſchenke, namentlich Reliquien der Heiligen bei. Bonifacius hatte dem Papſt auch eine Anzahl Fragen vorgelegt und ſich über Dinge, in welchen er unſicher war, Verhaltungsbefehle erbeten, um für all ſeine und ſeiner Gehülfen Handlungen eine feſte Norm zu haben. Der Papſt gab die erbetenen Befehle. Die merkwürdigſten darunter ſind, daß er den Gläubigen verbietet ihre Sklaven an Heiden zum Opfern [82] zu verkaufen, Pferdefleiſch zu eſſen und nahe Verwandte zu heirathen. Dadurch iſt offenbar bedeutend auf eine feſte und humane Geſtaltung der geſellſchaftlichen Verhältniſſe eingewirkt worden.

Aus Freude über ſeine Ernennung zum Erzbiſchof erbaute Bonifacius zwei neue Kirchen zu Friedeslar (dem jetzigen Fritzlar) zur Ehre der Apoſtel Petrus und Paulus und Amaraburg (Amöneburg, wo er ſchon früher ein Kloſter gegründet hatte,) zur Ehre des Erzengel Michael, und verband mit jeder derſelben ein Benedictiner Kloſter. Um dieſe Zeit (ohngefähr 730) erfuhr Bonifacius von allerlei Ketzereien und Unordnungen, welche ſich in die chriſtliche Kirche in Baiern eingeſchlichen hatten [83], und er eilte ſogleich dorthin, um die unheiligen Flammen zu löſchen und drohendes Unheil abzuwehren. Sein Eifer war dort vorzüglich gegen den ketzeriſchen Prieſter Ehrenwolf gerichtet, den er auch mit Zuſtimmung des ihn begünſtigenden Herzogs Hugbert abſetzte. Wahrſcheinlich gab auch hier der Schutz der Frankenherzoge ſeinen Schritten Gewicht und Nachdruck.

Hier nun mochte Bonifacius die Nothwendigkeit einer mündlichen Unterredung und Verſtändigung über manche Dinge mit dem neuen Papſte eingeſehen haben, dazu mochte der Trieb ſeines frommen demuthsvollen Herzens kommen, den Oberhirten von Angeſicht zu begrüßen und ihm ſeine Ergebenheit zu bezeugen: genug der Erzbiſchof Bonifacius trat (wahrſcheinlich im Jahre 737) umgeben von einer großen Schaar ſeiner ihm treu ergebenen Schüler und Gehülfen, ſeine dritte Reiſe nach Rom an, nachdem er in Thüringen und Heſſen die nöthigen Vorkehrungen getroffen und mehrere neu erbaute Kirchen mit treuen Hirten verſehen hatte. In der Weltſtadt angelangt, wurde er vom Papſte ſehr ehrenvoll empfangen. Sein dem vorangeeilter Ruf verſammelte eine Menge frommer Männer um ihn, um aus ſeinem Munde Worte des Heils zu vernehmen. Aus Franken, Baiern, Sachſen, Britannien, ja ſchier aus allen Theilen der chriſtlichen Welt kamen ſeine Verehrer nach Rom, und Bonifacius verbrachte unter dieſen neuen Schülern ein ganzes Jahr mit Unterricht und Lehre zum Beſten der päpſtlichen Gewalt. Hierauf kehrte er, vom Papſte reichlich mit Reliquien der Heiligen beſchenkt und mit Empfehlungsſchreiben an die deutſchen Fürſten und Völker und an die Biſchöfe und Geiſtliche verſehen, an den Ort ſeiner vorzüglichen Wirkſamkeit zurück (739). Die Briefe des Papſtes zeigen wiederum deutlich, daß man in Deutſchland keineswegs allgemein gewillt war, ſich der römiſchen

Kirchenordnung zu unterwerfen; denn an die Bischöfe und Aebte aller Provinzen schreibt er: „dem Bonifacius Gehülfen zu geben, besonders nicht entgegen zu sein, wenn sich einer ihrer Priester mit ihm zur Predigt des Evangeliums und zur Einführung der römischen Ordnung verbinden wolle;“ die deutschen Völker fordert er auf: „die Bischöfe und Aeltesten, welche ihnen Bonifacius geben würde, willig anzunehmen und nicht zu widerstreben, wenn er diejenigen, welche nicht nach der Ordnung der römischen Kirche lebten, absetze.“

6.

Die letzten Thaten und Schicksale des heiligen Bonifacius.

Von nun an breitet sich die Wirksamkeit des thüringischen Apostels weit über die Grenzen Thüringens aus und gehört mehr einer Geschichte Deutschlands als Thüringens an.

Auf seiner Rückreise von Rom verweilte er in Pavia, hochgeehrt vom alten Longobardenkönige Luitprand, und empfing hier vom neuen Herzoge von Baiern Odilo, Hugberts Vetter und Nachfolger, eine Einladung, um die Kirche Baierns ganz nach römischen Grundsätzen einzurichten. Bonifacius folgte derselben, setzte widerstrebende Geistliche ab und ergebene ein, und theilte, um die neue Ordnung festzustellen, das ganze Land unter vier Bisthümer zu Salzburg, Freisingen, Regensburg und Passau, deren Stühle er mit treuen Anhängern und Schülern besetzte. Da in Baiern viel deutsches Element d. h. selbstständiges geistiges Streben sich zeigte, so blieb der fromme Erzbischof mehrere Jahre dort, um die wilden Auswüchse der Ketzerei zu vernichten und wieder Ordnung zu schaffen in dem künstlich angelegten Kirchenbaue. Nach Beseitigung dieser Hindernisse legte Bonifacius Hand an ein neues Werk, er gründete kraft der vom Papste erhaltenen Machtvollkommenheit vier Bisthümer: zu Eichstädt, wo Willibald, seiner Schwester Sohn, erster Bischof wurde, zu Würzburg (Wirzaburg), das er Burchard übergab, zu Buraburg oder Buriburg, wahrscheinlich einem hessischen Städtchen, das sich nicht mehr bestimmen läßt, wo er Witta den Krummstab übergab, und zu Erfurt (Erphesfurt) [35]. Die beiden letztern sind bald wieder eingegangen, und von Erfurt ist nicht einmal der erste Bischof mit Gewißheit zu nennen, der wahrscheinlich auch sein letzter war. Dieses geschah im Jahre 741, und in demselben Jahre starben der Papst Gregor III. und der Frankenherzog Karl, später Martell zubenannt, für Bonifacius zwei merkwürdige Todesfälle; denn er hatte es nun mit neuen Inhabern der geistlichen wie der weltlichen Macht zu thun. Doch Karls Söhne und Nachfolger Karlmann und Pipin wurden eben so gut wieder des Bonifacius Freunde, wie der neue Papst Zacharias; denn er arbeitete in ihrem Interesse, verpflichtete sich zum unterthänigen Diener des Letzteren und machte alle seine Schritte und Handlungen von ihm abhängig. In einem langen Briefe an das neue Oberhaupt der römischen Kirche machte er keine vortheilhafte Schilderung vom Zustande der christlichen Kirche und deren Vorstehern in Deutschland, beklagte sich zu gleicher Zeit aber auch bitter, daß selbst in Rom noch heidnische Gebräuche und Aberglaube ohne Scheu und Strafe auftreten dürften, und die Deutschen sich auf dieses böse Beispiel beriefen. Zur Besserung dieser schlimmen Kirchenzucht wurde vom Herzog Karlmann, welchem das ostfränkische Reich zugefallen war, wahrscheinlich auf Bonifacius Veranstaltung, im folgenden Jahre (742) eine große Kirchenversammlung gehalten, deren Ort nicht genannt wird, und eine andere (743) zu Liptine. Auf die-

sen Synoden wurden alle heidnischen Gebräuche verdammt, und die Oberherrschaft des Papstes in Kirchen- und Glaubenssachen auf alle mögliche Weise befestigt. Ja auf einer spätern Kirchenversammlung mußten sich die deutschen Bischöfe auf Bonifacius Antrieb in einer von ihm aufgesetzten Schrift zum beständigen Gehorsam gegen St. Peters Stuhl eidlich verpflichten.

Schon lange war es des Bonifacius Plan ein großes und mächtiges Kloster nach Art der italienischen in dem von ihm vor allen deutschen Ländern geliebten Thüringen zu gründen, und er ersah sich dazu den großen und schönen Buchenwald, „die Buchen- oder verlateinisirte Buchonia genannt, der sich zwischen Thüringen und Hessen viele Meilen lang und breit ausdehnte, und welchen er auf seinen Wanderungen von einem Land in das andere oft durchzogen war. Er beauftragte daher seinen Schüler Sturm einen passenden Platz in diesem schönen Waldlande aufzusuchen. Sturm machte sich mit zwei Gefährten auf, fand einen ihm tauglich scheinenden Ort und gründete daselbst das Kloster Hersfeld (743), aber Bonifacius hielt diesen Ort der Grenze der feindlichen Sachsen zu nahe und vermochte seinen Schüler tiefer im Walde einen schicklichern Platz zu suchen. Sturm zog wahrscheinlich von Fritzlar aus, wo sich Bonifacius meist aufzuhalten pflegte, zu verschiedenen malen den Fuldafluß aufwärts durch den schauerlichen Wald, und fand endlich in der zum Theil anmuthigen Wildniß ein Thal, das ihm besonders wohlgefiel, in welchem er denn auch (744) mit Genehmigung seines Meisters, und nachdem derselbe von Karlmanns und einiger andern Herren im Grabfelde Freigebigkeit — die Letztern waren von Karlmann dazu vermocht — einen nicht unbeträchtlichen Landstrich dazu erhalten hatte, das nachmals so berühmte und reiche Kloster Fulda gründete, zu dessen erstem Abte er von Bonifacius ernannt wurde. Diese Stiftung, dem heiligen Bonifacius die liebste von allen, wurde die Sonne, von welcher aus Licht und Wärme über Deutschland ausging, wurde der trieb sprudelnde Quell christlich humaner Bildung, wurde die Pflanzschule der deutschen Geistlichkeit. Hier hatte auch der unermüdliche Arbeiter im Weinberge des Herrn den Rest seiner Tage zu verleben beschlossen, aber er sollte noch einen höhern Wirkungskreis erhalten.

Gewiß, der Bischof von Mainz hatte sich in den Kämpfen, die fort und fort zwischen den Franken und Sachsen statt fanden, einen Menschenmord zu Schulden kommen lassen, auch war er mehr Jäger als Priester, und so erhob sich Bonifacius in gerechter Entrüstung auf einer Synode gegen ihn, klagte ihn an und drang auf die Absetzung desselben, die von den Fürsten Karlmann und Pipin bestätigt wurde. Von diesem wurde der heilige Mann aber zum Ersatz zum Bischof von Mainz ernannt, oder vielmehr Mainz zum ersten deutschen Erzbisthum erhoben und dem Bonifacius übertragen. Der Papst Zacharias bestätigte diese Wahl, und Bonifacius war nun das Haupt der deutschen Kirche. Höchst wahrscheinlich fand diese seine letzte Erhöhung im Jahre 745 statt.

Und noch vor dem Hingange des heiligen Greises sollte sich ihm eine Gelegenheit darbieten, sich dem virginischen Geschlechte für all den kräftigen Schutz und die fördernde Unterstützung, die er von demselben erfahren, auf eine glänzende Weise erkenntlich zu zeigen. Der Herzog Karlmann faßte den Entschluß, an welchem Bonifacius nicht ohne Antheil sein mochte, die Regierung seinem Bruder Pipin allein zu übertragen und in ein Kloster zu gehen, und führte denselben 747 aus. Jetzt dachte Pipin allen Ernstes daran, sich zum König der Franken

zu erheben, und es ist sehr wahrscheinlich, wenn auch nicht historisch klar erwiesen, daß Bonifacius ihm bei den Vorbereitungen zu diesem wichtigen Schritte behülflich war, wenigstens scheint eine Botschaft, die er in der Person seines treu ergebenen Lull 751 mit Briefen und geheimen Aufträgen an den Papst schickte, damit in Zusammenhang zu stehen; denn der Papst mußte natürlich für den Plan gewonnen werden, da nur er der Usurpation der Krone den Stempel der Heiligkeit und Legitimität aufdrücken und dadurch einen Ausbruch der Unzufriedenheit unter den fränkischen Großen nieder halten konnte. Genug Pipin ließ von den bestens bearbeiteten Ständen auf einem Reichstage zu Soissons den unglücklichen König Childerich III. unfähig zur Verwaltung des Reichs erklären, absetzen und in ein Kloster schicken, sich selbst aber zum König der Franken erwählen. Bonifacius salbte den neuen König im Namen des Papstes. Da nun in den Briefen des Letztern sich dazu kein schriftlicher Auftrag findet, so muß doch ein mündlicher statt gefunden haben, den Lull jedenfalls von Rom mitbrachte. Der König Pipin gestattete dafür dem Bonifacius, was dieser schon oft von den Päpsten vergeblich gewünscht hatte, sich einen Nachfolger auf dem erzbischöflichen Stuhle zu erwählen. Und er ernannte seinen getreuen Lull und reisete mit ihm in Hessen und Thüringen, um ihn den Bewohnern zu empfehlen. Jetzt, als er die Geschäfte in die Hände seines geistigen Sohnes niedergelegt hatte, folgte der siebenzigjährige Greis noch einmal dem Drange seines Herzens, er ging nach Friesland, um die kirchlichen Angelegenheiten, die nach Willibrords Tode sehr in Verfall gerathen waren, wiederum zu ordnen, und dem Christenthum oder vielmehr der römischen Kircheneinrichtung neue Anhänger zu gewinnen. Mit einem sehr zahlreichen Gefolge von Presbytern, Diakonen, Klerikern und Mönchen schiffte er den Rhein hinab, predigte, taufte, bauete Kirchen und setzte seinen Gehülfen Eoban zum Bischof von Utrecht. Dann schrieb er einen Tag zur feierlichen Firmelung aller Getauften aus. Am Morgen dieses Tages erwartete er mit seinem Gefolge die bekehrten Friesen mit den Ihrigen, um ihnen die zweite Weihe zu geben. Aber statt ihrer erschienen Haufen bewaffneter Feinde, heidnischer Friesen, fielen wüthend über die Bewohner der Zelte her und erschlugen sie. Der Greis Bonifacius rief seinen Begleitern Muth zu, tröstete sie und starb unter den heidnischen Schwertern standhaft und voll Gottbegeisterung, wie er gelebt, als ein wahrhaftiger Blutzeuge des Christusglaubens. Seine Leiche wurde erst nach Utrecht gebracht, dann von Lull feierlich nach Mainz abgeholt und endlich in Fulda zur Ruhe bestattet. Sein Märtyrertod fand am ersten Juni 755 statt. Bonifacius hatte das Ziel seines Lebens erreicht, die Einheit der römisch-christlichen Kirche und die Macht des Papstes waren in Deutschland fest begründet, und seine Aussaat blühete in Thüringen fröhlich empor.

Zweites Kapitel.

Die Herrschaft der Pipinger (Karolinger) in Thüringen.

1.

Pipin von Heristal. — Karl Martel — Karlmann und Pipin der Kurze. — Pipin der Kurze, König.

Hinsichtlich der weltlichen Herrschaft war in Thüringen kurz vor dem Auftreten des heiligen Bonifacius eine große Verwirrung. Ein undurchdringliches Dunkel ruht auf dieser Zeitperiode der thüringischen Ge-

ſchichte. Es iſt offenbar, daß die Thüringer wieder unter die Botmäßigkeit der Franken gekommen ſind, wann aber und durch wen, ob durch Pipin von Heriſtal oder ſeinen Sohn Karl den Hammer, iſt mit Gewißheit nicht anzugeben. Die chriſtlichen Thüringer lebten mit den heidniſchen Sachſen und Slaven in ſteten blutigen Kämpfen und kehrten wahrſcheinlich, vielfach geſchwächt, nicht ungern unter die ihnen Schutz verleihende Oberherrſchaft der Franken zurück. Daß ſie ſich unter Karl dem Hammer ruhig verhielten und dieſen gewaltigen Helden in ſeinen Unternehmungen gegen die Saracenen in Spanien, gegen die Burgundier und Frieſen nicht ſtörten, war wohl ganz allein das Werk des heiligen Bonifacius und ſeiner Gehülfen, die den alten wildaufſtrebenden Geiſt durch die römiſche Kirchenzucht niederhielten. Vielleicht wäre ohne Bonifacius Wirkſamkeit das Haus Pipins niemals zu Hoheit und Glanz gelangt. Der Zuſtand der Thüringer war wegen der ſteten Einfälle der Sachſen und Slaven ein ſehr trauriger und zerrütteter; die Lehrer und Lehrerinnen des römiſchen Chriſtenthums mußten ſich den äußerſten Entbehrungen und Mühſeligkeiten unterziehen und den verwüſteten Boden ſelbſt bebauen, um ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, aber durch ſie drang vorzüglich von den Klöſtern aus wieder Ordnung und Halt in das geſellige Leben. Karl Martell bekämpfte die Sachſen ſiegreich, aber nähere Angaben fehlen. Erſt nach ſeinem Tode (741) erfährt man wieder etwas von Thüringen. Er hatte das Frankenreich mit Zuſtimmung einer Reichsverſammlung unter ſeine beiden älteſten Söhne Karlmann und Pipin getheilt, und der erſtere hatte auf ſeinen Antheil Thüringen erhalten. Kurz vor ſeinem Hinſcheiden ſtellt Karl ſeinem jüngſten Sohne, Grifo oder Greif, damals ein ohngefähr vierzehnjähriger Knabe, auf Betrieb ſeiner zweiten Gemahlin oder Kebſe Swanehild, mit in die Theilung eingeſchloſſen und ihm von jedem fränkiſchen Lande einen Theil zugeſichert haben. Karlmann und Pipin erkannten nach des Vaters Hingang dieſe ungewiſſe und von keinem Reichstage confirmirte Verfügung nicht an, und verfolgten die mit ihrem Sohne geflüchtete Swanehild, bekamen ſie in ihre Gewalt, ſperrten Grifo in das Schloß Neuburg im Ardennerwald und Swanehild in das Kloſter zu Cheſſes. Die beiden Brüder bekämpften nun vereint die Herzöge von Baiern, Aquitanien und Alemannien, die ſich der Oberherrſchaft der Franken zu entziehen ſuchten, als Karls ſchwertführender Arm nicht mehr drohend aber ihnen geboben war, und ſtellten zu ihrer Sicherheit den ſchon erwähnten letzten Scheinkönig aus dem Meroväiſchen Stamm Childerich III. auf den Thron, weil jene Herzöge im Mangel eines Königs die beſte Entſchuldigung zum Abfall hatten. Auch die Sachſen, die, dieſe Kämpfe benutzend, an den Rhein vorgedrungen waren, wurden wieder ſiegreich zurückgetrieben. Nur die Thüringer blieben in dieſer allgemeinen Bewegung ruhig.

Plötzlich erklärte Karlmann (747), der ſo kriegeriſch aufgetreten und zur Befeſtigung ſeiner Herrſchaft ſo viel aufgeboten hatte, ſeinen Entſchluß ſich als Mönch in ein Kloſter begeben zu wollen. Nachdem er ſeinen jüngern Bruder Pipin die Herrſchaft übergeben, reiſete er nach Rom, ließ ſich vom Papſt Zacharias das Haupt ſcheeren, bauete ein Kloſter auf dem Berge Soracte bei Rom, ging aber bald darauf als Mönch in das Kloſter des Berges Caſſino. Grifo ward, wahrſcheinlich nach des abdankenden Karlmanns Willen, der Haft entlaſſen und ſollte von Pipin mit großen Gütern abgefunden werden. Aber er ſcheint mächtige Anſprüche an die Mitherrſchaft des Frankenreichs gehabt zu haben und entſchloſſen geweſen zu ſein, ſie dem ungerechten Bruder gegenüber geltend zu machen.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Grifho auf Rechte fußte, die ihm von Karlmann zugestanden worden waren [36], und ein Brief des heiligen Bonifacius an ihn, der, wie aus den Umständen hervorgeht, in diese Zeit fällt, bestätigt diese Annahme; denn darin heißt es: „ich beschwore Dich bei Gott dem Allmächtigen, daß, wenn Du mit Gottes Hülfe zur Macht gelangt sein wirst, Du den Dienern Gottes, nämlich den Priestern und Presbytern, die in Thüringen sind, beizustehen Dich bestrebst, daß Du die Mönche und Mägde Christi gegen die Bosheit der Heiden vertheidigest und daß Du das christliche Volk schützest, damit es vor den Heiden nicht verderbe."

Aber Pipin war nicht genügt, dem Halbbruder den geforderten Theil des Frankenreiches zuzugestehen, und der fürstliche Jüngling ging (748) mit einer auserlesenen Schaar seiner Anhänger über den Rhein zu den Thüringern, wo er wie der rechtmäßige Herr empfangen ward. Alsbald bei Pipin auf einer Volksversammlung der Franken seinen Heerbann gegen den Bruder auf. Grifho wartete die Ankunft des Heeres nicht ab, sondern floh zu den Sachsen, welche Nordschwaben genannt wurden, und welche Pipin nicht als Herrn anerkannten, wie sie Karlmann getan hatten. Pipin trug keine Scheu, die Friesen und sogar die Wenden gegen die Sachsen in die Waffen zu rufen. Er selbst durchzog mit seinem Heere ungehindert Thüringen, strafte Grifhos Anhänger, trieb die Nordschwaben zu Paaren und wandte sich, von den slavischen Herren unterstützt, gegen die eigentlichen Sachsen, zu welchen Grifho geflohen war. An der Oker standen sich beide Heere gegenüber, aber Grifho ließ es, aus unbekannten Gründen, nicht zur Schlacht kommen. Er floh mit dem Haufen edler Jünglinge, der ihn geleitete, vom Harze durch Thüringen bis zur Donau. Die Sachsen zerstreueten sich und Pipin verwüstete das wehrlose Land derselben.

In Baiern war eben der sechsjährige Herzog Tassilo und dessen Mutter Chiltrud, Schwester der Frankenherzoge und Stiefschwester Grifhos, und gleich diesem von Pipin gehaßt und verfolgt, von der Herrschsucht des Letztern schwer bedrängt, und es ist wahrscheinlich, daß Grifho von der verlassenen Schwester nach Baiern gerufen wurde, um neben den seinigen auch die Rechte ihres Sohnes gegen Pipin zu wahren. Dieser zog im folgenden Jahre gegen die Baiern, gegen Bruder und Schwester. Zum Kampfe kam es wiederum nicht, sondern zu einem Vergleiche, in welchem Grifho auf gleichen Antheil der Macht mit Pipin verzichten mußte. Dafür erhielt er die Stadt Mans in Gallien und zwölf Grafschaften, fand aber 753 im neuen Kampfe gegen ein Heer seines Bruders den Tod in den Alpen, als er zum Longobardenkönige Aistulf flüchten wollte. Tassilo blieb Herzog in Baiern, mußte aber die fränkische Oberherrschaft anerkennen.

Der ränkevolle Pipin, in der Geschichte der Kleine oder der Kurze genannt, war jetzt unbeschränkter Herr des ganzen ungeheuern Frankenreiches; es gab in Europa keinen mächtigeren Fürsten als ihn, und er mochte nun ohne Gefahr daran denken, die Lieblingsidee seines Hauses auszuführen, und sich die Königskrone der Merovinger auf das Haupt zu setzen. Der Papst, der sein eigenes Interesse in der Erhebung Pipins auf den Königsthron fetzen wußte, bot ihm dazu die Hand, und der Erzbischof Bonifacius, der in der Geschichte dieses Hauses überhaupt eine wichtige Rolle spielt, erhielt den Auftrag, den Frankenfürsten zum König zu krönen [37]. Auf einer Versammlung der Franken wurde Childerich III., der Letzte der unglücklichen Merovinger, abgesetzt und in das Kloster Sithiu zu St. Omer gebracht,

Pipin der Kleine aber, zum König erwählt, erbeizt von Bonifacius die heilige Salbung, wurde von demſelben gekrönt und dann, nach alter Sitte, auf den Schild erhoben und von den verſammelten vornehmen Franken als König begrüßt (752).

Ueber Thüringen iſt unter ſeiner königlichen Herrſchaft nichts beſonders Merkwürdiges aufgezeichnet worden. Ein Hirtenbrief des zweiten Erzbiſchofs von Mainz, Lull, an mehrere thüringiſche Geiſtliche belehrt uns, daß im Jahre 757 ein andaltender Regen die Gemüther ängſtigte. Dieſe Witterungsverhältniſſe veranlaßten wahrſcheinlich eine große Theuerung, welche um dieſe Zeit das Frankenreich heimſuchte und mit einem beängſtigenden Sterben verbunden war. Der Brief iſt aber auch noch in anderer Hinſicht merkwürdig, weil er einen Blick in die ſeelſich-chriſtlichen Zuſtände jener Zeit vergönnt, und uns ziemlich klar belehrt, was dem heiligen Bonifacius und ſeinen Schülern eigentlich das Chriſtenthum war. Er lautet alſo:

„Den geliebteſten Söhnen Denahard, Tanberth, Winberth, Sigeher und Sigewald wünſcht der Vorſteher Lull Heil im Herrn [*].

Wir ermahnen euch, daß ihr überall alle, die Gott dienen, ſowohl die Knechte Gottes und die Mägde Chriſti in der Landſchaft Thüringen, als auch das ganze Volk anhalten mögt, daß ſie gemeinſchaftlich Gottes Barmherzigkeit anrufen, damit er uns von der furchtbaren Plage des Regens befreie; ſie ſollen nämlich eine Woche lang ſich alles Fleiſches und alles Getränkes, in welchem Honig iſt, enthalten. Montags, Mittwochs und Freitags faſtet bis zum Abend, und jeder Knecht Gottes und jede Kloſterfrau ſinge täglich funfzig Pſalmen in jeder Woche; und jene Meſſen, welche man gegen Ungewitter zu halten pflegt, ſollt ihr, Prieſter, nicht zu feiern vergeſſen. Wir ſchicken euch die Namen des Herrn römiſchen Biſchofs, für den jeder von euch dreißig Meſſen leſen ſoll, und jene Pſalmen und das Faſten nach unſerer Verordnung. Eben ſo mag ein jeder von euch für zwei Nichtgeiſtliche, Namens Meginfrid und Hraban zehn Meſſen leſen. Gott befohlen!“

2.

Karl der Große. — Einfall der Torken in Thüringen. — Empörung der Thüringer.

Pipin war im Jahre 768 geſtorben, und ihm ſeine beiden Söhne, Karl und Karlmann als Könige gefolgt; jener war Herr des nördlichen, dieſer des ſüdlichen Theils des Reichs. Zu Karls Ländergebiet gehörte Thüringen. Als aber 771 Karlmann ſchon mit Tod abging, und ſeine Wittwe Gerberge mit ihren beiden Söhnen, wahrſcheinlich aus Furcht vor ihrem Schwager, zum Longobardenkönige Deſiderius floh, wurde Karl, damals dreißig Jahre alt, Herr des ganzen Frankenreiches. Zu ihm war der mächtige Pfeiler aufgewachſen, der den Thron des neuen Königsgeſchlechts der Pipinger, nach ihm, den „Großen,“ gewöhnlich Karolinger genannt, feſt und unerſchütterlich ſtützte; er iſt die Sonne, vor deren Glanze die ihm vorangewandelten Sterne — ſeine Väter — verſchwinden. So wenig wir von ſeinem frühern Leben wiſſen, ſo gedrängt voll Thaten und Ruhm iſt das des Alleinherrſchers. Mit klarem, großen Geiſte erfaßte er ſeine Zeit, die ihm die Hand zur Erhebung bot, er begriff ihre Bedürfniſſe und war der Mann, ihnen zu genügen. Mit bewundernswerther Kraft ſchuf er ein ungeheueres Reich, das den größten Theil von Europa in ſich begriff. Wie Bonifacius für die Einheit der Kirche lebte und wirkte, ſo Karl für die Einheit des Reichs, die er in weiſer Vorſicht auf feſte ſicher begründete, und dadurch wurde

der gewaltige König der Begründer Deutschlands, der Schöpfer des deutschen Volks.

Ein so großer Geist, wie Karl — der größte, der einen Thron inne gehabt — erkannte bald klar, daß das siegreiche Frankenschwert der starke unzerbrechliche Eisenreif werden müsse, die kriegerisch wilden, widerspenstigen, sich feindlich gegenüberstehenden Volksstämme zusammen zu halten, wenn Ein Volk, das deutsche Volk daraus werden sollte, welchem Heil und Wohlfahrt aus Gesetz und Frieden entsprieße. Und der Starke an Geist und Leib trug sein Schwert durch die Länder und beugte es, wie sie auch widerstreben, als Reif um sie; und wenn er das Schwert nicht führte, nahm er den weißen Stab in die Hand, dem die Gesetze entsprießen und das Recht und der Friede. Die Völker aber beugten sich wohl oder übel dem Schwerte und dem Stabe; und Karl ward groß vor der Mit- und Nachwelt, der mächtige und weiseste König. Die Welt ward umgestaltet durch Karls Schwert und Stab.

Je weniger nun die noch in der Wiege liegende Kunst der Geschichtschreibung jener Zeit im Stande war, die Thaten Karls in allen ihren Beziehungen zu den damaligen Lebensverhältnissen richtig zu würdigen und ein in allen Theilen vollkommenes Bild von ihm aufzustellen, um so mehr hat sich die Sage, die schöpferische Volkspoesie, an seiner Größe, wie üppiges Erben an der starken Eiche, emporgerankt und ihn grün und herrlich und ewig blühend umsponnen und umschlungen. Die Sage ist bei allen Völkern die Verwunderin der kindlichen Geschichte gewesen; sie hat ihr Amt prachtvoll, glänzend, aber phantastisch verwaltet, und statt ernste Züge in Stein zu graben, hat sie Blumen und bunte Bilder in einen Teppich gestickt und diesen darüber gehängt, so daß wir die ursprüngliche Gestalt nicht mehr zu erkennen vermögen.

Den härtesten und langwierigsten Kampf hatte Karl mit den Sachsen zu bestehen, die sich in denselben als ein ächtdeutsches, tapferes, todesmuthiges Volk bewährten, und es dauerte zwei und dreißig Kriegsjahre (772—804), eh sie sich der fränkischen Hoheit und dem Bilde des Gekreuzigten beugten, und Karl wäre wahrscheinlich nicht Sieger geblieben, wenn er allein für die Herrschaft gefochten hätte, so aber galt es auch die Ausbreitung des päpstlichen Christenthums unter den noch heidnischen Sachsen, und deshalb hatte er an den für die Einheit der römischen Kirche begeisterten Pfaffen starke Bundesgenossen, die ihm den endlichen Sieg verschafften.

Zwischen diesem oft unterbrochenen Kriege gegen die Sachsen führte König Karl seine übrigen Heerfahrten aus. Zuerst gegen Desiderius, König der Longobarden, den er besiegte, absetzte und mit dessen Krone er sich selbst als Longobardenkönig schmückte (772 — 774); dann gegen die Mauren in Spanien (778), gegen die Slaven zwischen der Elbe und Oder, gegen die wilden räuberischen Avaren in Pannonien (788—799), gegen die Nordmannen (802). Sein letzter Krieg nach gänzlicher Unterwerfung der Sachsen war gegen die Slaven und Danen (805—813) gerichtet [77].

Thüringen litt begreiflicher Weise viel durch diese häufigen und kostspieligen Heerzüge. Nicht nur, daß der oft beendigte und immer wieder begonnene Kampf mit den Sachsen, den nördlichen Nachbarn der Thüringer, den Letztern fort und fort großen Schaden bringen mußte, sondern ihre wehrbaften Männer mußten auch dem Heerbanne des Königs überall folgen. Ja die Serben, welche sich allmählig des einst zu Thüringen gehörigen Landes zwischen der Saale und Elbe bemächtigt hatten, fielen 782 von da aus über die Saale raubend und verwüstend in Thüringen

und in die zum Frankenreiche gehörigen Theile des Sachſenlandes ein. König Karl ſandte ſofort ſeinen Kämmerer Adalgis, ſeinen Marſchall Geilo und den Pfalzgrafen Worads mit einer Kriegerſchaar über den Rhein, die Oſtfranken und Sachſen zum Heerbann zu entbieten, und mit ihnen vereint, die Slaven wieder zurückzutreiben. In Sachſen erfuhren aber dieſe drei Heerführer, daß der von Karl vertriebene Sachſenfürſt Wittekind, der muthige und unermüdliche Streiter für das Vaterland, von den Nordmannen (Dänen), bei denen er ſich aufgehalten, zurückgekehrt ſei und die Sachſen abermals zu einem Aufſtande gegen die Franken bewogen habe. Statt nun gegen die Sorben zu ziehen, mußten Karls Heerführer ihre Streitkräfte gegen die Sachſen wenden, zu deren Beiſtand ſie gekommen waren. Karl ſchickte auf die böſe Nachricht von Wittekinds neuen Unruhen ſchnell einen vierten Heerführer, den Grafen Theodorich; aber die drei erſten waren auf dieſen eiferſüchtig, unternahmen, ohne es ihm zu melden, die Schlacht allein, um auch den Ruhm des Siegs allein zu haben, und wurden bei dem Berge Suntal [38] gänzlich geſchlagen, ſo daß nur Wenige mit dem Leben davon kamen. Auch Adalgis und Geilo blieben in dieſer blutigen Schlacht. Karl eilte mit einem neuen Heere zornentbrannt heran, Wittekind entfloh wiederum, die Sachſen waren durch die Schlacht, obgleich Sieger, ebenfalls geſchwächt, und die Vornehmſten beugten ſich vor dem Könige, alle Schuld auf Wittekind werfend. Da ließ Karl an einem Tage fünfundvierzig tauſend wehrloſe Männer, die ſich ihm als Empörer geſtellt hatten, bei Verden enthaupten, und dieſe That iſt ein gräßlicher Schandfleck in Karls Leben.

Die Thüringer waren für den Druck der fremden Herrſchaft noch eben ſo empfindlich, wie früher, und die eiſerne, oft grauſame Hand Karls mochte ſchwerer auf ihnen laſten, als die ſeiner Vorgänger in der fränkiſchen Herrſchaft. Auch mochte ſie das Beiſpiel der Baiern reizen, die ſich unter ihrem ſtolzen Herzoge Thaſſilo III. gegen die fränkiſche Oberherrſchaft auflehnten. Wahrſcheinlich fanden Verabredungen zwiſchen Thaſſilo und vornehmen Thüringern ſtatt, vielleicht auch ſtanden dieſe mit ſächſiſchen Großen in Verbindung, ja ſogar die Slaven mochten zu dieſem Bunde gewonnen ſein, um gemeinſchaftlich einen Kampf auf Leben und Tod mit dem gewaltigen Frankenkönige zu beginnen. Genug, im Jahre 786 wurde dem Könige Karl eine in Thüringen beſtehende große und drohende Verſchwörung entdeckt. Es war der mächtige, die Herzen entflammende Ruf nach Freiheit, welcher durch die thüringiſchen Gauen erſcholl. Die äußere Veranlaſſung dazu wird von den gleichzeitigen fränkiſchen, alſo parteiiſchen Geſchichtſchreibern folgender Weiſe erzählt. Ein vornehmer Franke, Meginar, hatte ſich mit der Tochter eines vornehmen Thüringers, des Grafen Hardrad, verlobt, als er aber nach abgelaufener Frei die Braut heimführen wollte, weigerte ſie ihm der Vater, wahrſcheinlich aus dem Grunde, weil die Verſchwörung gegen Karl ſchon weit gediehen war, und man mit den Franken keine ſolche Verbindung mehr eingehen konnte und mochte. Meginar wandte ſich klagend an den König und dieſer beſchickte den Hardrad mit der Weiſung, die Tochter herauszugeben. Da verſammelte der thüringiſche Graf alle vornehmen Thüringer und ihre Nachbarn d. h. Oſtfranken, und ſie verabredeten ſich, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Karl ſtürmte ſofort mit mehreren Heeresabtheilungen aus Sachſen, wo er ſich eben aufhielt, gegen ſie, fiel über ihre Gauen her, raubte und brannte, ob ſie ſich deſſen verſahen und ihr Plan zur Ausführung gereift war. Die beſtürzten Thüringer ſuchten beim Leichname des heiligen

Bonifacius in Fulda Schutz vor des Königs Zorn, den ihrer Meinung nach der Märtyrer entwaffnen mußte, und der Abt des Fuldaiſchen Kloſters Sangolf, der Nachfolger Sturms (starb 779), verſprach ihnen, ſich bei dem Könige für ſie zu verwenden. Karl erfuhr die Ausdehnung der Verſchwörung, ſelbſt daß ſein Leben ein Ziel derſelben geweſen war; er mochte die große Gefahr erkennen, in welcher er und ſein Reich geſchwebt, und die Klugheit gebot ihm, die thüringiſchen Edeln jetzt nicht noch mehr zu reizen und zur Verzweiflung zu bringen. Und er beſchied ſie vor ſich mit dem Verſprechen ſeines königlichen Schutzes. Sie erſchienen alle, kühn, muthig und ihre Theilnahme an der gemeinſamen Sache des Vaterlandes nicht läugnend. Von ihm befragt, ob es wahr ſei, daß ſie ihm nach dem Leben geſtrebt, oder wenigſtens ſich ſeiner Herrſchaft zu entziehen gedacht hätten, konnten und wollten ſie dies ihr Verbrechen nicht in Abrede ſtellen, und Einer von ihnen ſprach freimüthig: „Wären nur alle meine Freunde und Gefährten mit mir einig geweſen, ſo würdeſt du lebend nicht wieder über den Rhein zurück gegangen ſein.“ Der König ſchwieg auf die Kühnheit dieſer Rede und ſchien alles mit Milde vergeben zu wollen, doch machte er den unerſchrockenen Männern zur Bedingung, daß ſie theils nach Rom zum heiligen Petrus, theils nach Neuſtrien und Aquitanien gehen ſollten, um bei den Reliquien der Heiligen ihm und ſeinen Söhnen ewige Treue zu ſchwören. Sie thaten nach ſeinem Befehle. Auf der Heimkehr wurde ein Haufe derſelben verhaftet und geblendet, andre wurden in Worms ergriffen und ins Elend geſchickt, wo auch ihnen die Augen ausgeriſſen wurden. Drei von ihnen, die ſich mit dem Schwerte verzweifelt wehrten und einige ihrer fränkiſchen Peiniger niederbrieben, fielen als Schlachtopfer, da ſie nur durch den Tod gebändigt werden konnten. Solch grauſames Schickſal erfuhr die Blüthe des thüringiſchen Volks, deren Verbrechen in nichts als der edelſten Vaterlandsliebe beſtand, und dies tyranniſche Verfahren iſt der zweite Schandfleck in Karls Leben.

Seinem Lebensbeſchreiber Eginhard zu Folge ſoll Karls junge und neue Gemahlin Feſtrada, die ihn beherrſcht, ihn zu dieſer unmenſchlichen Handlungsweiſe bereder haben; aber als er drei Jahre zuvor die fünftauſend Tauſend edle Sachſen ſchlachten ließ, war doch Feſtrada noch nicht ſeine Gemahlin. — Karls große Tugenden und ewige Verdienſte um die Mit- und Nachwelt wiegen dieſe Verirrungen ſeiner menſchlichen Schwäche wieder auf.

Die Länderbeſitzungen der unglücklichen, auf ewig aus der Heimath verbannten edlen Thüringer wurden der königlichen Schatzkammer zugeſchrieben.

Aus der Flucht der von Karl überraſchten Eroberer nach Fulda zum Leichname des thüringiſchen Apoſtels läßt ſich mit großer Wahrſcheinlichkeit ſchließen, daß ihre Güter in Südthüringen, in der Nähe dieſer Abtei lagen, eben ſo gerechtfertigt iſt der Schluß, daß Karl mit den eingezogenen Gütern fränkiſche Große belieben und dieſe als die neuen Herren des Landes, als Sprößen des ſiegreichen, herrſchenden Frankenvolks dieſem Landſtriche den Namen Franken oder Frankenland gegeben haben [31].

Auf dieſe Weiſe wurde das letzte Aufflammen der thüringiſchen Freiheitsliebe gedämpft, und von nun an folgten die ſtreitbaren Männer Thüringens willig Karls Fahnen; im folgenden Jahre (787) gegen die Baiern, deren Herzog Thaſilo er entthronte und ins Kloſter verwies, dann 791 gegen die Avaren, von denen unermeßlich reiche Beute errungen wurde, und Thüringen und Sachſen wurden Theile des neuen teutſchen Kaiſerreichs, als

Karl 800 vom Papste Leo III. zu Rom zum Kaiser des abendländischen Römerreichs gekrönt worden war.

2.

Neue Kämpfe mit den Sorben. — Häusliche Angelegenheiten und Tod Kaiser Karls. — Kirche zu Oberauf. — Erfurt als Stapelplatz.

Nach einigen Jahren entstammen sich neue Feindseligkeiten mit den Sorben, wie überhaupt diese slavischen Völkerstämme, die wie ein ätzendes Gift sich immer tiefer in das Herz Deutschlands einfraßen, niemals gegebene Versprechen und Ruhe hielten. Ein Heer, das Karl des Großen ältester Sohn, ebenfalls Karl genannt, welches aus Sachsen, Thüringern und Slaven bestand, gegen die Böhmen sandte (805), bekam es auch mit den Sorben zu thun, wahrscheinlich Bundesgenossen der ihnen stammverwandten Böhmen.

Im folgenden Jahre (806) bestimmte Kaiser Karl die Theile seines Reiches für seine drei Söhne auf den Fall seines Ablebens, und den ältesten derselben, ihm, wie am Namen gleich, so auch am ähnlichsten an Einsicht und Thatkraft, erlab er zum Könige der Deutschen, d. h. der Thüringer, Sachsen, Friesen, Ostfranken und Nordbaiern.

Der Krieg gegen die Sorben wurde in diesem Jahre fortgesetzt, und die beiden Karl, Vater und Sohn, führten Heere gegen sie. Der serbische König Miuito und der Herzog Miutimoch fielen in diesem Feldzuge; die übrigen Häuptlinge der Sorben mußten sich vor dem jungen königlichen Helden demüthigen und geloben, dem Kaiser Karl unterthan zu sein. Karl aber, der junge König, drückte sie mit der auf ihn übergegangenen Kraft seines Vaters nieder und zwang sie, zwei Festungen zu erbauen, die eine an der Elbe, in der Gegend von Magdeburg, die andre an der Saale bei Halle. Den Sachsen legte 807 Karl der Große insbesondere die Verpflichtung auf, die Grenze des fränkischen Reichs gegen die Sorben zu vertheidigen.

Der große Sieger über die Völker des Abendlandes ertheilt im eigenen Hause vom Schicksal tiefe Wunden. Seine beiden ältesten Söhne Karl und Pipin starben schnell nach einander im blühenden Mannesalter, dieser 810, jener 811, und er selbst zollte, alt und kummervoll, der Natur den Tribut 814.

Während seiner Herrschaft über Thüringen finden wir in Bezug auf dieses Land angezeichnet, daß der heilige Lull, Erzbischof von Mainz 777 nach Oberauf kam und hier eine Kirche einweihete, entweder die von seinem Lehrer und Vorgänger, dem heiligen Bonifacius, neben der Celle gegründete Michaeliskirche, die Lull vielleicht erweitert hatte, oder eine neu von ihm begründete, die des später vorkommenden Petristifts. Aus Mangel an Nachrichten läßt sich darüber nichts Bestimmtes angeben [32].

Im Jahre 805 kommt endlich Erfurt als Handels- und Stapelplatz für den Handel der Sachsen mit den östlichen slavischen Völkern vor, und diese Angabe liefert den Beweis, zu welcher Bedeutendheit in jener stadtarmen Zeit die thüringische Hauptstadt schon gediehen war [33].

1.

Ludwig der Fromme. Ländertheilungen und Kampf mit seinen Söhnen. Bruderkrieg und allgemeines Elend. Nasses Jahr, strenger Winter und großes Sterben.

Als die mächtige deutsche Eiche, die in ihrem Schatten so viele Völker versammelt hatte, vom Tode gefällt war, überlebte sie nur einer ihrer Sprossen, und dieser war, wenn auch eine Eiche, doch ein schwächlicher

Baum, ein Spiel der Winde. Wenn auch Ludwig die Einſicht ſeines Vaters beſaß, ſo fehlten ihm doch Kraft und Ausdauer, und die Weichheit und Rachgiebigkeit ſeines Charakters, beſonders in Bezug auf die herrſch- und gutmüthige Kirche, haben ihm in der Geſchichte den Namen des „Frommen“ erworben. Der Erbe der Länder und Würden ſeines Vaters, fühlte er die Laſt der Herrſchaft über ein ſo ungeheures Reich, die nur ein Rieſe, wie Karl, recht und würdig zu tragen vermochte, zu ſchwer für ſeine Schultern; und bei vielen trefflichen Eigenſchaften als Menſch, war er doch nichts weniger als ein rechter König, und am wenigſten ein rechter König dieſes aus ſo verſchiedenen Elementen zuſammengeſetzten Frankenreiches und zu dieſer rohen und ſtürmiſchen Zeit. Sein beſchränkter Blick und ſein weiches Gemüth vergriffen ſich ſtets in der Wahl der Mittel. Seinem Vater nachahmend, theilte auch er ſchon 817 das Reich für den Fall ſeines Todes unter ſeine drei Söhne Lothar, Pipin und Ludwig, und erhob den erſten und älteſten zum Mitkaiſer, dem auch Thüringen zuerkannt wurde. Aber ein Jahr darauf ſtarb ſeine Gemahlin Hermingard, er vermählte ſich 819 zum andernmal mit Judith, der Tochter eines baieriſchen Grafen, die ihm 823 noch einen Sohn Karl ſchenkte, und nun unternahm Kaiſer Ludwig 829 eine zweite Theilung des Reichs, zu Gunſten dieſes von ihm am meiſten geliebten nachgebornen Sohnes Karl, der in der Geſchichte mit dem Beinamen des Kahlen bezeichnet wird. Dieſe Ländertheilung wurde die Quelle unzähligen Jammers und Elendes für ihn, ſeine Söhne und die ihnen unterworfenen Völker. Ludwig des Frommen Leben war von nun an eine Kette von Ungemach, das ihm ſeine Unentſchiedenheit und die Unfriedlichkeit ſeiner älteren Söhne, vorzüglich Lothars, bereitete. Dieſer war nämlich ein unedler, wortbrüchiger, heimtückiſcher Menſch. Bis zum Jahre 840, in welchem Ludwig der Fromme 62 Jahre alt vor Kummer ſtarb, dauerte Hader und Krieg mit ſeinen drei älteren Söhnen, und als Pipin 838 geſtorben war, mit Lothar und Ludwig allein. Nachdem der Sohn Ludwig, von der erſten Ländertheilung, in welcher ihm Baiern zugeſprochen war, der Baier genannt, ſeinen Vater zweimal aus Lothars Gefangenſchaft befreit hatte, aber nichtsdeſtoweniger auch mehrmals in feindlicher Richtung gegen den erſtern geſtanden war, erhielt er in einer neuen Theilung 835 außer ſeinem Baiern noch Thüringen, Heſſen, Sachſen, Friesland. Aber der gottloſe Kampf entbrannte ſchon im Jahre 837 wieder, als Kaiſer Ludwig Neuſtrien, welches er in der Theilung von 833 für ſich behalten hatte, dem geliebten Karl zu deſſen ſchon großen Beſitzungen (Allemannien, Burgund ꝛc.) hinzugab, und 838 wurde Ludwig dem Baier Alles außer Baiern wieder abgeſprochen, und der ſchlaue, ſich ewig ſtellende Lothar erhielt Deutſchland. In dem wechſelvollen Kriege zwiſchen den beiden Ludwig, Vater und Sohn, wurde das arme Thüringen oft ſchlimm heimgeſucht, der Kaiſer ſtarb, ob derſelbe beendigt war, der, unfriedig von Anfang, auch jetzt noch in dieſer Eigenſchaft als Bruderkrieg fortgeſetzt wurde, da der habſüchtige, argliſtige Lothar ſeine Brüder übervortheilen wollte. Aber gerade er mußte zu gerechter Strafe unterliegen. Er, der einen Theil der Thüringer und Sachſen gegen ihren rechten Herrn, Ludwig den Baier, aufgewiegelt und an ſich gezogen hatte, wurde von ſeinen beiden Brüdern Ludwig und Karl in der mörderiſchen Schlacht bei Fontenai in Burgund (25. Juni 841) gänzlich geſchlagen und kam, von ihnen verfolgt, im folgenden Jahre ſo herab, daß er mit wenigen Getreuen nach Lyon entfloh. Nun erſt zur Rachgiebigkeit bereit, näherte er ſich mit bit-

ligen Anträgen seinen beiden verbündeten Brüdern, und von der Noth und Unordnung, welche durch den langen bösen Krieg im ganzen Frankenreiche auf eine furchtbare Art überhand genommen hatte, geboten, kam endlich der Vergleich der Brüder zu Verdun 843 zu Stande.

Wenn auch weniger als andre Länder, hatte Thüringen während der fünfundzwanzigjährigen unglücklichen Regierung Ludwigs des Frommen und dem fast noch dreißigjährigen Kampfe seiner Söhne nach seinem Tode doch viel gelitten. Ein allgemeines Elend, Hungersnoth, Seuchen, Raub, Mord, Empörung und alle entfesselten bösen Leidenschaften der Menschen waren bis zum Aeußersten gestiegen, und der Jammer der Menschheit dictirte gebieterisch den Frieden.

Von Thüringen wird unter Ludwig dem Frommen besonders gemeldet, daß das Jahr 820 dieses Land eine so ungewöhnlich nasse Witterung brachte, daß weder die Feldfrüchte eingesammelt, noch die Winteraat ausgestreut werden konnte. Das wenige Eingebrachte wuchs in den Scheuern aus, Obst und Gartenfrüchte verdarben vor der Reife, und der Wein war abscheulich. Die Saale, Unstrut, Gera und andre Flüsse traten, das Land weit überschwemmend, aus ihren Ufern und richteten nicht berechenbaren Schaden an. Die Feuchtigkeit rief eine pestartige Seuche unter Menschen und Vieh hervor, der in diesem und dem folgenden Jahre eine große Menge erlag. Auf den nassen Sommer und Herbst stellte sich, um das Unglück voll zu machen, ein furchtbar harter Winter ein, wie kein Mensch sich eines gleichen erinnern konnte. Der Boden war so durchnäßt, daß am Ufer eines Flusses eine 50 Fuß lange und 14 Fuß breite Rasenfläche 25 Fuß weit von ihrer Stelle rutschte, was man als ein Wunder ansah.

5.

Vertrag von Verdun. Geburt des deutschen Reichs. Ludwig der Deutsche. Kämpfe mit slawischen Völkern. Thachulf, Herzog in Thüringen. Große Hungersnoth.

Der für die nationale Entwickelung der betheiligten Völker so erfolgreiche Vertrag, welcher zwischen den drei Brüdern 843 zu Verdun zu Stande kam, bestimmte Lothar die Niederlande, das linke Rheinufer, Burgund und die Lombardei, und diese Länder erhielten von ihm den gemeinschaftlichen Namen Lotharingien, der später einem Theile derselben (Lothringen) verblieb; Ludwig erhielt Austrien, das nachherige Deutschland, nebst den Städten und Städtegebieten Speier, Worms und Mainz am linken Rheinufer, und Karl der Kahle Neustrien oder Frankreich. Von diesem Vertrage datirt die politische Geburt Deutschlands; denn Austrien und Neustrien, schon lange durch Sprache, Sitte und Volkscharakter geschieden, wurde es nun auch durch Verfassung und Regierung, die deutschen Volksstämme wurden jetzt zu einem Volke vereinigt. Der erste König Deutschlands erhielt mit Recht vorzugsweise den Namen des Deutschen.

Während Frankreich und Lotharingien fort und fort von innern und äußern Feinden arg betrangt wurden, und die Schwäche der Könige das Uebel vermehrte, war Deutschland am ruhigsten. Die in Massen von Norden herstürmenden Nordmannen hatten ihm nichts an, und nur an Orten drohete von den slawischen Völkern Gefahr. König Ludwig zog 846 gegen die, welche in Mähren wohnten, aber seine weite Entfernung von Deutschland benutzten die Böhmen in seinem Rücken, erhoben sich und bereiteten dem in große Noth gerathenen und kaum das Vaterland wieder erreichenden Könige schwere Verluste. In den folgenden Jahren wurden die Böhmen immer

reger, und die ihnen verbündeten Sorben überschritten die Grenzen und drangen über die obere Saale im Thüringerwalde vor. Der König errichtete daher eine neue vertheidigte Grenzlinie gegen die Sorben, eine sogenannte Mark, von den Geschichtschreibern die sorbische Mark genannt. Sie scheint sich vom südöstlichen Ende des Thüringerwaldes über das Fichtelgebirge und den Böhmerwald gezogen zu haben. Ein tapferer Mann, der sich im Kriege gegen die Slaven ausgezeichnet, Namens Thachulf, wurde vom Könige zum Herzog an dieser Grenze erhoben und mit ungewöhnlicher Macht bekleidet, um die Sorben im Zaum zu halten, d. h. wohl, er wurde zum Markgrafen der sorbischen Mark ernannt. Dieser Thachulf wird gewöhnlich Herzog in Thüringen genannt, doch war diese Herzogswürde sehr verschieden von der frühern. Bestimmtes läßt sich nicht darüber angeben. Vielleicht war Thachulf neben der Verwaltung der Mark auch noch die Statthalterschaft über einen Theil Thüringens übertragen. Das Jahr, wann er mit dieser Würde bekleidet worden, ist nirgend genannt. Als nun 848 ein großes Heer unruhiger Böhmen in Deutschland einfiel, hielt Thachulf die Sorben von der Unterstützung ihrer stammverwandten Nachbarn zurück, und die verwegenen Böhmen wurden durch Ludwig, König Ludwigs Sohn, mit großem Verluste geschlagen. Mit noch größerer Bitterkeit rüsteten sie sich noch stärker im folgenden Jahre. Doch der deutsche König kam ihnen zuvor und sandte den Herzog Ernst, seinen Vertrauten, mit gewaltiger Heeresmacht gegen sie. Herzog Thachulf schloß sich diesem deutschen Heere an, wurde aber bei einem hitzigen Angriffe auf die böhmischen Verschanzungen, in welchem viele Männer auf beiden Seiten fielen, am linken Knie verwundet. Die Böhmen hatten zwar den Angriff zurückgeschlagen, aber sie getrauten sich nicht, einen zweiten zu bestehen und wollten es nicht auf das Aeußerste ankommen lassen. Deshalb schickten sie Boten mit Friedensvorschlägen nicht an den Oberanführer des deutschen Heeres, sondern an den Herzog Thachulf, weil sie, wie sie sagten, zu diesem Manne, der mit den slavischen Sitten und Gebräuchen wohl bekannt sei, das meiste Vertrauen hätten. Um den Feinden seine Verwundung zu verbergen, empfing der Herzog die Boten zu Pferde sitzend und verhandelte so mit ihnen. Sogleich gab er mehreren Großen im deutschen Heere Kunde von den Anträgen der Böhmen, um sie um ihren Rath und Zustimmung zu ersuchen. Diese aber, neidisch und erbittert, daß Thachulf ihnen von den Böhmen vorgezogen worden war, beschuldigten den Herzog untereinander, er strebe den Oberbefehl des Heeres an sich zu reißen und beschlossen in ihrer Verblendung, ihm zuvorzukommen und jeden Vortheil über sie zu vernichten. Also griffen sie heimlich die wegen der angeknüpften Unterhandlung sich sicher glaubenden Böhmen an. Diese aber ergrimmten furchtbar über die erfahrene Treulosigkeit, die Wuth machte sie stark, und sie brachten dem deutschen Heere eine solche Niederlage bei, daß die jetzt um Frieden bitten und Geißeln stellen mußten, denen die Böhmen kurz vorher beides angeboten hatten. Alles Eigenthum der Deutschen ward Beute der triumphirenden Slaven; die Schmach Deutschlands war furchtbar und unerhört, und der edle Thachulf an seinen Neidern auf gräßliche Weise gerächt. In diesem Unglücke war es noch ein Glück zu nennen, daß die wilden und grausamen Böhmen ihren Sieg nicht verfolgten, sonst wäre ihnen gewiß ganz Thüringen verfallen.

Obgleich nun dieses Unheil den deutschen Völkern erspart wurde, so kam doch im folgenden Jahre 850 ein anderes eben so furchtbares über sie, eine große Hungersnoth, die

die Menschen zur Verzweiflung trieb. Ein Maas Getraide kostete in Mainz 20 Seckel Silbers. Der Erzbischof dieses Bisthums Raban Maurus that nach dem göttlichen Gebeiße seines Herrn und Meisters, indem er den Hungrigen sein Brod brach und die, so im Elende waren, ins Haus führte. In dem Dorfe Wincella, wo er wohnte, speisete er jeden Tag an dreihundert Arme.

In dieser schrecklichen Zeit geschah es, daß ein Mann mit seiner Frau und seinem Söhnlein aus dem Gaue Grabfeld, der alles Land zwischen dem Thüringerwalde und dem Rhöngebirge umfaßte, über den erstern wanderte, um in Thüringen dem Hungertode zu entgehen. Aber unterwegs im waldigen Gebirge überfiel sie die Noth des menschlichen Bedürfnisses dergestalt, daß der Mann in wildester Verzweiflung dem Weibe den Vorschlag that, das Knäblein zu schlachten, um sich am Fleische desselben zu sättigen. Das weichere Muttergefühl wehrte schaudernd ab, aber der Mann entriß ihr das Kind und eilte damit in das Dickicht, um ihr den blutigen Anblick des Mordes zu entziehen. Schon hatte er das Messer gezückt, als sein scheuer abgewandter Blick in kleiner Entfernung zwei Wölfe gewahrte, die von einer gefällten Hirschkuh Stücken Fleisch rissen. Todesmuthig stürzte er auf die Wölfe, verscheuchte sie, ergriff ihre Beute und kehrte damit zu der unglücklichen Mutter zurück; der unversehrte Knabe folgte. Aber die Frau sah das blutige Fleisch und nicht das Kind und stürzte vor Entsetzen halb entseelt zu Boden. Als sie wieder zu sich kam und das gerettete Söhnlein in den Armen hielt, dankte sie mit ihrem Manne Gott für das Wunder. Sie sättigten sich und erzählten in Thüringen die rührende Begebenheit.

6.

Neue Kämpfe mit den Slaven. Großes Elend. Ratolf, Herzog in Thüringen.

Die Sorben, die seither den Deutschen zinsbar gewesen waren, hielten sich nach der schmählichen Niederlage derselben zu den Böhmen und Mähren und thaten im Jahre 851 häufige Einfälle in Thüringen, das sie durch Raub und Brand ängstigten. So folgte auf die Noth des Hungers neuer Jammer. Das arme Thüringen ward schwer heimgesucht. König Ludwig zog mit Heeresmacht durch das bedrängte Land und suchte die Sorben in ihren Sitzen auf. Ihre Vesten wurden belagert, ihre Felder verwüstet, und sie so durch Schwert und Hunger niedergebeugt, daß sie die Hoheit des deutschen Reichs wieder anzuerkennen gezwungen waren. Aber die Slaven hielten den Eid nie heilig und spotteten übermüthig der Verträge, wenn sie nur einigermaßen wieder zu Kräften gekommen waren. Schon 856 sehen wir ein Heer des Königs Ludwig gegen die Dalaminzier, die höchst wahrscheinlich zu den Sorben gehörten, ziehen, in welchem sich auch sorbische Fürsten befanden. Die deutschen Grafen Bardo und Erpf fielen nebst vielen andern, aber die Dalaminzier wurden unterworfen. Im folgenden Jahre 857 wurde schon wieder ein Kriegszug gegen die Böhmen nöthig, und König Ludwig beschloß 858 die nie Ruhe haltenden Slaven mit einem Hauptschlage in Furcht und Schrecken zu versetzen und zum Frieden zu zwingen. Drei Heere wurden ausgerüstet, das erste gegen Mähren unter des Königs ältestem Sohne Karlmann, das andere gegen die Obodriten und Linen unter seinem zweiten Sohne Ludwig, das dritte gegen die Sorben unter dem Herzoge Thachulf. Aber statt nach Osten mußten die deutschen Heere nach Westen ziehen; denn die Neustrier riefen Ludwig den Deutschen zu Hülfe gegen die unerträgliche Herrschaft Karls des Kahlen, und

und drohten, wenn er ihnen nicht beiſen wurde, ſich an die Ungläubigen zu wenden. König Ludwig war bald ohne Kampf Herr von Frankreich, aber die ihn gerufen, vertrieben ihn, die ihn zu ſelbſtiſchen Zwecken benutzt, verließen ihn, nach Franzoſenart, und Ludwig eilte nach Deutſchland zurück nicht anders als ein Flüchtiger, um einen neuen Aufſtand der Serben zu dämpfen. Dieſe hatten nämlich einen ihrer Herzöge, der dem deutſchen Könige ergeben und von dieſem wahrſcheinlich zum Markgrafen an der ſerbiſchen Mark beſtellt war, Namens Ezſtiber, erſchlagen, und verſuchten ſich der Oberherrſchaft der Deutſchen zu entziehen.

So wie ſie wurden 862 die Obodriten vom Könige gezüchtigt, und 864 ward von König Ludwig und ſeinem Sohne Karlmann, die in unfreundlicher Richtung gegen einander geſtanden, gleichſam zum thatſächlichen Siegel ihrer Ausſöhnung, eine gemeinſchaftliche Heerfahrt gegen die Mähren unternommen und ihr König Raſtiz zur Unterwerfung genöthigt. Aber was half aller Kampf gegen dieſe Plage Deutſchlands? Wie Heuſchreckenſchwarme fielen ſie öfters über das gesegnigte Land her, und wenn zehn Heerhaufen vertilgt waren, zwanzig kamen wieder, um ſich von Deutſchlands Mark zu mäſten. Am übelſten kamen dabei die Grenzländer weg, im Süden Baiern und Oſtfranken, in der Mitte Thüringen, im Norden Sachſen.

Im Jahre 868 traten ſchon wieder die deutſchen Flüſſe von einem anhaltenden Regen über und überſchwemmten und verdarben das Land. Abermalige Hungersnoth und tödtliche Seuchen waren das nächſte Gefolge dieſes Unglücks, das entfernter eben ſo ſchlimme: eine allgemeine kriegeriſche Bewegung aller ſlaviſchen Völker an der Oſtgrenze des deutſchen Reichs (869), welche von der Noth Deutſchlands Vortheil zu ziehen hoffte. Wie die Mähren und Böhmen in Baiern verwüſtend einfielen, ſo die Sorben und Sinſler, von den Böhmen unterſtützt, in Thüringen; ſie ſteckten die Dörfer in Brand, erſchlugen die Männer, die ſich ihnen widerſetzten, und führten die Frauen gefangen fort. Den den nördlichen Slaven, namentlich den Obodriten, wurden die Sachſen eben ſo ſchlimm heimgeſucht. Der deutſche König bot drei Heere gegen die wilden Horden auf; eins übergab er ſeinem Sohne Ludwig, um Thüringen von den frechen Sorben zu ſäubern, Karlmann wurde in Baiern gegen die von Swentobald, einem Neffen des mähriſchen Königs Raſtiz, angeführten Böhmen mit dem andern Heere geſchickt; das dritte wollte der König ſelbſt gegen Raſtiz führen. Aber kurz vor dem Auszuge im Auguſt erkrankte König Ludwig und ſah ſich genöthigt, die dritte Heeresabtheilung ſeinem jüngſten Sohne Karl, der ſpäter den Zunamen des „Dicken“ erhalten hat, zu übergeben. Alle drei Heere fochten mehr oder minder glücklich gegen die Mähren, Böhmen und Sorben. Der Aufſtand wurde unterdrückt, um nach drei Jahren von neuem auszubrechen. Und diesmal zur Schmach der deutſchen Völker. Als nämlich die Mähren 872 unter Swentobald ſich losgeriſſen hatten von der fränkiſchen Oberhoheit, ſchloſſen ſich ihnen die Böhmen an, und die ihnen entgegen geſchickten Heere der Thüringer und Sachſen unter beiderlei Anführern, die in Zwieſpalt mit einander geriethen, weil kein Glied der königlichen Familie eben den Oberbefehl übernehmen konnte, wurden mit großem Verluſte geſchlagen und ergriffen ſchimpflich die Flucht. Da gab es deutſche Frauen, die beſchämt erzürnt über die Feigheit der fliehenden Männer, zu Knütteln griffen und damit die Führer begrüßten und von den Pferden warfen. Durch dieſen Unfall wurden neue Heerzüge nothwendig, um die Freiheit der Slaven zu bändigen. Es wurde mit wechſelndem Glücke gefochten, und Thürin-

gen, wie ganz Deutschland blieben in großer Bedrängniß. Dazu gesellte sich in der ersten Hälfte des Jahrs 873 eine abermalige schreckliche Hungersnoth, und die letzte Hoffnung der verzweifelten Menschen auf die Ernte wurde durch Heere von Heuschrecken ähnlichen, großen beflügelten Würmern vernichtet, welche über zwei Monate lang, aus den östlichen Ländern kommend, durch Deutschland gen Norden zogen, alle Feldfrüchte, alles Laub und Gras, ja die dürrste Rinde der Bäume mit ihren scharfen Zähnen zerzebrten und endlich von einem Sturme in das britannische Meer geschleudert und ertränkt, von diesem an die Küsten hergebrach ausgeworfen und in Fäulniß übergegangen, pestartige Seuchen erzeugten. Ja, um das Maß der Noth und des Elendes zu überfüllen, trat im November schon ein harter schlimmer Winter ein, es schneiete an fünf Monate fast unaufhörlich, und alle Flüsse waren zugefroren. Ein Drittheil der Bewohner Deutschlands erlag diesem gräßlichen Elende. Was Hunger und Seuchen davon im Sommer verschont hatten, rafften Kälte und Hunger im Winter hinweg. Und in dieser Kälte, in diesem Schnee, in diesem Mangel machte sich doch ein Feldzug gegen die Sorben nothwendig, der im Januar 874 ausgeführt wurde. Der thüringische Herzog Thachulf war nämlich gestorben, und diesen Umstand, wie die Kälte des Winters und die allgemeine Noth in Thüringen benutzten die Sorben und Sinsler, um das Joch des deutschen Königs abzuwerfen. Aber der neue Herzog Ratolf ging mit dem Erzbischof von Mainz, Luitbert, rasch über die Saale und überraschte die in einem solchen Winter sich sicher Glaubenden. Ohne Schlacht, nur durch Verheerung ihrer Sitze wurden die abtrunnigen Slaven wieder zur Unterwürfigkeit gebracht.

Der Tod des Kaisers Ludwig II. in Italien (13. August 875), Neffen des deutschen Königs, verwickelte den letztern wieder in mannichfache Unannehmlichkeiten mit seinem schwachen eigensüchtigen Bruder Karl dem Kahlen, und eh dieselben ganz geschlichtet waren, starb auch er zu Frankfurt am Main am 28. August 876, ein lebensmüder Greis von 70 Jahren, der dritte Enkel Karls des Großen. Von den vier Söhnen Ludwig des Frommen war nun nur noch Karl der Kahle übrig.

7.

Ludwig der Zweite oder der Jüngere. Einfall der Normänner und Slaven. Poppo, Herzog in Thüringen.

Karl der Kahle hatte sich in Rom zum Kaiser krönen lassen und eilte nach dem Tode seines Bruders, um den Söhnen desselben, seinen Neffen, Lotharingien zu entreißen. Ludwig der Jüngere, der mittlere von Ludwig des Deutschen Söhnen, der allein beim Tode seines Vaters in Frankfurt zugegen gewesen war, machte dem ländergierigen Karl vergebens Vorstellungen und zog schnell ein Heer von Ostfranken, Thüringern und Sachsen zusammen, mit welchem er bei Andernach über den Rhein setzte und Karls Heer in der Schlacht am 8. October in die Flucht schlug. Der Kaiser Karl wurde für seine Treulosigkeit gerecht bestraft und entging, mit Schmach überhäuft, kaum dem Tode oder der Gefangenschaft. Ludwig der Jüngere verfolgte seinen herrlichen Sieg nicht, sondern theilte im November mit dem ältern Bruder Karlmann und mit dem jüngern Karl das Erbe des Vaters. Karlmann erhielt Baiern, Pannonien, Karnthen, Böhmen, Mähren; Ludwig der Jüngere Franken am Main und Rhein, Thüringen, Sachsen, Friesland; Karl der Dicke Alemannien. Auf Italien und die Kaiserwürde erhielt Karlmann Anspruche, auf Lotharingien die beiden jüngern Brüder. So war Deutschland wiederum getheilt, aber es sollte nicht lange dauern.

Der Herr des Thüringerlandes war nun Ludwig II., und er zeigte ſich ſogleich als ſolchen, indem er die Sinsler und Linen, ſlaviſche Völker, die ſich nach Ludwig des Deutſchen Tode der Zinsbarkeit zu entziehen trachteten, durch eine 877 zu ihnen geſchickte Geſandtſchaft, ohne Heerzug und Schlacht wieder zur Unterwürfigkeit zurückführte.

Nach wenigen Jahren erſchütterte von einer andern Seite eine furchtbare Gefahr, die ſchon lange gedroht hatte, das Mark Deutſchlands. Schon ſeit hundert Jahren hatten die den Sachſen ſtammverwandten Volksſtämme, welche an den nördlichſten Küſten des europäiſchen Feſtlandes ihre einſamen Wohnſitze hatten, von unbändiger Kraft geſtachelt, Einfälle in das Gebiet des Frankenreichs gethan, und Karl der Großen Scharfblick hatte in ihnen den wilden kriegeriſchen Geiſt erkannt und den verderblichen Sturm vorgeſchaut, den ſie über die ſüdlichern Länder bringen würden. Bis jetzt hatten dieſe Nordmannen oder Normänner, wie ſie mit einem allgemeinern Ausdrucke in der Geſchichte bezeichnet werden, wenige Fälle ausgenommen, z. B. die Zerſtörung Hamburgs durch eine ihrer Horden 845, nur Neuſtrien oder das Reich Karl des Kahlen heimgeſucht, und ſie waren hier mehrmals ſengend und raubend bis Paris vorgedrungen; nun aber ſtürzten dieſe nordiſchen Abenteurer auch auf das deutſche Reich, ſich Beute zu holen. So wurden ſie die zweite große Landplage Deutſchlands, das, von Oſten und von Norden gemartert, nicht zu Ruhe und Frieden gelangen konnte. Während im Jahre 880 ein deutſches Heer an der Schelde mit den Nordmannen nicht glücklich kämpfte, erlag eine große Menge Sachſen und unter ihnen ihr Herrführer, der Herzog Brun, Bruder der Gemahlin des deutſchen Königs, die Biſchöfe Thierrich von Minden und Markward von Hildesheim und elf Grafen in einer mörderiſchen Schlacht, welche die Nordmannen zwiſchen der Elbe und Aller ſiegreich beſtanden. Eine noch größere Menge Unglücklicher wurde gefangen hinweggeſchleppt. Dieſes furchtbare Unglück erſchütterte ganz Deutſchland und wirkte um ſo gewaltiger, als alle ſlaviſchen Stämme an der Oſtgrenze, namentlich die Daleminzier, Sorben und Böhmen in dem Jammerrufe der Deutſchen den Ruf ihrer Freiheit erkannten und ſich erhoben, um das Joch der Frankenherrſchaft abzuwerfen. Diejenigen Sorben, welche in der ſorbiſchen Mark an der Saale wohnten, blieben aber dem deutſchen Könige treu. Dafür wütheten ihre Stammverwandten gegen ſie, als ſie in die Mark und über dieſe hinaus in Thüringen mit Raub und Brand einfielen. Aber Graf Perro, welcher Herzog der ſorbiſchen Mark war, vergällte ihnen die Freude und machte ihre Hoffnungen zu nichte, indem er ſie mit großem Verluſte in ihre Grenzen zurücktrieb.

8.

Verfall der Karolinger.

Gleichſam von der Hand der ewigen Vergeltung getroffen, verſinkt das Geſchlecht der Karolinger raſch in Ohnmacht und Schwäche, und wie unter dem Königsgeſchlechte der Merovinger, dem die Väter der jetzigen Könige, jene gewaltig aufſtrebenden Pipinger, einſt den Thron geraubt, wurden auch unter ihnen der Tod und Haß ſie frühzeitig dahin. Sie verſinken in Wolluſt, Schmach, umgeben ſich mit Knaben und verſchwinden von der Erde ohne Ruhm und Liebe. Dabei ſind ſie treulos, ländergierig, das Spielwerk der Päpſte, die Knechte ihrer Vaſallen, die ſich immer mächtiger und trotziger erheben. Dieſelbe Erſcheinung in allen Zweigen ihres Hauſes in Italien, Frankreich und Deutſchland. Wie vom erſten Auftreten der Pipinger in der Geſchichte ihre Kraft und mit dieſer ihre

Macht im Steigen war, bis ſie in Karl dem Großen ihren Hochpunkt erreicht hatte, eben ſo ſinken jene Kraft und jene Macht dieſes Geſchlechtes nach ihm, bis es in tiefſter Erniedrigung erliſcht. Wahrlich hier offenbart ſich das ewige Weltgericht auf markerſchütternde Weiſe.

In Baiern ſtarb 880 kraftlos und von ſeinem Bruder Ludwig II. ſehr gedemüthigt, Karlmann und hinterließ nur einen unehelichen Sohn, Arnulf, auf welchen er gern ſein ganzes Königreich vererbt hätte, den aber von Ludwig II. nur Kärnthen gelaſſen wurde. Und noch nicht volle zwei Jahre ſpäter ſank auch Ludwig der Jüngere ohne Nachkommen in das Grab (18. Januar 882), während die Nordmannen mit furchtbarer Heeresmacht am Unterrhein wütheten, Städte und Klöſter einäſcherten und dem deutſchen Reiche ein Ende zu machen ſuchten [32].

9.

Karl der Dicke. Bürgerkrieg zwiſchen den Thüringern und Sachſen.

Von Ludwig des Deutſchen Söhnen war jetzt nur noch Karl der Dicke übrig, der ſich 880 in Italien die Kaiſerkrone geholt hatte, und trotz ſeiner Unthätigkeit den ſtolzen Glauben hegte, er werde nun ein zweiter Karl der Große ſein, obgleich er doch nur ein Karl der Dicke blieb. In der That geben die Zunamen der beiden Kaiſer Karl den Unterſchied zwiſchen dem großen Ahn und dem dicken Urenkel genugſam bezeichnend an. Dieſer wohlbeleibte Herr, der mehrere Jahre in Italien zugebracht und ſich nicht um Deutſchland bekümmert hatte, war nun alleiniger König des deutſchen Reichs. Ebenſo war er auch Langobardenkönig. Und ſo trat er denn mit großem Gefolge in Deutſchland auf und brachte ein mächtiges Heer von Langobarden, Sachſen, Thüringern, Baiern, Alemannen zuſammen und führte es den Rhein hinab gegen die Nordmannen. Statt ſie aber in offener Feldſchlacht zu beſiegen, zog es der König Karl vor, ihnen den an den Rheinmündungen gelegenen Theil Friesland abzutreten, dreihundert Tauſend Pfund Silber zu zahlen und einem der beiden Nordmannenkönige, Godefrid, eine karolingiſche Fürſtin zur Frau zu geben. Das ſo ſchmählich zugeſtandene Geld nahm der König den Kirchen. Das ganze deutſche Volk war empört über die ihm von ſeinem Könige angethane Schande, und man achtete ſeiner nicht. Es war, als ob Deutſchland keinen Oberherrn hätte. Denn mitten im Herzen des Landes entbrannte ein blutiger Bürgerkrieg, vom ſchwachen Könige weder gehindert noch geſtraft. Der thüringiſche Herzog Poppo, Markgraf in der ſorbiſchen Mark, gerieth nämlich mit Egeno, welcher ebenfalls thüringiſcher Herzog genannt wird und wahrſcheinlich Markgraf der nördlichen Mark war, alſo den Sachſen nahe, vielleicht gar in ihren Grenzen wohnte, in Streit. Die Thüringer ſtanden zu Poppo, die Sachſen zu Egeno. Schon war zwiſchen beiden Volksſtämmen ſeit einiger Zeit Zwietracht geweſen, und der Geiſt der alten Feindſchaft hatte die und da ſein blutiges Haupt erhoben. Nun kam es zu wilden Schlachten, in welchen zwei Jahre hintereinander (882 und 883) die Thüringer beſiegt, ja ihre Herrſchaften faſt aufgerieben wurden. Der Kaiſer bekümmerte ſich nicht um dieſe unſelige Entzweiung, hinderte ſie nicht und ſtrafte ſie nicht. Während dieſer traurigen Begebenheiten beſiegte ein Bruder des Herzogs Poppo, Namens Heinrich, der am Rheine Herzog der Franken geweſen zu ſein ſcheint, die Nordmannen und gewann dadurch großen Ruhm. Die Thüringer ſcheinen aber den alten Ruhm ihrer Tapferkeit und das auf denſelben gegründete Anſehen bei den übrigen Deutſchen verloren zu haben. Der Kaiſer Karl der Dicke wurde von den Reichsfürſten oder Fran-

ſeſen auch zum Könige von Frankreich erhoben 884, weil dort vom karolingiſchen Stamme nur noch ein funfjähriges Kind übrig war, ſpäter Karl der Einfältige genannt. Aber mit der Größe ſeines Reichs wuchs Karl des Dicken Unfähigkeit zu regieren. Gegen die Nordmannen machte er ſich abermals verächtlich, indem er ſich ihnen als feiger Mörder ihres Herzogs Godefrid zeigte, und ſpäter ihren Abzug von dem hart bedrängten Paris mit Geld erkaufte. Die Zahl ſeiner Feinde mehrte ſich unter ſeinen Vaſallen von Tag zu Tag. Der ſchlimmſte war ſein eigener von ihm ſchwer beleidigter Kanzler, der Erzkaplan Luitward von Vercelli, ein bad- und rachſüchtiger, intriguanter Pfaffe, der mit dem natürlichen Sohne des verſtorbenen Königs Karlmann, jenem Herzog Arnulf von Kärnthen, gemeinſame Sache machte und mit ihm für denſelben eine mächtige Partei warb.

Im October 887 verſammelte Arnulf ſeine Anhänger und ſchnell traten die mächtigſten Vaſallen aus Thüringen, Sachſen, Baiern, Alemannien zu ihm über, ihn als König der Deutſchen begrüßend. Karl berief ſeine Treuen nach Tribur, aber die meiſten gingen zu Arnulf über, der gegen Karl zog. Und dieſer trat kleinlaut und gedemüthigt ſeinem Neffen die Krone ab. Zwei Monate darauf erlöſ'te ihn der Tod von der großen Schmach am 13. Januar 888. Mit ihm ſtieg der letzte ächte Karolinger ins Grab. Wie von ihm, ſo war von den Franken überhaupt der Geiſt der Väter gewichen und ihre alte Tapferkeit lebte nur noch im Liede und in den Büchern der Geſchichte.

10.

Arnulf. Herzog Konrad von Thüringen. Herzog Burkhard von Thüringen.

Der durch Vornehmheit, Milde, Tapferkeit und Siege ausgezeichnete Fürſt wurde als deutſcher König allgemein anerkannt und gewann ein großes Anſehen in Deutſchland. In ihm flammt die alte Kraft der Pipinger noch einmal empor, eh ſie für immer verliſcht. Zuerſt erfocht er einen glänzenden Sieg gegen die Nordmannen bei Löwen 891, dann entbrannte neuer Kampf gegen den Herzog Swentebald von Mähren, welchem Arnulf, um ihn zur Ruhe zu nöthigen, Böhmen vergebens überlaſſen hatte. Dieſer argliſtige und wortbrüchige Fürſt verwarf alle Anträge zum Frieden und ſo zog Arnulf 892 gegen ihn. In derſelben Zeit warf ſich auch ein bis jetzt in der Geſchichte noch nicht genanntes aus Hochaſien bis an die Ufer der Theiß und Donau vorgedrungenes räuberiſches und wildkriegeriſches Hirtenvolk, die Magyaren, wie ſie ſich ſelbſt nannten, von Andern Ungarn oder Ungern genannt, auf die Mähren von Oſten, wie man glaubt, von Arnulf dazu aufgefordert. Zu dieſem Kampf zogen auch die Thüringer, und ihr Herzog Poppo veranlaßte den kriegeriſchen Biſchof von Würzburg, Arnt, ſich ihm mit ſeinen Schaaren anzuſchließen. Sie gingen durch das Land der Sorben nach Böhmen. Der Biſchof wurde nach einer Angabe in der Schlacht gegen die Slaven getödtet, oder nach einer andern vom Feldzuge gegen die Böhmen zurückkehrend nicht weit vom Fluſſe Caminiz (Ebermain) im Gau Chutizi, als er eben in ſeinem Zelte Meſſe las, von den Sorben überfallen und mit all den Seinigen erſchlagen. Nun ſcheint man den Herzog Poppo beſchuldigt zu haben, er habe durch Nachläſſigkeit den Tod des Biſchofs veranlaßt; denn er wurde im folgenden Jahre der herzoglichen Würde und Macht beraubt. Mit dieſer wurde Graf Konrad vom Könige Arnulf bekleidet und ein Bruder derſelben, Rabulf, erhielt das Bisthum Würzburg. Dieſer Graf Konrad legte aber die thüringiſche Herzogswürde noch in demſelben Jahre wieder nieder, die nun der thüringiſche Graf Burk-

hard erhielt. Zwischen dem Hause des abgesetzten Herzogs Poppo und dem des Herzogs Konrad, der freiwillig verzichtete, kam es zu einer langwierigen und blutigen Fehde, von welcher weiter unten die Rede sein wird. Konrad aber war der Vater des nachherigen deutschen Königs Konrad I.

Obgleich sich die Sorben ferner ruhig verhielten und die Hoheit des deutschen Königs anerkannten, obgleich der vielgefürchtete und arge Mährenkönig Swentebald vom Schauplatze abtrat, obgleich Arnulf 896 in Rom vom Papste die Kaiserkrone gewann, so wurden durch seine wiederholten Züge nach Italien und sein häusliches Unglück seine Verhältnisse so verwirrt, daß er zu Ende des Jahres 899 im 50sten Lebensjahre kummervoll dahin starb, und das Reich seinem in der Ehe gezeugten sechsjährigen Prinzen Ludwig, das Kind beigenannt, im schlimmen Zustande hinterließ. Selbst Arnulfs Kraft konnte das über die Karolinger dereinbrechende Verhängniß nicht zurückhalten.

11.

Ludwig das Kind. Die Babenberger Fehde. Die Ungarn in Thüringen und Herzog Burkhards Tod. Otto, Herzog in Sachsen und Thüringen.

Die Verwirrung im deutschen Reiche nahm nun reißend überhand. Die weltlichen, wie die geistlichen Herren suchten sich ungescheut zu bereichern, und in diesem Kampfe des Eigennutzes erlosch die Kraft des deutschen Volkes. Diese unglücklichen Verhältnisse machten es den wilden und grausamen Ungarn leicht in stets wiederkehrenden Horden das südöstliche und mittlere Deutschland zu überschwemmen. Wie vor Arnulfs Erhebung zum deutschen Könige Sachsen, Friesland und Lotharingien von den Nordmannen hinig gedrangsalt worden war, so jetzt Baiern, Ostfranken, Thüringen von den Ungarn. Aber die Nordmannen waren ein tapferes, edles, kriegerisches Volk gewesen, die Ungarn waren ein feiges, unedles, mörderisches, denen jedes Mittel recht war, um Beute zu machen. Das schutz- und wehrlose Deutschland zitterte und blutete dreißig Jahre lang fast Jahr für Jahr unter den blutigen räuberischen Fäusten dieses asiatischen Gesindels, das ihm seine besten Kräfte aufsog. Zuerst überfielen sie im Jahre 900 Baiern und wurden nur mit Mühe zurückgewiesen, aber fort und fort suchten sie nun die deutschen Grenzgaue heim, bis sie 907 über Baiern ein großes Unglück brachten.

Die Gelegenheit dazu bot wohl vorzüglich eine unselige langjährige Fehde zwischen zwei großen Geschlechtern, die ihren Ursprung wahrscheinlich in der Absetzung des Herzogs Poppo von Thüringen und in der Erhebung des Grafen Konrad zu dieser Würde hatte. Poppo gehörte nämlich zu dem Geschlechte, welches von der Burg seines Neffen Adalbert, Babenberg, benannt ward, Konrad aber zu einem rheinfränkischen oder vielmehr hessischen Geschlechte. Beide Häuser mochten sich wohl schon früher aus mancherlei Ursachen gehaßt haben. Wahrscheinlich war Poppo von den ihm feindseligen hessischen Grafen angeklagt und dadurch entfernt worden, aber sein Geschlecht hatte viele und große Freunde. Seiner Sache nahmen sich seine drei Neffen, Adalbert, Adalhard und Heinrich, Söhne des bei Paris durch die Hinterlist der Nordmannen gefallenen Heinrich, Herzogs der Rheinfranken, an. Der neue Herzog Konrad konnte sich, wie man vermuthen muß, so ansehnlichen Feinden gegenüber nicht in der thüringischen Herzogswürde behaupten und legte sie, um den Schein zu retten, freiwillig nieder, wurde aber zum neuen Aerger der drei Babenberger und deren Anhänger vom Kaiser Arnulf durch große Lehen in der hessischen Mark und der benachbarten Gegend

entſchädigt. Die beiden Parteien gewannen die beiden mächtigſten Männer im deutſchen Reiche, die Babenberger den gewaltigen Herzog von Sachſen, Otto, die heſſiſchen Grafen den intriguanten Erzbiſchof Hatto von Mainz. So lange der Kaiſer Arnulf lebte, glimmte das Feuer des Haſſes ſtill und verſchloſſen, aber Ludwig das Kind vermochte nichts zu thun, um ſeinem Ausbruch zurückzuhalten, und ſo begann 902 die offene Fehde.

Zu dem heſſiſchen Grafenhauſe gehörte der Biſchof Rudolf von Würzburg, ein Bruder Konrads. Dieſer und ein dritter Bruder, Gebhard, ſtanden an der Spitze einer kriegeriſchen Schaar, welche die Babenberger ſchlug. Von den drei Brüdern blieb Heinrich im Treffen, und Adalhard wurde gefangen und enthauptet, ſo daß nur noch Adalbert übrig war, der im folgenden Jahre wie ein Rachegeiſt den Brüdern des Biſchofs Rudolf viele ihrer Beſitzungen entriß, Rudolf verjagte und die Güter des Bisthums an ſich nahm, ſo daß er Herr alles Landes an beiden Ufern des Maines wurde. Vergebens zog der König gegen ihn, um die einem Kirchenfürſten angethane Unbill zu rächen, und erklärte ihn ſeiner Beſitzungen zum Beſten des Bisthums Würzburg für verluſtig — es war eine Handlung der Ohnmacht — vergebens rüſteten ſich die heſſiſchen Brüder, Adalbert täuſchte ſie und erfocht über Konrad 904 bei Fritzlar einen vollkommenen Sieg, in welcher Schlacht dieſer ehemalige thüringiſche Herzog den Tod fand. Nun wurde Adalbert geladen, vor den Fürſten des Reichs auf einem zu Tribur gehaltenen Reichstage zu erſcheinen, und als er nicht erſchien, zogen ſie ſammt dem jungen Könige gegen ihn, belagerten ihn in Babenberg und lockten ihn durch liſtige Verſprechungen des Erzbiſchofs Hatto in das Lager, wo er enthauptet wurde 906.

Dieſe Fehde hatte die Unordnung im ſüdlichen Deutſchland aufs Aeußerſte geſteigert, und ſie benutzten die räuberiſchen Ungarn, indem ſie im folgenden Jahre 907 aus ihren neuen Sitzen hervor und in das ſüdöſtliche Deutſchland einfielen. Ganz Baiern wurde von ihnen ausgeplündert und verwüſtet. Ermuthigt, weil ſie nirgend einen Widerſtand gefunden, ſtürmten ſie im folgenden Jahre durch Mähren und Böhmen nach Thüringen und Sachſen. Auf dieſem Heerzuge ſchloſſen ſich ihnen die ſlaviſchen Völker an, durch deren Länder ſie gingen, die Mähren, Böhmen und vorzüglich die alten Feinde der Deutſchen, die Dalemiziner. Eine in ihrem Laufe ſchwerer und drohender werdende Wetterwolke entlud ſich über das arme Thüringen. Raub, Brand und Mord waren die Loſung. Im Kampfe mit dieſen Raubthieren in Menſchengeſtalt fiel der Thüringerherzog Burkhard, und auch der Biſchof von Würzburg Rudolf wurde erſchlagen. So auch fand der Graf Eginо nebſt unzähligen Andern den Tod. Eben ſo ſchrecklich wurde Sachſen von ihnen heimgeſucht. Aber hier trat ihnen die Kraft des tapfern Sachſenherzogs Otto hemmend entgegen. Dieſer übergab ſeinem beiderwundigen Sohne Heinrich das Heer, und dieſer junge Held, in welchem die Vorſehung einen Retter des Vaterlandes erweckt hatte, reinigte das Land und wahrſcheinlich auch Thüringen von den blutigen Gäſten. Sein Vater, Herzog Otto, wurde jedenfalls — denn darauf deuten alle Umſtände — nun auch Herzog von Thüringen [24].

Die Ungarn rächten ſich durch verwüſtende Raubzüge 909 nach Schwaben und 910 nach Baiern und Franken. Der ſiebenzehnjährige König bot die Baiern, Franken und Alemannen gegen ſie auf. Aber in der Schlacht an der Grenze zwiſchen Baiern und Franken wurden die Deutſchen abermals ſchmählig geſchlagen und in die Flucht gejagt und verloren eine Menge ihrer Fürſten und Führer. Das ganze Land ſtand den raubgierigen Ungeheuern

auf, und sie plünderten, brannten, mordeten bis zum Rheine und druber hinaus. Nirgend ein Eindalt dieser gräßlichen Zerstörung, nirgend ein Rächer dieser unerhörten Schmach! Deutschland lag in seiner tiefsten Erniedrigung und zitterte vor asiatischen Horden. Dahin war das deutsche Volk, das einst die Römer geschlagen, dahin war das stets siegreiche Volk Karls des Großen gekommen durch die Habsucht und Treulosigkeit des Adels!

Die Ungarn zogen mit ihrem Raube ab, aber sie ließen tödliche Krankheiten zurück, oder die Menschen starben aus Hunger und Kummer. Vielleicht erlag auch der achtzehnjährige Jüngling, der so unglücklich war, deutscher König zu heißen, diesem allgemeinen Elende. Gleich wie sein Volk, so war auch er vom länder- und machtgierigen Adel beraubt, geschändet, gemißbraucht worden. Sein Lebenslicht verlöschte 911, man weiß nicht einmal wo, und sein Tod hatte so wenig Einfluß, wie sein Leben gehabt hatte. Es war eine unheilvolle, düstere, schreckliche Zeit [35].

Drittes Kapitel.
Heinrich, Herzog von Sachsen und Thüringen.

I.

Konrad I., deutscher König. Kampf mit Heinrich.

Sogleich nach dem frühzeitigen Tode des letzten Karolingers warf sich Konrad, Herzog in Franken, ein Sohn jenes hessischen Grafen Konrad, der im Kampfe gegen Adalbert von Babenberg bei Fritzlar gefallen war, zum deutschen König auf. Aber die eigensüchtigen Vasallen waren zu mächtig, die Verwirrung im deutschen Reiche zu groß, und die königliche Würde zu unscheinbar geworden, als daß Konrad eine allgemeine Anerkennung hätte erstreben können, wozu ihm auch die persönlichen Mittel fehlten. Lotharingien fiel vom deutschen Reiche ab und schlug sich zu Frankreich, in Alemannien warf sich ein Herzog auf, die Ungarn drangen 912 wieder in Baiern ein, und als sie von den vereinten Baiern und Schwaben zurückgeschlagen werden waren, handelten die Herzoge von Baiern und Alemannien ganz als unbeschränkte Herren.

In demselben Jahre starb auch der mächtige Herzog von Sachsen und Thüringen, Otto, der Erlauchte zubenannt, und Heinrich, sein Sohn, übernahm die Würde desselben, gleichsam als sei sie eine erbliche, und betrachtete sich als unbeschränkten Herrn von Sachsen und demjenigen Theile Thüringens, welchen sein Vater inne gehabt hatte. Der so von allen Seiten an Macht und Ansehen geschmälerte König Konrad suchte, eine Entscheidung durch die Waffen vermeidend, den Herzog Heinrich durch Unterhandlung zu gewinnen und bediente sich dazu des doppelzüngigen Erzbischofs von Mainz, Hatto, des alten Freundes seines Geschlechts. Hatto lockte Heinrich zu einer Unterredung ein; aber dieser, eingedenk des bösen Trugs, den Hatto dem Markgrafen Adalbert gespielt, ließ ihm sagen: er werde nicht kommen, denn sein Hals sei nicht härter, als der Adalberts [36]. Nun kam es zum offenen Kampf. Heinrich nahm alle dem Erzbischof von Mainz in Thüringen und Sachsen gehörigen Güter in Besitz und vertrieb den Schwager des Königs, den Grafen Burkhard, den Konrad zum Herzog von Thüringen bestimmt hatte, so wie einen andern Grafen Burdo und noch Mehrere, denen er mißtraute. Der Erzbischof Hatto starb, und man behauptete, aus Aerger, weil sein Plan auf Heinrichs Leben mißglückt sei; auch sagte man, der Blitz habe ihn erschlagen. Konrad sandte seinen Bruder, den Markgrafen Eberhard, gegen Hein-

rich. Eine Meile von der alten Ehrenburg kam es zur Schlacht, in welcher die Sachſen einen glänzenden Sieg gewannen (Decbr. 912). Aber ſogleich führte der König Konrad ein neues Heer gegen ſie und belagerte den Herzog Heinrich in der Veſte Grona, der dadurch in großes Gedränge kam. In dieſer Verlegenheit ſoll er ſich an den ihm verwandten König von Frankreich, Karl den Einfältigen, der ſich eben in Aachen aufhielt, mit der Bitte um Hülfe gewendet haben, und dieſer über den Rhein gegen Konrad gezogen ſein. So viel ſteht geſchichtlich feſt, daß Konrad die Belagerung aufhob, welches die ſächſiſchen Schriftſteller der Liſt eines ſächſiſchen Grafen zuſchreiben, der eben mit fünf Mann in der Veſte angekommen, den Abgeordneten des Königs vorzuſpiegeln gewußt habe, er habe dem Herzoge ein bedeutendes Heer zugeführt.

2.

Heinrich, Herr in Thüringen. Einfälle der Ungarn. König Konrads Tod.

Heinrich war nun wirklich Herr von Sachſen und Thüringen. Um ſeine Macht zu befeſtigen, that er einen Einfall in Franken und zog den König von der Bekriegung des Herzogs von Alemannien ab.

Aber ein mächtigerer Feind, als der König, verbitterte dem Herzoge den ruhigen Beſitz ſeiner Länder: die Ungarn. Die Macht des Königs war ein Schatten, aber die Macht der Ungarn war eine furchtbare Wirklichkeit. Im Jahre 912 verwüſteten ſie abermals Franken und Thüringen, und die innern Zerwürfniſſe in Deutſchland geſtatteten nicht, ihnen Widerſtand zu leiſten; und 913 blutrten Thüringen, Sachſen, Schwaben wieder unter ihren mörderiſchen Händen.

Nach ſiebenjähriger ſtürmiſcher Regierung ſtarb König Konrad in den letzten Tagen des Jahrs 919, ohne je Herr von ganz Deutſchland geweſen zu ſein. Auf ſeinem Sterbebette ernannte er die um ihn verſammelten Großen, ſeinen Andern zum Könige zu wählen, als Heinrich, den Herzog der Sachſen und Thüringer, der zur Verwaltung des Reichs der Befähigteſte ſei. Zu ſeinem Bruder Eberhard ſprach er: „Freilich haben wir noch Heere, Städte und Waffen, wir haben die königlichen Kleinodien, aber uns fehlt das Glück und die Sitten der Väter. Das Glück und die edelſten Sitten ſind auf Heinrich übergegangen. Die Entſcheidung der öffentlichen Angelegenheiten iſt ferner bei den Sachſen. Bring' alſo dieſe Kleinodien: die geheiligte Lanze, die goldenen Armbänder, den Purpurmantel, das Schwert der alten Könige und die Krone dem Herzog Heinrich und mache Frieden mit ihm, auf daß du ihn zum Verbündeten habeſt dein lebelang. Warum ſoll das Volk der Franken mit dir vor ihm zu Grunde gehen? Denn Er iſt beſtimmt, der König vieler Völker zu ſein" [37].

3.

Heinrich I., der Finkler, deutſcher König.

Nach langen Wirrſalen, unſäglichem Ungemache und der ſchmachvollſten Erniedrigung ging endlich für Deutſchland wieder ein Stern des Troſtes und der Hoffnung auf. Der tapfere und hochherzige Herzog der Sachſen und Thüringer ſtieg auf den deutſchen Königsthron 919. Die Sage erzählt, der Herzog Eberhard von Franken, der ihm, treu dem ſeinem ſterbenden Bruder gegebenen Worte, die Reichskleinodien überbracht, habe ihn als Vogelſteller am Vogelherde gefunden, und daher ſei ſein Beiname in der Geſchichte entſtanden. Auf einer Verſammlung zu Fritzlar wurde Heinrich einſtimmig von allen anweſenden Franken und Sachſen als König anerkannt. Und ſo war denn die höchſte Würde und Macht in Deutſchland von den ſchwach gewordenen Franken, den

vor noch nicht ganz anderthalb Jahrhunderten so gewaltigen Siegern, übergegangen auf die besiegten Sachsen, die ihre alte Kraft und Ehrenhaftigkeit bewahrt hatten. Und seit dem Gründer des Reichs, Karl dem Großen, saß kein Mann von so trefflichen Eigenschaften auf dem Throne, wie Heinrich. Der neue König brachte durch Klugheit, Entschlossenheit und Muth alle deutschen Stämme diesseits des Rheins dazu, die Einheit und Würde des deutschen Reiches und ihn als König und Träger dieser Einheit anzuerkennen.

I.

Heinrich und die Ungarn.

Während der König jenseits des Rheins beschäftigt war, Lotharingien wieder mit dem deutschen Reiche zu vereinigen (924), zog ein Schwarm Ungarn, die seit Heinrichs Regierungsantritt Deutschland verschont hatten, durch die slavischen Länder heran und drang mit den Bewohnern derselben vereint in Sachsen vor, plünderte und verheerte das unvertheidigte Land nach allen Seiten und schleppte ungeheuere Beute mit fort. Und schon im folgenden Jahre kehrten sie wieder. Diesmal in zwei Schwärmen. Der eine wurde das Schrecken Alemanniens, der Schweiz, des Elsaß und Frankreichs, der andre wandte sich mit alter Raubwuth gegen Sachsen und Thüringen. Der König hielt sich in seiner befestigten Stadt Werla und wurde wahrscheinlich von schwerer Krankheit abgehalten, der furchtbaren Landplage kraftvoll entgegen zu treten. Auch soll er, einer Angabe des Geschichtsschreiber Widukind zufolge, aus Vorsicht zurückgehalten haben, weil er fürchtete, seine mit der Kriegsart der grimmen Ungarn unbekannten Sachsen möchten ihnen im offenen Felde nicht gewachsen sein. Er wollte sie erst kennen lernen. Ein glücklicher Zufall führte aber einen der vorzüglichsten Anführer der Ungarn — vielleicht war es ihr König selbst — den Sachsen als Gefangenen in die Hände. Die Ungarn waren darüber sehr bestürzt und hielten eine Rückkehr ohne den Anführer für unmöglich. Deshalb boten sie dem deutschen Könige ungeheure Schätze als Lösegeld. Aber Heinrich, Gold verschmähend, das sie doch wieder geraubt haben würden, verlangte für die Freilassung des Anführers die feierliche Zusage eines neunjährigen festen Friedens. Es war nämlich bekannt, daß die Ungarn bei aller ihrer Mord- und Raubsucht ein gegebenes Versprechen heilig und unverletzlich hielten. So unbequem ihnen nun auch die verlangte Friedenszusage war, so sahen sie sich doch endlich dazu genöthigt, um ihren Anführer wieder zu haben. Heinrich versprach dazu noch jährliche Geschenke, die nichts mehr und nichts weniger als ein Tribut waren, und so kam denn ein neunjähriger Waffenstillstand zwischen König Heinrich und den Ungarn zu Stande. Die wilden Horden zogen ab, und nun begann Heinrich mit Eifer die großen Pläne seines Geistes zur Wiedererhebung und Belebung Deutschlands zu entfalten.

3.

Heinrich, der Städteerbauer und Wiedererwecker des deutschen Geistes.

Heinrichs hoher Geist gab ihm das richtige Verhältniß zu den mächtigen deutschen Fürsten an, um den innern Frieden zu erhalten; er stellte sich zu ihnen mehr als berathender Bundesgenosse, denn als gebietender Herr; er mußte es also auch ihrem Ermessen überlassen, ob sie in ihren Länderbezirken die ihnen vorgeschlagenen zweckmäßigen Einrichtungen zur Erstarkung des niedergesunkenen Volkswesens einführen wollten, oder nicht. Zu seinem Sachsen und Thüringen war er aber unbeschränkter Herr, und hier traf er diejenigen Vorkehrungen, die ihm seine hohe Einsicht eingab. Den fernern Einfällen der

Ungarn und Slaven einen kräftigen Widerstand entgegen zu setzen, hielt er befestigte Orte oder Städte für unerläßlich, hinter deren Mauern seine Krieger den räuberischen Barbaren trotzen könnten. Zwar gab es in Thüringen schon einige Städte, weniger in Sachsen, aber ihre Zahl war für den ihm vorschwebenden Zweck zu gering. Das an der Freiheit hängende Volk lebte lieber in offenen Orten ohne Zwang. Heinrich begann also mit Eifer neue Städte zu bauen und die schon vorhandenen zu befestigen. Die neuen Städte waren nichts weiter als große von Befestigungswerken eingeschlossene Räume, bestimmt, in Kriegszeiten die Krieger und das Landvolk mit all' seinen Habseligkeiten in sich aufzunehmen. Wohnliche Gebäude waren anfangs gewiß nur wenige in diesen Burgen [38]; erst das steigende Bedürfniß rief sie hervor. Der König ordnete an, daß je der neunte Mann von allem Volke in einer solchen Stadt wohnen sollte. Die übrigen acht auf dem Lande mußten für ihn säen und ernten. Die Ernte wurde in die Stadt gebracht und dort von den Burgmännern bewacht. Diese trieben das Waffenhandwerk ausschließlich. Auf diese Weise entstanden die meisten Städte in Thüringen und Sachsen, wenn sie auch in den Geschichtsbüchern nicht namentlich aufgeführt worden sind. Genannt werden Quedlinburg, Goßlar, Meißen, Duderstadt, Nordhausen. Das alte Merseburg umgab Heinrich mit einer neuen Mauer. Aber nicht allein in festen Plätzen sollte Schutz gesucht werden gegen die Angriffe der Barbaren, die Hauptstärke mußte in der Kraft des Volks bestehen. Und der weise König veranstaltete Waffenübungen aller Art, vorzüglich zu Roß, und schuf sich dadurch eine Reiterei, die früher gefehlt hatte, um den leichten und flüchtigen Ungarn auf ihren Pferden leichter zu begegnen; ja er gab sogar Diebe und Verbrecher frei, wenn sie sich in den Waffen übten und eine Kriegerschaar bildeten, und weckte dadurch ihr Ehrgefühl wieder und gewann sie der menschlichen Gesellschaft zurück. So hob und begeisterte er seine geliebten Sachsen und Thüringer, die ihn anbeteten, und gab ihnen dadurch, daß er sie zum ersten deutschen Volke erhob, eine moralische Kraft, die in der Zeit der Noth Wunder wirkte. Und so gab er unserm Thüringen den alten Glanz zurück und ward der Schöpfer des neuen Deutschlands.

6.

Heinrich gegen die Slaven.

Schnell reiften die Früchte von Heinrichs großen Bestrebungen. Sollte die Macht der Ungarn gebrochen werden, so mußten erst alle slavischen Völker, die alten Feinde Deutschlands, die sich meist, gezwungen oder freiwillig, den durch ihre Länder nach Deutschland ziehenden Ungarn angeschlossen hatten, niedergebeugt und außer Stand gesetzt werden, kriegerische Unternehmen gegen die Deutschen zu beginnen oder zu unterstützen, es mußte für sie die Möglichkeit entfernt werden, jemals wieder räuberische Einfälle in Deutschland zu machen. Dann aber wollte der König seine kriegerisch gebildeten Sachsen und Thüringer an Siege gewöhnen. Nur glückliche Waffenthaten konnten sein Werk, ihre Erziehung, vollenden. Er führte sie im Jahre 927 zuerst gegen die Heveller, die an der Havel wohnten. Sie wehrten sich verzweifelt, und viele Treffen fanden statt, bis die feindliche Hauptstadt Brennaburg, das nachherige Brandenburg, vor welchem sich die muthig ausdauernden Deutschen auf dem Eise eines äußerst strengen Winters gelagert hatten, durch Schwert, Hunger und Kälte gewonnen wurde. Nach diesem ersten Siege wandte Heinrich die Waffen gegen die Daleminzier, die alten Bundesgenossen der Ungarn, in

deren früherer Besiegung er sich als Jüngling schon die ersten Lorbern erkämpft hatte. Nach zwanzigtägiger Belagerung nahm er die Stadt Grona oder Grana ein, gab sie der Plünderung seiner Krieger preis und ließ alle Erwachsenen grausam zusammenhauen und die Kinder gefangen fortführen. Hierauf unterwarfen sich die Obotriten, Wilzen, Redaren freiwillig und wurden zinsbar. Nun wandte sich der siegreiche König gegen die Milzen, die den Daleminziern gegenüber lagen. Er ließ einen an der Elbe im Lande der Daleminzier gelegenen waldigen Berg bearbeiten und darauf eine Stadt anlegen, der er von dem daran vorüber fließenden Flüßchen den Namen Misni, Meißen, gab. Durch die darin liegende Besatzung zwang er die Milzen zur Zinsbarkeit. Gleiches Schicksal hatten die durch das Schwert bezwungenen Böhmen, deren Hauptstadt Prag eingenommen wurde 930.

Also waren alle diese alten Feinde schwer gedemüthigt, aber sie knirschten in ihrem Zorne, und als die Redaren, die Heerfahrt der Sachsen und Thuringer nach Böhmen benutzend, sich wieder zur Erlangung der Freiheit erhoben und über die Stadt Wallersleben herfielen, sie anzündeten und ihre Bewohner erschlugen, da griffen alle slavischen Völkerschaften zu den Waffen, um die Ketten abzuwerfen. Heinrich sandte ein Heer unter Anführung zweier Grafen, Bernhard und Thiemar gegen sie. Bei der Stadt der Redaren Lunkini oder Luncin (wahrscheinlich Lenzen) kam es zu einer mörderischen Schlacht, in welcher das ganze slavische Heer zu Grunde ging. Man sagte, zweimalhunderttausend Menschen hätten den Tod gefunden. Diese übertriebene Zahl gibt wenigstens eine Anschauung von der Größe des Siegs. Jetzt war die Macht der Slaven gänzlich gebrochen. Sie beugten sich alle der deutschen Uebergelegenheit, und das deutsche Reich dehnte seine Grenzen so weit nach Osten aus, wie das Frankenreich niemals gethan hatte.

7.

Heinrich, der Besieger der Ungarn.

Heinrichs Stern stieg höher und glänzender; bald sollte er die alte Nacht vertreiben. Und es kam der Tag des Siegs und des Ruhms, und die Schmach ward hinweg genommen vom deutschen Namen, und Deutschland ward wieder groß und herrlich durch den hochherzigen Herzog der Sachsen und Thuringer, den gefeierten König der Deutschen.

Er sah sein Volk stark und tüchtig; er sah eine geübte Ritterei, die er geschaffen, und er rief alle zusammen und sprach zu ihnen Worte, die der Geschichtschreiber Witikind aufbahrt. Mögen sie immerhin nicht des Königs eigene, sondern die Worte des Corveischen Mönchs sein, der dies alles erzählt, so bezeichnen sie doch gewiß Heinrichs Gefühle und Ansichten. „Ihr," sprach er, „die ihr so viel erduldet habt durch burgerliche Zwietracht und auswärtige Kriege, wißt am Besten, wie verwirrt sonst das Reich war, und von welchen großen Gefahren dasselbe kaum befreit worden ist. Jetzt seht ihr das Reich beruhigt und vereinigt durch Gottes Gnade, durch unsern Eifer und eurer Tapferkeit; ihr seht die Barbaren besiegt und unterworfen. Aber eins ist noch übrig: Wir müssen uns gemeinschaftlich erheben gegen unsern gemeinschaftlichen Feind, die Ungarn. Seither habe ich euch und euere Söhne und Töchter beraubt, um den Schatz der Ungarn zu füllen; ich werde fernerhin gezwungen sein, die Kirchen und die Diener der Kirchen zu berauben. Denn was haben wir noch anders, als das nackte Leben? Bedenkt euer Heil und erwägt, was wir zu thun haben! Soll ich dem Gottesdienste die geheiligten Kleinodien entreißen, um sie den

Feinden Gottes zu überlassen? Oder soll ich das Geld zur größern Ehre des Gottesdienstes verwenden, damit wir durch ihn befreit werden, der unser Schöpfer und Erlöser ist?" Auf diese Anrede schrie alles Volk und schwur feierlich zu kämpfen bis zum Tod gegen das fremde Räubergeschlecht. Als nun die Boten der Ungarn wieder kamen, das jährliche Geschenk zu holen, ward es ihnen vom Könige verweigert, und sie kehrten mit leeren Händen und Rachegedanken heim. Dies geschah wahrscheinlich im Sommer 932, und es stand zu erwarten, daß die durch diese Erklärung zur Rache aufgerufene Horde vor dem Frühlinge des folgenden Jahres nicht in Deutschland erscheinen könnte. Bis dahin konnte Heinrich vollkommen gerüstet sein, um sie würdig zu empfangen. Aber die Rachegeister waren schnell. In demselben Sommer zogen Schaaren von Ungarn raubend und verwüstend durch Süddeutschland über den Rhein durch Frankreich und Italien nach ihrer Heimath zurück, diese wußten jedoch auf keinen Fall schon etwas von Heinrichs Weigerung. Im Herbste aber schon kamen die, welche Rache nehmen und den deutschen König demüthigen wollten. Durch Böhmen, das Land der Daleminzier, der Sorben und Sinsler ging der Zug der ungeheueren Heerhaufen. Die Daleminzier, von ihnen zur Theilnahme aufgefordert, wiesen, eingedenk der Schärfe des deutschen Schwertes, den Antrag mit Spott zurück, indem sie den Ungarn einen fetten Hund vorwarfen. Die symbolische Deutung dieses Hundes läßt sich nur ahnen, nicht genau bestimmen [30]. Es scheint, daß Heinrich den Ungarn an die Grenze des Landes entgegen gegangen und geschlagen worden ist. Wenigstens ist eine Nachricht erhalten, er habe sie unter ungleichen Verhältnissen angegriffen, und geschlagen in die Stadt Bichni flüchten müssen, wo er dem Tode entgangen sei. Es läßt sich vermuthen, daß unter Bichni die Stadt Bichen bei Wurzen verstanden sei, und ein Chronist setzt dieses Ereigniß in das Jahr 932.

Die große Schaar der Ungarn theilte sich nun in zwei Heerhaufen; einer zog links nach Thüringen, der andere rechts der Elbe hinab nach Sachsen. Die Erstern raseten mit Schwert und Brandfackel in der Faust durch ganz Thüringen und bereiteten dem Lande unsägliches Weh. Rasch breiteten sie sich, wie ein aus seinen Ufern getretener Strom, aus und brachten überall das Verderben. Der Schrecken ging vor ihnen her, und ein Jammergeschrei erfüllte die ganze nördlichere Hälfte von Deutschland. Sie waren so schnell, daß die Geistlichen, welche der König in diesen Tagen zu einer großen Synode nach Erfurt berufen hatte, nicht mehr nach Hause reisen konnten, sondern bis zum Ausgange des Unglücks in dieser Stadt verweilen mußten. Die Menschen flüchteten sich in die Städte, und wer dort kein Unterkommen finden konnte, verbarg sich in Wäldern, Höhlen und Sümpfen. So versteckten sich die Mönche der Abtei Corvei mit ihrer Habe im Sollinger Walde.

In dieser allgemeinen und gräßlichen Noth sammelten zwei sächsische Grafen ein Heer und warfen damit die nach Norden vordrängenden Ungarn zurück. Dann stießen thüringische Krieger zu ihnen, und die Verzweiflung dieser aufs Aeußerste gebrachten Menschen lieferte der grausamen Horde in Thüringen eine ihr verderbliche Schlacht. Sehr viele der Unmenschen, namentlich die Anführer, wurden erschlagen, der ganze Haufe aus einander gejagt, die Fliehenden verfolgt, viele gefangen, noch mehr kamen durch Hunger und Kälte um. Es war der erste Sieg der bedrängten Deutschen über die für unüberwindlich gehaltenen Ungarn. Sachsen und Thüringer hatten ihn gewonnen auf thüringischer Erde, und nun wuchs in der Brust der gedrangsalten Volks-

ſtämme das Vertrauen auf Gott und eigene Kraft. An welchem Orte die glorreiche Schlacht geſchlagen wurde, iſt nirgend angegeben in den Geſchichtsbüchern jener Zeit. Spätere Sagen nennen bald die Umgegend von Eiſenach, bald die von Sondershauſen. Es läſt ſich nicht einmal eine Vermuthung aufſtellen, welche Sage Recht haben möchte.

Der andre an der Elbe hinabgezogene Ungarnſchwarm hatte Nachricht von Schauen erhalten, die ein mit einer natürlichen Schweſter des Königs vermälter Thüringer, Wido, in ſeiner Stadt Widonsburg (vielleicht Wittenberg, vielleicht auch Werlin) aufgebäuft, und ſie gingen, ihren geraden Weg verlaſſend, über die Elbe, um dieſe Stadt einzunehmen und zu plündern. Sie fanden aber unerwarteten Widerſtand und hielten ſich hier länger auf, als ihnen gut war. Dadurch gewann König Heinrich Zeit, ein Heer in ziemlicher Entfernung zu ſammeln und bei einem Orte, der Nabi oder Nidde genannt wird, aufzuſtellen. Hier erwartete er noch herbeigerufene Friesen, um mit dieſen gemeinſchaftlich den Ungarn entgegen zu gehen. Dieſe hatten eben einen wilden und vergeblichen Sturm auf die Widonsburg gelaufen, als ihnen die zwiefache Nachricht von der Niederlage ihrer Brüder in Thüringen und von Heinrichs Rüſtung zukam. Sogleich hoben ſie die Belagerung der Stadt auf und gingen in Eilmärſchen durch den Gau Nordthüringen auf Heinrich los, ſo daſs ſie in ſeiner Nähe waren, ehe er es wuſte. Nachdem ſie ein Lager zur Sicherung der zeither gemachten Beute aufgeſchlagen hatten, ſtürmten ſie zum Angrif. Der deutſche König ſtellte ſein Heer in Schlachtordnung auf und ſprach den Kriegern Muth zu. „Seid der Väter, des Vaterlandes und der Freiheit eingedenk!“ redete er zu ihnen. „Gott wird uns auch in dieſer Schlacht helfen, wie in andern. Wenn ihr beſonnen und feſt aneinander geſchloſſen ſteht, ſo wird der Feind ſchon vor dem unerwarteten und ungewohnten Anblick der Reiterei die Flucht ergreifen. Ja vielleicht iſt es die letzte Schlacht, die wir mit dieſem Feinde zu beſtehen haben.“ Die Krieger jauchzten dem geliebten Führer Beifall zu, und ſogleich begann die Schlacht. Und wie Heinrich vorausgeſagt, ſo geſchah es: die Ungarn ergriffen beim Anblicke der ſächſiſchen Reiter alſobald die Flucht. Dieſe ſetzten nach und hieben nieder, was ſie erreichten; aber die Fliehenden waren zu ſchnell, es wurden ihrer im Verhältniſſe zu wenig erlegt. Selbſt diejenigen, welche zur Vertheidigung des Lagers zurückgelaſſen worden waren, hielten beim Anſtürmen der Sachſen nicht Stand und liefen die Schätze des Lagers den Siegern zur Beute. Dieſe beſtand nicht nur in Vieh, ſondern auch in einer Menge deutſcher Jungfrauen und Frauen und andern koſtbaren Dingen. Schrecken und Flucht der Ungarn waren allgemein. Der König aber ermahnte die Seinigen, über der Beute nicht von der Verfolgung des Feindes abzulaſſen, und ſie gehorchten. Eine kleine Anzahl ward zur Bewachung des Lagers zurückgelaſſen, die übrigen eilten den flüchtigen Aſiaten über den Harz und über die Saale nach und ließen nicht eher ab, bis die geheßten Ungarn im Lande der Daleminzier jenſeit der Elbe Schutz gefunden hatten.

Und ſo war der zweite Sieg dem erſten ſchnell gefolgt, und das Vertrauen wuchs mit der Freude. Aber vernichtet war der furchtbare Feind nicht, und der eintretende Winter hielt von fernerer Verfolgung ab. Der König beſorgte mit Recht, ſie würden im nächſten Frühjahre mit ihrer ganzen Macht wiederkehren, um die erhaltene Scharte auszuwetzen; er entließ daher ſein Heer nicht, ſondern wies ihm Winterlager in Nordthüringen an, während er ſelbſt ſeine Wohnung in der Burg Werla nahm.

Und wie er befürchtet hatte, so geschah es. Noch war der Frühling nicht eingetreten, als er durch Gerüchte, dann durch Briefe benachrichtigt wurde, daß die Ungarn mit ungeheurer Heeresmacht herbrächten. Sogleich zog er sein Heer zusammen, verstärkte es und machte es schlagfertig. Dann ging er vorwärts und schlug, in die Nähe des Feindes gekommen, ein Lager auf. Es ist zu vermuthen, daß dies am Abhange des Harzgebirges in der Gegend von Quedlinburg statt fand. Der König ließ den Feind heranziehen, aber beide Theile vermieden die Schlacht, die Ungarn wahrscheinlich wegen des bergigen Terrains, denn sie waren gewohnt in Ebenen zu kämpfen. Aber der König reizte sie zur Schlacht, erst durch kleine Reitergefechte, in welchen er seine Krieger an den Kampf mit den Ungarn gewöhnte, dann, als er sein Heer aus dem Lager geführt und in Schlachtordnung aufgestellt hatte, durch eine Abtheilung Thüringer zu Fuß, nur von wenigen Reitern begleitet. Seine List gelang; die Ungarn geriethen in Wuth und griffen die Deutschen in ihrer günstigen Stellung an. Heinrich ermahnte die Seinigen mit dem Zurufe: sie möchten ihrer alten Tapferkeit eingedenk sein. Die Schlacht entbrannte furchtbar. Auf deutscher Seite wurde um Leben, Freiheit, Gut und Ehre gestritten, auf ungarischer um den alten Glanz des Namens, auf beiden mit gleichem Grimme. Der Sieg schwankte herüber und hinüber. Auf dem linken Flügel schlug Graf Hoger, einer der Feldherren des deutschen Königs, die Feinde mit großem Verluste in die Flucht, verfolgte sie aber im wilden Eifer zu weit auf ein ihm ungünstiges Terrain und brachte dadurch das sächsische Heer in Verwirrung. Die Ungarn, diesen Vortheil benutzend, sammelten sich und erneuerten die Schlacht mit der Wuth der Verzweiflung. Die Sachsen wichen an einer Stelle zurück, schnell sandte Heinrich dorthin Hülfe. Nun immer wilderes Kämpfen, stundenlang, kein Weichen hier, keins dort. Da fielen die Anführer der Ungarn, da wurden ihre Feldzeichen genommen, Tausende hauchten das Leben aus, fast alle waren verwundet. Und nun erst war der Sieg den Deutschen. Und er war groß und vollkommen. Das Lager der Ungarn mit all' ihrer geraubten Beute fiel in die Hände der Sieger, und ihre aufgehende Begeisterung begrüßte den gefeierten König als Kaiser auf der Wahlstatt. Nur wenige der erst so übermüthigen Ungarn entkamen dem Gemetzel. Deutschland war für immer von dieser gräßlichen Plage befreit. Der Jubel über diesen Sieg ging durch alle Gau. Heinrich aber dankte Gott für die Hülfe in der Noth und für die glückliche Erreichung seines Lebenszieles [**].

8.

Heinrich gegen die Dänen. Bestimmung der Nachfolge. Heinrichs Tod.

Im folgenden Jahre (934) unternahm König Heinrich eine Heerfahrt gegen die noch heidnischen Dänen, welche sich feindselig gezeigt hatten, um sie zur Ruhe zu bringen und ihnen den Christenglauben zu geben. Er bezwang auch diese letzten Feinde in einer siegreichen Schlacht bei Schleswig und eroberte einen großen Theil ihres Landes, welchen er zu einer Markgrafschaft erhob, die von Schleswig den Namen erhielt. Mit sächsischen Kriegern hielt der Markgraf hier Wacht gegen die Dänen, unter welchen sächsische Priester das Christenthum mit Erfolg lehrten. Heinrichs großes Werk war damit vollendet. Deutschlands Feinde waren alle besiegt, Deutschlands Name stand groß und geachtet da, in der Brust aller Deutschen flammte ein edler und gerechter Stolz; Heinrich war der erste König der Welt, ihm war gelungen, was selten einem Herrscher, aber er betrachtete sich in seiner Bescheidenheit nur als den

Herzog der Sachſen und Thüringer. Dadurch gewann er neben unſterblichem Ruhme die Liebe Aller, die den deutſchen Namen führten.

Von Kränklichkeit heimgeſucht, die ihm ein frühes Ende befürchten ließ, gedachte der große König die errungenen Früchte der Einheit ſeines Volks demſelben nach ſeinem Tode zu ſichern, und er rief alle weltlichen und geiſtlichen Fürſten des Reichs im Anfange des Jahrs 936 nach Erfurt zu einer Verſammlung, um die Nachfolge feſtzuſtellen. Hier wurde von Heinrichs vier Söhnen der erſtgeborne ſeiner zweiten und hochherzigen Gemahlin Mathilde, Otto, dem Vater gleich an allen großen Tugenden, nach dem Willen des Königs und mit Zuſtimmung Aller zum Nachfolger auf dem deutſchen Königsthrone gewählt.

Von Erfurt begab ſich Heinrich in ſeine Pfalz Memleben an der Unſtrut, erkrankte bald darauf ſchwer und ſtarb im vollſten Glanze ſeines Ruhms, ein hohes und durch alle ſpätern Zeiten leuchtendes Fürſtenbild, am 2. Juli des Jahrs 936 im 60ſten Jahre ſeines Alters. Seine Leiche wurde in der von ihm erbauten Stadt Quedlinburg beſtattet. Thüringen verlor in ihm ſeinen letzten, ſeinen größten, ſeinen geliebteſten Herzog.

Anmerkungen.

1.

So wie man einen ſtrengen Unterſchied zwiſchen dem arianiſchen Chriſtenthume, das durch die Könige Amalberg nach Thüringen gekommen war, und dem katholiſchen machen muß, ſo ſpäter zwiſchen dem katholiſchen und dem römiſch-katholiſchen oder päpſtlichen Chriſtenthume, das durch Bonifacius geſtiftet wurde. Der Grundſatz der päpſtlichen Lehre war und iſt noch: Einheit der Kirche unter einem Oberhaupte, dem Statthalter Chriſti auf Erden. Die Kirche ſoll ein geglittertes Ganzes ſein, worin jeder einzelne Theil ohne Widerſpruch und eigenen Willen ſich der Idee des Ganzen fügt und dieſe Idee nach allen Kräften zu verwirklichen ſtrebt. Gewiß der ſchöne Gedanke zur Weltherrſchaft! Aber jede freie Forſchung des Geiſtes iſt damit auf ewig geſtört. Strebende Köpfe, die neue Gebiete des Geiſtes zu erſchließen den Drang fühlen, hat St. Petrus Schlüſſel ſtets verfolgt und unterdrücken müſſen (müſſen! ſonſt könnte er nicht Papſt ſein); denn er hat die Schlüſſel, und bedarf nicht, daß ihn jemand ins Amt greift, obgleich er ſelbſt es nie anrührt; er hat wohl die Schlüſſel, aber er ſchließt nie auf. Luther ſchlug unbekümmert um das Schloß nach thüringiſch derber Art die Thüre ein. — Wie richtig Bonifacius die Idee der römiſchen Kirche erfaßt hatte, beweiſt ſein ganzes Leben und jede einzelne ſeiner Handlungen. Jene friſche, freie Geiſtesregung ließ er, wenn ſie nicht in ſeinen Plan paßte, durch den Papſt verdammen. Er ſelbſt erwarb ſich ſtreng dem apoſtoliſchen Stuhle unter; er that nichts das Errungne ohne Einwilligung und Verſtändnis des Papſtes. Er war ein ehrenwerther Mann, und man muß ſeine eiſerne Conſequenz bewundern: er hat Tüchtiges geleiſtet, was die Verhältniſſe auf eine noch weit höhere Stufe geführt haben; aber ein beſchränkter Kopf war er doch, und den wahren Geiſt des Chriſtenthums hatte er nie begriffen. Luther war gegen ihn gehalten ein gewaltiger Herold. Seine Lebensbeſchreiber und überhaupt die Berichterſtatter über ſeine Zeit und ſein Wirken ſind ſtrenge Anhänger ſeines Syſtems. Es leuchtet, wenn man die rohe Leutenſchaftlichkeit der Zeit hinzurechnet, von ſelbſt ein, wie ſie anders Denkende, anders Strebende beurtheilt haben mögen, vorzüglich da ihre Partei die Legende liebt. Die Gottloſigkeit der chriſtlichen Prieſter, die Bonifacius in Thüringen vorfand, mag wohl nicht ſo arg geweſen ſein, wie ſie geſchildert wird, und die angeführten Beiſpiele geben davon den nahen Beweis.

2.

Willibald im Leben des heiligen Bonifacius. — Die Aeltern Lebensbeſchreiber des heiligen Bonifacius ſind Willibald und Otloh. Der erſtere hat nur kurze Zeit nach ſeinem Helden gelebt, war wahrſcheinlich

Presbyter zu Mainz um Jahr 781. Seine Nachrichten sammelte er von Schülern des heiligen Mannes, die mit demselben gelebt und gewirkt haben, vorzüglich aus den Erzählungen Lullus, des zweiten Erzbischofs von Mainz, Nachfolgers und Lieblingsschülers des heiligen Bonifacius. Auf Lullus und Burchards, Bischofs von Würzburg, Anregung unternahm Willibald auch die Ausarbeitung dieser Lebensbeschreibung. Manche Geschichtschreiber haben ihn für den ehemaligen Schüler und Schwerbruder des heiligen Bonifacius, Willibald, gehalten, welcher erster Bischof von Eichstätt wurde. Aber aus mehreren Stellen der ersten Schrift geht klar hervor, daß ihr Verfasser nicht zu Bonifacius Schülern gehörte. Dann nennt er sich in der Zuschrift an die Bischöfe Lull und Megingoz einen Presbyter, und erzählt endlich in der Lebensbeschreibung, daß Bonifacius seine Schüler Burchard und Willibald, Münner von gutem Fleiße, zu Bischofen, jenen zu Würzburg und diesen zu Eichstätt geweiht habe. Schwerlich wurde der Biograph sich dieses Selbstlob gegeben haben. Die Lebensbeschreibung ist kurz, zeugt von keinem Scharfblicke in das innere Leben des verehrungswürdigen Mannes und läßt selbst Hauptmomente des äußern Lebens aus, wie z. B. die Gründung des Klosters Fulda, die Salbung Pipins zum Könige. Und so steht sie in jeder Beziehung als ungenügend da. Von dem, was Bonifacius in Thüringen gethan hat, erzählt sie nur wenig, und noch dazu auf eine zum Theil unverständliche Art. — Die zweite Lebensbeschreibung des heiligen Bonifacius von Otloh ist vollendet weiter nichts als eine Ueberarbeitung und Erweiterung der Schrift von Willibald. Die Erweiterung besteht größtentheils in Sagen und Wundergeschichten. Aber auch eine Sammlung nicht unwichtiger Briefe des Bonifacius und der Päpste an denselben fügt Otloh hinzu, und dies ist der schätzbarere Theil seines Werkes. Otloh lebte im elften Jahrhunderte (von 1000 bis 1060), war Presbyter und Mönch, und verwarf seine Schrift den Mönchen des Klosters Fulda.

Eine Hauptquelle für die Geschichte des heiligen Bonifacius sind ferner die Briefe, welche er an hochstehende Personen seiner Zeit schrieb und von ihnen empfing. Es gibt zwei Ausgaben dieser Briefe, die erste vom Jesuiten Nic. Serarius, welche 1605 u. d. erschienen ist und 151 Briefe, die andere vom Weihbischofe Würdtwein, 1789 in Klein-Folio erschienen, und mit 17 Briefen vermehrt. Außerdem hat Baronius viele der Briefe seinen Jahrbüchern einverleibt. Es gibt davon verschiedene Handschriften in Rom, in Wien, in Ingolstadt, in Mainz und in Karlsruh. Auch in Helmstädt soll eine Handschrift der Briefe des Bonifacius sich befinden. Außerdem sind aber gewiß mehrere Manuskripte dieser Briefe in alten Klosterbibliotheken, in München und andern Orten. Auch würden in Bibliotheken in England Nachforschungen nach Briefen und andern auf Bonifacius bezüglichen Denkmalen gewiß nicht erfolglos angestellt werden. Es wäre sehr zu wünschen gewesen, daß der Verein, welcher in unserer Zeit dem heiligen Bonifacius ein Denkmal in Fulda setzt hat, zugleich für ein noch weit würdigeres Denkmal des wichtigen Mannes gesorgt hätte, nämlich für eine würdige, aus den kritisch geschärften Quellen geschöpfte Lebensbeschreibung desselben, nebst einem Abdrucke aller dieser kritisch bearbeiteten Quellen. Dazu gehörte freilich eine möglichst vollständige und streng chronologische Zusammenstellung der Briefe, und außer den Schriften von Willibald und Otloh, auch die Lebensbeschreibungen des Abts Sturm, des heiligen Gregors von Utrecht von Ludger, und einiger Aebtissinnen, die sich in den Thurn der Heiligen- (sanctorum), die im 17. Jahrhunderte in Antwerpen erschienen sind, finden. Sollte in unserer für historische Studien so empfänglichen, ja begeisterten Zeit kein junger Gelehrter sich an diese dankbare Arbeit machen, endlich die Quellen zur Lebensbeschreibung eines für die Bildung unseres Vaterlandes in religiöser, sittlicher, gesellschaftlicher und staatsrechtlicher Hinsicht so bedeutsamen Mannes (ja er ist ebenbürtig nächst Luther der wichtigste!) zusammen zu suchen, kritisch zu bearbeiten und endlich noch einmal dieses Leben selbst zu schreiben? Gewiß eine würdigere Aufgabe als die ewigen Studien über griechische und römische Autoren! Nur dürfte der Verfasser weder auf dem katholischen Standpunkte stehen, der den Bonifacius als einen fehlerfreien wundertätigen Heiligen gibt und ihn aus den Schranken der Menschheit entrückt, noch auf dem protestantischen, der ihn als fanatischen Pfaffenknecht, Dolpetern des deutschen Volks und unsäglichen Verderber des Papstthums schildert, sondern auf dem reinhistorischen, der ihn im Lichte seiner Zeit betrachten und wiedergeben und das für und wider unparteiisch abwägen ließe. Möchte dieser Wunsch, den schon der ehrwürdige Generalsuperintendent Löffler in Gotha in seiner bei Gelegenheit der Einweihung des Kanzelaltars entstandenen Schrift: „Bonifacius oder Feier des Andenkens an die erste christliche Kirche in Thüringen, bei Abtanderga im Herzogthum Gotha. Gotha 1812." aussprach, bald in Erfüllung gehen!

2.

Der Irrthum, Bonifacius einen Heidenbekehrer zu nennen und die damaligen Thüringer und Hessen für

Heiden auszugeben, wird fort und fort begangen und findet sich in Büchern und Aufsätzen auch der neuesten Zeit. Wer über einen Gegenstand schreiben und Andre unterrichten will, sollte sich doch zuvor selbst darüber unterrichten, damit er sich nicht lächerlich mache. — Die Thüringer waren durchaus keine Heiden mehr, als Bonifacius lehrend unter ihnen auftrat. Denn 1) hatte Amalberg 200 Jahre zuvor das Christenthum nach Thüringen gebracht, dann hatte 2) der heilige Kilian 30 Jahre zuvor das Christenthum in Thüringen gelehrt. Die den christlichen Franken unterwürfigen Thüringer mußten 3) schon ihrer Oberherren wegen sich zum christlichen Glauben bekennen, wenigstens die Vornehmen, die mit dem Hofe der Könige und Hausmeier in Verbindung waren und mit in fränkischen Heeren fochten. 4) In Willibald und den Briefen sind mehrere Stellen, die klar und deutlich besagen, daß das Christenthum vor Bonifacius in Thüringen heimisch war. Willibald erzählt, der Geist desselben habe sich verschlechtert, heidnische Gebräuche sich wiederum eingeschlichen. Bonifacius redet bei seinem ersten Auftreten in Thüringen die Priester und Presbytern an, deren einige die wahre Religion hatten, andre auf Abwege gerathen waren. Es ist die Rede davon, daß Geistliche ein ehebrecherisches Leben führten, und Bonifacius manchen Kampf mit ihnen gehabt. Ausdrücklich wird beigebracht, die alten Kirchen seien erneuert worden. Also sind die von Bonifacius gebauten Kirchen gar nicht die ersten christlichen Gotteshäuser in Thüringen.

Bonifacius predigte nur das päpstliche Christenthum mit seinen vielfachen Menschensatzungen und brachte die deutsche Kirche unter Roms Gewalt. Er war ein Reformator der Thüringer und taufte dabei, was noch nicht getauft war. Heidenbekehrer war er nur bei den Hessen an der sächsischen Grenze, die allerdings noch keine Christen waren. Hätte Bonifacius in Thüringen Heiden gefunden und sie zu Christen bekehrt, sein Biograph Willibald, der Alles auf die Größe seines Helden bezieht, hätte diesen wichtigen Umstand mit vielen erhebenden Worten zu melden nicht vergessen. Was nun ein Gleichzeitiger nicht gethan, weil er es der Wahrheit gemäß, nicht konnte, das thun Neuere der Geschichte zum Trotze und stempeln ihn zum Apostel und Bekehrer der heidnischen Thüringer.

4.

Einer Sage zufolge soll er sogar aus königlichem Stamme entsprossen sein.

5.

Es ist wohl nur eine bildliche Sage, wenn ein späterer Schriftsteller, Jonas von Fontenelle, erzählt, daß Radbod schon einen Fuß in das Taufwasser des Bischofs Wulfram von Sens gesetzt und wieder herausgezogen habe.

6.

Viele Schriftsteller haben den Bonifacius hart und bitter getadelt, ja mit Schmähungen überhäuft, daß er nach Rom gegangen und sich und sein Beginnen dem Papste so ganz und gar unterworfen habe. Diese Männer sind in ihrem protestantischen Eifer viel zu weit gegangen. Es ist allerdings nicht zu läugnen, daß der ächte deutsche Geist, der der freien, selbstständigen, besonnenen Prüfung und Forschung, durch Einführung der römischen Kirche in Deutschland um viele Jahrhunderte zurückgedrängt, die Ausbildung unsrer herrlichen Sprache durch das mit jener Kirche eingewanderte Latein grausam lange unterdrückt, daß das römische und canonische Recht dadurch zu unserm Schaden bei uns eingeführt worden, und die Deutschen (die Nachkommen Hermanns!) zu Knechten Roms und überhaupt des Auslandes gestempelt worden sind, was wir — Gott sei's geklagt! bis diese Stunde sind; das Alles ist wahr und man möchte blutige Thränen darüber weinen, daß es wahr ist, aber ist denn Bonifacius deshalb zu verdammen, daß er die römische Kirche in Deutschland einführte? Er war in den Grundsätzen dieser Kirche streng erzogen, er sah nur in der Einheit der Kirche Heil und Frieden, und hatte in diesem Punkte vollkommen recht; er war, ohne es selbst zu wissen, jedenfalls ein Werkzeug Karl Martells und der Söhne desselben, die zwei Ziele zugleich durch Einführung der römischen Kirche in Deutschland erreichten, die Gewinnung des Papstes, die für ihren Hauptzweck, ihre Erhebung auf den Königsthron der Franken, unumgänglich nöthig war, und die Befestigung ihrer Herrschaft in Thüringen. Wie richtig sie berechnet, beweist der merkwürdige Umstand, daß, als nach Karls Tode die übrigen deutschen Völker in kriegerische Bewegung gegen Karlmann und Pipin geriethen, die Thüringer allein sich ruhig verhielten. Das war Bonifacius Werk. So wie man mit historischem Blicke Bonifacius im Lichte seiner Zeit betrachtet, kann man ihn unmöglich verdammen. Und dann: er war ein von Jugend auf streng erzogener Mönch und — kein genialer Kopf.

7.

Der Papst spricht in diesem Briefe nur von ungläubigen Völkern, unter welche zu gehen er Bonifa-

eins ermahnt, um sie den Vorschriften der römischen Kirche zu unterwerfen, und nennt die Thüringer nicht. Erst aus der Folge ersieht man, daß sie gemeint sind.

8.

So erzählt Willibald in einer sehr unklaren Stelle. Sie ist ein Hauptbeweis für die Behauptung, daß die Thüringer schon Christen waren. Die Vorwürfe, welche hier den Geistlichen gemacht werden, zerfallen in nichts, wenn man, was aus dem Ganzen hervorgeht, bedenkt, daß sie sich höchst wahrscheinlich nur auf den Umstand bezogen, daß die Priester verheirathet waren. Schon damals eiferte Rom gegen das eheliche Leben der Geistlichen. Grausamer Despotismus, der die edelsten Gefühle des Menschen, die süßen heiligen Gefühle für Weib und Kind in der Brust seiner Lehrer verdammt! Nein, Bonifacius war kein genialer, kein wahrhaft großer Mensch, sonst hätte er eine solche Naturwidrigkeit nicht lehren, nicht gebieten können!

9.

Amöneburg an der Ohm (Amena), die es umfließt. Ohngefähr zehn Jahre später baute Bonifacius hier eine Kirche, die er dem Erzengel Michael weihte, wie die zu Ohrdruf. Das Kloster, obgleich das erste, das Bonifacius in diesen Gegenden stiftete, ist wahrscheinlich aus Mangel an hinreichenden Einkünften am Ende des eilften oder im Anfange des zwölften Jahrhunderts wieder eingegangen.

10.

Dies ist der einzige angeführte Fall, wo er Heiden tauft, aber es sind Hessen und nicht Thüringer. Die „vielen Tausende“ sind verdächtig, wenn man die Bekehrung nicht ein Jahr weiter hinaus legt, wann Bonifacius von Rom zurückkam, unterstützt von Karls des Hammers drohendem „bewaffneten Arm,“ der freilich vieles erklärlich macht.

11.

Man hat daraus beweisen wollen, Bonifacius sei der lateinischen Sprache nicht mächtig gewesen. Aber wie konnte einem von Jugend auf wissenschaftlich gebildeten Benedictinermönch und noch dazu einem so ausgezeichneten die Kenntniß der lateinischen Sprache mangeln? Der Ausdruck bezieht sich jedenfalls auf die Aussprache, die in England wohl eine verschiedene sein mochte, wie ja die Franzosen jetzt noch das Lateinische nach ihrer für uns unverständlichen Weise aussprechen. Oder das Sprechen der todten Sprache war ihm überhaupt nicht geläufig.

12.

Bei dieser Gelegenheit soll er nach der Angabe seiner ältesten Lebensbeschreiber den Namen Bonifacius erhalten haben. Allein der Papst und Andere nennen ihn früher in an ihn gerichteten Briefen schon Bonifacius, und da er in einem dieser uns erhaltenen Briefe auch einmal der Bruder Bonifacius genannt wird, so ist anzunehmen, daß dies sein Mönchsname war, den er erhielt, als er ins Kloster trat.

13.

Es ist auffallend, daß Bonifacius im Eide sich schon Bischof nennt, da er doch die Bischofswürde unmöglich eher erhalten konnte, als bis er den Eid geschworen. Man kann sich die Sache nicht anders erklären, als daß man annimmt, er legte den Eid erst mündlich ab, wurde dann zum Bischof geweiht und reichte hierauf den schriftlich abgefaßten Eid, worin er nun schon die neue Würde gebrauchte, zu den päpstlichen Akten ein. Mit Absicht habe ich den ganzen Eid wiedergegeben, da er meiner Meinung nach eins der wichtigsten Dokumente des Mittelalters ist. Mit diesem Eide verpfändete Bonifacius Deutschland dem päpstlichen Stuhle, und erst Luthers Thesen lösten es, 800 Jahre später, wieder ein.

14.

Versteht sich die, welche noch nicht getauft waren. Oder der Papst schreibt mit einer so gänzlichen Unkenntniß des Landes und seiner Bewohner, daß er die für Heiden hält, die schon längst Christen waren. Wer aus diesem von großer Unwissenheit zeugenden Briefe etwa schließen wollte (wie auch schon geschehen ist), die Thüringer hätten Götzen angebetet und ihnen Menschen geopfert, der würde in denselben Irrthum verfallen, als wenn er nach den neuesten Allocutionen des Papstes deutsche Geisteszustände kennen lernen wollte. Um die Kenntniß Deutschlands haben sich die Unfehlbaren nie sonderlich bekümmert. — Die Paar Namen der thüringischen Vornehmen hatte Gregor II. jedenfalls erst von Bonifacius, der die Bekanntschaft dieser christlichen Herren früher gemacht hatte. Der Brief ist auch so allgemein gehalten, daß man sogleich sieht, der Papst hat nichts weiter von ihnen gewußt, als die Namen.

15.

Wörtlich: der zweimal beweibt sei (bigamus), aber gewiß nur so zu verstehen: der sich nach dem Tode seiner Frau wieder verheirathet habe.

16.

Die Stelle des Briefs ist wörtlich aus dem Briefe des Apostels Paulus an die Colosser 2, 8. abgeschrieben, aber sie wird hier lächerlich und gibt den schlagenden Beweis, daß der Papst von Deutschland, seinen Völkern und ihrer Bildung gar nichts wußte. Die Sachsen und Philosophie! Und was von dieser gilt, gilt auch von den angeführten Götzen. Die eine war so wenig vorhanden, wie die Andern. Das Ganze sind Redensarten ins Blaue hinein, um das Papier zu füllen. Deshalb bediente sich Gregor auch der ganzen Phrase des Apostels und dachte sich nichts weiter dabei, kümmerte sich um nichts weiter. Bonifacius wird mit den Leuten hernach schon fertig werden. Ueberhaupt muß man fest halten, daß der Papst alle diese Briefe gar nicht des Bonifacius wegen schreibt, sondern seinetwegen, des apostolischen Stuhls wegen, damit dieser nämlich Ansprüche erlange auf des Bonifacius Werk.

17.

Dieser „bewaffnete Arm" ist ein Hauptmoment in der Geschichte des Bonifacius. Freilich Willibald, der Schmeichler des Bonifacius, erzählt davon nichts, und die Spätern, die Alles der salbungsvollen Ueberredungskraft des Predigers Bonifacius zuschreiben, haben ihn übersehen. Und doch erklärt er allein auf menschliche Art das Wunderbare mancher Erzählung.

18.

Selbst was man über die vielfach so genannte Donnereiche und den darunter verehrten Thor, d. i. Donnerer gefabelt hat, fällt zusammen, wenn man die Stelle, welche Othlo wörtlich von Willibald abgeschrieben, genau ansieht. Getreu übersetzt heißt sie so: „Ein gewisser Baum von bewundernswürdiger Größe, der mit einem alten Worte der Heiden die Eiche des Jupiter (robur Jovis) genannt wurde ꝛc." Also mit einem alten Worte, d. h. mit einer Benennung der alten Heiden. Die Heiden, die das alte Wort zur Bezeichnung des alten Baumes gebraucht, ihm beigelegt hatten, sind von den jetzigen Heiden, die sich in Hessen etwa noch vorfanden, unterschieden, und die Benennung selbst leitet auf die Römer, die in dieser Gegend gewesen waren. Sie hatten sie Jupiters-Eiche genannt und dieser Ausdruck hatte sich im Andenken der Menschen erhalten. Wo bleibt nun Thor der Donnerer? Dem Volke zu Bonifacius Zeiten war die alte Eiche ein heiliger Baum. Und da von ihren Altvordern die schöne Neigung, in Hainen und an Quellen Gott zu verehren, auf sie und in ihren christlichen Gottesdienst — der ohne allen Zweifel mit vielen heidnischen Gebräuchen und Götterdienst gemischt war, wie es ja der katholische Ritus zum Theil noch immer ist — übergegangen war, so glaubte sie Bonifacius, um altem Aberglauben zu steuern und um alles, was nicht in das römische Schema paßte, zu vertilgen, umhauen und aus dem Holze derselben ein Bethaus bauen zu müssen.

19.

Hierher gehört eine alte wunderliche Sage, oder vielmehr Legende von Bonifacius, die in manchen alten thüringischen Chroniken gefunden wird. Wie sie auch Zeiten und Personen vermengt und Alles sagenhaft entstellt, so geht doch aus ihr der wichtige Volksglaube hervor, der sich auf eine Thatsache gründen muß: Bonifacius sei mit Heeresmacht nach Thüringen gekommen. Hier ist sie:

„Nach Christi Geburt Sechshundert und zwanzig war ein Kaiser genannt Eraclius zu Rom und Constantinopel in Griechenland, und das römische Reich war auf die Zeit noch ungeschieden. Der König Cedrus in Persia gewann das heilige Kreuz zu Jerusalem, und führte es mit in Persien; Eraclius fuhr ihm nach in Persia, und stritt mit ihm und schlug ihn tod, und brachte das heilige Kreuz wieder nach Jerusalem.

Nach des heiligen Kaisers Tod kam Einer, der war geheißen Anastasius, der war da in der Zeit nicht länger denn drei Jahr; da ward von einander geschieden das römische Reich und Constantinopel. Zu derselben Zeit war ein Papst der hieß Gregorius der Zweite, der sagte zum Bischof Bonifacium zu Mainz, der bekehrte das Land zu Thüringen. Und Carolus der Große war Pippinges Sohn, der war König über alle Frankenlande nach seines Vaters Tode. Die Römer wollten sich unterwunden haben der kaiserlichen Gewalt; der Papst Gregorius erfuhr das, und sandte die Schlüssel von St. Peters Altar, und die sandten König Carl. Der machte sich auf und zog gen Rom. Und da er nach Rom kam, verschaffte der Papst, daß er wohl empfangen ward vom gemeinen Volk und auch von dem Papst. Und als König Carl die Messe hörte in St. Peterskirche, da stund König Carl an St. Peters Altar, da ging der Papst hinter ihm zu, und sagte ihm auf sein Haupt die kaiserliche Kron, ehe denn er's wußte, und ward da berufen Carl zum Kaiser. Der war der erste Kaiser, der aus Franken war, der ihr römisch Reich gewann. Er war auch der römische König und Kaiser, der zu Rom geweiht war. Der Papst weihte auch beide Söhne; seinen Sohn Pippingen zum Könige in Italien-Land, und Ludwigen zum Könige und

Herrn in Equitanien, da sein Vater zum römischen Kaiser ward gemacht.

Der Bischof zu Mainz Bonifacius vernahm, daß das Land zu Thüringen noch am heidnischen Glauben war, und nahm ihm für, dasselbige zu bekehren zum christlichen Glauben, und fragte nach des Landes Gelegenheit. Ein alter Ritter sprach zu ihm: Herr, das Land zu Thüringen ist zwölf Meilen Weges lang und breit und ist beschlossen mit zweien schönen fischreichen Wassern, als die Werra und Saala, und mit zweien mächtigen Wäldern, als dem Thüringer- und Harz-Walde, und käme es zu dem Glauben und würde bekehrt und würde gebauet nach seinem Recht, es wäre das beste Land zu der Nahrung, das man möchte finden in aller Welt in solcher Größe. — Als der Bischof Bonifacius solches höret, versammelt er sich stark mit viel Volk und zog mit großer Heereskraft ins Land zu Thüringen. Da die Thüringer das vernahmen, erschraken sie sehr, und hatten sich ihres Lebens erwogen, und flohen alle zusammen Mann und Weib auf einen Bruch bei der Unstrut an einen Wall, das heißt Trettenburg; da meinten sie zu bleiben todt oder lebendig. Der Städte und der Schlösser, die da mächtig waren, waren zu der Zeit nicht viel im Land, darauf sie sich alle möchten gehalten haben. Der Bischof zog bescheidentlich in das Land und ließ die Thüringer für sich kommen. Die Thüringer schickten die Klügsten zu ihm, die sie im Lande hatten, daß sie seine Rede vernähmen. Der Bischof sprach: Ihr lieben Thüringer, ihr sollt euch lassen taufen, und sollt an Christum glauben, und den Christenglauben an euch nehmen. Thut ihr das, so kommt es euch zu Nutz und Frommen und soll euch nimmermehr gereuen; thut ihr es nicht, so will ich ein ander Liedlein mit euch singen. — Die Thüringer sprachen: Was für Nutz und Frommen mag uns daraus entstehen, oder was mögen wir genießen? Der Bischof antwortet: Gott ist kommen auf dieses Erdreich um des Menschen willen, und Gott ist selber Mensch geworden und hat mit gebracht Gerechtigkeit und Friede; das ist gleich gewogen den Armen wie den Reichen. Darum sollt ihr gern an ihn glauben, und wann ihr den Glauben empfahet, so sollt ihr gefreit sein von unrechter Gewalt am Leib und am Gut hier auf Erden und hernach an der Seel von der Hölle und von des Teufels Gewalt. — Die Thüringer sprachen: Lieber Herr, sintemal der geborne Gott das vermag, so schicket, daß er auch vermöge, daß wir auch des Zehnten ledig von Leib und Gut; unsre Kinder und alles was wir haben, das müssen wir verzehnten. Würden wir des Zehnten los gemacht, daß uns darüber eine Urkunde würde, so wollten wir getreulich glauben und wollten euch auch gern folgen; geschieht das aber nicht, so wollen wir auch nimmermehr glauben, daß es der geborne Gott vermöge, und wollen bei unserm Glauben bleiben todt oder lebendig. Darum bitten wir euch, lieber Herr, daß ihr uns eine Antwort gebt zu oder ab, danach wir uns richten mögen.

Der Bischof schwieg, dann sprach er: Ich will euch eine Antwort geben. Da ging der Bischof mit den Seinen zu Rath und der Bischof sprach: Ich bedarf wohl guten Raths um des harten Vorsatzes willen, den die Thüringer sich gemacht. Der König von Ungern ist so mächtig, daß ich sie des Zehnten von ihm nicht ledig machen kann, soll ich sie denn erschlagen und ihr Blut auf mich nehmen? das fällt mir zumal schwer; soll ich sie denn in dem Glauben sitzen lassen, darin sie sind, so möchten sich die andern Lande, die den Glauben bereits haben, daran ärgern oder in Zweifel fallen. Drum bitte ich euch, getreue Räthe, mir zu rathen, wie ich mit Glimpf von dem Lande scheide, daß Niemand darf sprechen, die Thüringer wären mit Gewalt für dem Bischof Bonifacius blieben. Diese Sache ward bewegt und ward ein Rath gegeben: Lieber Herr, uns dünket gut nach eurer Meinung oder Sinn, daß ihr den Thüringern ein Bedenken gebt, eine benannte Zeit, daß sie euch dann wieder sagen, ob sie euch folgen wollen oder nicht; indessen mögt ihr des Kaisers und des Papstes Hülfe erlangen. Dem Bischof gefiel der Rath wohl, und sie wurden des auch also eins.

Da nun der Bischof dieselbige Nacht an seiner Ruhe lag und auch alle die Seinen, da kam eine Stimme vom Himmel von Gott, die war grausam und gräulich, daß dem Bischof däuchte, er hätte sein Leben verloren. Die Stimme sprach zum Bischof Bonifacio: Du zweifelst! Wie sollen die Thüringer an mich glauben, wenn du selber an mir zweifelst? Hast du nicht gelesen, ich bin vom Himmel kommen um des Menschen willen, und habe Gericht und Gerechtigkeit mitgebracht, das ist gewogen durch mein Blut gleich den Armen wie den Reichen. Darum will ich nicht, daß ein Mensch Zehenten oder Zins gebe von seinem, selbst einem andern Menschen. Ich will auch sein selber nicht. Ich will auch die an mich glauben, beschützen, beschirmen vor unrechter Gewalt, und arme Leute, Wittwen und Waisen, die sich nicht selbst beschützen mögen. Darum heiß ich dir, daß du sollst die Thüringer ledig und los sagen, und gib ihnen des meine Treue; denn der König von Ungern soll ihnen den Zehnten nimmer abgewinnen. Das solle ihre Urkunde sein, daß du von

ihnen nicht kommen soll; denn du sollst bei den Thüringern im Lande bleiben, daß ihnen die Urkunde scheinbarlich kommt. Das ist gar nahe; da richte dich drauf mit den Deinen. — Der Bischof war des Trostes froh und war doch in großen Sorgen, in welcher Weise Gottes Urkunde kommen sollte.

Der Bischof hieß die Thüringer aber vor sich, und gab ihnen Antwort und sprach: Ihr lieben Thüringer, Gott ist kommen auf Erdreich um des Menschen willen, und Gott ist selber Mensch geworden und Gott ist des Menschen Bild. Darum will Gott nicht, daß ein Mensch Zehnten oder Zins gebe; Gott will keiner auch selber nicht von seines Menschen Leibe. Darum sage ich euch des Zehnten ledig und los in seinem heiligen Namen, und gebe euch des seine Treue zum Pfande, daß euch der König von Ungern den Zehnten nimmer soll abgewinnen. Das soll eure Urkunde sein, daß ich selber im Lande bleiben will, also lange, daß euch Gottes Urkunde kommt. — Die Thüringer waren des Trostes froh, daß der Bischof selber bei ihnen bleiben wollte in ihrem Lande.

Der König von Ungern hatte die Rede vernommen, die in dem Lande Thüringen war, daß der Bischof von Mainz dasselbige von ihm lehren wollte, und er machte sich von Ungern auf mit großer Macht und mit einem großen Heere, und kam also stark in das Land zu Thüringen, daß des Bischofs Heer dagegen ungewegen (schwach) war. Der Bischof lag zu selbiger Zeit an einem Bruch an der Unstrut, da nun ein wüstes Kloster liegt, und heißet Nepistadt (Nägelstädt). Die Ungern waren allzu gierig auf Bonifacius Heer, und verließen sich auf ihre große Macht, und fielen gegen die Thüringer in dem Bruch zu Roß und Fuß, daß die Vordern in die Unstrut gedrungen wurden. Und der Bischof stand über ihnen auf dem harten Stade, und rief Gott an um seine Hülfe. Und Gott half, daß sie der Ungern erschlugen also viel, daß die Unstrut vorne mit Blut floß. Und die auf dem Riede waren, die konnten weder vor noch zurück kommen, und alle Ungern, die auf dem trockenen Lande waren, die flohen wieder hinweg. Da gewann der Bischof den Streit auf dem Riede zu Nepistadt, und schlug ihrer also viel todt, daß es unzählig war. Die Wahlstadt selbst heißt noch: Auf der Jahre. Und von des Bischofs werthen Leuten blieben auch zween todt über- sen dem Riede; da stehen noch zwei Kreuze am Wege, da man von Tonna auf Salza ziehet.

Da die Thüringer sahen, daß Gottes Urkunde also stark kommen war, da glaubten sie dem Bischofe, was er geprediget hatte, und glaubten an den geborenen Sohn Gottes und ließen sich alle taufen. Da der Bischof Bonifacius das alles vollbracht hatte, da zog er wieder heim an den Rhein rc. — (Hier schließt sich in den alten Chroniken unmittelbar eine zweite Sage an, deren historische Grundlage in eine spätere Zeit fällt, und die ich an geeigneter Stelle ebenfalls in ihrem naiven Gewande mittheilen werde.) In der ganzen Sage tritt das „bescheidentliche“ Wesen, womit Bonifacius in Thüringen auftrat, so wie seine Ueberredungskunst recht deutlich hervor, eben so wahr dürfte also auch die Heeresmacht sein, mit der er kam, und die Drohung, daß er „ein ander Liedlein mit ihnen singen will,“ wenn sie sich nicht gutwillig „taufen“ lassen.

20.

Mehrere ältere Chronisten und Geschichtschreiber behaupten, ohne jedoch von den Quellenschriftstellern unterstützt zu sein, Hugo sei ein Graf von Käfernburg gewesen. Unwahrscheinlich ist es nicht, denn diese reichen und mächtigen Dynasten hatten allerdings auch in dieser Gegend Besitzungen. Albolt ist wahrscheinlich derselbe, an welchen (nebst Andern) der Papst den mitgetheilten Empfehlungsbrief geschrieben hatte.

21.

Der erste Bau der Johanniskapelle auf dem Altenberge war kein Werk des heiligen Bonifacius. Weder ein Lebensbeschreiber des heiligen Bonifacius, noch die Briefe, noch irgend ein gleichzeitiger Schriftsteller erwähnen etwas von dieser Kapelle, wie doch Willibald die Erbauung des Klosters in Ohrdruf ausdrücklich erzählt. Der erste Chronist, welcher die Johanniskapelle bei Altenbergen nennt und sie für einen Bau des heiligen Bonifacius ausgibt, ist Johann Rohte, von Luxemburg gebürtig, Kaplan der männlichen Landgräfin Anna, Gemahlin des unmännlichen Friedrich des Friedfertigen, letzten Landgrafen von Thüringen, und Canonicus an der Marienkirche zu Eisenach. Er schrieb seine Thüringische Chronik — die erste in deutscher Sprache! — auf Verlangen der Landgräfin im hohen Alter, da, wie er in der Vorrede berichtet, ihm die Hände zitterten, die Sinne schwach wurden und er sich einer Brille beim Schreiben bedienen mußte. Johann Rohte starb 1434, die Landgräfin Anna, der er das Zeitbuch widmete, aber schon 1431, folglich ist das an sich sehr schätzbare Buch ohngefähr 1430 geschrieben. Also gerade Siebenhundert Jahre nach dem geschichtlich erwiesenen ersten Kirchenbau des heiligen Bonifacius zu Ohrdruf! In sieben Jahrhunderten weiß kein Ge-

In einigen Exemplaren hat sich auf der 37. Gene. Ep. 1 3. 19 v. u. ein Fehler — verrichten statt verrichtet — eingeschlichen, um welchen Berichtigung gebeten wird.

1842.

Nicht zu übersehen!!

Die

Thüringische Chronik

von

Ludwig Storch

wird von nun an regelmäßig, jeden Monat ein Heft von sechs Quartbogen, erscheinen. — Es konnte verwundern, daß trotz der sehr großen Theilnahme, welche sich in Thüringen für dieses Werk zeigte, so daß die Auflage von 1500 des ersten Heftes schnell vergriffen war, doch bis jetzt kein zweites Heft erschien. Der vorzüglichste Grund dieser langen Verzögerung lag darin, daß wir dieses erst Heft auf unsern Pressen und mit unserm Schriftzeuge, aber im Auslande, hatten drucken, und dann diese Pressen und dies Schriftzeug hierher bringen lassen, in der Hoffnung, die Erlaubniß zur Errichtung einer Buchdruckerei am hiesigen Ort bald zu erlangen. Die Ertheilung der Concession von unserm gnädigsten Gouvernement fand aber unerwartete Schwierigkeiten und ist vor Kurzem erst erfolgt. Ein anderer Grund, weshalb die Fortsetzung selbst nach der Errichtung unserer Buchdruckerei am hiesigen Platze noch nicht erschien, lag in der Krankheit des Verfassers, der dadurch unfähig gemacht wurde, den Druck des Werkes zu leiten. Wir versprechen inzwischen durch wahren Prachtdruck und eine in jeder Beziehung treffliche Ausstattung die verehrten Subscribenten für das lange Warten zu entschädigen und das so sehr gewünschte Werk in rascher Folge zu fördern.

Verlags-Comptoir in Gotha.

Drittes Heft.

Thüringische Chronik.

Von

Ludwig Storch.

Verlags-Comptoir in Gotha.
1842.

Und wie er befürchtet hatte, so geschah es. Noch war der Frühling nicht eingetreten, als er durch Gerüchte, dann durch Briefe benachrichtigt wurde, daß die Ungarn mit ungeheurer Heeresmacht herbeieilten. Sogleich zog er sein Heer zusammen, verstärkte es und machte es schlagfertig. Dann ging er vorwärts und schlug, in die Nähe des Feindes gekommen, ein Lager auf. Es ist zu vermuthen, daß dies am Abhange des Harzgebirges in der Gegend von Quedlinburg statt fand. Der König ließ den Feind heranziehen, aber beide Theile vermieden die Schlacht, die Ungarn wahrscheinlich wegen des bergigen Terrains, denn sie waren gewohnt in Ebenen zu kämpfen. Aber der König reizte sie zur Schlacht, erst durch kleine Reitergefechte, in welchen er seine Krieger an den Kampf mit den Ungarn gewöhnte, dann, als er sein Heer aus dem Lager geführt und in Schlachtordnung aufgestellt hatte, durch eine Abtheilung Thüringer zu Fuß, nur von wenigen Reitern begleitet. Seine List gelang; die Ungarn geriethen in Wuth und griffen die Deutschen in ihrer günstigen Stellung an. Heinrich ermahnte die Seinigen mit dem Zurufe: sie möchten ihrer alten Tapferkeit eingedenk sein. Die Schlacht entbrannte furchtbar. Auf deutscher Seite wurde um Leben, Freiheit, Gut und Ehre gestritten, auf ungarischer um den alten Glanz des Namens, auf beiden mit gleichem Grimme. Der Sieg schwankte herüber und hinüber. Auf dem linken Flügel schlug Graf Hoger, einer der Feldherren des deutschen Königs, die Feinde mit großem Verluste in die Flucht, verfolgte sie aber im wilden Eifer zu weit auf ein ihm ungünstiges Terrain und brachte dadurch das sächsische Heer in Verwirrung. Die Ungarn, diesen Vortheil benutzend, sammelten sich und erneuerten die Schlacht mit der Wuth der Verzweiflung. Die Sachsen wichen an einer Stelle zurück, schnell sandte Heinrich dorthin Hülfe. Nun immer wilderes Kämpfen, stundenlang, kein Weichen hier, keins dort. Da fielen die Anführer der Ungarn, da wurden ihre Feldzeichen genommen, Tausende hauchten das Leben aus, fast alle waren verwundet. Und nun erst war der Sieg den Deutschen. Und er war groß und vollkommen. Das Lager der Ungarn mit all' ihrer geraubten Beute fiel in die Hände der Sieger, und ihre aufglühende Begeisterung begrüßte den geliebten König als Kaiser auf der Wahlstatt. Nur wenige der erst so übermüthigen Ungarn entkamen dem Gemetzel. Der Jubel über diesen Sieg ging durch alle Gaue. Heinrich aber dankte Gott für die Hülfe in der Noth und für die glückliche Erreichung seines Lebenszieles [*].

8.

Heinrich gegen die Dänen. Bestimmung der Nachfolge. Heinrichs Tod.

Im folgenden Jahre (934) unternahm König Heinrich eine Heerfahrt gegen die noch heidnischen Dänen, welche sich feindselig gezeigt hatten, um sie zur Ruhe zu bringen und ihnen den Christenglauben zu geben. Er bezwang auch diese letzten Feinde in einer siegreichen Schlacht bei Schleswig und eroberte einen großen Theil ihres Landes, welchen er zu einer Markgrafschaft erhob, die von Schleswig den Namen erhielt. Mit sächsischen Kriegern hielt der Markgraf hier Wacht gegen die Dänen, unter welchen sächsische Priester das Christenthum mit Erfolg lehrten. Heinrichs großes Werk war damit vollendet. Deutschlands Feinde waren alle besiegt, Deutschlands Name stand groß und geachtet da, in der Brust aller Deutschen flammte ein edler und gerechter Stolz; Heinrich war der erste König der Welt, ihm war gelungen, was selten einem Herrscher, aber er betrachtete sich in seiner Bescheidenheit nur als den Herzog der Sachsen und Thüringer. Dadurch

(Karton des 12ten Bogens.)

gewann er neben unſterblichem Ruhme die Liebe Aller, die den deutſchen Namen führten.

Von Kränklichkeit heimgeſucht, die ihm ein frühes Ende befürchten ließ, gedachte der große König die errungenen Früchte der Einheit ſeines Volks demſelben nach ſeinem Tode zu ſichern, und er rief alle weltlichen und geiſtlichen Fürſten des Reichs im Anfange des Jahrs 938 nach Erfurt zu einer Verſammlung, um die Nachfolge feſtzuſtellen. Hier wurde von Heinrichs vier Söhnen der erſtgeborne ſeiner zweiten und hochherzigen Gemahlin Mathilde, Otto, dem Vater gleich an allen großen Tugenden, nach dem Willen des Königs und mit Zuſtimmung Aller zum Nachfolger auf dem deutſchen Königsthrone gewählt.

Von Erfurt begab ſich Heinrich in ſeine Pfalz Memleben an der Unſtrut, erkrankte bald darauf ſchwer und ſtarb im vollſten Glanze ſeines Ruhms, ein hohes und durch alle ſpätern Zeiten leuchtendes Fürſtenbild, am 2. Juli des Jahrs 938 im 60ſten Jahre ſeines Alters. Seine Leiche wurde in der von ihm erbauten Stadt Quedlinburg beſtattet. Thüringen verlor in ihm ſeinen letzten, ſeinen größten, ſeinen geliebteſten Herzog.

Anmerkungen.

I.

So wie man einen ſtrengen Unterſchied zwiſchen dem arianiſchen Chriſtenthume, das durch die Königin Amalberg nach Thüringen gekommen war, und dem katholiſchen machen muß, ſo ſpäter zwiſchen dem katholiſchen und dem römiſch-katholiſchen oder päpſtlichen Chriſtenthume, das durch Bonifacius gelehrt wurde. Der Grundſatz der päpſtlichen Lehre war und iſt noch: Einheit der Kirche unter einem Oberhaupte, dem Statthalter Chriſti auf Erden. Die Kirche ſoll ein gegliedertes Ganzes ſein, worin jeder einzelne Theil ohne Widerſpruch und eignen Willen ſich der Ihre des Ganzen fügt und dieſe Ihre nach allen Kräften zu verwirklichen ſtrebt. Gewiß der kühnſte Gedanke zur Weltherrſchaft! Aber jede freie Forſchung des Geiſtes iſt damit auf ewig geſteuert. Strebende Köpfe, die neue Gebiete des Geiſtes zu erſchließen den Drang fühlen, hat St. Peters Stuhlherr ſtets verfolgen und unterdrücken müſſen (müſſen! ſonſt konnte er nicht Papſt ſein); denn er hat die Schlüſſel und braucht nicht, daß ihm jemand ins Amt greift, obgleich er ſelbſt es nie anwandt; er hat wohl die Schlüſſel, aber er ſchließt nie auf. Luther ſchlug anbekümmert um das Schloß nach thüringiſch derber Art die Thüre ein. — Wie richtig Bonifacius die Ihre der römiſchen Kirche erfaßt hatte, bewieß ſein ganzes Leben und jede einzelne ſeiner Handlungen. Jede friſche, freie Geiſtesregung ließ er, wenn ſie nicht in ſeinen Plan paßte, durch den Bann verdammen. Er ſelbſt ordnete ſich ſtreng dem apoſtoliſchen Stuhle unter; er that nicht das Geringſte ohne Erlaubnis und Verſchrift des Papſtes. Er war ein ehrenwerther Mann, und man muß ſeine eiſerne Conſequenz bewundern; er hat Unendliches geleiſtet, was die Verhältniſſe auf eine noch weit höhere Stufe geſtellt haben; aber ein beſchränkter Kopf war er doch, und den wahren Geiſt des Chriſtenthums hatte er nie begriffen. Luther war gegen ihn geſtalten ein gewaltiger Heros. Seine Lebensbeſchreiber und überhaupt die Berichterſtatter über ſeine Zeit und ſein Wirken ſind ſtrenge Anhänger ſeines Syſtems. Es leuchtet, wenn man die wahr Leidenſchaftloſen der Zeit hinzurechnet, von ſelbſt ein, wie ſie anders Denkende, anders Strebende beurtheilt haben mögen, vorzüglich da ihre Partei die ſiegende blieb. Die Geſchichtſchreiber chriſtlicher Prieſter, die Bonifacius in Thüringen vorfand, mag wohl nicht ſo arg geweſen ſein, wie ſie geſchildert wird, und die angeführten Beiſpiele geben davon den naiven Beweis.

II.

Mißbrauch im Leben des heiligen Bonifacius. — Die älteſten Lebensbeſchreiber des heiligen Bonifacius ſind Willibald und Othlo. Der erſtere hat nur kurze Zeit nach ſeinem Helden gelebt, war wahrſcheinlich

schichtschreiber etwas von dem Erbauer des Kirchleins auf dem Altenberge, und nun erst, zur Zeit der Hussitenkriege, nennt Johann Rohte den heiligen Bonifacius als solchen. Die Stelle in Rohte's Zeitbuch lautet so: „Winfritus was seine Bonifacius genannt, en deme er die Lüt bekarte, unde do en der Babist czu eyme Erzbischoffe czu Mencze machte, do gab her eme den Namen Bonifacius. Also man czalte nach Christus Geburt 723 Jahr, da quam Bonifacius czu dem erstin yn Doringia, unde syne Wonunge dy was in dem Walde zu deme Aldenberge by Jorgethal, do buwete er eyn kleynes Kerchelin, unde eyn Huß daran, do tadin eme dy Krawin (Raben) alzo vele Ungemachis, daß her God bad, daß her en Gebete von der stad, da wichin sy von dannen czu stund unde sedir quam er ny keyne uf dyselbin Kerchin, die nu grosir gemacht ist; dese Kerche ist dy erste, unde dy eldeste Pfarkerche, dy yn Doringer Lande ist ergin." Es fragt sich in Bezug auf Rohte zweierlei: Sind seine übrigen Angaben glaubwürdig und wahr? und woher mochte er die mitgetheilte Nachricht haben? Sein Zeitbuch beginnt wie alle andern mit Erschaffung der Welt. Die älteste Geschichte seines Buchs ist voller Fabeln und Unrichtigkeiten. Die ersten zwanzig Abschnitte enthalten die gröbsten Irrthümer, und auch die nachfolgenden bedürfen gar vieler Berichtigungen. Er gibt die Sage als Geschichte und nennt nie eine Quelle. Erst die Erzählung der Geschichte seiner Zeit ist glaubwürdig und macht sein Buch schätzenswerth. Auch was er über den heiligen Bonifacius beibringt, ist voll falscher Angaben und Widersprüche, und gleich das Jahr, in welchem Bonifacius nach Thüringen kam, ist unrichtig angegeben. Dies Alles macht seine Angabe von der in Rede stehenden Bergkirche sehr verdächtig. Es war eine Sage, die er gehört hatte. Aber wo? Keine ältere Chronik gedenkt des Kirchleins zu Altenbergen als einer Stiftung des heiligen Bonifacius, die doch, zumal wenn sie die erste in Thüringen gewesen wäre, gewiß von keinem Geschichtschreiber mit Stillschweigen übergangen worden wäre. Die Sage konnte also nur in einem kleinen Kreise entstanden sein und fortleben. Und welcher andere hätte das sein können, als das Kloster, welchem das Bergkirchlein gehörte, Reinhardsbrunn? Die Mönche von Eisenach und Reinhardsbrunn standen aber in sehr gutem Vernehmen mit einander, wie ein anderes Zeitbuch berichtet. Und Rohte war als Kaplan der Landgräfin gewiß oft mit seiner Herrin, die ihn sehr geschätzt zu haben scheint, in Reinhardsbrunn. Das kleine Altenberger Kirchlein hatte aber für die landgräfliche Familie einen besondern Werth, denn in derselben war ihr Ahn, Ludwig der Salier, der zweite Graf von Thüringen, getauft worden. Derselbe Johann Rohte erzählt nämlich: 1041 erbaute Graf Ludwig mit dem Barte die Pfarrkirche zu dem Altenberge, welche St. Bonifacius zuerst, als er das Thüringer Land bekehret, gestiftet und geweiht hatte, und machte sie weiter und größer. Der Erzbischof Barto von Mainz weihete sie und taufte in dieser Kirche Ludwigs ersten Sohn ꝛc. Dadurch erhielt die Bergkapelle in den Augen der fürstlichen Nachkommen einen Nimbus, den die Mönche des Klosters Reinhardsbrunn, der Stiftung dieses Ludwig des Saliers, als Altenbergen und das Kirchlein Eigenthum des Klosters geworden, dadurch noch vergrößerten, daß sie die erste Erbauung dieser ihnen und ihren Schirmvögten so merkwürdigen Kapelle dem thüringischen Apostel zuschrieben. Wie es denn überhaupt das Wesen der Sage ist, Merkwürdiges immer auf merkwürdige Personen zu beziehen und diesen Thaten und Werke beizulegen, an die sie nicht gedacht. Dadurch sind alle großen historischen Personen mit dem Nimbus der Sage umgeben worden, und es wäre sogar seltsam, wenn Bonifacius diese Ehre nicht widerfahren wäre.

Das fragliche Kirchlein ist aber höchst wahrscheinlich erst von Ludwig dem Bärtigen erbaut worden, und zwar für die benachbarten Dörfer, von denen Altenbergen in der dem Grafen Ludwig dem Bärtigen vom deutschen Kaiser Konrad II. im Jahre 1039 ertheilten für die Geschichte Thüringens so wichtigen Schenkungsurkunde (die später mitgetheilt werden wird) schon genannt wird, als Taufkirche, um den Leuten mit den Säuglingen bei üblem Wetter und im Winter den weiten Weg nach Ohrdruf zu ersparen. Und als Taufkirche weihete er sie St. Johannes dem Täufer und ließ seinen ersten Sohn darin taufen, wobei er ein glänzendes Fest gab. Ludwig der Salier weihete dann die Kapelle in Reinhardsbrunn auch St. Johannes dem Täufer. Dagegen heißen alle Bonifaciuskirchen Michaelis, Petri und Pauli, und Mariä, und keine einzige Johannis. — Endlich kann man aus Vernunftgründen beweisen, daß St. Bonifacius die Altenberger Kirche gar nicht erbaut haben kann.

Wie wäre denn Bonifacius auf jenen einsamen Berg gekommen, über welchen kein Weg führte? Gewiß war das Gebirge in jener Zeit sehr unwirthbar, menschenleerer und die Waldung breitete sich viel weiter aus, als jetzt. Die Straße von Hessen nach Thüringen ging gewiß nicht durch das Gebirge, da man es über Eisenach durch die Thäler bequemer und näher haben konnte. In unsern Tagen, wo das Gebirge

geſtiegen und von Kunſtſtraßen durchſchnitten iſt, führt kaum ein Fußpfad über dieſe Berge, die bis jetzt allein für den Fußwanderer zugänglich ſind. Wir wiſſen aber, daß Bonifacius mit großem Gefolge, Zelten, Laſtthieren, Altären, Meßgeräthe ꝛc. reiſete, gleich allen Miſſionären jener Zeit. Und nun was hätte denn die Kirche auf dem Berge für einen Zweck gehabt? Stunden weit in der Umgegend war ja keine menſchliche Wohnung. Denn annehmen wollen, die Dörfer Altendorgen und Lattenfeld hätten ſchon zu Bonifacius Zeiten beſtanden, wie manche gethan haben, iſt ſehr thöricht. Das ſchöne ganz nahe Thal der Apfelſtädt war noch unbevölkert, die benachbarten Ufer der Ohre waren noch eine Wildniß, wie ſollten denn da auf dem rauhen Berge zwei Dörfer neben einander ſtehen gedacht haben, und wenn man es gegen alle hiſtoriſche Wahrſcheinlichkeit doch annehmen wollte, ſo fragt ſich: warum wurde denn die Kirche dieſer Dörfer auf den Berg und nicht zwiſchen beide gebaut, wo die jetzige Zimmermichelskirche ſteht? Einen guten Grund hatte Ludwig der Springe, die Teufelspforte auf den Berg zwiſchen die Dörfer Altendorgen und Jinſterbergen (damals Düſterberg geheißen) zu bauen. Die Dörfer beſtanden ſchon, und er ſelbſt hatte von ſeiner Schauenburg nicht weit vorüber, und konnte das Kirchlein und den Fernern ſeiner Burg liegen ſehen. Endlich lag es gar nicht in Bonifacius Plan, Kirchen in ore Gegenden zu bauen; was hätten ſie auch genutzt? Klöſter bauete er in Amöneburg, Ohrdruf, Fritzlar, Pflanzſchulen der Kultur, Geſittung, des Ackerbaus, der Gewerbe; die Klöſter waren die Stützpunkte ſeiner Lehre, und die Kirchen dazu bauete er ſpäter, ſo in Ohrdruf, ſo in Amöneburg. — Aus allem geht klar hervor, daß Bonifacius die Johanniskapelle nicht erbaut hat und nicht erbaut haben kann; niemals betrat ſein Fuß dieſen Berg. Der dort aufgeſtellte, am 1. September 1811 feierlich eingeweihte Bonifaciusleuchter iſt eine ſchöne Gemeinſtiftung an die Sage. Ja hiſtoriſcher Unſicht ſteht er an der falſchen Stelle; in Ohrdruf vor der Michaeliskirche wäre ſein rechter Platz; in prediſcher Unſicht iſt der graue Berg, den die Sage verherrlicht hat, und von wo er weithin leuchtet, ſein ſchönſtes Poſtament. — Ueber die Kirchen zu Ohrdruf und Altendorgen gibt es ein Paar treffliche hiſtoriſche Abhandlungen von Chr. Fr. Krügelſtein, Kirchenrath und Schuldirector zu Ohrdruf, 1803 als Schulprogramme gedruckt, die, aus den Quellen ſchöpfend, alles verſtändig zuſammen ſtellen und ſcharfſinnige Beweiſe führen. Zur den Freund der thüringiſchen Geſchichte von großem Werth, ſollten ſie dem gewöhnlichen Schickſale der Programme entreißen und einem größern Werke einverleibt, den Nachkommen erhalten werden.

22.

Dergleichen ſind: zu Herbsleben, zwiſchen den beiden Ohrleben auf der Höhe in die Ehre Mariä, zu Großen Ohrleben in St. Peters Ehre, zu Thamsbrücken, Langenſalza, Trettenburg, Greußen, Monra; auch ein Kloſter bei Kranzburg, Petersberg genannt, ein anderes zu Fallen über Treffurt. Man kann keinen Schein von Beweis für die Wahrheit ſolcher Angaben beibringen. Der Biſchof Ludger (ſtarb 809) erzählt in ſeinem Leben des heiligen Gregor: Bonifacius habe auch eine Kirche in Erfurt gebaut, und der Verfaſſer der Zuſätze zum Lambertus (ſchrieb um 1350), ſo wie der Verfaſſer der Geſchichte der Landgrafen (ſchrieb um 1425) und Johann Nohr beſtätigen dies und nennen die Kirche St. Mariä in Erfurt als die von Bonifacius erbaute. Durch dieſe alten Zeugniſſe und vorzüglich durch das des Ludger, wird die Angabe zur hiſtoriſchen Wahrſcheinlichkeit erhoben.

23.

Man weiß nicht was man aus denen zum Opfern an die Heiden verkauften Sklaven machen ſoll. Haben die Thüringer an ſlaviſche Stämme Sklaven verkauft, welche dieſe als Opfer ihren Göttern ſchlachteten? Man muß ſo etwas verneinen. Deutſche Heiden können unter den Heiden nicht gemeint ſein. Nur Sachſen und Friſen waren noch Heiden, und die erſteren mit den Thüringern in Krieg.

24.

Unter Ketzereien ſind wahrſcheinlich nur Beſchuldigungen, ſich der angemaßten Obergewalt des römiſchen Biſchofs zu entziehen, zu verſtehen. Daß Bonifacius als Ketzerei verdammte, erhellt daraus, daß er mit Hülfe Karlmanns die beiden Prieſter Aldebert, einen Weſtfranken, und Clemens, einen Schotten d. h. Irländer, deshalb als Ketzer in Gefängniß warf, weil Jener ſeine Verdienſte keinem Heiligen zumeſſe, und dieſer ſich gegen die päpſtlichen Satzungen auflehne; eben ſo daß er ſpäter ſammt dem Partie Zacharias den bairiſchen Prieſter Virgilius deshalb der Ketzerei beſchuldigte und verdammte, weil dieſer an das Daſein von Gegenfüßlern auf der Erde glaubte und dies lehrte. Bonifacius war weder ein genialer, noch ein toleranter Mann, und mit ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung ſcheint es nicht viel geweſen zu ſein. Dadurch aber, daß er den Virgilius vom Papſt Zacharias verdammen ließ, vermochte er St. Peters Statthalter

zu der abscheulichen Anmaßung, freie wissenschaftliche Forschungen für Ketzereien auszugeben und mit dem Banne zu belegen.

25.

Die drei letzten Orte werden von Bonifacius in einem Briefe an den Papst Zacharias selbst genannt. Er berichtet nämlich dem neuen Papste über seine Bemühungen und deren Erfolge, und bittet, daß derselbe seine Wahl und Bestallung der drei neuen Bischöfe bestätigen möge. Der Papst thut dies und wiederholt in seinem Briefe die Namen der drei genannten Orte. Weil man nun von dem Bisthum Erfurt in der Geschichte weiter nichts mehr vernimmt und selbst der von Spätern genannte erste und letzte Bischof Adelar keinen festen historischen Boden hat, weil ferner Eichstädt hier nicht mit genannt wird, welches doch der Biograph Willibald mit Würzburg zusammen als zwei neue vom Bonifacius gegründete Bisthümer ausdrücklich anführt und dabei weder Buriburg noch Erfurt nennt, so haben spätere Kritiker an der Existenz des Bisthums Erfurt zweifeln und behaupten wollen, ein Abschreiber der Briefe habe, um der nachher so mächtigen Hauptstadt Thüringens zu schmeicheln, statt Eichstädt, Erfurt geschrieben. Aber die Vermuthung ist nicht haltbar. In Erfurt mochte eben so gut ein Bisthum gegründet sein und aus Mangel an Existenzmitteln schnell wieder untergehen, wie in Buriburg. Könnte man doch an der Existenz des letztern Ortes zweifeln, da sie sich nicht nachweisen läßt. Freilich kann man nicht erklären, weshalb Bonifacius in seinem Briefe an den Papst Eichstädt nicht nennt. Vielleicht datirt die Gründung dieses Bisthums später als der Brief. — Einer Sage nach, welche alte unzuverlässige Chroniken mittheilen, die aber der dokumentirten Geschichte und den eignen Worten des Bonifacius in dem Briefe an den Papst geradezu widerspricht, soll er in den Jahren 740 und 741 zwei Kirchenversammlungen in Baiern und zu Salzburg an der fränkischen Saale gehalten und auf der letztern die neuen Bischöfe geweiht haben. Zur elfhundertjährigen Jubelfeier dieser Weihe wurde am 12. Juli 1841 ein kirchliches Fest gefeiert, dem die Bischöfe von Würzburg, Fulda und Eichstädt beiwohnten, und an welchem König Ludwig von Baiern zum Wiederaufbau der ehemaligen Burgkapelle den Grundstein legte. Die Salzburg bei Neustadt an der (fränkischen) Saale, auf welcher Karl der Große und die nachfolgenden deutschen Könige sich oft und gern aufhielten, ist nämlich längst in Trümmer zerfallen. Die erste deutsche Kirchenversammlung, vom Herzog Karlmann zusammenberufen, fand am 21. April 742 statt. Der Ort derselben ist unbekannt. Das Fest auf der Salzburg und die neue Kapelle sind also eben so gut Concessionen an die Sage, wie das Fest vor 30 Jahren auf dem Johannisberge bei Altenbergen und der Kandelaber.

26.

Zwar stellen die Schriftsteller jener Zeit die Handlungen Griphos als Anmaßung und Frevel hin, aber diese Schriftsteller sind Anhänger der siegenden Partei und wärmen sich im Sonnenlichte der Karolinger. — Wenn man Karlmanns Leben und Thaten überblickt, so konnte er für seinen Uebertritt in das Kloster keinen Grund weiter haben, als — Gewissensbisse. Eh er das Frankenreich verließ, suchte er also gewiß Alles wieder gut zu machen, was in seiner Macht stand. Wenn auch die Schriftsteller darüber schweigen, so kann man doch als gewiß annehmen, daß er Pipin zur Pflicht machte, dem unterdrückten Gripho den demselben vor Gott und dem Rechte gebührenden Theil der Herrschaft einzuräumen. Aber Pipin war weniger gewissenhaft und mehr herrschsüchtig.

27.

Es ist sogar nicht unwahrscheinlich, daß der Plan, Pipin zum König zu machen, von Bonifacius ausging und vom Papst unterstützt wurde. Sobald Pipin König war, hatten Bonifacius und seine Schüler eine weit sicherere Wirksamkeit zur festen Begründung der päpstlichen Kirche in Deutschland, und darauf ging am Ende Alles hinaus.

28.

Von diesen Namen sind der dritte und vierte offenbar englische, also Männern angehörig, die dem Bonifacius aus England gefolgt waren. Der rohe Materialismus, der sich in dem Briefe selbst kund gibt, war also des heiligen (!) Bonifacius Lehre. Wie schlimm war es doch um das junge Christenthum in Thüringen bestellt!

29.

Eine Geschichte der zwei und vierzig Heerfahrten Karls des Großen gegen die genannten Völker, so wie eine Regierungs- und Hausgeschichte dieses Fürsten gehören, wie sich wohl von selbst versteht, nicht in eine thüringische Chronik. Eben so wenig können hier die zahlreichen Sagen Platz finden, die seine Persönlichkeit ins Gebiet der Poesie versetzt haben.

30.

Wahrscheinlich bei Holzminden, in dem Theile des Herzogthums Braunschweig, der an der Weser liegt.

31.

Wenn uns die gleichzeitigen und spätern Geschichtschreiber darüber auch keine ausdrückliche Nachricht gegeben haben, so tritt doch das südliche Thüringen seit jener Zeit unter dem Namen „Franken“ auf, und wird nun nicht mehr zu Thüringen gerechnet. Auf welche andere Weise könnte es aber zu diesem Namen gekommen sein, als daß Franken die Herren desselben geworden? Wie hätte dies aber zugehen können, wenn die Thüringer nicht daraus vertrieben worden wären? Nun findet sich aber keine Vertreibung thüringischer Länderbesitzer weiter, als diese der Empörer, in der Geschichte Karls. Also erhielt Franken damals den Namen. Der höchste Gebirgsrücken des Thüringerwaldes wurde die Grenzscheide zwischen Thüringen und Franken, und sehr wahrscheinlich entstand damals jener merkwürdige Weg „der Rennstieg“ oder „Rennsteig“ (Grenzweg von dem altdeutschen Worte Rain, Grenze), welcher 22 deutsche Meilen weit von Hörschel bei Eisenach bis nach Blankenstein an der Saale im Reußischen fortläuft. Urkundlich wird der Rennsteig schon im neunten Jahrhundert genannt. S. Wanderbuch durch den Thüringerwald für Bewohner und Besucher desselben. Von Ludwig Storch.

32.

Lambert von Aschaffenburg sagt in seiner Geschichte der Franken zum Jahre 777, der heilige Lull habe die Kirche in Ohrdruf in die Ehre St. Petri geweiht. Zum Jahre 980 aber sagt er, Gosbert, der Abt von Hersfeld, habe eine Kirche in Ohrdruf erbaut. Da nun aber nur zwei Stifte in Ohrdruf waren, das des heiligen Michael und das des heiligen Petrus, so muß das 980 angelegte das Petristift, die Kirche, welche Lull 777 einweihete, aber die Michaeliskirche gewesen sein. Oder die von Bonifacius erbauete Michaelskirche wurde in den Hunnenkämpfen zerstört und von Gosbert neu erbaut, und das Petristift 777 von Lull begründet. Die eine Ansicht ist so wahrscheinlich wie die andere.

33. a.

In den auf uns gekommenen Verordnungen Karls des Großen finden wir auch Erfurt unter den Städten genannt, wo königliche Handelsaufseher seßhaft waren, die den Handel aus Sachsen mit den slavischen Völkerschaften zu beaufsichtigen hatten. Diese Städte, also auch Erfurt, waren sonach Stapelplätze, und wurden als solche mit besondern Gerechtigkeiten privilegirt. Von diesem Umstande schrieb sich also wohl der frühe Handelsflor und das mächtige Gedeihen der thüringischen Hauptstadt. Der Handelsaufseher unter Karl dem Großen in Erfurt wird Madalgaud genannt.

33 b.

In vielen ältern thüringischen Chroniken findet man die Angabe, daß Ludwig der Jüngere die Burg Jechaburg bei Sondershausen erbaut und als Königssitz bewohnt habe; man kann aber dieser Angabe keinen Glauben schenken, weil sie sich auf keinen Quellenschriftsteller gründet. Ueber achthundert Jahre weiß kein fränkischer Geschichtschreiber etwas davon; woher wußte es also der erste der späten thüringischen Chronisten? (Die folgenden schrieben es ihm nach). Die Entstehung dieser Sage läßt sich nicht ausmitteln. In einer erhaltenen Urkunde vom Jahre 877 schenkte König Ludwig der Jüngere zwei Orte dem Kloster Gandersheim „Tengstäde“ und „Erike,“ die man wohl für Tennstädt und Ehrich im nördlichen Thüringen halten könnte, wenn nicht ausdrücklich dabei stände „im Gau Südthüringen.“ Oder reichte der Gau Südthüringen damals bis an den Harz? Wo war aber dann Nordthüringen? Bestimmtes ist nicht anzugeben.

34.

Es ist zwar nirgend ausdrücklich gesagt, aber da auch kein Anderer Herzog der Thüringer, später aber sein Sohn Heinrich als solcher genannt wird, da er ferner der einzige bedeutende und einflußreiche Mann im nordöstlichen Deutschland und schon Sachsenherzog war, so versteht es sich ganz von selbst, daß er auch das Herzogthum Thüringen gegen die östlichen Feinde verwaltete.

35.

Befindet sich zu Anfang der folgenden Seite.

36.

Aus dieser energischen Antwort entstand wahrscheinlich die bekannte Sage von der goldenen Kette. Hier ist sie: Hatto ließ bei einem Goldschmied eine goldene Kette fertigen, welche so künstlich eingerichtet werden sollte, daß sie den Träger derselben erwürge. Während der Künstler daran arbeitete, kam der alte Erzbischof, um danach zu sehen, und ließ sich einen Seufzer entschlüpfen. Vom Goldschmied nach der Ursache desselben befragt, gestand er, die Kette sei bestimmt, dem trefflichen Herzog Heinrich den Tod zu geben. Als das teuflische Kunstwerk vollendet war, ging der Verfertiger desselben dem eingeladenen Herzog entgegen, entdeckte ihm Alles und vermochte ihn zu jener Antwort und zur Rückkehr.

36.

Die Genealogie der Karolinger in Bezug auf Deutschland.

Pipin von Landen.
Hausmeier unter Chlotar II. † 639.

Arnulf.
Hausmeier unter Dagobert I. † 640 als Bischof von Metz.

Grimoald.
Hausmeier unter Sigbert III. † 656.

Begga.

Ansegisus.

Pipin von Heristal.
Hausmeier von Austrasien unter Dietrich III.
† 714 als Herzog und Fürst der Franken.

Grimoald.
Hausmeier von Neustrien und Burgund
unter Childebert III. † 714.

Karl Martell.
Hausm. unt. Chilperich II. u. Dietrich IV.
Alleinherrscher 737 — 741 † 741.

Karlmann.
Hausmeier: Mönch 747.

Pipin der Kurze.
Hausmeier. König der Franken 752.
† 768.

Griphe.
† 753.

Karl der Große.
geb. 742 † 814.

Karlmann.
geb. 751 † 771.

Ludwig der Fromme.
geb. 778 † 840.

Lothar I.
geb. 795. König von Lotharingien
später so nach ihm benannt). † 855.

Ludwig der Deutsche.
geb. 806. König von Deutschland.
† 876.

Karl der Kahle.
geb. 823. König v. Frankreich
† 877.

Karlomann.
König von Baiern. † 880.

Ludwig II. oder der Jüngere.
† 882.

Karl der Dicke.
† 888.

Arnulf.
König v. Deutschland und
Kaiser. † 899.

Ludwig das Kind.
geb. 893 † 911.

37.

Diese etwas abgekürzte Rede läßt der Geschichtsschreiber der Sachsen Witichind den todtkranken Konrad an seinen Bruder Eberhard halten. Sie ist jedenfalls von Witichind gemacht, aber sie drückt doch die edle Gesinnung und Stimmung des Königs gegen Heinrich und die Ansicht der Franken aus. Auch gedenken andere Quellenschriftsteller der Rede mit andern Worten, doch immer in diesem Sinne.

38.

Burg und Stadt ist gleichbedeutend, eben so das uns verloren gegangene Wort Wich. Alle drei bedeuten einen befestigten Ort. Stadt ist erst später allgemein geworden, Burg wurde dann nur noch von Bergvesten gebraucht. „Wich" hat sich in dem Worte Weichbild erhalten, welches Stadtrecht heißt. Nämlich Weich d. i. Stadt, bild oder vielmehr bill, welches sich in Unbill (Unrecht) erhalten hat, ist das Stammwort von billig. Wich kommt noch in einigen Städtenamen vor, z. B. Braunschweig, Schleswig u. s. w.

39.

Aus diesem fetten Land, von den Dalemnziern den Ungarn verehrt, wie Witichind ausdrücklich erzählt,

UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK BERLIN

hat ein spätrer namenloser Schriftsteller einen armen Hund mit abgeschnittenen Ohren und Schwanz gemacht, den König Heinrich den den Tribut fordernden Ungarn vorwirft als Zeichen der Verachtung und des Widerstandes, und fast alle Geschichtschreiber kennen nicht den diesem abscheulichen Hund kennen und auch den echt deutschen König nicht von ihm befreien, so daß er in der deutschen Geschichte eine große Rolle spielt. — So schrieb man sonst Geschichte, so schreibt man sie zum Theil jetzt noch und faßt auf diese Weise auch sogenannte „der Thüringer Chroniken" ab.

60.

Man nahm sonst allgemein als gewiß an, die glorreiche Ungarnschlacht Heinrichs sei in der Gegend von Merseburg geschlagen worden, und man hatte für diese Annahme die Autorität eines alten Geschichtsschreibers. Aber dieser ist Liutprand, der unzuverlässigste aller Chronisten jener Zeit, der die Verhältnisse und Begebenheiten in Deutschland nicht genau kennt und fast immer verworren angibt. Andere zuverlässigere Geschichtschreiber, namentlich Thitmar von Merseburg, wissen nichts davon, daß die Schlacht bei Merseburg vorfiel; die Beschreibung der Localität paßt nicht auf Merseburgs Gegend, in welcher Heinrich schwerlich ein kampfgerüstes Streitervolk besiegt haben würde. Der Bischoff Liutprand von Cremona kannte Deutschland viel zu wenig, und hat eben nur einen Namen genannt; aber die Schlacht wurde gewiß in den Harzbergen bei Quedlinburg geschlagen. Näheres findet man in Ludens Geschichte des teutschen Volks 6. Band 14. Buch 9. Kapitel. Anmerkung M.

Viertes Buch.

Thüringen unter Grafen und Markgrafen.

Von 936 bis ohngefähr 1120.

Erstes Kapitel.

Die ersten Markgrafen von Meißen und Thüringen.

1.

König Otto der Große und seine Brüder.

König Heinrichs ältester Sohn Thankmar war mit seiner ersten Gemahlin Hatheburg erzeugt, Tochter eines Grafen Erwin, dem ein großer Theil von Merseburg gehörte. Sie war eine junge Wittwe und hatte sich bereits als Nonne einkleiden lassen, als der jugendliche und sinnliche Heinrich in ihre Schönheit entbrannte und sie gewann. Dadurch haftete ein Flecken auf Thankmars Geburt. Nach kurzer Zeit schied sich Heinrich wieder von Hatheburg, vielleicht von der schwer beleidigten Geistlichkeit allzu hart gedrängt, und heirathete Mathilde, Tochter des Grafen Theoderich, ein Muster an Schönheit, Tugend, Einsicht und andern hohen Gaben, der er viel von seiner Größe verdankte. Ihre drei Söhne waren Otto, Heinrich und Bruno. Den ersteren hatte Heinrich noch als Herzog gezeugt, den andern als König. Dieser Umstand gab zu viel unglücklichem Mißtrauen Veranlassung. Auch war Heinrich der Liebling seiner Mutter. Zwischen den beiden Brüdern Thankmar und Heinrich (Bruno war dem geistlichen Stande bestimmt worden) stand König Otto, ein Gegenstand des Neides von beiden. Er selbst war von seinem Vater zum Nachfolger bestimmt worden und wurde in Aachen auf einem großen Reichstage mit ungewohntem Gedränge gekrönt. Diese Pracht schmeichelte der stolzen Eitelkeit des jungen Königs, die gar weit von der schlichten Einfachheit seines Vaters abwich; aber sie sachte auch in den Herzen seiner von ihm in Schatten gestellten Brüder den still glimmenden Funken des Neides an, der nur auf Gelegenheit wartete, zur Flamme der Empörung aufzuschlagen.

2.

Krieg gegen die Böhmen.

Zu Böhmen, das König Heinrichs ſiegreiches Schwert ſich unterworfen hatte, herrſchten zwei Brüder über die ſlaviſchen Völker, Boleſlav und Wenceslav, der erſtere Heide und Feind, der andere Chriſt und Freund des deutſchen Königs. Kaum hatte Boleſlav von König Heinrichs Tode Kunde erhalten, als er ſeinen Bruder Wenceslav ermordete. Ein Unterkönig im Ländergebiet des Erſchlagenen, von des Mörders grauſamer Gewaltthätigkeit alles fürchtend, rief den König Otto um Hülfe an, und dieſer, gleich beſorgt für die Hoheit des deutſchen Reichs, wie für die chriſtliche Religion in Böhmen, ſäumte nicht, dem Rufe Folge zu leiſten. Er ſandte jene aus Dieben und Mördern von ſeinem Vater zu mächtigen Kriegern gebildete Schaar der Merſeburger mit einem ſtarken Haufen aus dem Haſſegau und den Heerbann der Thüringer. Dieſes Heer, von einem Sachſen, Namens Arnſt, geführt, drang in zwei Abtheilungen in Böhmen vor, von denen die Thüringer eine bildeten. Boleſlav theilte ſeine Streitkräfte ebenfalls in zwei Haufen und ſtieß ſelbſt an der Spitze des einen auf die Thüringer, welche er in die Flucht ſchlug. Arnſt dagegen mit den Merſeburgern und Haſſegauern beſiegte den zweiten Heerhaufen der Böhmen gänzlich, überließ ſich aber dann einer ſorgloſen Beutemacherei und Schwelgerei und wurde darin von dem von der Verfolgung rückkehrenden Boleſlav überraſcht und erlag faſt mit allem Volke dem Schwerte der Slaven. Nun hatte Boleſlav freie Hand, ſeine Rache an dem Unterkönige zu befriedigen, der die Deutſchen ins Land gerufen hatte; er nahm ihn gefangen und machte die eroberte Stadt deſſelben der Erde gleich. Dieſes Unglück, welches den jungen deutſchen König gleich nach ſeinem Regierungsantritt traf, veranlaßte ihn im folgenden Jahre zu einem großen Zuge nach Böhmen. Aber er übernahm nicht, wie ſein Vater, als Herzog der Sachſen die Führung des Heers, ſondern übertrug dieſe, zum großen Mißvergnügen derſelben, dem Grafen Hermann, Billungs Sohn, einem durch Klugheit und Tapferkeit ausgezeichneten Sachſen, der über den König Boleſlav einen ſchönen Sieg davon trug. Dieſe Erhebung erregte den Neid der übrigen ſächſiſchen Großen, ſelbſt Wichmanns, des Bruders Hermanns, der deshalb nicht mit nach Böhmen zog. Ein anderer Sachſe Eckhard ſchwur, er wolle noch Größeres als Hermann verrichten oder im Kampfe umkommen, und forderte mit achtzehn der tapferſten Männer im ganzen Heere den Feind in der Stadt mit ſchnöden Worten zum Kampf heraus. Stau ihm aber eine ebenfalls kleine Anzahl Kämpfer entgegen zu ſtellen, ſtürzten die Böhmen in Maſſe über ihn her und machten ihn und alle ſeine Gefährten nieder. Von ſolcher Tapferkeit erſchreckt, unterwarf ſich Boleſlav zur neuen Zinsbarkeit gegen König Otto, der nun nach Sachſen zurückkehrte. Boleſlav zahlte zwar den Zins, aber das Verhältniß zwiſchen beiden Königen blieb ein ſcharfes, und als nach dreizehn Jahren Boleſlav ſich erſtarkt glaubte, verweigerte er die Erfüllung der übernommenen Verpflichtung, wurde von Otto wiederum mit Krieg überzogen und in die alte Abhängigkeit zurückgebracht. Erſt von nun an blieb der Böhmenkönig dem deutſchen Könige treu [1].

3.

Eberhards und Thankmars Empörung.

Graf Sigfrid, ein mächtiger Herr in Thüringen und Beſitzer der Grafſchaft Merſeburg, ausgezeichnet durch tapfere Kriegsthaten gegen die Ungarn und Slaven unter König Heinrich, ſtarb um dieſe Zeit ohne Leibeserben. Seine Mutter und die Mutter Hathburgs,

der ersten und verstoßenen Gemahlin Heinrichs, warrn Schwestern gewesen, und so war Thankmar, Hathesburgs Sohn, sein nächster Verwandter und Erbe. Dieser hielt sich denn auch berechtigt, Besitz von der erledigten Grafschaft zu ergreifen. Da er aber durch seinen Vater schon reich begütert war, so mochte sein Bruder, der König Otto, Gründe haben, ihn nicht allzumächtig werden zu lassen. Er versagte ihm die angesprochenen Güter und Würden Sigfrids und belehnte damit einen Grafen Gero. Dadurch wurde Thankmars heimlicher Groll stärker und bitterer, und es bedurfte nur einer anreizenden Gelegenheit, um ihn zum Ausbruch zu bringen. Diese Gelegenheit zeigte sich bald.

Der alte fränkisch hessische Herzog Eberhard, der Bruder des Königs Konrad I., derselbe, welcher einst dem Herzog der Sachsen und Thüringer Heinrich, auf Anrathen seines sterbenden Bruders, die königlichen Insignien überbracht und zum Reiche verholfen, hatte große Lehnsdistricte im eigentlichen Sachsenland in seinen Besitz zu bringen gewußt; aber den durch Heinrich und Otto stolz gewordenen Sachsen, die sich — und nicht mit Unrecht — für den ersten und mächtigsten deutschen Volksstamm ansahen, war es endlich unerträglich geworden, einem Lehnsherrn aus dem Volksstamme der bis zur Bedeutungslosigkeit herabgekommenen Franken als Vasallen zu gehorchen; sie wollten nur unter dem Könige als ihrem Herzoge stehen, und einer derselben, Namens Bruning, verweigerte dem Herzog Eberhard Gehorsam und Dienstpflicht. Dieser überzog den stolzen Vasallen, ohne dem König auch nur die mindeste Anzeige davon zu machen, mit Krieg, nahm dessen Stadt Elmeri ein und verbrannte sie. Entrüstet über diese freche Verschmähung der königlichen Würde, lud König Otto den Herzog Eberhard und die Häupter seiner Kriegsschaar vor ein Gericht, das jenen zu einer Strafe von hundert Pferden, diese zum schimpflichen Hundetragen verdammte. Zwar suchte Otto das Bittere der Strafe durch Gnadengeschenke und andere Gunstbezeugungen zu versüßen, aber der Groll blieb den Franken im Herzen, und sie hingen nur um so inniger ihrem Herzog Eberhard an, der durch Tugenden der Freigebigkeit und Milde gar sehr beliebt bei ihnen war.

Zu derselben Zeit erfuhr Otto eine ähnliche Geringschätzung seines königlichen Ansehens von dem Sohne des kürzlich verstorbenen Herzogs Arulf von Baiern, Eberhard, der das Herzogthum gleichsam als Erbe übernahm, ohne dem König auch nur um die Belehnung anzusprechen. Ein gütlicher Versuch, den jungen Fürsten zur Erfüllung der Lehnspflicht zu vermögen, obgleich ihn Otto persönlich in Baiern machte, führte zu keinem Resultat, und der König sah sich genöthigt, mit einem Heere nach Baiern zu ziehen, um die übermüthige Anmaßung des baierischen Eberhards zu züchtigen.

Während er damit beschäftigt war, brach der Kampf zwischen dem fränkischen Eberhard und dem Sachsen Bruning nur noch erbitterter wieder aus. Die zornigen Franken schädigten sächsische Ländergebiete mit Mord, Verwüstung und Brand, um sich für erlittene Schmach zu rächen. Otto berief beimgekehrt die Friedensstörer auf einen Reichstag nach Steia (wahrscheinlich Steila an der Ruhr), aber erreichte mit dieser Milde nichts; die verderbliche Fehde wurde immer wilder und grausamer fortgeführt, und nun trat Thankmar öffentlich zum Frankenherzog Eberhard, mit welchem er wahrscheinlich schon lange heimlich verbündet gewesen war, und nahm mit einer starken Kriegerschaar die Stadt Barbilisken ein, in welcher sich sein zweiter Stiefbruder Heinrich befand, und führte denselben wie einen gemeinen Knecht gefangen hinweg. Aber der Tod eines angesehenen Grafen, Namens Gebhard, bei Erstürmung der Stadt, brachte

Bestürzung und Uneinigkeit unter die Franken, und Eberhard schien dem Erfolg seiner Sache zu mißtrauen. Thankmar übergab ihm deshalb seinen gefangenen Bruder Heinrich und setzte den Krieg mit Kraft fort, indem er die alte Eresburg angriff, eroberte und sich darin festsetzte. Jetzt rückte Otto mit einem beträchtlichen Heere erbitterter Sachsen heran; die Bürger von Eresburg öffneten ihm die Thore, und der bestürzte Thankmar flüchtete sich in eine Kirche an den Altar. Obgleich ihn keiner der wüthenden Krieger, vorzüglich der Dienstmannen Heinrichs, aus dem Heiligthum hinwegzureißen wagte, so wurde er doch von den durch die Fenster auf ihn geschleuderten Pfeilen und Lanzen getödtet und nahm auf diese Weise ein klägliches Ende. Der König trauerte tief über den Verlust seines Bruders und befohlt ihn öffentlich als einen tüchtigen, aber leider verführten Mann. Mehrere angesehene Sachsen, die zu Thankmar gehalten hatten, ließ Otto mit dem Strange hinrichten. Denen, die den unglücklichen Fürsten erschlagen hatten, wagte der König nicht ein Leid zuzufügen; denn noch war die unselige Flamme des Bürgerkrieges nicht gelöscht, noch war der Herzog Eberhard zu besiegen. Der König zog vor die feste Stadt Larun, die von Eberhards Mannen besetzt war, und auf die Ottos Krieger schon früher einen vergeblichen Angriff gemacht hatten. Jetzt wurde die Veste nach kurzem Widerstand übergeben, und Eberhard sah seine Macht gebrochen. Was ihm durch sie nicht gelungen war, glaubte sein rachsüchtiges Gemüth durch List zu erlangen: Otto die Krone vom Haupte zu reißen und sich selbst noch damit zu schmücken. Der hinterlistige Greis trat zu dem jugendlichen Fürsten Heinrich, seinem Gefangenen, in dessen hochstrebender Seele die eigne Mutter schon die Begierde nach der Krone entzündet, indem sie ihn den „Königgezeugten" nannte, und flüsterte ihm als arglistiger Verführer zu, er wolle ihn zum deutschen König erheben, wenn er mit ihm gemeinsame Sache mache. Der herrschsüchtige Jüngling war bald gewonnen. Nun wurde ausgemacht: Heinrich, sogleich in Freiheit gesetzt, solle zu seinem königlichen Bruder reisen und dessen Aussöhnung mit Eberhard bewirken; dann hinter Ottos Rücken so viel wie möglich Sachsen und Thüringer für sich gewinnen; zu gleichem Zwecke wollten sie sich mit dem Herzog Gisebert von Lothringen und dem Erzbischof Friedrich von Mainz verbinden. Dieser treulose Plan schien vorzüglich auf die besonders lebhafte Theilnahme und Unterstützung der Thüringer berechnet zu sein; denn in Thüringen war der junge Heinrich wohl gelitten. Er hatte nämlich eine geraume Zeit in diesem Lande unter der Aufsicht seines Verwandten, des mehrerwähnten mächtigen Grafen Sigfrid gelebt und sich viel Liebe erworben. Die Thüringer mochten ihm vielfach mit dem Wunsche entgegengekommen sein, in ihm wieder einen eigenen Herzog zu besitzen, und König Otto mochte der Erfüllung dieses Wunsches nicht abgeneigt sein. Es scheint auch, als habe Heinrich nach Sigfrids Tode bedeutende Besitzungen in Thüringen zu seinem fürstlichen Unterhalt von Otto erhalten, auf die er sich jetzt zurückzog, um das Werk seiner Falschheit zu beginnen, nachdem er vom Könige mit der innigsten Freude brüderlicher Liebe und Freundschaft empfangen worden war.

Durch Heinrich milder gegen den Herzog Eberhard gestimmt und nichts ahnend vom neuen schlummern Verrath desselben, wurde König Otto von dem bei ihm mit Worten der Liebe und Religion für Eberhard persönlich bittenden ehrwürdigen Erzbischof Friedrich von Mainz ganz zu vergebender

Milde gebracht und erlaubte dem Herzog vor ihm zu erscheinen. Der alte Mann trat als ein um Vergebung Flehender vor den königlichen Jüngling und stellte sich und all sein Hab und Gut zur unbeschränkten Verfügung des Königs. Er hatte dabei wohl auf Ottos Großmuth gerechnet und sich nicht betrogen. Der König schickte ihn zum Schein in die Verbannung nach Hildesheim; aber schon nach kurzer Frist rief er ihn wieder zurück und setzte ihn in alle seine Würden und Besitzungen ein. Der König hatte vor der Welt die verletzte Ehre der Krone gesühnt; sein stolzes Herz hegte keinen Groll gegen den falschen Herzog. Diese Vorfälle fanden in den Jahren 937 und 938 statt.

4.

Die letzten Einfälle der Ungarn in Sachsen und Thüringen.

Sobald die Ungarn die Nachricht von König Heinrichs Tod erhalten hatten, war die alte Lust nach deutscher Beute wieder in ihnen erwacht, und sie hatten kleine Einfälle in das deutsche Reich, gleichsam Versuche, gemacht, um zu erproben, in wie weit der jetzige König seinem Vater gleich sei. Nach theilweisen Räubereien und Plackereien waren die einzelnen Horden wieder ins Vaterland zurückgekehrt. Aber während der durch Eberhards und Thankmars Empörung in Thüringen und Sachsen verursachten Unruhen erschien plötzlich ein großer Heerhaufen an der nördlichen Seite des Harzes und schlug an der Bode ein Lager auf. Von diesem Punkte aus stürzten sie sich in einzelnen Horden nach allen Seiten verwüstend und mordend in das Sachsenland. Einer dieser Züge langte bei schlimmem Regenwetter sehr ermattet vor einer sächsischen Veste Siedlerburg unter einem Heerführer an. Die sächsischen Burgmannen hatten kaum den Zustand der Feinde bemerkt, als sie mit großem Geschrei aus der Burg einen Ausfall machten, eine große Menge erschlugen, viele Pferde und Fahnen erbeuteten und die übrigen in die Flucht schlugen. Auf dieser Flucht kamen sie an zwei Städten, Hedersheim und Werla, vorüber, von deren Burgmannen sie ebenfalls hart gedrängt und in einen Sumpf getrieben wurden, wo die meisten und auch der Anführer den Tod fanden. Nicht besser ging es einer andern vom Lager an der Bode gegen Norden gezogenen Horde. Von einem Slaven begleitet, der aber im heimlichen Einverständniß mit den Sachsen war, gingen sie nach der Ohra und geriethen auf diesem Wege durch die Treulosigkeit ihres Führers in eine sumpfige und buschige Gegend, der Thrämmening genannt, welche von bewaffneten Sachsen besetzt war. Diese fielen über die Ungarn her, machten sie größtentheils nieder und fingen ihren Anführer, der sich nachher nur durch ein schweres Lösegeld vom König Otto die Freiheit erkaufte. Sobald die im Lager an der Bode zurückgebliebenen oder im Sachsenlande umschweifenden Ungarn diese großen Unglücksfälle ihrer Brüder erfuhren, suchten sie ihr Heil in der Flucht. Seit dieser Zeit waren Sachsen und Thüringen von dieser furchtbaren Landplage für immer verschont.

5.

Herzog Heinrichs Verschwörung gegen König Otto.

Der junge Herzog Heinrich, der „Königgezeugte", war aus den liebevollen Armen seines königlichen Bruders auf seine großen Besitzungen in Thüringen geeilt und arbeitete hier eifrig an der Verschwörung gegen den König, in dessen stolzer Seele kein Argwohn lebte. Zu Heinrich und Eberhard trat nun auch Giselbert, Herzog von Lotharingen. Am meisten bemühten sich Heinrich und seine

Werkzeuge, die Burggrafen, die Häupter der Burgmannen in den Vesten und Städten, zum Abfall von Otto zu verleiten, und dies gelang leider mit vielen Thüringern und Sachsen. Nicht minder wurden viele hohe Geistliche vom Erzbischof Friedrich von Mainz für die Sache der Empörung gewonnen. Heinrich gedachte sich der Thüringer erst vollkommen zu versichern und dann nach Lotharingen zu entweichen, wo der Ausbruch der Feindseligkeiten statt finden sollte. Eberhard sollte unter seinen Hessen anscheinend ruhig verbleiben und erst, wann der König nach Lotharingen geeilt sei, um die Empörung zu unterdrücken, sollten Eberhard und die verschwornen Thüringer im Rücken des Königs losbrechen, um ihn so durch Angriff von allen Seiten zu vernichten.

Zur Erreichung seines Zweckes gab Heinrich im Frühling 939 den thüringischen Großen ein prächtiges Gastmahl in Saalfeld und ging dann mit einem starken Gefolge nach Lotharingen, wo er mit Herzog Giselbert die Fahne des Aufruhrs erhob. Der bestürzte König, der zuerst nicht an den Verrath des werthgehaltenen Bruders glauben wollte, eilte mit einem Heere, in welchem viele treugebliebene Thüringer standen, an den Rhein. Kaum war er mit einem kleinen Theil dieses Heeres über den Strom gesetzt, und die Hauptmasse desselben noch am rechten Ufer, als er zu seiner größten Bestürzung ein lotharingisches Heer auf das am linken Ufer stehende Häuflein, etwa hundert Mann, loseilen sah. Diese geringe Anzahl Krieger, fast lauter Thüringer und darunter die beiden Grafen Dadi und Wilhelm von Weimar, schien dem sichern Verderben geweiht; denn vom andern Ufer konnte ihnen keine Hülfe mehr zugeführt werden, und Flucht war ebenso unmöglich. Die Wahl blieb nur zwischen schmachvoller Gefangenschaft oder Kampf auf Leben und Tod. Die tapfern thüringischen Grafen waren keinen Augenblick unentschieden. Sie ermahnten sich gegenseitig als muthige Männer zu sterben. Der König warf sich vor der heiligen Lanze, die sein Vater als heiligste Reliquie erworben, und die seitdem alle Kriegszüge mitgemacht hatte, nieder und betete inbrünstig in der Angst seines Herzens. Das bedrängte Häuflein folgte seinem Beispiel. Dann erwarteten sie muthig den Angriff des feindlichen Heeres hinter einem Teiche postirt. Herzog Heinrich und der Herzog von Lotharingen führten ihr Heer um den Teich herum. Da gingen mehrere Sachsen auf der entgegengesetzten Seite um den Teich und schlossen sich den Lotharingern an. Als nun der Kampf heiß entbrannt war, riefen diese Sachsen in französischer Sprache: „Rette sich, wer kann!“ so laut, daß es ein großer Theil des Heeres hörte, und ergriffen die Flucht. Alle geriethen dadurch in Schrecken, meinend, sie seien in einen Hinterhalt gerathen. So wandten sich die Nächsten zur Flucht, wie die Entfernten, die Einen, wie die Andern wähnend das Unheil drohe von der entgegengesetzten Seite. In kurzer Zeit war die Flucht des lotharingischen Heeres allgemein, und Alles gerieth in ungeheuere Verwirrung. Eine große Anzahl erlag dem Schwerte der Sachsen und Thüringer, und Viele wurden gefangen. Heinrich, am Arme verwundet, wurde für todt gesagt, und der thüringische Graf Dadi, einer der kühnen Sieger, eilte sogleich vom Schlachtfelde nach Thüringen und Sachsen, überall die Nachricht von Heinrichs Tod verbreitend. Dadurch wurden alle Burggrafen, welche Heinrich für sich gewonnen hatte, im Stillen wieder zu Otto bekehrt und heuchelten Freude über den Sieg des Königs. Merseburg und Scheidingen erklärten sich aber offen gegen den König. Dieses merkwürdige Treffen fiel bei dem

Dorfe Birthen am Rheine vor und wird davon die Schlacht bei Birthen genannt.

Otto zog siegreich nach Lotharingen, Heinrich aber floh nach Thüringen und warf sich in die feste Stadt Merseburg. Eh' er aber seine Anhänger um sich versammeln konnte, war Otto schon vor der Stadt, um sie zu belagern. Heinrich bot einen dreißigtägigen Waffenstillstand an, und darauf eilte Otto wieder nach Lotharingen, gerieth aber dort mit dem jungen König Ludwig von Frankreich in Krieg. In seinem Rücken brach die Empörung nun in hellen Flammen aus. Heinrich reizte die Sachsen gegen den König, Eberhard warf die Maske ab, und der Erzbischof Friedrich von Mainz verließ mit seinen Mannen treulos das Heer des Königs und ging zum Herzog Giselbert von Lotharingen über. Der König schien verloren. Aber schnell änderte sich Alles. Giselbert setzte bei Andernach über den Rhein und vereinigte sich mit dem alten Eberhard, der durchaus erst seine Vettern Udo und Konrad, die zum König hielten, plündern wollte. Als diese Heldenthat vollbracht war, standen die beiden Verbündeten eben im Begriff, über den Rhein zu gehen und gegen den König zu ziehen. Ein Theil ihres Heeres war mit der Beute schon über den Strom; sie selbst saßen noch bei einem Gastmahl. Da wurden sie so plötzlich von den geplünderten Udo und Konrad überfallen, daß sie sich nicht retten konnten. Eberhard wurde niedergestoßen und Giselbert ertrank auf der eiligen Flucht im Rhein. Dadurch verlor die Verschwörung auf einmal zwei ihrer Häupter, und nur Heinrich blieb noch übrig, der nach Frankreich entfloh, aber sich bald genöthigt sah, sich seinem Bruder auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Und der hochherzige Otto verzieh großmüthig und brüderlich. In kurzer Zeit war die Empörung gedämpft und König Otto ruhmgekrönter Sieger über alle seine Feinde (939).

6.

Markgraf Gero und der Kampf gegen die Slaven. Neue Verschwörung gegen den König.

Die geschilderten Verhältnisse des deutschen Königs regten in den unterdrückten slavischen Völkern die Hoffnung zur Freiheit auf, und sie geriethen an der ganzen Ostgrenze des deutschen Reichs von Böhmen bis zur Ostsee in Bewegung. Die Abodriten brachen zuerst los und vernichteten ein sächsisches Heer mit dessen Führer in ihrer Mitte. Das Glück dieser Kriegsthat rief alle zu den Waffen. Der deutsche König war fern und in großer Bedrängniß; kein günstigerer Augenblick konnte für die Slaven kommen. Aber ihnen trat ein kräftiger Mann, ein treuer Diener des Königs, entgegen, dessen Name groß ward in dem nun beginnenden Kampfe. Dies war der Markgraf Gero, der Nachfolger jenes Thüringer Grafen Sigfrid, auf dessen Ehren und Besitzungen Thankmar nicht ungerechte Ansprüche gemacht hatte. Es läßt sich nicht mit Gewißheit angeben, wie groß der Bezirk war, welchen Gero erhielt, als Sigfrid gestorben war, und wie groß seine Macht, eben so wenig wissen wir, bis zu welcher Ausdehnung sich beide vergrößerten; gewiß aber ist, daß er in den vielfachen Kriegen gegen die Slaven Gebieter der ganzen östlichen Grenze und Oberbefehlshaber aller Grafen in jener Gegend wurde [2]. Der Kampf mit den für Freiheit und Religion aufgestandenen Slaven entbrannte nun furchtbar, und Gero scheint nicht immer zu den edelsten Mitteln, jene Völker zu unterdrücken, gegriffen zu haben [3]. Aber die mit Brand und Mord und allen Grausamkeiten gegen die deutschen Nachbarländer wüthenden slavischen Völker konnten durch Geros Anstrengung nicht wieder zur Unterwürfigkeit gebracht werden, was selbst dann

noch nicht gelang, als der siegreich von Lotharingen heimgekehrte König selbst an die Elbe kam, um gegen die Slaven zu kämpfen. Was der Tapferkeit nicht gelingen wollte, mußte abermals die List vollenden. Otto und Gero gewannen nämlich einen bei den Sachsen gefangen gehaltenen Slaven, einen Fürsten der Heveller, Namens Tugumir, zum Verrath an seinem Volke. Gleichsam als wäre er der Gefangenschaft entronnen, ging er zu den Seinigen, die ihn freudig als Fürsten begrüßten. Er aber öffnete heimlich den Sachsen die Thore seiner festen Stadt Brennaburg und unterwarf sich und sein Volk der Herrschaft des deutschen Königs. Durch diesen schändlichen Verrath wurde der Muth der Slaven gebrochen; sie unterwarfen sich neuer Zinsbarkeit, und Otto war hier Sieger, wie dort.

Aber die thüringischen Vasallen, welche gegen die Slaven gekämpft hatten, sahen sich von Otto und Gero für die geleisteten Dienste nicht nach Wunsch belohnt, und da sie früher schon geheime Anhänger Heinrichs gewesen waren, so wurde es diesem, dem die Begierde nach der Königskrone fort und fort in der Seele brannte, nicht schwer, die erbitterten Vasallen für eine neue Verschwörung gegen seinen königlichen Bruder zu gewinnen. Man näherte sich gegenseitig durch Botschaften und Geschenke; endlich ward verabredet: am nächsten Osterfeste 941 sollte Heinrich mit den Verschwornen in Quedlinburg, wo der König das Fest feiern wollte, sich wie zur Huldigung des Letztern einfinden. Hier sollte der arglose Otto mitten in der Andacht und Freude des Festes erschlagen und die deutsche Königskrone dem herrschbegierigen Heinrich aufs Haupt gesetzt werden. Die Seele dieser Verschwörung war Graf Erich, ein unbescholtener, in Krieg und Frieden ausgezeichneter Mann. Der König kam wirklich nach Quedlinburg, der falsche Heinrich und die Verschwornen ebenfalls; aber Otto erfuhr den bösen Handel, ungab sich wie zum Prunk mit einem großen Gefolge, so daß die Verschwornen nicht an ihn konnten, und legte nach dem Feste die Sache den anwesenden in ihrer Treue verharrten Reichsfürsten zur Entscheidung vor, welche auf Gefangennehmung und Hinrichtung der Verschwornen drangen. Graf Erich fiel sich vertheidigend, als er gefangen genommen werden sollte. Die übrigen Verschwornen wurden enthauptet bis auf einen, dem der König verzieh. Heinrich, der sich durch die Flucht retten wollte, wurde ergriffen und in die alte Pfalz Ingelheim zur Haft gebracht.

7.

Otto des Großen Gefahren und Glück. Hausskrieg. Letzte Einfälle der Ungarn. Neue Aufstände und Bestrafung der Slaven. Geros Tod. Züge nach Italien. Ottos Tod.

Nach diesen Vorfällen war Ruhe in Thüringen; nicht so im deutschen Reiche. Aber dadurch, daß weder Sachsen noch Thüringen wieder einen besondern Herzog erhalten hatten, und Otto als König auch Herzog von Sachsen und Thüringen blieb, war der Name Thüringen fast untergegangen in dem der Sachsen, und beide Volksstämme so mit einander verschmolzen, daß man gar keinen Unterschied zwischen ihnen machte. Thüringen hat nun lange Zeit keine eigene Geschichte; die Geschichte des deutschen Königs als seines Herzogs ist auch die seinige [*].

Otto unternahm im Laufe seiner noch übrigen Regierungszeit drei Züge nach Italien, um die äußerst schwierigen und verwickelten Verhältnisse dieses Landes zu ordnen und sich die Kaiserkrone vom Papste zu erwerben. Diese Römerfahrten waren aber von großem und verderblichem Einfluß auf die Familienver-

hältnisse des Königs und auf die Gestaltung Deutschlands.

Dem ersten Zuge nach Italien 951 und 952 brachte Otto zwar nicht die Kaiserkrone, wohl aber eine junge Gemahlin (seine erste Gemahlin Edith, Mutter seines Sohnes Ludolf und Tochter des Königs Eduard von England, war 946 gestorben), die schöne Adelheid, die junge Wittwe des Königs Lothar von Italien, mit. Aber er entfremdete sich seinen Sohn, den edeln und hochherzigen Ludolf, den er zum Herzog von Schwaben gemacht, und seinen Schwiegersohn Konrad, den er zum Herzog von Lotharingen erhoben hatte, während er Ohr und Herz seinem ränkevollen Bruder Heinrich lieh, dem er auf Betrieb seiner Mutter Mathilde nicht nur verziehen, sondern auch das Herzogthum Baiern übergeben und ihn, nicht gewarnt von frühern Verfällen, gleichsam zu seinem Haus- und Familienrath gemacht hatte. Dem schlauen Heinrich war es nämlich gelungen, sich bei der Königin Adelheid einzuschmeicheln, und er trat nun zwischen das Herz des Vaters und das des Sohnes.

Ludolf, eigenmächtig aus Italien zurückgekehrt, hatte das Weihnachtsfest 951 zu Saalfeld mit königlicher Pracht gefeiert, indem er alle Fürsten des Reichs, die nicht mit Otto nach Italien gezogen waren, dorthin berufen hatte. Dadurch war er seinem Vater verdächtig geworden. Otto sah sich nach seiner Rückkehr bald in einen Krieg mit seinem Sohne Ludolf und mit seinem Schwiegersohne Konrad verwickelt, der ihm sehr verderblich zu werden drohete, als ein Einfall und Raubzug der Ungarn durch Süddeutschland 954 den Dingen eine andre Wendung gab. Ludolf geriet in seines Vaters Gefangenschaft und verlor auf einem in Arnstadt gehaltenen Reichstag sein Herzogthum; ebenso Konrad von Lotharingen.

Durch diese Verwirrungen im Hause des Königs ermuthigt, wagten die zinspflichtigen slavischen Völker an der Ostgrenze des deutschen Reichs neue Aufstände 954 und 955, vorzüglich weil der mächtige und tapfre Gero, der sie mit eiserner Faust im Zaume hielt, mit dem König nach Baiern gezogen war, um den den Baiern verhaßten Heinrich wieder in sein Herzogthum einzusetzen. Dieser Aufstand der Slaven veranlaßte einen neuen und furchtbaren Einfall der Ungarn in das südliche Deutschland. Sie kamen mit ungeheurer Heeresmacht. Aber Otto zog ihnen entgegen und vernichtete sie in einer großen und blutigen Schlacht auf dem Lechfelde bei Augsburg am 10. August 955. Dies war die letzte Ungarnschlacht auf deutscher Erde, die nun für immer von dieser gräßlichen Plage befreit blieb. Otto wendete seine siegreichen Waffen gegen die Slaven, die er noch in demselben Jahre durch einen Sieg an der Dosse mit blutiger Grausamkeit wieder in die alte Knechtschaft niederdrückte. Durch Geros Bemühungen wurden sie nun unter das Joch des deutschen Lehensweisens gebeugt, und das Christenthum unter ihnen ausgebreitet. Denn beide gehörten zusammen und gingen Hand in Hand, die Freiheitsliebe dieser kräftigen und unglücklichen Völker zu vernichten. Otto faßte den Plan, christlich-geistliche Beaufsichtigungsanstalten unter ihnen zu errichten, und es wurde um diese Zeit mit Gründung der Bisthümer Oldenburg, Havelberg und Brandenburg der Anfang gemacht.

Noch zu keiner Zeit hatte Otto so groß dagestanden, als nach Besiegung der Ungarn, Unterdrückung der Slaven und Dämpfung der Empörung seiner Verwandten. Aber der Tod raubte ihm schnell hintereinander drei Glieder seines Hauses; sein Schwiegersohn Konrad fiel in der Schlacht auf dem Lechfelde, sein Bruder Heinrich starb kurze Zeit darauf, befleckt mit den schändlichsten Grau-

ſamkeiten, und ſein Sohn Ludolf verlor am 4. Septbr. 957 bei Piombino in Italien wohin er einen abenteuerlichen Kriegszug unternommen hatte, durch ein hitziges Fieber das Leben.

Otto wurde 961 durch die in Italien wieder ausgebrochenen Unruhen und durch das Verlangen nach der Kaiſertreue zum zweiten Mal über die Alpen geführt. Eh' er aber dieſen Zug unternahm, ließ er auf einer Reichsverſammlung in Worms, wohin er ſeine Getreuen aus allen deutſchen Volksſtämmen berufen hatte, ſeinen ihm von Adelheid geborenen ſechsjährigen Sohn zum Nachfolger im Reiche erwählen. In Mailand erwarb Otto der Große die eiſerne Krone des lombardiſchen Reichs, die ihn zum König von Italien machte, und in Rom von Papſt Johann XII., einem unwürdigen verworfenen Jüngling, die Kaiſerkrone. Erſt zu Anfang des Jahres 965 kehrte er nach mannichfachen Kämpfen und Gefahren nach Deutſchland zurück.

Hier hatte Gero 963 neue Siege über ſlaviſche Völker errungen, vorzüglich gegen die Lauſitzer, und ſie in die Ketten der Knechtſchaft geſchmiedet. Dann hatte er den Herzog Miecelo von Polen, welcher den Lauſitzern beigeſtanden, gedemüthigt und das Land deſſelben wirklich ausgeplündert. Aber in dieſem Kriege verlor Gero ſeinen einzigen Sohn Siegfrid, einen tapfern Mann, die Hoffnung und den Stolz ſeines Alters. Dieſes ſchwere Schickſal bewog den Muth des alten Helden, deſſen Herz und Sinn ſich von nun an dem Himmel zuwendeten, und der zur Sühnung ſeiner Sünden eine Wallfahrt nach St. Peters Stadt unternahm. Kaum von dort zurückgekehrt, ſtarb er 965. Die ungeheuere Ländersſtrecke, über welche Gero unumſchränkt gebeten hatte, wurde nach ſeinem Tode unter fünf Markgrafen vertheilt, oder ſie, die zuvor unter Geros Oberbefehl ſtanden, kamen nun unmittelbar unter den König.

Gero war der Gründer der nach ihm benannten großen und berühmten Abtei und des Nonnenkloſters Gernrode am Unterharze.

Nach ſeiner Rückkehr aus Italien gründete Otto der Große andre drei Bisthümer im Lande der Sorben, die für Thüringen von Wichtigkeit wurden, nämlich zu Meißen in der gleichnamigen Mark, zu Merſeburg in der nordthüringiſchen und zu Zeitz in der ſüdthüringiſchen Mark. Ebenſo errichtete er ein neues Erzbisthum in Magdeburg, welchem jene drei Bisthümer untergeben wurden, doch kam es wegen geiſtlicher Streitigkeiten erſt 968 zu Stande, als Otto ſich zum dritten Male in Italien befand.

Die Wirrniſſe in dieſem Lande, vorzüglich die des päpſtlichen Stuhles, hatten ihn 966 ſchon wieder über die Alpen geführt; im folgenden Jahre ließ er ſeinen Sohn Otto, einen dreijährigen Knaben, nach Rom kommen und dort vom Papſt zum Kaiſer krönen. Durch Kriege und Verbindungen gewann er für denſelben die griechiſche Fürſtin Theophania zur Gattin und kehrte dann mit dem neu vermählten Paare im Spätſommer 972 nach Deutſchland zurück. Acht Monate darauf ſtarb er plötzlich zu Memleben, wo auch ſein Vater geſtorben war, am 2. Mai 973 im noch nicht vollendeten 62. Lebensjahre [*].

8.

Kaiſer Otto II. Markgraf Günther. Empörung der Slaven. Dedi und Oda.

Die Verhältniſſe Thüringens ſind unter Otto II., der als achtzehnjähriger Jüngling zum Reiche kam, noch unbekannter, als unter ſeinem Vater. Während Sachſen unter dieſem wieder einen eignen Herzog in dem ſchon erwähnten tapfern Hermann Billung

erhalten hatte, deſſen Sohn Bernhard zu dieſer Zeit ſein Nachfolger geworden war, entbehrten die Thüringer des eignen Herzogs ebenſo wie die Franken. Das Land wurde von Grafen verwaltet, deren Namen und Handlungen die Geſchichte nicht aufbewahrt hat. Die ausgezeichnetſten darunter waren wohl die an der Ohgrenze ſitzenden Markgrafen, aber es ſtand ihnen keine Gewalt über die übrigen Herren des Landes zu, die nur den König als Oberherrn anerkannten. Noch unter Otto dem Großen wurden mehrere Markgrafen genannt, die gewiſſermaßen als Nachfolger des Slavenbändigers Gero angeſehen wurden, und unter ihnen Günther als Markgraf von Südthüringen. Dieſer wurde aus unbekanntem Grunde ſeiner Würde entſetzt und war mit ſeinem Sohne Eckhard lange im Elende, bis Beide von Kaiſer Otto II. wieder zu Gnaden angenommen und Eckhard zum Markgrafen erhoben wurde.

Otto II. bekämpfte erſt ſeine Feinde in Lotharingen, dann die Dänen und endlich ſeinen Vetter Heinrich von Baiern, der ſich zum Gegenkönig aufgeworfen, entſetzte ihn ſeines Herzogthums und hielt ihn in ſtrenger Haft. Der junge Kaiſer ſcheint ſich gern in Thüringen, namentlich in der Pfalz Allſtedt, aufgehalten zu haben, und feierte das Oſterfeſt 976 daſelbſt. Ueber Lotharingen entſtand ein Krieg mit dem König Lothar von Frankreich, dem eine Heerfahrt Ottos nach Frankreich und ein leidlicher Friede ein Ende machte. Die furchtbarſte Verwirrung in Italien, namentlich in Rom, rief den jungen Kaiſer über die Alpen 980, und er faßte dort den Plan, ganz Italien mit dem abendländiſchen Reiche zu vereinigen und es auf dieſe Weiſe zu beruhigen. Dadurch gerieth er in Kampf mit den Griechen und Sarazenen, welche Unteritalien inne hatten, wurde von den letztern in einer mörderiſchen Schlacht in Calabrien geſchlagen (13. Juli. 982) und ſtarb zu Rom (7. Decbr. 983) im 28. Lebensjahre, nachdem er im Juni zuvor auf einem öffentlichen Tage zu Verona ſeinen dreijährigen Sohn Otto als Nachfolger im Reiche hatte anerkennen laſſen.

Während der unglückliche Kaiſer ſein letztes Jahr in Italien lebte und ſtarb, unbekümmert um ſein deutſches Reich, wurde dieſes von wilden Slaveneinfällen heimgeſucht. Zwar wurden die mit vernichtender Wuth vordringenden Dänen vom Herzog Bernhard von Sachſen geſchlagen, aber andre Slavenhorden überfielen Brandenburg, richteten ſchreckliche Verwüſtung an und verbreiteten Entſetzen in ganz Sachſen, das nur durch die Klugheit und den Muth ſeiner Edeln in einer furchtbaren Schlacht an der Elbe, in welcher der Sage nach dreißigtauſend Menſchen den Tod gefunden haben ſollen, gerettet wurde.

Mit dieſen blutigen Ereigniſſen ſtand folgende Begebenheit in Verbindung. Miſeko, der Herzog der Polen, hatte ſeine erſte Gemahlin Bobrawa, Schweſter des Herzogs Boleſlav von Böhmen, durch welche er zum Chriſtenthume bekehrt worden war, durch den Tod verloren und bewarb ſich um die Tochter des Markgrafen Thiedrich, Namens Oda, erhielt aber vom Vater eine abſchlägliche Antwort. Als nun die Sachſen durch die Wuth der Slaven aufs Aeußerſte gedrängt und die Macht des Markgrafen Thiedrich gar ſehr verdunkelt war, brach plötzlich ein Haufe Slaven aus Böhmen in die Mark ein, beraubte und plünderte Zeitz und nahm dann die Fürſtin Oda aus dem Kloſter Calve an der Saale, in welchem ſie nach dem Willen ihres Vaters als Nonne lebte, führte ſie mit ſich und übergab ſie dem Herzog Miſeko, der ſich ſofort mit ihr vermählte. Der Anführer dieſes ſlaviſchen Haufens war ein Sachſe, Namens Dedi; ſein Vater wird Thiedrich genannt, der unter Otto dem Großen ſich einer ausgezeichneten Freiheit zu erfreuen gehabt habe. Was man darunter verſtehen ſoll,

iſt nicht klar. Dieſer Dedi iſt um deshalb merkwürdig, weil er der Stammvater des Hauſes Wettin, alſo des noch blühenden ſächſiſchen Herrſcherhauſes iſt. Mit ihm tritt dieſes ſpäter ſo berühmte Geſchlecht in die Geſchichte ein. Alle Beſtrebungen, es weiter hinauf geſchichtlich zu beſtimmen und mit berühmten Namen in Verbindung zu bringen, ſind unglückliche Verſuche ſchwindelnder Genealogen. Dedi war mit einer Schweſter Ottos vermählt, Thietburga, und daraus läßt ſich vermuthen, daß er mit ſeinem Schwiegervater, dem Markgrafen Thietrich, in irgend ein freundliches Verhältniß gekommen, das ihn vermochte, den Feinden des Bairenlandes zu dienen und dem Polenherzoge die geraubte Schwägerin zuzuführen.

9.

Otto III. Wilhelm von Weimar. Krieg mit den Slaven. Eckhard I., Markgraf von Thüringen und Meißen. Ein Mädchenraub.

Der abgeſetzte Herzog von Baiern, Heinrich, der Zänker zubenannt, bot nun Alles auf, das ſchon früher erſtrebte Ziel, die deutſche Königskrone (das heftige Verlangen nach derſelben war ihm von ſeinem Vater aufgeerbt), zu erreichen, und es wäre ihm faſt gegluckt, da er viele Anhänger fand. Auch ein mächtiger Thüringer, der Graf Wilhelm von Weimar, geborte dazu. Aber auch das Kind Otto hatte ſeinen kleinen Anhang in Deutſchland, und der Erzbiſchof Willigis von Mainz ſtand an der Spitze dieſer Partei. Sie belagerte den Grafen Wilhelm in ſeiner Stadt Weimar (991). Unterdeſſen kam der Herzog Heinrich, der ſich von den Seinigen König nennen ließ, aus Böhmen, wo er beim Herzog Boleſlav Hulfe geſucht, nach Magdeburg, deſſen Erzbiſchof Giſeler ihm anhing. Boleſlav hatte ſeinem Gaſtfreunde eine bewaffnete Begleitung bis Magdeburg mitgegeben, wo ihm die ihm ergebenen Sachſen entgegenkamen. Die heimkehrenden Böhmen nahmen aber auf dem Heimwege durch Heſſen die Stadt Meißen ein, deren Markgraf Ritdag ſich eben in Merſeburg aufhielt, und ließen eine Beſatzung darin zurück. Herzog Heinrich weilte nun von Magdeburg aus ſeinem Freunde Wilhelm von Weimar zu Hulfe eilen; aber die Belagerer dieſer Stadt gingen ihm raſch entgegen und trafen ihn bei einem Orte Zeitern (wahrſcheinlich Eitra bei Zwenkau) und brachten ihn ſo ins Gedränge, daß er feierlich verſprechen mußte, den in ſeiner Gewalt befindlichen jungen König Otto auszuliefern. Der Herzog hielt Wort und entſagte von nun an allen Beſtrebungen nach der Krone. Dafür erhielt er das Herzogthum Baiern zurück.

Kaum waren dieſe Streitigkeiten beigelegt, als man einen Vertilgungskrieg gegen die empörten Slaven unternehmen zu müſſen glaubte; er wurde nach alter ſchonungsloſer Art geführt, und furchtbare Greuel fielen dabei vor. Vorzüglich handelte es ſich um den Beſitz Brandenburgs. Aber das deutſche Reich war ſo ſchwach, daß es der Slaven nicht wieder Herr werden konnte; 992 war alles Land öſtlich von der Elbe im Beſitz der Slaven, die in den folgenden Jahren fort und fort das arme Sachſenland raubend und plündernd, ſengend und brennend durchzogen. Zugleich wurde 994 das Land von däniſchen Seeräubern, Normannen genannt, heimgeſucht, welche Stade verwüſteten und Bremen hart bedrängten, bis ſie geſchlagen und des Raubens müde, ſich zurückgingen. Dazu kamen durch höchſt ungünſtige Witterung, bald unerträgliche Dürre, bald verderbliche Näſſe, Mißwachs, Hungersnoth und peſtartige Krankheiten. Mit den Slaven wurde endlich 996 ein Friede geſchloſſen, der ihnen höchſt wahrſcheinlich das von ihnen eroberte Land an der Elbe als Eigenthum überließ.

In dieſem Krieg mit den Slaven wird

eines tapfern Thüringers gedacht, der 962 ein in Magdeburg zusammengebrachtes Heer dem betrügten Brandenburg zuführte. Es war der Markgraf Eckhard von Südthüringen, der Nachfolger seines Vaters Gunther in der markgräflichen Würde, aber auch seit dem Ableben des Markgrafen Ricdag von Meißen 965 im Besitz der Würde desselben, so daß unter ihm die beiden Markgrafschaften vereinigt wurden und es lange blieben. Dieser Eckhard war höchst wahrscheinlich auch ein getreuer Anhänger Otto III. gegen Herzog Heinrich den Zänker gewesen. Wie mächtig Eckhard schon damals war, beweist, daß er eine Tochter des verderbenen Sachsenherzogs Hermann und Schwester des jetzigen Bernhard, Namens Schwanhild, zur Gemahlin hatte.

Der von seiner Mutter Theophania und seiner Großmutter Adelheide erzogene junge König unternahm, erst 15 Jahre alt, zu Anfang des Jahrs 996 die für seinen Vater und Großvater so verderblich gewordene Fahrt nach Rom. Dort verdrängte er seinem Vetter Bruno von Kärnthen, der kaum einige Jahre älter als er war, zur päpstlichen Gewalt und erhielt von demselben (als Papst Gregor V. genannt) die Kaiserkrone. Hierauf kehrte er nach Deutschland zurück. Als nun zwei Jahre darauf die in Rom entstandenen Wirren den Kaiser wieder über die Alpen mit Heeresmacht riefen, begleitete ihn Markgraf Eckhard, der vor allen deutschen Grafen und Herren in großem Ansehen stand; und dort kämpfte Eckhard tapfer für den Kaiser, namentlich gegen den Usurpator Crescentius, der sich in der Engelsburg eingeschlossen hatte. Eckhard war Tag und Nacht bemüht, bauete beide Gerüste an der Veste empor und erstürmte sie endlich. Der gefangene Crescentius wurde enthauptet.

Diese Verhältnisse erweckten wahrscheinlich in Eckhard den stolzen Wunsch, den jungen König Otto zum Schwiegersohn zu besitzen. Aber er hatte seine Tochter Ludgart schon früher dem nordthüringischen Grafen Werner, Sohn seines Freundes, des Markgrafen Luithar, zur Gemahlin versprochen. Diese Ludgart wurde bei der Aebtissin Mathilde von Quedlinburg, der Schwester Otto II., welche Otto III. während seiner Abwesenheit zur Reichsverweserin ernannt hatte, erzogen. Als nun die Aebtissin Mathilde einen Reichstag hielt und von Quedlinburg abwesend war, erschien Werner mit Freunden und Verwandten Quedlinburg und raubte die ihm verlobte Braut. Zwar ließ ihn Mathilde durch die auf dem Reichstage anwesenden Fürsten verfolgen, aber er wurde nicht erreicht. Aber auf einem deswegen in Magdeburg gehaltenen Reichstage erschien der geladene Werner mit seinen Mitschuldigen barfuß als Büßender und gab die geraubte Braut in die Hände der Reichsverweserin zurück, die sie wieder mit nach Quedlinburg führte.

10.

Otto's III. Tod. Aufhebung des Bisthums Merseburg.

Otto III. soll in Rom von der Wittwe des Crescentius, die er gemißbraucht, vergiftet worden sein. Wenigstens überlebte den so stolzen und alles Deutschthums vergessenen Jüngling eine unbegreifliche Schwermuth, die ihn aus Italien durch Deutschland nach Polen zum Grabe des heiligen Adalbert trieb, eines kurz vorher als Märtyrer gestorbenen jungen böhmischen Schwärmers, den Otto persönlich gekannt hatte; dann ging er wieder nach Rom, wo er, nach Verlust alles Ansehens, am 23. Januar 1002, erst 21 Jahre alt, Todes verblich.

Während seiner Herrschaft hatte der Bischof Giseler von Merseburg das Erzbisthum von Magdeburg erhalten (972) und löste nun eigenmächtig das Bisthum Merseburg auf.

Otto ließ ihn deshalb (1000) durch einen Kirchenverſammlung nach Rom zur Verantwortung geladen. Aber Gisler erſchien nicht, weil er an Gicht litt, und auch nicht auf einer im folgenden Jahre gehaltenen Kirchenverſammlung zu Quedlinburg.

11.

Markgraf Eckhards Streben nach der Königskrone und Tod.

Dem Stamme des großen Königs Heinrich, des Sachſen, war jetzt nur noch ein männlicher Sproß übrig, der Herzog Heinrich von Baiern, der Sohn des 983 verſtorbenen Herzogs Heinrich des Zänkers und Enkel Heinrichs des „Königzerzogten“. Niemand hatte der Geburt nach ein größeres Recht auf die deutſche Königskrone, und er war's, der die von Italien kommende Leiche Ottos III. nebſt den Reichskleinodien in Empfang nahm. Der heiligen Lanze hatte ſich der Erzbiſchof Herribert von Köln bemächtigt und ſie heimlich veraus geſchickt, wahrſcheinlich um Heinrichs Plänen entgegen zu wirken; aber dieſer ließ ihn ohne Umſtände gefangen nehmen und erzwang dadurch die Herausgabe der Lanze. Andre Große gewann Heinrich durch reiche Geſchenke und Verſprechungen, wenn ſie ihm in ſeiner Bewerbung um die Krone nicht hinderlich ſein wollten. Vorzüglich waren es zwei Fürſten, die Heinrichs Wünſchen im Wege ſtanden, der Herzog Hermann von Schwaben, ein weiſer und beliebter Fürſt, deſſen Vater Udo in der Stratzenraubſchlacht in Calabrien (982) geblieben war, welche Otto II. verloren, und der Markgraf Eckhard von Thüringen und Meißen, einer der mächtigſten Männer und ein gefeierter Held. Sobald dieſer ausgezeichnete Mann die Markgrafſchaft Meißen erhalten, hatte er den Böhmen die Stadt Meißen wieder abgenommen und den Herzog Boleſlaw, mit dem Schwerte genöthigt, ſich ihm als Lehensmann zu unterwerfen. Dann hatte er ſich die Wilzen, ein hartnäckig an der Freiheit hängendes Slavenvolk, unterworfen und den Herzog Boleſlaw den Kuhnen von Polen durch Drohungen und Lockungen vermocht, in ein freundſchaftliches Abhängigkeitsverhältniß zu ihm zu treten. Alle ſeine Thaten und Eroberungen waren nicht dem ſchwachen unmündigen, nachher in Italien lebenden deutſchen König, ſondern ihm zu gut gekommen, und er galt nicht nur für einen unabhängigen Herrſcher, er war es wirklich. Alle Grafen und Herren in Thüringen hatten ſich daher in der Zeit der Noth an ihn angeſchloſſen und ihn gewiſſermaßen als ihren Schutzer gegen die Slaven und als ihren Oberherrn betrachtet, ſo daß ihn alle Hülfsmittel zu Gebote ſtanden, auf welchem der neue König gewählt werden ſollte.

Um ſich vorläufig über Wichtiges zu berathen, kamen aber die vorzüglichſten ſächſiſchen Großen, weltlichen und geiſtlichen Standes, auf dem königlichen Hofe Frote zuſammen. Die Häupter waren der Erzbiſchof Giſeler von Magdeburg, der dreimal nicht von der Gicht abgehalten werden war zu kommen, der Herzog Bernhard von Sachſen, die Markgrafen Lothar, Eckhard und Gero. Dieſer Gero, Markgraf von der Lauſitz, war Eckhards Stiefſohn, ihm von ſeiner erſten Gemahlin, der Wittwe des Markgrafen Thietmar, zugebracht, und der Herzog Bernhard war,

wie schon erwähnt, sein Schwager, Bruder seiner zweiten Frau. Der Erzbischof Giseler war aber leicht zu gewinnen, wenn der zu erwählende König ihm die Aufhebung des Bisthums Merseburg zu bestätigen versprach. Diese waren also wohl alle für Eckhard gestimmt bis auf den Markgrafen Luithar, welcher von Eckhard dadurch schwer beleidigt worden war, daß dieser Luithars Sohne Werner die ihm verlobte Tochter Luidgart versagt und durch diesen Treubruch den übereilten Raub derselben herbeigeführt hatte. Noch waren Werner und Luidgart nicht wieder vereinigt, obgleich die Letztere laut erklärt hatte, sie wünsche bei ihrem Verlobten zu bleiben und dessen Gemahlin zu werden. Auf dem Tage zu Frose entdeckte Luithar Eckhards Plan, sich auf den Königsstuhl zu schwingen, und die Neigung der anwesenden Fürsten, ihn darin zu unterstützen. Sogleich brachte er die Fürsten in einer von ihm veranstalteten geheimen nächtlichen Versammlung dazu, sich gegenseitig das Versprechen zu geben, daß sie alle, weder einzeln noch gemeinschaftlich, einen König vor dem Tage zu Werla wählen wollten. Da sprach Eckhard: „O Graf Luithar, warum handelst Du gegen mich?“ Und jener antwortete: „Merkst Du nicht, daß an Deinem Wagen das vierte Rad fehlt?“ [7]

Von hier eilte der Markgraf Luithar sogleich nach Bamberg, wo sich eben Herzog Heinrich von Baiern aufhielt. Den Markgrafen begleitete seines Vaters Bruder, Graf Rikbert, welcher vom Kaiser Otto III. aus nicht bekannten Ursachen seiner Grafschaft entsetzt worden war. Luithar fand in Bamberg seinen Neffen, den Markgrafen Heinrich den Jüngern, den Sohn Berchtolds. Dieser Heinrich war von Otto II. an die Stelle Heinrich des Zänkers zum Herzog von Baiern erhoben worden, war aber schwerlich zur Ausübung seiner herzoglichen Rechte gelangt. Nachher, als Heinrich der Zänker nach Auslieferung des dreijährigen Otto III. sein Herzogthum wieder erhalten hatte, mußte sich Heinrich der Jüngere, Berchtolds Sohn, mit einer Markgrafschaft in Baiern (in Schweinfurt) begnügen. Diesem Heinrich dem Jüngern hatte nun der Herzog Heinrich III. von Baiern, der jetzige Thronbewerber, das Herzogthum Baiern zugesagt, wenn er selbst zum Throne gelange, und der Markgraf Heinrich der Jüngere leitete jetzt die Verhandlung mit seinem Oheim, dem Markgrafen Luithar, seinem Großoheim, dem Grafen Rikbert, und dem Herzog Heinrich. Luithar stellte sich zwar, als könne er dem Herzog wegen seines in Frose geleisteten Schwures das Versprechen nicht geben, ihn als König anzuerkennen; aber er nahm des Herzogs Versprechen für sich und Rikbert über Alles, was sie wünschten, an, und gab ihm dafür den Rath, sogleich einen Getreuen nach Werla zu senden, der die Versammelten zu seinem Gunsten bearbeite. Dies geschah. Nach Werla kamen auch des Herzogs Heinrich Muhmen, die Fürstinnen Adelheid und Sophia, Aebtissinnen von Quedlinburg und Gandersheim, Schwestern des verstorbenen Kaisers Otto III., die ebenfalls für Heinrich von Baiern warben. Allen Versammelten wurden die reichsten Belohnungen zugesagt, und, dadurch bestochen, wählten alle einstimmig und hastig den Herzog Heinrich zum König, so daß gar keine Berathung statt fand, und die Versammlung geschlossen war, als sie kaum begonnen hatte. Als nun der Markgraf Eckhard mit seinem Anhang kam, war schon Alles abgethan.

Eckhard konnte seines Verdrusses nicht Herr werden. Abends trat er mit seinem Schwager, dem Herzog Bernhard von Sachsen, und dem Bischof Arnulf von Halberstadt, der auch zu seinem Anhang gehörte, in den Saal, wo eben für die beiden fürstlichen Aebtissinnen eine kostbare Tafel mit ausgesuchten Speisen bereitet war. Markgraf Eckhard und seine Be-

gleiter setzten sich ohne Umstände an dieselbe und verzehrten die aufgetragenen Gerichte. Die Zurückkommen nahmen diese kleine Täuschung sehr übel, und ihr ganzer Anhang war auf den Markgrafen erbittert. Dieser, wohl einsehend, daß für ihn in Merla nichts mehr zu gewinnen war, begab sich nach Hildesheim mit dem Bischof dieser Stadt Bernward, der ein Freund der Aebtissin Sophia war, und wurde hier als König empfangen und geehrt. Von hier wollte er sich mit dem Herzog Hermann von Schwaben in Verbindung setzen und mit einem kleinen Gefolge ihm getreuer Männer zu einer Zusammenkunft mit demselben nach Duisburg gehen. In Paderborn erfuhr er aber von dem Bischof Meinhar, daß Hermann abgehalten werde, nach Duisburg zu kommen, und, von des Bischofs freundschaftlicher Zusprache über die brabantische Verbindung bedenklich gemacht, trat er die Rückreise an, um sich wahrscheinlich zu seinem Schwager, dem Herzog Bernhard von Sachsen, zu begeben. In Nordheim kehrte er im Hause eines Grafen Sigfrid ein, dessen Gemahlin Ethelinde, gerührt vom Schicksale des edeln und tapfern Mannes, ihm vertrauete, ihre beiden Stiefsöhne, Kinder aus einer frühern Ehe ihres Gemahls, Sigfrid und Bruno, hätten sich mit zwei Andern, Heinrich und Ilde, ebenfalls Brüder, zu seiner Ermordung verschworen, und ihn sehr bat, bis zum folgenden Tag in Nordheim zu bleiben oder wenigstens einen andern Weg, als den von ihm angegebenen, einzuschlagen. Der Markgraf setzte aber obgedachter dieser wohlgemeinten Rathes die Reise nach Nordhausen fort und erreichte am Abend desselben Tages Poelden, wo er ermüdet und sich in Sicherheit glaubend, sich mit seinen Begleitern dem Schlafe überließ. Bald darauf drangen die Verschworenen mit wildem Geschrei in das Haus, die Begleiter des Markgrafen, in einem an sein Gemach stoßenden Saale liegend, wagten in der Finsterniß die Stätte nicht zu verlassen; zwei von ihnen, die ihrem Gebieter zu Hülfe eilten, wurden vor seiner Thüre erschlagen. Er selbst ergriff die Waffen; um aber seine Feinde zu sehen, stieß er einen Fensterladen auf, doch im Zurückwenden von Sigfrids Lanze tödtlich ins Gemüt getroffen, stürzte er zu Boden und hauchte die tapfre Seele unter den Händen der Mörder aus, die den Kopf vom Rumpfe schnitten, den Leichnam beraubten und jubelnd, als hätten sie eine große That vollbracht, heimkehrten. Man glaubte damals, dieser Mord sei eine Rachethat, weil Heinrich vom Kaiser auf Eckhards Betrieb einst durchgepeitscht worden sei; andre dichten dafür, die Mörder hätten die den Aebtissinnen Sophie und Mathild in Merla angethane Schmach an Eckhard gerächt. Swanehild, Eckhards Gemahlin, und sein Sohn Hermann, welcher so eben einen Sieg über den Grafen Wilhelm von Weimar, mit welchem er in Fehde lag, davon getragen hatte, hatten die Leiche ab und begruben sie in ihrer Burg Geni, am Ausfluß der Unstrut in die Saale [*].

12.

Heinrich II., König und Kaiser. Kämpfe mit Herzog Boleslaw von Polen. Graf Wilhelm von Weimar. Wiederherstellung des Bisthums Merseburg.

Herzog Heinrich von Baiern gelangte nach mancherlei Kämpfen mit dem Herzog Hermann von Schwaben zur Krone. Viel trugen dazu die Thüringer bei, und unter ihnen der mächtige Graf Wilhelm von Weimar, Heinrichs Freund, der der reichste und angesehnste Gutsbesitzer in Thüringen war. Dieser alte und tapfre Herr erkannte den Herzog bei seiner Ankunft sogleich als König und Lehnsherrn an, und ihm folgten alle seine Landsleute. Auf die Bitte des weimarischen Grafen und der übrigen thüringischen Vasallen erließ ihnen der neue König jenen alten Zins von fünf-

hundert Schweinen, welchen sie jährlich in die königliche Küche zu liefern hatten, und der ihren Vorfahren vom Frankenkönige Dietrich I. im Jahre 534 auferlegt worden war. Heinrich zog nach Merseburg, welches der Graf Ekko nebst den königlichen Pfalzen Allstädt und Thornburg [*] schon gegen den Markgrafen Eckhard für Heinrich vertheidigt hatte. Er und der Abt Heimon empfingen den König glänzend. In Merseburg kam nun eine große Anzahl Fürsten und Herren weltlichen und geistlichen Standes zusammen, um dem Könige zu huldigen. Unter ihnen werden vorzüglich genannt die Erzbischöfe Liuwize von Bremen und Giseler von Magdeburg, die Bischöfe Rethar von Paderborn, Bernward von Hildesheim, Arnulf von Halberstadt, Ramward von Minden, Egidius von Meißen, Hugo von Zeiz, die Herzoge Bernhard von Sachsen und Boleslav von Polen, die Markgrafen Liuthar und Gero, der Pfalzgraf Friedrich.

Ueberraschend ist es, den Herzog Boleslav von Polen hier zu finden. Denn dieser war gleich nach des Markgrafen Eckhard Tod, der ihn in unbequemer Nähe gehalten, wie ein erst gefesselter und nun der Fesseln plötzlich entledigter wilder Thier in die slawische Mark eingebrochen und hatte alles Land bis zur Elbe (die ganze Mark Gero's mit den Städten Budissin und Strehla) an sich gebracht. Dadurch waren die Meißner aufrührerisch geworden, angeführt von einem Grafen Gunzelin, einem Halbbruder des ermordeten Eckhard, und hatten die deutsche Besatzung vertrieben und den herbeigerufenen Boleslav als ihren Herrn begrüßt. Dieser war dann siegend und verwüstend bis zur Elster vorgedrungen und hatte den deutschen Grafen, die ihn ob seines wilden Thuns beschickten, geantwortet: es geschehe dies Alles für den Herzog Heinrich von Baiern und auf dessen Geheiß. Die Grafen begrüßten ihn sofort als ihren Herrn. Dieser Umstand und die Gegenwart Boleslavs in Merseburg, wo er dem König huldigte und von demselben Gnadenbeweise erhielt, beweisen wohl hinlänglich, daß Heinrich mit dem grausamen Polenfürsten im Einverständnisse war.

Am 25. Juli (1002) erkannten die versammelten Fürsten Heinrich als König an und huldigten ihm. Vorher befragte ihn Bernhard von Sachsen im Auftrage der Uebrigen, wie er es hinsichtlich der Rechte des Volks und der Gesetze, die er ihm erklärte, zu thun gedenke. Heinrich antwortete zur Zufriedenheit des Volks, welches ihm zujauchzte; aus Bernhards Hand empfing er die heilige Lanze.

Boleslav verlangte vom König alles eroberte Land nebst der Stadt Meißen zu Lehn, aber Heinrich schlug es ihm ab. Nur die Länder der Lausitzer und Milzen erhielt er; Gunzelin aber wurde Markgraf von Meißen. Selbst große Geldsummen, die Boleslav dem Könige bot, fruchteten nichts. Erbittert wollte er Merseburg verlassen, aber im Schloßhofe wurde er von einem bewaffneten Haufen überfallen, und er würde erschlagen worden sein, wenn nicht jener Markgraf Heinrich der Jüngere von Schweinfurth, welchem der König Baiern versprochen, aber nicht gegeben hatte, das verschlossene Thor aufgesprengt und dem Polenherzog durchgeholfen hätte. Mit Rachedurst im Herzen verließ Boleslav Deutschland, zündete Strehla an und reizte durch ausgesandte Boten überall zum Abfall von König Heinrich.

Aus diesem bösen Handel erwachsen blutige und den östlichen Ländern höchst verderbliche Kämpfe zwischen Boleslav und Heinrich II., die bis zum Tode des Letztern dauerten (1024) [**]. Gunzelin wurde während derselben des Markgrafenthums entsetzt, weil er zu Boleslav gehalten, dessen Bruder er ebenfalls genannt wird, und Hermann, Eckhards Sohn, dazu befördert.

Außer den großen Kriegen mit den Böh-

men und Polen hatte der schwache König harte Kämpfe in Italien zu bestehen, wohin er dreimal zog, und von wo er sich die armselige Kaiserkrone holte.

Wie es während seiner kraftlosen Regierung in Thüringen zugegangen ist, läßt sich aus Mangel an Nachrichten nicht genau angeben. Besondere Markgrafen von Thüringen gab es nicht mehr; denn die Markgrafen von Meißen waren seit Eckard I. höchst wahrscheinlich auch zugleich Markgrafen von Thüringen, und das mächtigste Grafengeschlecht war das von Weimar. Graf Wilhelm, der Freund Heinrichs II., verwaltete eine lange Reihe von Jahren die Herrschaft über einen bedeutenden Theil des Landes und stand wegen seiner Weisheit und Tapferkeit in großer Macht und Ansehen, so daß der Glanz des thüringischen Markgrafenthums, wenn ein solches wirklich noch bestand und mit dem meißnischen vereinigt war, vor dem seinigen erblich und nicht mehr genannt wurde. Graf Wilhelm wird von den Geschichtschreibern jener Zeit bald der mächtigste, bald der erste Thüringer, bald Vorsteher der Thüringer genannt, d. h. wohl, er war Gaugraf oder Richter des großen südthüringischen Gaues oder des Landstrichs, welcher vorzugsweise Thüringen hieß. Während seiner Verwaltung aber war Ruhe und Friede im Lande. Erwähnenswerth ist auch die von Heinrich II. bewerkstelligte Wiederherstellung des Bisthums Merseburg, nach dem Tode des widerspenstigen Erzbischofs Giseler von Magdeburg 1004.

13.

Konrad II. der Salier, König und Kaiser. Kampf mit den Slaven. Markgraf Eckhard II. Markgraf Wilhelm von Weimar.

Mit Heinrich II. starb das Geschlecht der sächsischen Könige aus, und der fränkische Herzog Konrad, Urenkel jenes Herzogs Konrad von Lothringen, Schwiegersohn Otto des Großen, der in der Ungarnschlacht auf dem Lechfelde gefallen war, wurde durch gemeinsame Wahl der Fürsten zu Kamba zum König erwählt. Er war ein Enkel des Herzogs Otto von Kärnthen und der Papst Gregor V. sein Oheim gewesen. Das fränkische Geschlecht, dem er entsprossen, war ein salisches, und deshalb wird er **Konrad der Salier** genannt.

Das Herzogthum Thüringen war von Heinrich I. auf die sächsischen Könige aus seinem Hause fortgeerbt, aber man hatte im Laufe der Zeit dessen schwerlich mehr gedacht, und die Bedeutung desselben war schon unter Otto I. verschwunden. Deshalb konnten der Markgraf Eckhard I. und der Graf Wilhelm von Weimar unter Otto III. und Heinrich II. in so große Macht und fast herzogliches Ansehen kommen, ohne von den Königen daran behindert zu werden. Es blieb daher nach der Thronbesteigung Konrads II. in dieser Hinsicht Alles beim Alten. Thüringen erhielt keinen besondern Herzog wieder, wie Sachsen, Schwaben, Baiern ꝛc., und der neue König schien es, wie seine Vorgänger, als ein unmittelbar unter ihm stehendes Land zu betrachten.

Der alte Kampf mit Polen dauerte fort, obgleich andre Personen eingetreten waren. Denn auch Boleslav starb 1025, und sein Sohn Mieko, der sich nach dem Beispiele seines Vaters eigenmächtig krönen ließ, kämpfte mit Konrad II. Auch die Böhmen und viele der übrigen Slaven erhoben sich gegen den neuen König. In diesen unruhigen Zeiten fand es der Bischof Hildebrand von Zeitz für gut, seinen Sitz aus dieser oft bedrohten und bedrängten Stadt nach dem festen Naumburg zu verlegen, wo er nicht befürchten durfte, von den feindlichen Slaven beraubt zu werden. Diese Versetzung geschah mit Bewilligung und unter Mitwirkung des Kaisers

(Konrad hatte sich 1027 die Kaiserkrone in Italien geholt), so wie des Papstes Johann XX., 1029. In demselben Jahre feierte der Kaiser das Pfingstfest zu Merseburg und faßte daselbst, mit Zustimmung der vornehmsten Sachsen und Thüringer, den Beschluß, wider die Polen zu Feld zu ziehen. Aber diese Heerfahrt war unglücklich. Selbst das von den Polen besetzte Budissin konnte nicht eingenommen werden. Sehr geschwächt und unverrichteter Sache, mußte das deutsche Heer wieder heimziehen. Im Januar des folgenden Jahres brach dagegen der Pole Mjeseko mit einer furchtbaren Macht hervor, setzte über die Elbe und verwüstete bis an die Saale hin über hundert Orte, mordete nicht nur Männer, sondern auch Greise, Kinder und Schwangere, und führte über sieben tausend Christen in die Gefangenschaft. Es wurden entsetzliche Gräuel an Menschen und Dingen verübt, und der Bischof Hinzo von Brandenburg wie ein gemeiner Sclave behandelt. Die Anführer dieser wilden und grausamen Polenhorden waren christliche Ueberläufer, vorzüglich ein aus dem Kloster Nienburg entfernegener Mönch, Namens Siegfried, der Sohn des verstorbenen Markgrafen Odo. Ein Graf Dietrich, und wahrscheinlich Dietrich von Eilenburg, der Sohn Debis I., warf sich mit bewaffneter Macht auf die polnischen Räuber und Mörder, machte ihrer viele nieder und trieb die übrigen zurück. Der Kaiser, welcher eben mit den Ungarn, die Baiern bekriegte, beschäftigt war, übertrug es den Sachsen und Thüringern, wie sie mit den Polen fertig werden möchten.

Im Jahre 1030 ging auch der Markgraf Hermann von Meißen und Thüringen, Eckhards I. Sohn, mit Tod ab, und ihm folgte in dieser Würde sein Bruder Eckhard II., und als dieser 1046 gestorben war, wurde Graf Wilhelm von Weimar Markgraf von Meißen.

Die Macht der Polen wurde 1032 gebrochen. Konrad zwang Mjeseko, die gemachten Eroberungen wieder herauszugeben. Gleich darauf wurde Mjeseko von seinem aus Rußland kommenden Bruder Otto vertrieben und floh zum Böhmenherzog Otheirich. Dieser wollte ihn an den Kaiser ausliefern, aber Konrad sprach: „Ich will nicht den Feind vom Feinde erkaufen.“ Zwar wurde Otto noch in demselben Jahre erwordet, und Mjeseko kehrte zurück, aber er unterwarf sich nun unbedingt dem deutschen Reiche und kam im Juli an das Hoflager des Kaisers nach Merseburg.

Konrads Sohn, Heinrich, züchtigte im Jahre 1035 den Böhmenherzog Otheirich, welcher, vom Kaiser ins Elend gewiesen, doch von dessen Huld das Land wieder erhalten, sich derselben aber sehr unwürdig gezeigt hatte, und dann wurden die aufrührerischen Liutizen an der Elbe mit unmenschlicher Grausamkeit unterdrückt, und so Thüringen und Sachsen auch vor diesen gefährlichen Feinden sicher gestellt.

14.

Graf Ludwig mit dem Barte.

Um diese Zeit kam ein fremder ritterlicher Mann nach Thüringen, weniger wichtig durch seine Persönlichkeit oder Thaten, als durch die hohe Stellung, zu welcher seine Nachkommen gelangt sind. Es ist Graf Ludwig mit dem Barte, der Stammvater der ersten Landgrafenreihe von Thüringen [11], ein salischer Franke, gleich dem Kaiser Konrad, und mit diesem blutsverwandt. Er kaufte von den Besitzern dieser Gegend das Dörfchen Altenbergen und die darum liegenden Ländereien, wahrscheinlich in den Jahren 1035 oder 1036. Diesen Kauf bestätigte Konrad II. im Jahre 1039 und schenkte dem jungen Grafen auf Verwendung seiner Gemahlin Gisela die „hohe Leibe,“ einen Theil des nordwestlichen Thüringerwaldes,

deren Grenzen in der Schenk-Urkunde bezeichnet sind [12]. Spätere Chronisten erzählen, dieser Graf Ludwig sei als ein junger Mann schwarz gekleidet mit zwölf ebenfalls schwarz angethanen Rittern in das Thüringer Land gekommen, und wenn man die entlegenen Thäler und Berge betrachtet, in denen der vom kaiserlichen Hofe kommende edle Jüngling sich ansiedelte, so scheint allerdings eine tiefe Trauer, oder ein großer Schmerz seine Seele beherrscht zu haben. Einer andern Angabe viel später lebender Geschichtschreiber zu Folge, und deshalb unverbürgt, hätte sich Graf Ludwig mit dem Barte mit einer Gräfin Cäcilia von Gangerhausen vermählt und dadurch seine Besitzungen sehr vergrößert. Vielleicht wurde er nun thüringischer Gaugraf und legte dadurch den Grund zur Größe seiner Nachkommenschaft [13].

15.

Heinrich III. Die Taufe Ludwigs des Bärtigen. Markgraf Eckhard II. Markgraf Wilhelm.

Konrad II. starb 1039, und sein Sohn ward als Heinrich III. 22 Jahre alt, deutscher König. Ein genialer, thatkräftiger Jüngling, dessen Auftreten und Handeln wieder an Karl den Großen und Heinrich I. erinnert. Er bestätigte seinem Vetter Ludwig mit dem Barte die Schenkung seines Vaters [14], und Graf Ludwig erbaute sich nun auf einem Berge seines neuen Gebiets eine Burg als Wohnsitz, die Veste Schauenburg. Von diesem felsengetrönten Berge im engen Schilfwassergrunde ging also das fürstliche Geschlecht der thüringischen Landgrafen aus, dessen Glanz aber nachher die Zinnen der Wartburg verklärte.

Auf der Schauenburg wurden dem Grafen Ludwig zwei Söhne, Ludwig und Beringer, und drei Töchter geboren. Die Geschichte der letztern ist eben so zweifelhaft wie ihre Namen; aber sie ist auch unbedeutend. Es ist höchst wahrscheinlich, daß Graf Ludwig zu Ehren der Geburt seines ersten Sohnes Ludwig, später vom Frankenkaiser, dem sein Vater entsprossen war, „der Salier“ genannt, eine Taufkapelle baute, um dem Kinde die kirchliche Weihe darin geben zu lassen. Die Ansiedlung des fränkischen Grafen in dieser einsamen Waldgegend führte Urbarmachung und Ansiedlung herbei, und das religiöse Bedürfniß der ältern und neuern Bewohner dieser Berge und Thalgründe rief den Wunsch nach dem Besitz eines, wenn auch kleinen, Gotteshauses hervor. Ludwig wurde jedenfalls aus mehrfachen Gründen bewogen, den Altenberg über dem kleinen Dörfchen gleiches Namens zur Stätte der Kirche zu erwählen. Ersteres baute man die Bethäuser, Kapellen und Kirchen überhaupt gern auf Berge, wo der fromme Glaube Gott näher zu sein glaubte; sodann bestimmte das schon vorhandene Dörfchen gerade diesen Berg; ferner fiel das Auge auf dem Schlosse Johannisberg auf die Bergquelle, und endlich war der Berg der Mittelpunkt des kleinen gebirgigen Ländergebiets des Grafen, und alle neue Leute sollten dahin zur Kirche gehen. Die sehr kleine Kapelle wurde als Taufkapelle dem heiligen Johannes dem Täufer geweiht. Spätere Zeiten haben diesen Bau, wie schon erwähnt, dem heiligen Bonifacius zugeschrieben und ihn die erste christliche Kirche in Thüringen genannt. So gewiß das letztere unwahr ist, so wenig kann das Erstere wahr sein. Spätere Geschichtschreiber lassen den Grafen Ludwig eine glänzende Kindtaufsfeier veranstalten und den Erzbischof Bardo von Mainz zur Verrichtung der heiligen Handlung verschreiben. Mit vornehmen thüringischen, hessischen und fränkischen Grafen und Herren sollen zugegen, und auch ein Herzog von Braunschweig darunter gewesen sein. Dies sind Personen der landgräflichen Geschichtschreiber, um die Stammväter des später so berühmten Geschlechts, deren Ge-

schichte arm iſt, zu verherrlichen und gehören mit dem Bonifaciusbau der Johanniskapelle auf eine Rechnung.

Unter Heinrich III. zeichnete ſich der ſchon genannte Markgraf von Meißen und Thüringen Eckhard II., Eckhards I. zweiter Sohn und Nachfolger, als getreuer Anhänger des Königs und tapferer Krieger aus, ſo daß ihn Heinrich den treueſten treuen Eckhard nannte, anſpielend auf den Sagenhelden des Nibelungenliedes zu Worms [17], und zum Beweis, daß ſchon damals die hohen dichteriſchen Geſtalten des großen deutſchen Sagenkreiſes, der ſich leuchtend und verklärend um Attila und die Völkerwanderung ſchlingt, ſo allgemein beliebt waren, daß ſie im täglichen Leben zum Vergleich dienen mußten.

In Polen war 1034 der Herzog Miesko II. geſtorben und nun eine gränzenloſe Verwirrung über das Land herumgetrieben. Diese benutzend, war der Herzog von Böhmen Bretislav, Ottokrichs Sohn, in das unglückliche Land eingebrochen und hatte es erobert, ohne ſich im Mindeſten um den Kaiſer Konrad und deſſen Nachfolger zu kümmern. Polen aber ſtand unter dem Schutze des deutſchen Reichs. Deshalb unternahm Heinrich III. 1040 einen Heerzug gegen den Böhmenherzog. Zwei Heere ſollten auf verſchiedenen Wegen in Böhmen eindringen; aber eine Abtheilung des erſten wurde in einem Engpaß faſt vernichtet und dadurch auch die zweite am folgenden Tage im unwegſamen Gebirge geſchlagen.

Als nun das zweite von Norden kommende Heer, an deſſen Spitze der Erzbiſchof Bardo von Mainz und der Markgraf Eckhard II. ſtanden, in Böhmen einbrach und das Land verwüſtete, ſandte ihm die Unterſtützung des geſchlagenen erſten Heeres, und es kam in Noth. Es mußte alſo ein Abkommen mit dem ſiegreichen Herzog Bretislav getroffen werden, und dies ſoll durch einen Einſiedler aus Thüringen, Gunther, welcher in dieſer Waldwildniß lebte, und den Markgrafen Eckhard zu Stande gekommen ſein. Hier erwarb ſich jedenfalls Eckhard ſchon große Verdienſte um den jungen König.

Dieſer rächte im folgenden Jahre (1041) die erlittene Schmach. Im Auguſt brachen zwei mächtige Heere in Böhmen ein. Das eine, vom Nordgau aus, leitete der König ſelbſt; das andre, von Meißen aus, wiederum der Erzbiſchof Bardo von Mainz und der Markgraf Eckhard. Bei Prag trafen beide zuſammen und verwüſteten das Land. Bretislav legte ſich zum Ziele und bat um Frieden, den er durch Eckhards Vermittlung vom deutſchen Könige erlangte. Und ſo ſtieg Eckhards Verdienſt, welches der König anerkannte.

Eckhards Nachfolger war nach ſeinem Tode 1046, wie ſchon angeführt, der Graf Wilhelm von Weimar, ein Sohn des berühmten Grafen Wilhelm von Weimar, der ſchon unter Otto dem Großen der mächtigſte Herr in Thüringen geweſen war. Der Markgraf Wilhelm mußte alſo von ſeinem Vater im hohen Alter gezeugt worden ſein.

Heinrich III. ſtarb ſchon im 39. Jahre (October 1056) nach einer vielbewegten Regierung und großen Kämpfen in Ungarn (das er ſogar auf kurze Zeit vom deutſchen Reiche abhängig machte) und Italien, wohin er dreimal zog, um Ordnung in der verwilderten Kirche herzuſtellen. Er hinterließ einen ſechsjährigen Sohn, Heinrich, welcher unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter Agnes, einer Tochter Wilhelms von Poitiers, Herzogs von Aquitanien, als König anerkannt wurde.

16.

Heinrich IV. Markgraf Wilhelm. Markgraf Otto. Gründung des Benediktinerklosters zu Saalfeld. Markgraf Eckbert I. Markgraf Eckbert II.

Die Reichsverweſerin Kaiſerin Agnes erregte durch Handlungen der Willkühr und

Laune vielfach die Unzufriedenheit der Großen. Zu diesen Unbesonnenheiten gehörte auch ein Kriegszug nach Ungarn, welchen der Markgraf Wilhelm von Thüringen leitete. In Ungarn hatte sich nämlich der König Andreas mit seinem Bruder Bela verfeindet, und der Letztere war von Polen her siegreich in Ungarn eingefallen. Andreas suchte bei der Kaiserin Agnes Hülfe, und diese sandte ein meist aus Baiern bestehendes Heer zu seiner Unterstützung ab. Dieses wurde angeführt vom Markgrafen Wilhelm und vom Bischof Eppo von Zeiz, und durchzog siegreich des Feindes Land. Aber ganz Ungarn stand auf und hielt sich zu Bela, das deutsche Heer wurde eingeschlossen, der König Andreas im Gefecht vom Pferde gerissen und zertreten, und der thüringische Markgraf ergab sich, nachdem er tapfer gefochten, vom Hunger gezwungen, als Gefangener. Aber Bela, der nun König von Ungarn war, hielt die Tapferkeit des Thüringers so hoch, daß er ihn nicht nur ohne Lösegeld frei gab, sondern ihm auch seine Tochter Josaba verlobte (1061). Als aber Markgraf Wilhelm im folgenden Jahre (1062) von Thüringen nach Ungarn mit glänzendem Gefolge aufbrach, um seine Braut abzuholen, erkrankte er schon in der zweiten Nachtherberge und starb jung an Jahren, aber reich an Ruhm.

Sein Bruder Otto, Graf von Orlamünde, war nicht nur der Erbe seiner Güter, sondern wurde auch nach ihm zur thüringischen Markgrafenwürde erhoben.

Das Bestreben Heinrichs III., der gesunkenen Kirche wieder Einheit und Würde zu verleihen, hatte den Impuls gegeben, der sie schon über die vom verstorbenen Kaiser gesteckten Grenzen hinausgeführt, und nun tritt überall das Ringen der Kirche nicht nur nach Selbstständigkeit, sondern auch nach Herrschaft und Erhebung über die weltliche Macht hervor, besonders durch den Römer Hildebrand, welcher, ausgestattet mit ungewöhnlicher Geistesstraft, bereits der Leiter einiger Päpste gewesen war und auch jetzt als Cardinal am Steuer des Kirchenschiffes saß. Als nun um diese Zeit (1062) der junge König Heinrich IV. vom Erzbischof Hanno von Cöln und seinen Mitverschwornen seiner Mutter geraubt und nach Cöln geführt wurde, und dadurch die Leitung des Reichs in die Hände des genannten Erzbischofs gerieth, erhob die Geistlichkeit das Haupt noch höher und trotziger. Und so geschah es, daß das Erzbisthum Mainz dem neuen Markgrafen von Thüringen, Otto, die nachgesuchte Lehen der von seinem Bruder Wilhelm ererbten Güter nicht eher ertheilte, als bis er dem Erzbischof Siegfrid feierlich gelobt hatte, von seinen Gütern in Thüringen den Zehnten an das Erzbisthum Mainz zu entrichten und auch die übrigen Thüringer dazu zu zwingen. Otto war schwach genug, dieses Versprechen zu leisten, die Wurzel unsäglichen Elends.

Schon Heinrich III. hatte die Ansprüche des Mainzer Erzstifts auf den Zehnten in Thüringen gebilligt. Heinrich IV. kaufte diese Ansprüche an die königlichen Güter in diesem Lande ab, und gab also dadurch das Recht auf eine solche Forderung dem Erzbischof von Mainz zu. In diesem Sinne handelte nun auch der neue Markgraf Otto. Nicht so die übrigen thüringischen Herren, welche dieses Recht lebhaft bestritten. Es wurde vom heiligen Bonifacius begründet, aber es war unklar, weil es eben ein Unrecht war, und die Thüringer mögen sich schon frühzeitig gegen diese Forderung des kurmainzischen Stuhls aufgelehnt haben. So lange nun die Kirche ohnmächtig war, konnte sie nicht nachdrücklich auf der beanspruchten Abgabe des Zehnten bestehen, deshalb gab sie aber ihr behauptetes Recht nicht auf; denn wann oder wo hätte die Kirche eins ihrer angemaßten Rechte aufgegeben? So wie sie unter Heinrich III. und durch diesen erstarkte, trat Mainz mit der Zehn-

trenforderung wieder hervor, und seine, so wie Heinrichs IV. und des Markgrafen Otto Nachgiebigkeit unterstützten dieselbe. Die Thüringer waren deshalb auf den Markgrafen sehr erbittert, und als er schon 1067 mit Tod abging, war darüber große Freude im Lande. Aber die Saat der Zwietracht war gesäet, und die Zeitumstände ihrem Gedeihen mehr als günstig.

Während Otto das Markgrafenthum Thüringen inne hatte, gründete der Erzbischof Hanno von Cöln, der Reichsverweser und Erzieher des jungen Königs Heinrich IV., ein Chorherrenstift aus dem Vermächtniß der polnischen Königin Richza oder Richenza, Wittwe Mieskos II. und Mutter des Königs Casimir von Polen in Salfeld. Diese, eine Tochter des Pfalzgrafen Ezo bei Rhein, hatte viele Güter im Orlagau von ihrem Vater geerbt. Das neue Chorherrenstift wurde aber schon nach einigen Jahren vom Erzbischof Hanno in ein Benedictinerkloster zu Ehren der Apostel Petrus und Paulus verwandelt.

Mit Otto starben die Markgrafen von Thüringen thüringischen Stammes aus. Sein Nachfolger war Graf Eckbert von Braunschweig, ein naher Anverwandter des Königs. Eckbert hatte sich 1057 als treuer Anhänger des Königs gezeigt, indem er den Grafen Otto von Nordsachsen, welcher sich empört und nach der Krone gestrebt, im Kampfe erschlagen hatte. Beim Raub des jungen Königs war Eckbert mit dem Erzbischof Hanno verbunden, und als der königliche Knabe von dem Schiff, auf welchem er seiner Mutter entführt wurde, verzweiflungsvoll in den Rhein sprang, stürzte sich ihm Eckbert nach und rettete ihm das Leben mit Gefahr des eignen. Das Markgrafenthum Thüringen und Meißen verwaltete er aber nur kurze Zeit; denn schon 1068 ging er den Weg alles Fleisches. Ihm folgte sein Sohn Eckbert II., ein Kind vom zartesten Alter, welchem er die Mark noch bei seinen Lebzeiten vom Könige verschafft hatte.

Zweites Kapitel.

Heinrich IV. und die Thüringer und Sachsen.

1.

Heinrichs beabsichtigte Ehescheidung. Empörung des Markgrafen Otto von der Lausitz und Krieg.

Die durch Heinrich III. hervorgerufene Selbstständigkeit der Kirche entwickelte sich immer kräftiger. Es trafen viele Umstände zusammen, um ein Band nach dem andern zu lösen, wodurch die Kirche von der weltlichen Macht in Abhängigkeit gehalten worden war, und die Unmündigkeit Heinrichs IV. und seine Erziehung durch den schlauen und eigennützigen Erzbischof Adalbert von Bremen, der die Jugend des Königs aus selbstischen Zwecken mit Lüsten und Genüssen vergiftete, waren nicht die unwichtigsten. Die Folgen dieser verkehrten Erziehung zeigten sich früh genug zum Nachtheil des Reichs. Bald kam dem Erzstuhle von Mainz auch eine günstige Gelegenheit, das Zehentjoch den muthig widerstrebenden Thüringern schwerer und fester über die Häupter zu werfen, und der über alles Maas hinaus habgierige Erzbischof Siegfrid war nicht der Mann, der eine solche Gelegenheit ungenützt vorübergehen ließ.

Heinrich IV. war schon in seinem fünften Jahre mit der Tochter des Markgrafen Otto von Susa, Bertha, von seinem Vater verlobt worden. Als er nun bald nach seiner Mündigerklärung durch den Erzbischof Adalbert von

Bremen, der Leitung dieses Mannes von den in Tribur versammelten Reichsfürsten entrissen und wieder in die Hand derselben Männer geraten war, welche ihn vier Jahre zuvor seiner Mutter geraubt hatten, beredeten sie den sechszehnjährigen Jüngling, sich mit jener Bertha zu vermählen. Heinrich, trostlos über die Entfernung seines Erziehers Adalbert, der sich all seinen lüsternen Wünschen gefügt, that theils aus Furcht, theils aus Gleichgültigkeit Alles, was seine Lenker von ihm verlangten (1066). Aber gerade weil er zu dieser Vermählung genöthigt worden war, wendete sich sein in frühzeitigen Genüssen verdorbenes Herz von seiner reizenden und tugendhaften Gemahlin. Die Verbindung mit der ungeliebten Frau wurde ihm bald unerträglich, und er sann auf Mittel, sich derselben zu entledigen. Um den Erzbischof Siegfrid von Mainz für eine Ehescheidung zu gewinnen, gedachte er dessen Streit mit den Thüringern zu benutzen. Denn diese hatten sich größtentheils der angemutheten Zehntabgabe mit Erfolg widersetzt und schienen, nach dem Tode ihrer Markgrafen Otto und Ekbert I., entschlossen, die ungerechten Ansprüche des Erzbischofs mit gewaffneter Hand zurückzuweisen. Deshalb kam das Anerbieten des jungen Königs dem Erzbischof sehr gelegen. Sie kamen heimlich überein, Heinrich solle die Thüringer mit dem Schwerte zwingen, den Zehnten an das Mainzer Erzstift zu entrichten, dafür solle er durch Vermittlung des Erzbischofs von seiner Gemahlin geschieden werden, sobald er nur einen bestimmten Vorwand angeben werde. Um diesen Vorwand öffentlich auszusprechen, berief der König nach dem Pfingstfeste 1069 die Fürsten zu einem Reichstage nach Worms und trug ihnen hier sein Ehescheidungsanliegen vor. Aber die Fürsten widersetzten sich einem so gottlosen Ansinnen und faßten den Beschluß, die Sache solle auf einer Synode in Mainz im Herbst desselben Jahres entschieden werden.

Die Thüringer waren über die dem Erzbischof Siegfrid gegebene Zusage des Königs sehr erbittert gegen den Letztern. Diese gerechte Erbitterung sollte nun von einer andern Seite zu einer Ungerechtigkeit benutzt werden. Die Wittwe des Markgrafen Otto von Meißen und Thüringen, Adela, ein schönes ehrgeiziges Weib, hatte sich mit dem Markgrafen Dedi von der Lausitz vermählt, und trieb diesen friedliebenden alternden Mann an, die Belehnung aller Güter ihres ersten Gemahls in Thüringen zu suchen, gleichsam als sei mit Adelas Besitz ein Recht auf jene Güter erworben. Aber Niemand hatte Lust, dem lausitzer Markgrafen Güter in Thüringen zu geben, am wenigsten der König. Da empörte sich Dedi, aufgestachelt vom Hohn seiner Gemahlin, die, ihn mit ihrem ersten Gemahl vergleichend, seinen Muth in Zweifel stellte, gegen den König und suchte die wegen der Zehnten auf Heinrich unwilligen Thüringer zum Aufstand zu bereden. Diese Treulosigkeit Dedis gab dem jungen König Gelegenheit zu seiner ersten Waffenthat. Er versammelte schnell ein mächtiges Heer, zu welchem der Erzbischof von Mainz mit bedeutender Macht stieß, um die widerspenstigen Thüringer mit einem Schlage zur Unterwürfigkeit und Zehntenentrichtung zu zwingen. Die Thüringer, welche zwar nicht auf die Vorschläge des Markgrafen Dedi eingegangen waren, griffen nun doch zu den Waffen, um ihre Freiheit gegen die ungerechten Ansprüche des Erzbischofs zu vertheidigen. Um aber den König über die Art des Kampfes ins Klare zu setzen, ließen sie demselben durch Gesandte sagen: „Wir haben gegen dich keine feindliche Absicht, auch hat Markgraf Dedi keineswegs auf unsern Rath oder mit unsrer Begünstigung die Waffen gegen das Reich erhoben, vielmehr sind wir bereit, den öffentlichen Feind mit Gefahr unsres Lebens zu bekämpfen. Doch werden wir dieses mit größerer Freudigkeit thun, wenn du unsre Freiheit vom Zehnten, welche wir der

Huld früherer Könige und Erzbischöfe verdanken, unangetastet läßt. Will aber der Erzbischof den Zehnten dennoch mit den Waffen erpressen, der ihm weder nach kirchlichem noch nach weltlichem Rechte zukommt, so wisse er, daß wir uns durch einen Eid untereinander verschworen haben, uns gegen Räuber und Plünderer nach Kräften zu wehren. Wir wollen lieber im Kriege umkommen, als daß wir nach dem Verluste der Freiheiten unsrer Väter als Meineidige fortleben."

Dieser entschiedenen Sprache gegenüber hatte der junge König nichts als glatte Worte in der Versicherung: die Thüringer könnten stets auf ihn rechnen, wenn sie ihm nur treu blieben. Und sie blieben treu und verschmähten jede Verbindung mit dem Markgrafen Dedi. Ihre gerechte Sache stellte mit seiner ungerechten gar nichts gemein haben. Allein konnte aber der Markgraf nichts gegen den König ausrichten. Dieser gewann, sobald er mit seinem Heere Thüringen betreten hatte, sogleich zwei Festungen, Beichlingen und Scheidungen. Die Letztere wurde mit Sturm genommen, die erstere durch Uebergabe gewonnen, beide zerstört. Dadurch verlor der Markgraf den Muth, der ohnedies nur das Werk seiner herrschsüchtigen Frau gewesen war, und übergab sich dem Könige mit Hab und Gut.

Während des Kriegs kam es nicht selten zu blutigen Auftritten zwischen den Leuten des Erzbischofs von Mainz, welche sich im Heere des Königs befanden, und den Thüringern. Denn diese mainzischen Hülfstruppen wollten nicht, wie der König, Krieg führen mit dem Markgrafen Dedi, sondern mit den Thüringern, den Feinden ihres Herrn, und raubten und plünderten deshalb, wo sie konnten. Die Thüringer aber, treu des dem Könige gegebenen Wortes, wehrten sich, schlugen die Plünderer todt oder knüpften sie auf ohne Ansehen der Person, oder trieben sie in schimpfliche Flucht.

Der Erzbischof mochte dem Könige deshalb hart in den Ohren liegen, und so gab dieser endlich den Thüringern den Befehl, den Zehnten an das Erzstift Mainz zu bezahlen, aber er drückte sich dabei auf eine so leichtfertige und verächtliche Weise aus, daß die Thüringer wohl merkten, es sei ihm kein Ernst damit, sondern er wolle nur die Klagen des Erzbischofs los sein. Sie kehrten sich also auch nicht an den königlichen Befehl, und Heinrich war wirklich darüber so wenig erbittert, daß er sich aus Thüringen entfernte und sein Heer auseinander gehen ließ.

Der Markgraf Dedi lag eine Zeit lang in königlicher Haft und kaufte sich aus derselben nur mit einem großen Theil seiner Besitzungen und Einkünfte los. Aber ihn traf noch ein größeres Unglück. Sein Sohn aus der frühern Ehe, ebenfalls Dedi genannt, ein Jüngling von herrlichen Anlagen, empörte sich, wahrscheinlich aus Verdruß über die verkehrte und schädliche Handlungsweise seines Vaters und die Abhängigkeit, in welcher derselbe von der herrschsüchtigen Stiefmutter stand. Und niemand verfolgte den Markgrafen feindlicher, als sein eigner Sohn. Dadurch kam dieser in große Gunst bei dem Könige, aber er wurde bald darauf heimlich und hinterlistig, wie man glaubte, auf Anstiften Adelas, der Stiefmutter, ermordet. So endete die Empörung des Markgrafen Dedi und das Vorspiel des Zehntenkriegs in Thüringen 1069. Der Ehescheidung des Königs widersetzten sich aber die Reichsfürsten und der Papst, und es wurde trotz der Versprechungen des Mainzer Erzbischofs nichts daraus. Die hohe weibliche Tugend der unglücklichen Königin machte auf Heinrich später einen so starken Eindruck, daß er sie hoch schätzte und vier Kinder mit ihr zeugte.

2.

Herzog Otto von Baiern. Das Treffen bei Eschwege. Heinrich IV. gegen die Sachsen.

Zwischen die thüringischen Zehentstreitigkei-

ten schoben sich in den Jahren 1070 bis 1072 andre wichtige Begebenheiten, welche zum Theil Thüringen ebenfalls nah berührten. Der Sachsenfürst Otto von Nordheim, naher Verwandter des herzoglichen Hauses der Billunger, welchem die Kaiserin Agnes, um ihn nicht zum Feinde zu haben, das Herzogthum Baiern übergeben hatte, war unstreitig der mächtigste Fürst in Deutschland. Des Königs Feindschaft gegen die Billunger und die Sachsen überhaupt, vorn Erzbischof Adalbert von Bremen geweckt und genährt, erhielt den Herzog Otto stets in einer scharfen Stellung gegen Heinrich, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß Otto daran gedachte habe, den zwanzigjährigen unselbständigen König zu entfernen und die deutsche Königskrone für sich zu gewinnen. Genug, Otto wurde beschuldigt, einen Menschen, Namens Egeno, zum Meuchelmörder des Königs gedungen zu haben, und dieser Egeno überreichte dem Könige zu Goslar den Dolch, welchen er von Otto zu dem finstern Werke empfangen haben wollte. Der König verlangte von dem Baiernherzoge, daß er sich einem Gottesurtheil, einem Zweikampfe mit seinem Ankläger, unterwerfen sollte; aber Otto gehorchte diesem Befehl nicht und wurde deshalb von den zu Goslar anwesenden Sachsenfürsten als des angeschuldigten Verbrechens überwiesen erklärt und das Todesurtheil über ihn ausgesprochen. Otto hatte viele Besitzungen in Sachsen und Thüringen. Ueber diese fielen nun die Freunde des Königs, die Feinde des Herzogs und alle beutegierigen Abenteurer in des Königs Heer der und raubten und plünderten, mordeten und brannten, schlimmer als in Feindes Landen. Und doch waren die gedrangsalten Menschen Sachsen und Thüringer und hatten nichts verbrochen, als daß sie Unterthanen des Herzogs Otto waren. Selbst der König zog mit einer Schaar aus, zerstörte Ottos Burg, den Hanstein, und brachte dessen Burg Desenberg in seine Gewalt, ja selbst auf den Gütern der Gemahlin des Herzogs in Westphalen ließ er die ärgsten Grausamkeiten und Frevel verüben.

Herzog Otto hatte unterdessen ein Heer von drei tausend tüchtigen Kriegsmännern zusammen gebracht, mit welchem er über die königlichen Güter in Thüringen herfiel, um an ihnen zu thun, wie der König und dessen Anhänger an den seinigen gethan hatten. Und so wurde das arme unschuldige Thüringen von beiden Parteien grausam gemißhandelt und in die äußerste Noth gebracht. Otto war auf diese Weise als Rache- und Würgengel bis Eichwege vorgedrungen, wo eine Menge seiner ganz ausgeplünderten und gedrangsalten Unterthanen von seinen verwüsteten Gütern zu ihm stießen und ihn um Hülfe und Rache anflehten. Otto konnte nichts weiter thun, als ihnen einen Theil des auf den königlichen Gütern gemachten Raubes zu überlassen, und, da sie, waffenlos und des Kriegs unkundig, nicht für ihn kämpfen konnten, sie zu ersuchen, daß sie für seine Sache beten möchten. An demselben Orte hatte Herzog Otto aber auch unerwartet ein Treffen gegen ein schnell zusammengetretenes thüringisches Heer zu bestehen. Ein Graf Rutger hatte die Thüringer an ihren Eid erinnert, Räuber und Plünderer aus ihrem Lande mit den Waffen zu vertreiben, und sie zur Verfolgung des Herzogs Otto und zum Angriff auf denselben verwendet. Aber die Thüringer, einer tapfern Gegenwehr nicht gewärtig, wurden von Ottos kriegsgewohnten wilden Kampfgesellen sofort in die Flucht geschlagen; am ersten und schnellsten floh Graf Rutger über Berg und Thal. Dreihundert Thüringer blieben todt auf dem Kampfplatze; in Ottos Heer war nur ein Mann gefallen und zwei verwundet worden. Und so waren die unglücklichen Thüringer, die der ganze Handel zwischen dem Könige und dem Baiernherzoge nicht das mindeste anging, über denselben zweifach gedemüthigt und einmal geschlagen.

Otto blieb noch einige Zeit in Eschwege, gleichsam um neue Feinde zu erwarten, da aber keiner erschien, entließ er einen Theil seines Heeres, welcher die gemachte Beute in Sicherheit bringen wollte, und ging dann mit den Uebrigen zu seinem Freunde und Verwandten, dem Herzog Magnus von Sachsen. — Der König nahm unterdessen Otto das Herzogthum Baiern und gab es dessen Eidam, dem Grafen Welf, einem Sohne des Markgrafen Azzo von Este. Dadurch aufs Aeußerste gebracht, beschloß Otto offenen Kampf gegen den König und befestigte den unzugänglichen Berg Hasungen, um eine Stütze und Zuflucht im Unglück zu haben. Heinrich zog hierauf schnell ein Heer aus Sachsen, Thüringen und Hessen zusammen und schloß Otto in seiner Festung ein. Hier kam es zu einem Vergleich. Otto und Magnus stellten sich zu Pfingsten dem Könige und wurden zur Haft gebracht. Gegen die niedergehaltenen und unruhigen Sachsen wurden alte und neue Burgen und Vesten am Harze errichtet, und Heinrich folgte wieder den rachsüchtigen Eingebungen seines ehemaligen nachsichtigen Erziehers, des Erzbischofs Adalbert von Bremen, der sich in Goslar eingefunden, und dem die Stunde der Rache am Billungischen Geschlechte und an den Sachsen gekommen schien. Aber Adalbert starb, und der Uebermuth des Königs wurde durch die Reichsfürsten gedemüthigt. Er mußte sich gefallen lassen, daß der Erzbischof Hanno von Cöln die Leitung des Reichs wieder übernahm, und er in kurzsichtige Unthätigkeit versetzt wurde. Doch legte Hanno schon im folgenden Jahre das Amt des Reichsverwesers wieder nieder, und Heinrich gewann wieder Lust, an die Demüthigung der ihm verhaßten Sachsen zu denken.

3.

Die Zwingburgen des Königs. — Bund des Königs mit dem Erzbischof von Mainz. — Kirchenversammlung zu Erfurt.

Otto von Nordheim hatte sich mit schweren Opfern aus der Haft des Königs losgekauft; aber Herzog Magnus wurde schon in das dritte Jahr auf der Harzburg gefangen gehalten. Der Herzog der Sachsen, Otdolf, war schon 1070 gestorben, und die Sachsen boten dem Könige große Vortheile für die Freiheit ihres Magnus, um ihn auf den erledigten Herzogstuhl zu erheben, aber alle diese Versuche scheiterten an der stolzen und tyrannischen Hartnäckigkeit des Königs. Er vermehrte seine Zwingburgen in Sachsen und Thüringen, und die Besatzung derselben erlaubte sich die frechste Behandlung der Umwohner; Raub und Nothzucht gehörten zu den täglichen Drangsalen. Die Bauern wurden mit Schlägen gezwungen, an den Vesten zu arbeiten, deren fast jeder Berg eine trug, dafür wurde ihr Vieh von der Besatzung derselben hinein getrieben. Weil aber der junge König alle weltlichen und geistlichen Fürsten gegen sich hatte, so trachtete er einen mächtigen Kirchenfürsten auf seine Seite zu bringen, um nicht allein zu stehen, und eine Stütze zu haben bei seinem unseligen Werke. Er wandte sich an den Erzbischof Siegfrid von Mainz, welcher vor einigen Jahren, als der König im Zehntenhandel sich auf die Seite der Thüringer geneigt, mißtrauisch gegen ihn geworden war und vom Papst wegen seiner Willfährigkeit zur Ehescheidung Heinrichs harten Tadel erfahren hatte. Jetzt feuerte der König den Erzbischof an, die Zehntensache doch nicht so ganz darnieder liegen zu lassen, sondern die Abgabe fest und nachdrücklich von den Thüringern zu verlangen. Dabei versprach er den kräftigsten Beistand unter der Bedingung, daß der

Erzbischof ihm einen Theil des Zehnten abgebe; denn Heinrichs Kassen waren sehr erschöpft. Der Bund der beiden habgierigen Fürsten war bald geschlossen, und der Erzbischof schrieb für den vorhabenden Zweck eine Kirchenversammlung auf den 10. März des folgenden Jahres (1073) nach Erfurt aus. — An diesem Tage langte der König mit einer großen Anzahl wehrhafter Männer in Erfurt an, eben so der Erzbischof, welcher ebenfalls ein kleines Heer mitbrachte. Zungenbelden, welche mit spitzfindiger Beredsamkeit die Kirchensatzungen zu seinem Gunsten verdrehen und deuten sollten. Unter den letztern, die sich mit dem Könige und dem Erzbischofe zur Kirchenversammlung niedersetzten, waren die Vorzüglichsten die Bischöfe Hermann von Bamberg, Hezel von Hildesheim, Eppo von Zeiz und Benno von Osnabruck. Diese gelehrten Männer entschieden den Zehntenstreit für den Erzbischof gegen die Thuringer, nicht aus Ueberzeugung, sondern aus Rücksichten für den Erzbischof und aus Furcht vor dem Könige, dessen bewaffnete Macht ihnen sonst Verderben drohete. Für die Thuringer sprachen allein die Aebte Hartwig von Hersfeld und Widerad von Fulda, welche stark bei dem Streite betheiligt waren, weil sie im Besitz vieler Landgüter und des Zehnten von vielen Kirchen, den größten Schaden erlitten, wenn der Erzbischof seinen Willen durchsetzte. Zwei Tage hinter einander boten diese beiden Männer alles auf, die alten Rechte der Thuringer zu retten. Sie beriefen sich auf Recht und Billigkeit und beschworen den Erzbischof die Privilegien Karls des Großen und späterer Kaiser und die vom Papst ihren Klöstern ertheilten Gerechtsame, welche kein Mainzer Erzbischof vor ihm angetastet, zu schonen, aber Siegfrid antwortete ihnen, sich auf den Ausspruch der Versammlung stutzend, mit Hohn und Trotz und erklärte ihnen gerade zu, wenn sie sich nicht den geistlichen Bestimmungen der Kirche fügen wollten, so müßten sie sich ganz von der christlichen Kirche lossagen. Dadurch zum Aeußersten getrieben, gingen die Thüringer damit um, die Kirchenversammlung für ungültig zu erklären und ihre Angelegenheit dem Papst selber vorzulegen. Da gab der König mit einem feierlichen Schwure die Versicherung, er werde jeden, der sich an den apostolischen Stuhl zu wenden wage, mit dem Tode bestrafen und all sein Hab und Gut zerstören. Die Thuringer begriffen jetzt, daß sie der Gewalt weichen mußten. Der erste, welcher sich fügte, war der Abt Hartwig von Hersfeld. Er erklärte, seine Sache der Entscheidung des Königs überlassen zu wollen. Hierauf traten der Erzbischof und der Abt unter Vermittlung des Königs miteinander in Unterhandlung, deren Resultat natürlicher Weise war, daß der Erzbischof die meisten der geforderten Zehnten vom Abt erhielt und dieser für sich selbst nur einen kleinen Theil bewahren konnte. Dies war das Zeichen für die übrigen thuringischen Herren, fernern Widerstand aufzugeben. Nur der Abt Widerad von Fulda blieb noch fest und unerschütterlich. Als ihm aber der Zorn des Königs nicht einmal Erfurt zu verlassen erlaubte, und er eine schwere Zukunft für seine Person befürchtete, bequemte er sich ebenfalls zu einem Vertrage. Er überließ die Hälfte des Zehnten von allen unter ihm stehenden Kirchen dem Erzbischof. Die ihm eigenthümlich gehörenden Guter blieben gemeinschaftlich, eben so die des Erzbischofs. Der König theilte mit dem Erzbischof den Raub, und um sich vor den übeln Folgen desselben zu schonen, verbot er den beiden Aebten bei seiner Ungnade, sich über die Ergebnisse der Erfurter Kirchenversammlung beim Papste zu beschweren.

4.

Verſchwörung der Sachſen. — Belagerung der Harzburg. Bündniß der Sachſen mit den Thüringern.

Der König zog von Erfurt nach dem ſüdlichen Deutſchland und wußte hier wie dort durch Unterhandlungen und Intriguen alle ſeine Feinde niederzudrücken. Uebermuth und Selbſtüberſchätzung waren die Früchte dieſes unblutigen Siegs.

Seine verderbene Jugend rächte ſich jetzt an Land und Leuten, und er wurde ein feiger, unverſtändiger Tyrann. Kein Wunder alſo wenn ſeine Söldner in ſeinem Sinne handelten. Die Beſatzung der zahlreichen Zwingburgen in Sachſen und Thüringen wurden von Tag zu Tag unverſchämter und raubgieriger gegen die Bewohner des Landes, und Niemand war ſeines Eigenthums und Lebens vor ihnen ſicher. Nicht nur die Heerden führten ſie aus den Ställen, und die Garben aus den Scheuern, auch die Männer mußten ihnen als Leibeigene frohnen und die Frauen und Töchter ſich ihren nichtswürdigen Luſten hingeben. Viele derſelben wurden auf die Burgen geſchleppt und, wenn alle Schande an ihnen verübt war, vom Ueberdruß überſättigter Begierde mit Hohn und Spott den Ihrigen wieder zugeſchickt. Wer ſich gegen die unerhörte Schmach ſträubte, ward, gleichſam als ob er gegen die Majeſtät des Königs gefrevelt hätte, in Ketten und Banden gelegt. Die vornehmſten des Landes wandten ſich in dieſer höchſten Bedrängniß vergebens mit Klage und Bitte um Abhülfe an den König. Das Verhältniß zwiſchen ihm und den Sachſen wurde immer unglücklicher; denn er war nur von Schwaben, ſeinen Lieblingen, umgeben, die nichts zum Verſtändniß zwiſchen ihm und den gedrängten Sachſen und Thüringern beitrugen, ihn im Gegentheil im Unrecht beſtärkten und ſeine Leidenſchaft noch mehr aufreizten. Die Aufregung unter den ſchwer gedrängten Völkern wurde immer größer. Zwei Dinge waren es vorzüglich, welche dieſe einſt ſo ſtolzen und kräftigen deutſchen Stämme faſt zur Verzweiflung brachten: die fortdaurende ungerechte Haft des Herzogs Magnus von Sachſen und die gedeihnißvolle Verbindung Heinrichs mit dem Könige von Dänemark.

Es verlautete nämlich das Gerücht und flog von Mund zu Mund in dem gedrangſalten Lande, der König habe aus keinem andern Grunde eine Zuſammenkunft mit dem däniſchen Könige gehabt, als um durch die Hülfe des Letztern das Billungſche Haus ganz zu vernichten und allen Sachſen die Freiheit ihrer Väter zu nehmen, ſie alle zu ſeinen Leibeignen zu machen. Die Gefangenſchaft des Herzogs Magnus und die Art und Weiſe, wie ſich der König in Bezug auf dieſelbe benahm, ſchien die Wahrheit dieſer Gerüchte zu beſtätigen. Denn Heinrich ſtellte die Freilaſſung des Herzogs unter die Bedingung, daß derſelbe nicht nur das Herzogthum Sachſen, ſondern auch alle ſeine Privatgüter abtrete, und ſomit auf jegliches Recht an Hoheit und Beſitzthum verzichte. Hierauf erklärte Magnus: eh er in ſolche Schmach willige, wolle er ſein Leben lang im Kerker liegen oder unter den ärgſten Qualen ſterben. Vergebens wendete der Oheim des Herzogs, Hermann, alle erdenklichen Mittel an, den König zur Freilaſſung des Gefangnen zu bewegen; endlich machte der Graf Otto von Nordheim, der ehemalige Herzog von Baiern, durch welchen Magnus ins Verderben gerathen war, dem König den Antrag, er wolle nicht nur ſich für Magnus zur Haft ſtellen und darin verbleiben, ſo lang es dem König beliebe, ſondern auch all ſein Gut dem Könige zur freien Verfügung überlaſſen. Hierauf ſoll Heinrich die ſchnöde Antwort gegeben haben: Ottos Leib und Gut gehöre ihm, dem

Könige, durch dessen Unterwerfung bereits an; auch sei ja Otto noch nicht vom Verdachte des Verbrechens, dessen er angeklagt worden, so gereinigt, daß ihm ein Recht zu stehe, über sich und seine Güter frei zu schalten. — Dieser im Volke verbreiteten bittre Ausspruch trieb die Sachsen aufs Aeußerste. Bisher waren sie durch die Gefangenschaft des Herzogs Magnus von Empörung und Selbsthülfe abgehalten worden, um diesen geliebten Fürsten nicht zu verderben; jetzt aber sahen sie ein, daß Magnus doch nicht zu retten war. Der König beabsichtigte einen Feldzug gegen die Polen, und entbot die Reichsfürsten, ein mächtiges Heer zusammenzubringen, man sagte aber allgemein, das Heer sei eigentlich gegen die Sachsen bestimmt, um sie gänzlich zu vernichten und dann Schwaben in ihr Land zu verpflanzen. Dieses Heer sollte sich demnächst versammeln. Die vornehmen Sachsen hielten also öftere Zusammenkünfte zur Berathung, und in diesen entstand eine Verschwörung gegen den König, deren Häupter der Erzbischof Werzel von Magdeburg, und die Bischöfe Bucco von Halberstadt, Hezel von Hildesheim, Werner von Merseburg, Eckbert von Minden, Immet von Paderborn, Friedrich von Münster, Benno von Meißen; von weltlichen Herren: Graf Otto von Nordheim, die Seele der ganzen Verbindung, die Markgrafen Udo von Nordsachsen, Dedi von der Lausitz, dessen Gemahlin Adela ihn zur Rache am König trieb, und der noch sehr jugendliche Eckbert II., Markgraf von Meißen und Thüringen; endlich der Pfalzgraf Friedrich und die Grafen Dietrich, Adalbert, Otto, Konrad und Heinrich. Diese Verbundenen warben mit großem Eifer für die Sache des Vaterlandes und sollen an sechzig tausend waffenfähige Männer gewonnen haben, die sich ihnen eidlich verpflichteten, Gut und Blut an Wohl und Freiheit des Vaterlandes zu setzen. Drei Kirchenfürsten in Sachsen, die wegen ihrer dem Könige getreuen Gesinnung den Verschwornen verdächtig waren, wurden gewaltsam von ihren Sitzen vertrieben und mußten zum König flüchten; es waren der Erzbischof Liemar von Bremen, und die Bischöfe Erpo von Zeiz und Benno von Osnabruck.

Indem die verschwornen Sachsen auf offne Empörung gegen den König bedacht waren, erschien plötzlich und unerwartet ihr Herzog Magnus, aus der Haft des Königs entlassen, unter ihnen. Es wird nicht gemeldet, was den König zu dieser Handlungsweise gebracht, aber es scheint, daß Magnus ihm das Versprechen habe geben müssen, ferner nichts Feindliches gegen ihn zu unternehmen, denn er wird unter den Verschwornen nicht genannt.

Diese hatten aber durch die Freilassung ihres Herzogs einen Hauptgrund der Empörung verloren, um jedoch diese Anstalten alle nicht vergebens gemacht zu haben und ihre Rache am Könige zu befriedigen, nahmen sie den von ihm aufgebotenen Heerbann gegen die Polen zum Vorwand, hinter welchem man fort und fort einen Vernichtungszug gegen die Sachsen angewendet wollte, obgleich diese selbst dazu aufgerufen worden waren, und sandten Abgeordnete, geistlichen und weltlichen Standes, an Heinrich nach Goslar ab, um ihm ihre Beschwerden und Bitten vorzutragen. Diese bestanden in folgenden Punkten: Der König möge ihnen den Heerzug gegen die Polen erlassen; sie müßten alle ihre Kräfte gegen die schlimmen Feinde, die Lutizen, zusammenhalten, von denen sie fort und fort bedroht würden; er möge die zur Bedrückung Sachsens so zahlreich errichteten Burgen zerstören lassen; er möge den sächsischen Fürsten, denen er ungerechtlich ihre Güter entrissen, nach dem Rechtsurtheil der übrigen Fürsten Genugthuung gewähren; er möge Sachsen, wo er von Kindheit an fast immer

unthätig verweilt, endlich einmal verlassen und sich auch in andern Theilen des Reichs aufhalten; er möge die niedrigen Menschen, die sowohl ihn selbst als auch das Reich dem Verderben zuführten, entfernen und den Fürsten die Verwaltung der Reichsgeschäfte, die ihnen gebühre, übergeben; er möge das Heer seiner Beischläferinnen abdanken und die Königin als Gemahlin halten und achten, und sich überhaupt aller Laster, womit er als Jüngling die königliche Würde beflecht, jetzt im reifern Alter abthun; endlich baten sie ihn um Gottes Willen, er möge ihnen ihre gerechten Forderungen gutwillig zugestehen und sie nicht zu unerhörter That zwingen. Erfülle er ihr Verlangen, so würden sie ihm wie bisher bereitwillig dienen, nämlich wie es freigebornen Männern in einem freien Reiche dem König zu dienen ziemt; im entgegengesetzten Falle wollten sie als Christen sich durch keine Gemeinschaft mit einem Menschen beflecken, welcher den christlichen Glauben durch Schandthaten verrathen habe. Sei er gewillt, Waffengewalt gegen sie zu gebrauchen, so hätten auch sie Waffen und Kriegskunde. Zwar hätten sie ihm den Eid der Treue geschworen, aber nur unter der Bedingung, daß er als König die Kirche Gottes erbaue und nicht zerstöre, und daß er das Reich nach Recht und Gesetz in der Weise der Väter verwalte. Da er aber diese Bedingung zuerst gebrochen habe, so wurde auch ihr Eid sie nicht mehr binden, sondern sie würden Krieg gegen ihn führen, wie gegen einen barbarischen, den christlichen Namen verfolgenden Feind, und, so lange ein Lebensfunken in ihnen wäre, ihn bekämpfen für die Kirche Gottes, für den christlichen Glauben und für die eigne Freiheit.

Der König war durch diese unerwartete Sprache auf das Heftigste erschüttert und konnte zu keinem Entschluß kommen. Aber seine Rathgeber meinten, auf solche trotzige Sprache könne der König keine zustimmende Antwort geben, auch werde dieser Trotz der Sachsen vor der Furcht eines Krieges verschwinden. Heinrich ward für diese Ansicht gewonnen und gab den Abgeordneten eine schnöde Antwort. Und diese ertheilten sie nicht einmal aus seinem eignen Munde, wie es Gebrauch war, sondern durch Hofschranzen und Schmarotzer, die manches beleidigende Wort hinzufügten. Und dies geschah, nachdem die Abgeordneten bis gegen Abend vergeblich im Vorzimmer gewartet, während der König mit seinen Freunden mit Würfeln gespielt und sich endlich durch einen andern Ausgang aus dem Schlosse entfernt und auf die Harzburg begeben hatte.

Entrüstet über diese geringschätzende Begegnung, eilten die Abgeordneten zu den Verschwornen, deren, so wie des ganzen Volks, sich ungemessene Wuth bemächtigte. Die ersten versammelten sich in einer Kirche, wo sie sich durch heftige Reden gegenseitig noch mehr aufreizten. Endlich ward eine allgemeine bewaffnete Volksversammlung beschlossen, welche gegen Ende des Monats Julius bei einem kleinen Orte, Haldensleben, statt fand. Hier bestieg Otto von Nordheim einen Hügel und hielt eine wilde entflammende Rede an die versammelte Menge, worin er sie zur offnen Empörung gegen den König aufrief. Auf seine Aufforderung traten noch andere Fürsten und Herren auf und schilderten ihre vom Könige erlittenen Unbilden. Diese Reden verfehlten ihren Zweck nicht. Alle verschworen sich mit einem Eid, die Geistlichen, daß sie die Kirche Sachsens mit allen Kräften gegen Jedermann vertheidigen, die Laien, daß sie an die Erhaltung ihrer Freiheit Gut und Blut setzen wollten.

Sofort brach das Heer gegen die Harzburg auf, wo sich der König befand. Dieser schickte den Herzog Berthold von Kärnthen, welcher in seinen Angelegenheiten kurz vorher

auf der Burg angelangt war, an die Sachsen ab, um sich mit ihnen zu verständigen. Aber Bertholds Beredsamkeit scheiterte an Ottos von Nordheim Hartnäckigkeit; er bestand vor allem auf Zerstörung der Zwingburgen. Das Heer schloß die in der Mitte großer und dichter Gebirgswälder liegende Burg ein, welche nur einen Ausgang hatte, und Heinrich kam in große Noth. Zur List seine Zuflucht nehmend, stellte er sich, als wolle er den Willen der Sachsen erfüllen, und als er sie dadurch sicher und sorglos gemacht, entfloh er in einer finstern Nacht mit seinen Freunden, den Reichskleinodien und einem Theil der Schätze aus der Burg und langte am vierten Tage, nach verzweiflungsvollem Umherirren, aufs Aeusserste ermattet und fast verhungert, in Eschwege an der Werra am 12. August an, von wo er sich nach Hersfeld begab. Hier stellten sich nun allmählig die zur Heerfahrt gegen die Polen aufgerufenen Fürsten ein. Der König bestimmte ihnen Capella bei Hersfeld zum Versammlungsort. Dort warf er sich, lautjammernd und um Hülfe flehend, ihnen zu Füßen und rührte alle zu Thränen. Der Herzog Rudolf von Schwaben zauderte nämlich mit den Bischöfen des Rheins, Schwabens und Baierns, und man behauptete, sie seien mit den Sachsen einverstanden. Mehrere der anwesenden Fürsten machten den Vorschlag, mit dem gegen die Polen bestimmten Heere sogleich gegen die aufrührerischen Sachsen zu ziehen, andre meinten gegen die starken und wildempörten Sachsen bedürfe es einer stärkeren Rüstung. Es wurde sonach beschlossen, die Erzbischöfe von Cöln und Mainz sollten mit den Sachsen in Corvei in Unterhandlung treten, würde diese zu keinem günstigen Resultate führen, dann sollte das Heer am siebenten Tage nach dem Michaelsfeste zu Bredingen [16] an der Werra, einem dem Kloster Hersfeld gehörigen Flecken, zusammenkommen. Heinrich ging hierauf an den Rhein, um sich Freunde zu gewinnen.

Kurz nach der Berathung in Capella fand schon die dort bestimmte Zusammenkunft in Corvei statt (24. August). Die Sachsen, durch die Entweichung des Königs nachgiebiger gemacht, schickten ihre Abgeordneten, der Erzbischof von Mainz kam ebenfalls, aber der Erzbischof von Cöln blieb aus und ließ sich entschuldigen und vermelden: er werde allen verständigen Beschlüssen beistimmen. Siegfrid von Mainz scheint aber die Sache des Königs, für die er hier wirken sollte, nicht sonderlich gefördert zu haben; denn es wurde hier weiter nichts ausgemacht, als daß am 20. October eine große Versammlung der Reichsfürsten in Gerstungen statt finden sollte, um sich mit den Sachsen zu verständigen und den Frieden herbeizuführen. Um sich aber vorher gegenseitig sicher zu stellen, sollten Geißeln ausgewechselt werden, und dies am 13. Sept. im Kloster Homburg [17] geschehen. Das zweideutige Benehmen des Erzbischofs gegen den König in dieser Verhandlung beweis't, daß er nicht einmal einen Waffenstillstand ausbedung, und dieser Umstand ließ den Sachsen freie Hand. Diesen, durch die Flucht des Königs aus der Harzburg in große Bestürzung gerathen, drängte sich die Ueberzeugung auf, daß ein langwieriger Krieg unvermeidlich sei. Aber sie wollten es lieber auf den ungewissen Ausgang desselben ankommen lassen, als sich irgend dem Willen des Königs fügen, deshalb erklärten ihre Abgeordneten in Corvei unbedingt: Heinrich könne nicht nur ferner nicht mehr König sein, sondern nach den Gesetzen der Kirche auch kein freier Mann mehr, solche abscheuliche Frevel habe er begangen. Die zu solch festem Entschluß gekommenen Sachsen sahen sich also nach Beistand um und sandten Abgeordnete an die

andern deutschen Stämme, um ihre Noth und des Königs Gewaltthätigkeit zu schildern und sie zum Abfall vom Könige aufzureizen. Zunächst wandten sie sich an die benachbarten Thüringer, die wegen des in der Zehntenstreitigkeit erlittenen Unrechts sehr erbittert auf den König waren. Die Gesandten der Sachsen wurden von einer großen Versammlung thüringischer Edlen zu Triteburg [*] mit großen Freuden- und Ehrenbezeugungen empfangen und ihrem Antrage so vollkommen gewillfahrtet, daß die Thüringer den Sachsen einen Eid schwuren, daß sie, von gleicher Noth, wie ihre Nachbarn, zur Empörung gedrängt, beim Aufstande nicht fehlen und bis zum letzten Hauche für die gemeinsame Sache kämpfen wurden. Hierauf beschickten sie die Aebte von Fulda und Hersfeld, sowie die übrigen Fürsten, welche Güter in Thüringen besaßen, mit der Erklärung: wenn sie nicht an einem festgesetzten Tage kommen und sich eidlich verpflichten würden, dem Volke beizustehen, so würde man ihre Güter plündern. Nun kamen auch Gesandte des Königs an die Thüringer, um diese durch große Versprechungen vom Bunde mit den Sachsen abzuhalten, aber sie wurden mit Hohn und Schmach zurückgewiesen und entgingen durch eilige Flucht kaum den thätlichen Ausbrüchen der Volkswuth. Den Erzbischof von Mainz, welcher sich eben damals in Erfurt aufhielt, benachrichtigten die Thüringer, ihrer Verschwörung beizutreten, und seiner Gesinnung nach, ließ er sich wahrscheinlich gern zwingen, ihnen Geißeln für die Sicherheit seines Versprechens, daß er nicht gegen die Sachsen und Thüringer kämpfen wolle, weder mit Waffen noch mit Worten, auszuliefern.

3.

Belagerung der Burgen. — Die Liutizen. — Versammlungen zu Gerstungen, zu Mainz und Ovenheim.

Durch diese Theilnahme noch mehr ermuthigt, fielen die bewaffneten Sachsen über die Zwingburgen des Königs her, um sie zu zerstören, und die Thüringer folgten ihrem Beispiel. Um die feste Harzburg zu nehmen, deren Besatzung ihnen durch Ausfälle großen Schaden that, bauten sie auf eine nahe höhere Spitze desselben Bergs ein andres Befestigungswerk, um von hier aus die Burg zu bekämpfen. Andre, wie die Asenburg und Heimenburg, wurden eingeschlossen, und die letztere von den Thüringern schon nach wenigen Tagen genommen und verbrannt [**].

Die Vollendung der noch im Bau begriffenen zahlreichen Burgen wurde gehindert.

Der König erklärte es mit seiner Würde unverträglich, seinen Vasallen Geißeln zu stellen, und so wurde die Auswechslung solcher zu Hemburg von beiden Seiten aufgehoben; die Erzbischöfe von Cöln und Mainz verbürgten sich aber für die persönliche Sicherheit derer, welche nach Gerstungen kommen würden.

Mittlerweile vergaß sich der König so weit, daß er zu den alten bittern Feinden der Sachsen, den Liutizen schickte, und ihnen große Summen bieten ließ, wenn sie die Sachsen jetzt mit Krieg überziehen würden. Um sie zum Ueberfall der Sachsen anzuspornen, ließ er ihnen dieses Unternehmen so vortheilhaft als möglich schildern, gleichsam als sei es nicht möglich, daß die Sachsen dem Rachschwert der Liutizen entgehen könnten. Aber die verschlagnen Sachsen hatten kaum von dieser Botschaft Wind bekommen, als sie ebenfalls Gesandte an die Liutizen schickten und ihnen noch größere Summen als der König boten, wenn sie vom Kriege abständen. Zugleich ließen sie denselben sagen, niemals wären sie, die Sachsen, stärker gewesen als eben jetzt; sie würden also jeden Angriff der Liutizen siegreich zurück schlagen und furchtbare Rache an ihnen nehmen. Die Liutizen entzweiten sich bei der Berathung über den

doppelten Antrag; ein Theil meinte, man müſſe den günſtigen Zeitpunkt benutzen, um die von den Sachſen erfahrne Unbilden zu vergelten und ſich für die Zukunft zu ſichern, der andere Theil zog es vor Geld ohne Gefahr zu nehmen. Der Wortſtreit wurde zum Schwerterkampf; viele Tauſende ermüdeten ſich gegenſeitig, und des Königs taktiſche Abſicht ward dadurch vereitelt. — Auch den Dänenkönig Sven ſoll Heinrich zu gleicher Zeit aufgefordert haben, die Bedingung ihres Bundniſſes zu erfüllen. Sven erſchien auch, wie man erzählte, mit einer Flotte an der ſächſiſchen Küſte. Als er aber ſeine Krieger ans Land ſetzen wollte, weigerten ſich dieſe gegen die Sachſen, mit denen ſie nicht in Feindſchaft lebten, zu fechten, und der Dänenkönig mußte unverrichteter Sache wieder zurückkehren.

Dieſe Vorgänge machten den König Heinrich für ſeine perſönliche Freiheit in Gerſungen — und mit Recht — fürchten laſſen, und er begab ſich, als die Fürſtenverſammlung dort begann, nach Wurzburg. Von Seiten ſeiner kamen die Erzbiſchöfe von Cöln und Mainz, die Biſchöfe von Metz und Bamberg, die Herzoge Gozelo (Gottfried) von Lotharingen, Rudolf von Schwaben und Berthold von Kärnthen. Die ſächſiſchen Fürſten brachten vierzehntauſend Bewaffnete mit und ſtellten des Königs Abgeſandte einſtimmig um gerechte Erwägung ihrer Beſchwerden an, die ſie ihnen auseinander ſetzten. Dieſe Darſtellung ergriff alle Anweſenden ſo mächtig, daß die Wahl eines andern Königs einmüthig beſchloſſen wurde. Der anweſende Herzog Rudolf von Schwaben wäre auch hier ſogleich zum deutſchen König erkoren worden, wenn er nicht feſt widerſtanden und mit einem Schwure verſichert hätte, er werde niemals in ſeine Erwählung willigen, wenn dieſe nicht von allen Fürſten in einer Verſammlung ausgeſprochen wurde und er dadurch vor dem Schandflecken des Meineids bewahrt werde. Die Verſammelten verabredeten ſich alſo untereinander, ihren Beſchluß geheim zu halten, dem Könige und den gemeinen Vaſallen aber zu eröffnen: man ſei in Gerſungen übereingekommen, die Sachſen ſollten dem Könige eine angemeſſene Genugthuung leiſten und ihnen dafür Straſloſigkeit und Abſtellung der Beſchwerden zu Theil werden, und dies ſollte zum Weihnachtsfeſt zu Cöln abgethan werden. Die Sachſen gingen in ihr Vaterland zurück, um die Belagerung und Zerſtörungen der königlichen Burgen fortzuſetzen; die übrigen Fürſten begaben ſich nach Wurzburg zum Könige, der freudig die angebotenen Bedingungen eingehen verſprach, um nur Frieden zu haben. Die gegen ihn verſchworenen Fürſten hofften, er werde nun, wie er früher gewollt geweſen, nach dem Rhein gehen, dann ſie ungehindert die übrigen Fürſten zu einer neuen Königswahl gewinnen konnten, aber Heinrich änderte ſeinen Plan und beſchloß nach Regensburg zu gehen, wahrſcheinlich um die Baiern in ſeiner Treue zu erhalten. Dies paßte nicht in den Plan der verſchworenen Fürſten, und ſie ſchienen nun eine Intrigue gegen den König geſpielt zu haben, um die von ihnen beabſichtigte neue Königswahl in den Augen aller deutſchen Volksſtämme zu rechtfertigen. Als nämlich der König auf dieſer Reiſe einige Tage in Nürnberg verweilte, trat ein Mann, Namens Regenger, der früher zu ſeinen Vertrauten gehört, ſpäter aber aus ſeiner nächſten Umgebung, aus nicht genannten Gründen, entfernt worden war, zu den Herzögen Rudolf von Schwaben und Berthold von Kärnthen mit der Angabe, er und einige andre, die er nannte, ſeien vom Könige mit Bitten und Verſprechungen beſtimmt worden, ſämmtliche zur Verſchwörung gehörige Fürſten zu ermorden.

Die Uebrigen hätten den Auftrag angenommen, er aber sei nicht auf diesen Mordanschlag eingegangen, und deshalb sei der König in den heftigsten Zorn gegen ihn entbrannt und würde ihn erwordet haben, wenn er sich nicht durch die Flucht gerettet hätte. Er erbot sich zur Bekräftigung seiner Aussage, falls der König längnen sollte, einen Zweikampf mit diesem oder jenem andern Mann zu bestehen. Regengers Angabe wurde geglaubt, da man ja schon Aehnliches vom Könige behauptet hatte. Die Herzoge Rudolf und Berthold kündigten dem König Eid und Treue auf, wenn er sich von der schweren Beschuldigung nicht reinigen könne. Heinrich erbot sich sogleich in der ersten Entrüstung zum Zweikampfe mit Rudolf. Doch Wadrich von Gosheim, einer von denen, welche Regenger als zum Fürstenmord Gewonnene angegeben hatte, brachte ihn von diesem Vorschlag zurück, weil ein solcher Zweikampf der Erhabenheit der königlichen Würde schade; er selbst werde mit Regenger oder jedem Andern kämpfen. Und sogleich begab sich dieser Mann zu Rudolf, mit der Erklärung, er wolle auf jede dem Herzoge beliebige Weise beweisen, daß Regengers Aussage ein Lügengewirnmst sei; doch Rudolf erwiderte, er wolle erst die Meinung der andern Fürsten abwarten. Der König aber ging nach Regensburg.

Die Sachsen, drei kleinen Kriegs gegen die königlichen Veste, der sie nicht senderlich forderte, wurde, drangen bei den Reichsfürsten mit Nachdruck auf die Wahl eines neuen Königs. Der Erzbischof von Mainz berief die Fürsten nach Mainz, zur Wahl des Herzogs Rudolf. Heinrich brach mit einer kleinen getreuen Schaar sogleich auf, um diese Wahl zu hindern; als er aber nach Ladenburg bei Worms kam, erkrankte er schwer, und die Fürsten hofften schon, er werde sterben. Doch er genas und erlebte die Freude, von den Bürgern der Stadt Worms mit Jubel empfangen zu werden. Sie gelobten ihm jeglichen Schutz, ja sie wurden ihren Bischof ergriffen und dem König überliefert haben, wenn jener sich nicht durch die Flucht gerettet hätte. Die wackern Bürger boten ihrem Könige Geld und Arm zur Fortsetzung des Kriegs dar, und die feste Stellung, welche Heinrich hier gewann, erschreckte die meisten Fürsten so sehr, daß sie gar nicht nach Mainz zu kommen, und die wirklich Anwesenden doch nichts Entscheidendes zu unternehmen wagten. Manche verließen im Stillen die Stadt wieder, und der Erzbischof hatte Mühe, die Uebrigen zurückzuhalten. Diese beschickte der nach Frieden und Ruhe sehnsüchtige König, um sie zu einer Unterredung in Oppenheim zu veranlassen, was ihm nur mit Mühe gelang; denn die mißtrauischen Fürsten fürchteten für ihre Sicherheit. Der König mußte ihnen erst Geißeln stellen und der Form wegen, gaben sie ebenfalls welche. Aber in Oppenheim überraschte den König seine Gemahlin so sehr, daß er sich weinend vor seinen Feinden niederwarf und sie um Verzeihung und Frieden bat. Ihnen aber wuchs durch solch kindisches Betragen der Muth, und seine sehr demüthige Bitte kalt und höhnisch zurückweisend, machten sie ihm heftige Vorwürfe und kamen wieder auf die Beschuldigung Regengers zurück, von der er sich durch Zweikampf noch nicht gereinigt habe. Das sei es ja, was er wünsche und was Herzog Rudolph hintertrieben habe, verletzte der König und erbot sich den Zweikampf Regengers mit Wadrich von Gosheim auf einer Rheininsel bei Mainz an, welcher den 14. Januar des folgenden Jahrs statt finden sollte. — Aber es kam nicht dazu; denn Regenger verlor bald darauf den Verstand und raste sich zu Tod. Die Leute wurden durch diesen schrecklichen Umstand von seiner Lage überzeugt und sahen darin eine gerechte Strafe derselben. Nur die

Fürſten änderten nichts in ihrem feindſeligen Benehmen gegen den König.

6.

Bedrängniß der in den Burgen Belagerten. — Zuſammenkunft zu Korvei. — Heinrichs Kriegszug gegen die Sachſen und Thüringer, und Noth. — Friede zu Gerſtungen. — Tag zu Goslar. — Zerſtörung der Harzburg.

Die Sachſen belagerten auch im Winter die Burgen des Königs fort. Die Beſatzung der Harzburg that Ausfälle, raubte, plünderte und verwüſtete das Land, und wurde vorzüglich den Bewohnern von Goslar verderblich. Die Beſatzung der Aſenburg ſchickte mehrmals an den König und ließ ihn um Hülfe anflehen, weil ſie ſich vor Hunger nicht mehr halten könnte, aber Heinrich konnte ſeinen bedrängten, treuen Kriegern nicht helfen und lag deshalb den Erzbiſchöfen von Cöln und Mainz mit Bitten an, die Sachſen und Thüringer zu einem Waffenſtillſtande zu bewegen. Mit Widerſtreben gingen ſie darauf ein und riefen einige ſächſiſche Fürſten in der Woche nach dem heil. Dreikönigsfeſt (1074) wiederum nach Korvei. Dem Erzbiſchof von Mainz mußte, ſeines eigenen Vortheils wegen, an einer endlichen Ordnung der Wirrniſſe liegen, denn die Thüringer hatten in dieſem Jahre (1073) keine Zehnten an ihn gezahlt, und er war auf dieſe Weiſe bedroht, des kaum errungenen Rechtes wieder verluſtig zu werden. Die ſächſiſchen Fürſten kamen zwar nach Korvei, machten aber den beiden Kirchenfürſten heftige Vorwürfe, daß durch dieſe ewigen Zuſammenkünfte und Berathungen die Zeit nur vergeudet werde, wodurch der König gewinne. Und doch könne ihre Sache nicht mehr durch das Wort, ſie müſſe durch das Schwert entſchieden werden. Beſchloſſen wurde, daß zu Anfang des Februar ein öffentlicher Tag zu Frißlar gehalten, wo alle Fürſten erſcheinen und ein neuer König gewählt werden ſollte. Heinrich könne, wenn er es ſeiner Sache angemeſſen finde, ſich ebenfalls dort einfinden, müſſe ſich aber ſelbſt und zwar muthlich vertheidigen.

Während dieſer Zuſammenkunft in Korvei ergab ſich die Beſatzung der Aſenburg den Thüringern und durfte frei abziehen; die Burg wurde zerſtört. Ebenſo erging es dem Spatenberg. Auch die Burg Volkenrot (Volkenrode) fiel in die Hand der Thüringer. In dieſer Veſte war die hochſchwangere Königin eingeſchloſſen. Der König ſandte den Abt von Hersfeld nach Volkenrode, um die hohe Frau zu ſchützen. Von den Thüringern ungehindert, brachte er ſie nach Hersfeld, wo ſie am 12. Januar einen Sohn gebar, den in Ermanglung eines Fürſten, Geiſtliche über die Taufe hoben und ihm den Namen ſeines Großvaters, Konrad, gaben.

Durch dieſe Ereigniſſe und den in Frißlar zu haltenden Reichstag aufs Aeußerſte gebracht und vom Gefühl der Schaam und Noth bewältigt, entſchloß ſich der von faſt allen Fürſten verlaßne König zum Krieg gegen die Sachſen. Und in der That blieb ihm nichts weiter übrig, wollte er nicht dem Verderben anheim fallen; denn auch ſeine Krieger in den belagerten und eroberten Veſten, wie in den Städten, murrten gegen ihn, daß er in Worms unziemer Ruhe pflege, während ſie von den Sachſen und Thüringern verhöhnt und vertrieben wurden. Sogleich beſchickte er alle Reichsfürſten mit der dringenden Aufforderung, mit ihrer Mannſchaft zu ſeinem Herre zu ſtoßen und keinesweges ſie, nicht auszubleiben. Da kamen dann gleich viele Beſchwerden, aber nicht um ihm Streitkräfte zuzuführen, ſondern guten Rath zu geben, deſſen er nicht bedurfte. Sie wollten vor dem K[illegible] den Schein der Treue erhalten, deshalb blieben ſie nicht aus, ſie wollten aber auch den Feinden des Königs

ihre Gesinnung klar machen, deshalb brachten sie keine Krieger mit. Andre hielten es dagegen gar nicht der Mühe werth, sich zu verstellen und erklärten dem Könige gerade zu, sie würden nicht gegen die Sachsen fechten, die, wenn sie ja früher manches begangen, was mit dem Schwerte bestraft zu werden verdiene, doch nur von der harten Noth, die Alles entschuldige, dazu gebracht worden seien.

Nichtsdestoweniger brach der König bei der strengsten Kälte in der Mitte des Januar mit seinem Heere von Worms auf, gleichsam von Verzweiflung getrieben, und langte am 27. in Hersfeld an. Aber sein Heer war klein und entmuthigt, die Lebensmittel sehr rar, denn alle Mühlen waren eingefroren, und die Sachsen hatten ein fast zehnmal stärkeres Heer an der Werra bei Sachsa aufgestellt, um Heinrichs Eintritt in Thüringen zu verhindern. Es soll vierzigtausend, andern Nachrichten zufolge sechzigtausend Mann stark gewesen sein, und diese Schaaren waren für Heerd und Vaterland, für Recht und Volkseigenthümlichkeit in den Kampf zu gehen bereit mit Begeisterung und Ruhmbegierde. Der König war in einer verzweifelten Lage. Er sah seinen Untergang vor Augen. Also schickte er den Abt von Hersfeld in das feindliche Lager, mit der Anfrage: ob sie Gesandte von ihm annehmen und unverletzt zurückkehren lassen würden. Man schien aber der harte Winter und Mangel an Lebensmitteln die Sachsen auch milder gestimmt zu haben. Mußten sie doch elf tausend Mann vom Heere wieder heimziehen lassen, weil sie nicht ernährt werden konnten. Sie gaben also die gemäßigte Antwort: Das Völkerrecht, nach welchem Gesandte unverletzlich, sei ihnen heilig. Nur von der Noth gezwungen, seien sie ins Feld gerückt; sie hätten die Waffen nicht zur Verfolgung, sondern zur Vertheidigung. Würde diese Noth beseitigt, so zögen sie auch jetzt noch den Frieden dem Kriege vor und steckten gern das Schwert wieder in die Scheide. — Der darüber erfreute König sandte sofort vier Bischöfe an die Sachsen ab, um über die Friedensbedingungen mit ihnen zu unterhandeln. Aber die Sachsen gingen in nichts von ihren frühern Forderungen ab: Niederreißung der Burgen, Zurückerstattung mit Unrecht entrissener Güter, Entfernung Heinrichs aus Sachsen, Wahrung der königlichen Würde, Sitte und Zucht ꝛc. Aber sie machten noch neue Bedingungen, als Zurückgabe Baierns an den Herzog Otto, Strafleugnung der Erzbischöfe von Cöln und Mainz, des Herzogs Rudolf von Schwaben, sowie überhaupt aller, welche bei dieser Gelegenheit vom Könige abgefallen seien. Endlich verlangten sie, daß die Fürsten, welche jetzt den Frieden vermittelten, ihnen für die Erfüllung desselben bürgen sollten. Wenn der König diese Bedingungen verwerfe, so würden sie so lange, als noch ein Funken Leben in ihnen sei, für Freiheit, Gesetz und Vaterland kämpfen. — Jedenfalls hatten die Sachsen Nachrichten über den Zustand des königlichen Heeres erhalten, die sie zu dieser alten trotzigen Sprache vermochten. Empört darüber, verwarf der König den Frieden und beschwor die ihn umgebenden Fürsten, solche ihn und sie selbst bedrohende Schmach abzuwehren. Am folgenden Tage ließ er diese Fürsten zur Musterung des Heeres und Aufstellung der Schlachtordnung einladen, um den Feind unverzüglich anzugreifen. Als erwiederten, sie würden aufs Pünktlichste gehorchen. Als aber Heinrich zur Stelle kam, sah er sich mit seiner Begleitung allein und wartete vergebens auf die gehorsamen Fürsten. Jetzt wußte er, weſſen er sich von seinen Freunden zu versehen hatte; den Ausbrüchen seines Zorns begegneten sie mit den trockenen Worten: sie hielten es für eine Schande, gegen Leute zu

kämpfen, deren Sache ſie ſelbſt für die gerechteſte hielten. Nun redete ſeine nächſte Umgebung ihm zu: Es bleibe ihm nichts weiter übrig, als ſich in die Nothwendigkeit zu fügen; in der nächſten Nähe ſtehe das ungeheure Heer der Feinde; von ſeinen Anhängern ſei er offenbar an die Sachſen verrathen; denn die, welche ſich nicht einmal zur Muſterung ſtellten, würden in der Schlacht ſelbſt entweder davon laufen oder zum Feinde übergehen. Mit Widerſtreben gab der König nach; kein Ausweg blieb ihm weiter. Er befragte alſo die Fürſten, mit den Sachſen einen möglichſt günſtigen Frieden zu ermitteln. Dieſe verſetzten aber: unter gezogenem Schwertern könne nicht mehr die Rede von Unterhandlungen ſein. Jetzt müſſe er in die Forderungen der Sachſen unbedingt willigen. Und Heinrich geſtand es zu; er willigte, aber gewiß mit empörter Seele, in ſeine Schmach und beſchwor ſeine Erklärung mit einem Eid. Hierauf begaben ſich die Fürſten in das Lager der Sachſen und gingen über alle von dieſen geſtellten Bedingungen im Namen des Königs ein, um nur den Frieden zu gewinnen. Ja, ſelbſt die zuletzt gemachte Bedingung wieſen ſie nicht zurück: wenn der König jemals, eingedenk der jetzt erduldeten Kränkung, wider das gegebene Verſprechen handeln oder etwas jetzt Zugeſtandes unerfüllt laſſe, ſo ſollten alle durch denſelben Eid verbunden ſein, die Waffen gegen ihn zu erheben und ihn als einen Meineidigen, mit Zuſtimmung aller Fürſten, vom Reiche vertreiben dürfen.

Auf ſolche ſchmähliche Grundlage bauten die ſogenannten Freunde des Königs den Frieden auf, und doch wäre es, trotz der Stärke des ſächſiſchen Heeres gerade jetzt ein Leichtes geweſen, die Empörer zu beſiegen, wenn Heinrich nicht von dieſen ſeinen Freunden verrathen und verkauft geweſen wäre; denn im ſächſiſchen Lager war Zwieſpalt und Meuterei ausgebrochen; die Gemeinen waren gegen die Fürſten in Aufſtand, machten ihnen Vorwürfe über das von dieſen verſchuldete Kriegsunglück im harten Winter und allerwar in Verwirrung, die jedenfalls durch tapfern Angriff des königlichen Heeres den Sieg erfochten hätte. Aber der günſtige Augenblick ging verloren, und Heinrich machte nun gute Miene zum böſen Spiel. Er empfing die Sachſen und Thüringer in Gerſtungen feierlich (2. Februar), wohin alle geordnet gezogen waren, umarmte die Fürſten und beſchwor den Frieden vor allen mit lauten Worten. Auch beſchenkte er diejenigen von ſeiner Partei, welche das Friedenswerk ſo eifrig betrieben hatten, gleichſam zum Hohn, als hätten ſie Großes für ihn ausgerichtet, und entließ ſie, ſich lieber an die Sachſen anſchließend, mit denen er nach Goslar zog. Die ſächſiſchen Heerführer befahlen den Belagerern der Burgen, ſich zurückzuziehen; Heinrich aber wies die Belagerten an, erſt alle Verräther aufzugeben und dann die Burgen zur gänzlichen Zerſtörung zu übergeben. Darin ſahen die Sachſen abermals eine Ausflucht, um Zeit zu gewinnen, und wurden ſogleich wieder mißtrauiſch. Die Beſatzung der Harzburg, meiſt aus jungen edlen Männern beſtehend, die ſo glänzende Beweiſe ihrer Tapferkeit gegeben hatten, zeigten ſich mit dem Frieden ſehr unzufrieden und tadelten den König wegen ſeiner Nachgiebigkeit. Sie zogen ihn in der Umgegend die Kreuze auf den Gräbern der von ihnen erſchlagenen Goslarer und ſchworen, daß ſie noch ruhmwürdigere Thaten vollbracht haben würden. Dieſe Sprache rief im König bald andere Entſchlüſſe, als die im Friedensvertrag beſchworenen, hervor; ihn gereute der Friede, er kehrte zur alten Sinnesart zurück. Die Sachſen forderten nun die Zerſtörung der Burgen, vorzüglich der Harzburg. Heinrich machte Ausflüchte und erklärte: er

mögen eine so wichtige Sache nicht ohne den Beirath der Reichsfürsten unternehmen; er wolle diese zu einem Reichstage zusammenrufen. Sie möchten also jetzt nicht mehr in ihn dringen. Die Sachsen waren mit diesem Beschluß zufrieden, und der Reichstag wurde auf den 10. März in Goslar festgesetzt. Aber keiner der eingeladenen Fürsten erschien an diesem Tage in Goslar, wohl aber die Sachsen und Thüringer in sehr großer Menge. Und mit den Waffen in der Faust forderten sie nun ungestüm vom Könige die unverzügliche Erfüllung der von ihm beschworenen Friedensbedingungen. Also gedrängt, erklärte Heinrich: „Alle andern Bedingungen sollten pünktlich erfüllt werden, nur hinsichtlich der Zerstörung der Burgen, als einer Reichsangelegenheit, müßten erst die andern Fürsten gehört werden; denn diese Burgen seien mit ungeheuern Kosten zu Schutzwehren des Reichs erbaut, und es sei sündlich, sie zu vernichten; auch schlössen sie zum Theil Heiligthümer ein, deren Verletzung ein großer Frevel sei."

Die Sachsen versetzten: „Nicht zum Schutze des Reichs, sondern zu ihrer Bedrückung seien die Burgen erbaut, und von denselben aus könne zu jeder Zeit ungehindert Rache an Land und Leuten genommen werden; die Burgen müßten fallen, sonst sei der Friede ohne Bedeutung." Aber Heinrich blieb drei Tage hartnäckig; am vierten drangen die Haufen der Bewaffneten mit großem Geschrei in die Stadt, um einen andern König zu wählen. Diese Nachrichten hinterbrachten der Erzbischof von Bremen und die Bischöfe von Zeiz und Osnabrück dem Könige und forderten ihn nachdrücklich auf, sich zu fügen, und erklärten ihm, im Weigerungsfalle würden auch sie ihn verlassen, mit dem sie so viel Leiden ertragen hätten, und sich dem Volke anschließen, um nicht abermals aus dem Lande vertrieben zu werden. Jetzt brach abermals Heinrichs starrer Sinn. Er machte nur die zwiefache Bedingung: die Sachsen und Thüringer müßten ebenfalls die von ihnen während seiner Regierung erbauten Burgen zerstören, und von der Harzburg dürften nur die eigentlichen Befestigungswerke niedergerissen werden, die Gebäude im Innern, Kirche und Kloster müßten unversehrt bleiben. Die Sachsen gaben bedrückt zu, und die Abtragung der Mauern der Harzburg begann sogleich. Als man damit fertig war, verließ der König die Burg, welche nun offen stand, um sich nach seiner getreuen Stadt Worms zu begeben; aber am dritten Tag nach seiner Abreise stürmte ein großer Haufe zusammengelaufenes Volk den Berg der Harzburg hinan, raubte die Schätze des Königs und der Kirche, stürzte die schönen Gebäude in Brand, riß das Mauerwerk nieder, schändete die Gebeine des Bruders und des Sohnes des Königs, welche hier begraben lagen, und machte die stolze Burg, den Lieblingsaufenthalt Heinrichs, der Erde gleich. Als Heinrich diese Abscheulichkeit in Worms erfuhr, war er aufs Höchste entrüstet und sandte nach Rom, um die Schänder der Kirchenheiligthümer und der Todten beim Papste zu verklagen.

7.

Kirchenversammlung zu Erfurt.

Um diese Zeit war es, daß der Papst Gregor VII. in Verfolgung seines Planes, die Kirche nicht nur von der weltlichen Macht unabhängig und selbstständig zu machen, sondern sie sogar über dieselbe zu erheben, die Ehelosigkeit aller Priester gebot. Dieser Befehl bewirkte eine ungeheure Aufregung unter den Geistlichen in der ganzen Christenheit und vorzüglich in Deutschland, dem Sitze des trauten Familienlebens, dessen heilige und süße Bande der grausame Kirchenfürst

mit despotischer Hand zerreißen wollte. Die Geistlichen widerstrebten in ganz Deutschland und unterstützten ihre Widersetzlichkeit durch die triftigsten Gründe, aus der Vernunft und der heiligen Schrift geschöpft. Aber Gregor ließ sich durch nichts erschüttern.

Der Erzbischof von Mainz, der übelberüchtigte, stets zweideutige Siegfrid, trug auch jetzt, wie immer, auf zwei Achseln. Als der päpstliche Befehl, welcher zuerst auf die Ehelosigkeit der Priester drang, bei ihm anlangte, mochte er wohl zuvor das Feld prüfen wollen, auf welches die unheilvolle Saat ausgestreut werden sollte, um sicher und vorbereitet darauf wandeln zu können. Er verstattete deshalb den Geistlichen seines erzbischöflichen Sprengels eine Frist von 6 Monaten, innerhalb welcher sie freiwillig thun möchten, was ja doch unvermeidlich wäre. Aber die Priester behielten ihre Frauen, und der Papst schickte schärfere Befehle. Nun berief Siegfrid eine Kirchenversammlung nach Erfurt (October 1074), denn in Thüringen scheint die Widersetzlichkeit der Priester am stärksten gewesen zu sein. Hier erklärte er nun den versammelten Geistlichen mit Nachdruck, daß sie ohne alle Ausflüchte sogleich entweder die Ehe abschwören oder dem Dienste des Altars entsagen müßten. Die Bedrohten stritten und wehrten sich mit Heftigkeit gegen den strengen Ausspruch, aber sie richteten weder durch Gründe, noch durch Bitten etwas aus. Endlich entfernten sie sich aus der Versammlung, um sich zu besprechen. Aber sogleich stachelten sie sich gegenseitig, von Verzweiflung getrieben, zu wilden und entscheidenden Entschlüssen auf. Ein Theil drang darauf: Keiner solle wieder in die Versammlung zurückkehren, sondern alle sogleich nach Hause eilen. Andre aber schrien: nein, man müsse im Haufen in die Versammlung dringen, den Erzbischof vom Stuhle werfen und todtschlagen für das abscheuliche Unrecht, welches er dem Priesterstande zufügen wolle. Von diesen Verhandlungen unterrichtet, erschracken der Erzbischof und seine Umgebung, und von der letztern gedrängt, dem drohenden Aufstande durch gemäßigtes Benehmen zu begegnen, sandte er hinaus zu den ungestümen Priestern und ließ sie dringend bitten, in die Versammlung zurückzukehren und seine Trostesworte zu vernehmen. Sie folgten der Bitte. Siegfrid versprach nun, den Papst zu einer Milderung des harten Befehls zu vermögen und beruhigte dadurch die Gemüther. Aber am folgenden Tage erhob der habsüchtige Kirchenfürst in der Versammlung, zu welcher neben dem Clerus auch Laien zugelassen waren, plötzlich seine alten Ansprüche auf den thüringischen Zehnten, unbekümmert darum, daß diese unbillige Forderung das ganze Kriegsunglück veranlaßt hatte. Die Thüringer, obgleich vom Unwillen ergriffen, verfochten anfangs doch gemäßigt: der Gerstunger Friedensschluß sichere ihnen ihre alten Gerechtsamen für alle künftigen Zeiten, und nur unter dieser Bedingung seien sie demselben beigetreten. Aber sie predigten verschloßnen Ohren. Wann hätte ein Pfaffe je auf die Stimme der Wahrheit und Vernunft gehört, wenn es sich um seinen Vortheil handelte? Siegfrid wiederholte seine Forderung. Da riß den in der Versammlung anwesenden Thüringern die Geduld; sie stürzten hinaus und riefen auf den Straßen der Stadt zu den Waffen. Und von allen Seiten strömte sogleich eine große bewaffnete Menge hinzu, um mit wildem Geschrei die Versammlung zu stürmen. Der Erzbischof und seine Freunde versteckten sich, zum Tod erschrocken, in der Kirche, aber er wurde dennoch erschlagen worden sein, wenn seine Vasallen, ihre Schwäche wohl erkennend, dem wüthenden Haufen nicht entgegengeeilt und ihn mit Schmeicheleien und begütigenden Worten zum Stehen gebracht hätten. Aber die Kirchen-

verſammlung war aufgelöſt; Siegfried ging nach Heiligenſtadt und ſchleuderte von hier aus Bannſtrahle auf die entſchloſſenen Thüringer, welche ſich ihm zu widerſetzen gewagt hatten.

8.

Heinrichs Erneuerung des ſächſiſchen Kriegs — Schlacht bei Homburg.

Heinrichs grollender Unwille über den Gerſtunger Frieden war durch die Zerſtörung der Harzburg zum glühenden Rachedurſt geſteigert worden, nach deſſen Befriedigung er auf alle Weiſe trachtete. Zu dieſem Behuf ſuchte er die mächtigen Reichsfürſten im ſüdlichen und weſtlichen Deutſchland für ſich zu gewinnen. Rudolf von Schwaben, der ſich im Gerſtunger Frieden von den Sachſen empfindlich beleidigt ſah, trat auf die Seite des Königs, ebenſo Welf von Baiern, damit er Otto von Nordheim das Herzogthum Baiern nicht zurückzugeben brauche, wie in Gerſtungen beſtimmt worden war, der ehemalige Herzog von Kärnthen, Berthold, und Herzog Gozzio von Lotharingen. Und wie dieſe, ſo waren bald alle Fürſten, eiferſüchtig auf den Sieg der Sachſen, durch glänzende Verſprechungen des Königs gewonnen. Eben ſo zeigten ſich Papſt und Geiſtlichkeit aus Eigennutz den rachſüchtigen Plänen des Königs günſtig, und dieſer mißhte ſich dafür nicht in die Händel, welche Rom mit den Prieſtern begonnen hatte. Als der König das Weihnachtsfeſt zu Straßburg feierte, verſammelte ſich eine Menge ihm ergebener Fürſten um ihn, und die ſächſiſchen Herren erkannten die ihnen drohende Gefahr. Dazu kam, daß das Volk in Sachſen, mit ſeinen Fürſten und deren ewigem Unkämpfen gegen den König unzufrieden und nichts mehr als Frieden wünſchend, dem Könige die Rache leicht zu machen verſprach. Die ſächſiſchen Fürſten ſuchten zwar durch Briefe und Botſchaften die andern Reichsfürſten auf ihrer Seite zu erhalten, aber als dies nicht gelang, ſchickten ſie zum Oſterfeſt 1075, das Heinrich zu Worms beging, eine Geſandtſchaft an ihn, um ihm ihre Treue zu verſichern; aber er ließ derſelben ſagen: er werde ſie nicht annehmen. Mit dieſem entſcheidenden Worte war der Würfel gefallen. Man dachte von beiden Seiten an den neuen Kampf. Der König ſchrieb eine Heerfahrt gegen die Sachſen zum 8. Juni nach Breitungen aus, und die ſächſiſchen Fürſten verſammelten ſich zu einer Berathung in Goslar. Dahin ſandte der König eine Botſchaft, mit dem Verlangen: ſie ſollen ihm den Biſchof Burchard von Halberſtadt, den Herzog Otto (von Nordheim) und den Pfalzgrafen Friedrich als die Verführer des Volks ausliefern, dann wolle er alle empfangenen Beleidigungen vergeſſen; im andern Falle würde er ſie alle als Theilnehmer an der Schuld behandeln. Die Sachſen verſetzten: „Sie würden denjenigen ihrer Fürſten, welcher dem Könige nicht Genugthuung gebe, als Feind behandeln; ſobald aber die Fürſten zur Sühne ſich bereit erklärten, möge er ihre Angelegenheit vor eine Fürſtenverſammlung bringen, damit ihre von ihm behauptete Schuld ermittelt und feſtgeſtellt wurde, und ihnen ſicheres Geleit geben. Willige der König in dieſes billige Verlangen und ſuche ſeine zornige Rache nur im Blute ihrer Fürſten zu kühlen, ſo würden ſie dieſe nicht verlaſſen. Sie hätten alle gemeinſchaftlich für die Freiheit geſtritten; der König möge ihnen daher gemeinſchaftlich verzeihen, oder gegen alle auf gleiche Weiſe verfahren.“ Die ſächſiſchen Fürſten, deren Auslieferung der König verlangte, ließen ihm ſagen: „Sie hätten den Frieden zu Gerſtungen nicht verletzt; halte ſie der König dennoch für ſchuldig, ſo ſeien ſie bereit, auf jede Weiſe, welche die übrigen Reichsfürſten beſtimmen

würden, ihre Unschuld darzuthun. Ueberdies wollten sie die Kirche auf der Harzburg schöner wieder aufbauen und prächtiger ausschmücken, als sie zuvor gewesen, alles Geraubte ersetzen und von ihrem Eigenthum dem Könige soviel überlassen, als ihm beliebe, wenn er nur Sachsen mit Krieg verschonen und das gezückte Schwert wieder in die Scheide zurückstoßen wollte. Ja, selbst wenn er in seiner Leidenschaft dieses Anerbieten verwürfe, würden sie die Waffen dennoch nicht gegen ihn erheben, sondern mit bloßen Füßen ihm entgegen gehen und ihm die nackte Brust darbieten, mit Allem zufrieden, was er über sie verfügen möchte." Diese Erklärung überbrachte eine sächsische Gesandtschaft dem Könige; er wies sie aber schnöde zurück, sowie spätere Demüthigungen der Sachsen, und dachte an nichts, als sein Schwert in ihrem Blute zu baden. Den bestürzten Sachsen blieb keine Zuflucht weiter als die Religion; sie gingen in Sack und Asche, fasteten, spendeten Almosen und überfüllten bei Tag und Nacht die Kirchen, um mit Gebeten, Bußübungen und Gelübden Gottes Zorn zu besänftigen. Der gesunkene Muth des Volkes wurde nebenbei durch ausgesprengte Gerüchte, daß ihnen Hülfe von den Liutizen und Polen kommen werde, wieder zu heben gesucht. Dem Heere der Sachsen und Thüringer wurde an demselben Tage, an welchem das königliche Heer in Breitungen sein sollte, ein Ort, Lupezen genannt [20] zum Versammlungsorte bestimmt.

Die beiden Heere stellten sich ein. Das sächsische versammelte sich aber an der Unstrut, in der Nähe des Klosters Homburg. Das königliche Heer war von solcher Stärke und Schönheit, daß man noch kein ähnliches gesehen zu haben behauptete. Alle Reichsfürsten hatten sich, auf des Königs ausdrücklichen Befehl eingestellt; selbst der gichtbrüchige Abt Widerad von Fulda mußte kommen, kehrte aber schwer erkrankt schon nach einigen Tagen wieder zurück. Der Erzbischof Hanno von Cöln und der Bischof von Lüttich wurden allein der Dienstpflicht entbunden, jener, weil ihm nicht zuzumuthen war, gegen seinen Bruder, den Bischof von Magdeburg, und seinen Vetter, den Bischof von Halberstadt zu fechten, dieser, weil er von langer Krankheit erschöpft und die Königin Bertha während des Kriegs seinem Schutze anbefohlen war. Der König, racheglühend und kampfgierig, brach rasch auf und führte das Heer am ersten Tag (8. Juni) bis nach Elen [21], am andern Tage, am frühen Morgen, in einem Doppelmarsche bis Beringen. Als der König sich niedergelegt hatte, um auszuruhen, trat plötzlich der Herzog Rudolf von Schwaben zu ihm mit der Meldung ein, die Sachsen ständen in der Nähe und hielten, die Ankunft des Feindes nicht ahnend oder ihn verachtend, Schmaus und Spiel. Wenn dieser günstige Augenblick nicht benutzt werde, um den Frevel der Sachsen, die Waffen gegen Reich und Gesetz erhoben zu haben, zu bestrafen, so werde die Schmach des deutschen Reichs in keinem künftigen Jahrhunderte ausgetilgt werden. Es sei also sein Rath, der König möge, da der größre Theil des Tags noch übrig sei, unverzüglich Befehl zum Aufbruch geben, um die Sachsen alsobald in offner Feldschlacht anzugreifen, oder, wenn sie das Treffen verweigerten, ihr Lager zu stürmen. — Der König dankte dem Herzog aufs Verbindlichste und schwur ihm zu, diesen Dienst Zeit seines Lebens nicht zu vergessen; dann eilten beide aus dem Zelte und gaben Befehl zum Aufbruch und Angriff. Die Führer ordneten die Schlachtordnung, jeder seine Schaar; denn das bergige Gelände erlaubte keinen allgemeinen Angriff. Deshalb wurde das Heer stufenweise in geringer Entfernung von einander aufgestellt. Die forderste Schlachtreihe

1843.

Subscriptions-Einladung.

Ludwig Storch's

Schriften.

Gesammtausgabe.

Erste Serie

in zwölf Bänden.

1—4. Bd. Der Freischutz. 4 Theile.
5. Bd. Förderts Söhne.
6—8. Bd. Kunz von Kaufungen. 3 Theile.
9. Bd. Der Glockengießer.
10—11. Bd. Die Fanatiker. 2 Theile.
12. Bd. Zwei Jahre aus dem Leben eines Schulmannes. — Der Mordbrenner.

Subscriptionspreis der 12 broschirten Bände in farbigem und verziertem Umschlag 9 Thlr.

Ladenpreis nach dem Erscheinen der ersten Serie 12 Thlr.

Verlags-Comptoir in Gotha.

Viertes Heft.

Thüringische Chronik.

Ludwig Storch.

Verlags-Comptoir in Gotha.
1844.

Verlags-Katalog.

I. Bücher.

Armin. Aus dem Volk für das Volk. Zwei Erzählungen. 1) Der Schatz. Für [illegible]. 2) das Christbäumchen. 10 Bogen 8. Geheftet im verzierten farbigen Umschlag 15 Ngr.

Bechstein, Ludwig. Philidor. Erzählung aus dem Leben eines Landgeistlichen. 18 Bogen 8. Geheftet im verzierten farbigen Umschlag 1 Thlr. 15 Ngr.

— — Thüringen in der Gegenwart. 14 Bogen gr. 8. Geheftet im verzierten farbigen Umschlag 20 Ngr.

Beck, Dr. Georg Friedrich Heinrich. Lehrer der französischen und englischen Sprache an der Handelsschule zu Gotha. Anleitung zur richtigen Aussprache des Englischen, nach den besten Orthoepisten. 4½ Bogen 8. Geheftet 10 Ngr.

Dichtergabe für gute Kinder. Vom Verfasser des [illegible]. 3 Bogen 8. Mit farbigem Umschlag 7½ Ngr.

Gerstung, Joh. Leb. (Gutsbesitzer zu [illegible] im Weimar-Eisenachischen Oberlande.) Gespräche über landwirthschaftliche Gegenstände. Zweite Ausgabe. 12 Bogen 8. Geheftet im verzierten Umschlag 10 Ngr.

— — Die Singvögel in der Freiheit und in der Gefangenschaft. Ein praktisches Handbuch für alle Liebhaber der gefiederten Sänger. Mit Holzschnitten. Circa 21 Bogen 8. Geheftet im farbigen verzierten Umschlag 20 Ngr.

Heinse, Joh. Phil. Hausmittelapotheke. Eine Sammlung von Arzneien und leicht zu bereitender und bewährter Heilmittel gegen die meisten Krankheiten, Gebrechen und Unglücksfälle. Aus medicinischen und gemeinnützigen Büchern und Zeitschriften zusammengetragen. Auch unter dem Titel: Medicinisches Rath- und Hülfsbüchlein. Für die ärmere Volksklasse, für von Aerzten entfernt wohnende Familien und für Auswanderer, enthaltend die besten und bewährtesten Hausmittel. Als Anhang Hufeland's Haus- und Reiseapotheke. Zweite sehr vermehrte und verbesserte Auflage. 27 Bogen 8. Geheftet im verzierten Umschlag 1 Thlr.

— — Das höchst merkwürdige Jahr 1842. Denkmal der Mit- und Nachwelt gewidmet. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 2½ Bogen 8. Geheftet im verzierten farbigen Umschlag 5 Ngr.

Juch, Carl. Deutsche Sprachlehre für den Schul- und Selbstunterricht. Circa 27 Bogen gr. 8. 1 Thlr 15 Ngr.

Krestle, Louise. Wasch- und Färbebüchlein. Enthält: die unfehlbare Kunst, alle Stoffe in Seide, Halbseide, Wolle, Baumwolle, Mousseline de laine, Shawls u. s. w., so wie ächte und unächte Umschlagetücher, Blonden, Spitzen, Federn, Glacéhandschuhe, Gold- und Silberborden, Herrenröcke u. s. w. ächt zu waschen, daß sie die Schönheit der Neuheit wieder erreichen; ferner alle seidene und halbseidene Stoffe in allen Farben ächt zu färben, so wie alle genannten Stoffe von Flecken zu reinigen, alles ohne Apparate. 3 Bogen 8. Im verzierten farbigen Umschlag 10 Ngr.

Kühn, Rudolph. Diaconus und Prediger an der Königl. Preuß. Corrections-, Landarmen- und Irren-Verwahrungs-Anstalt in Zeitz. Die Hülfe in der Noth, oder meine Heilung von einem hartnäckigen Uebel durch die Kaltwassercur zu Elgersburg und Ilmenau. Nebst einigen Bemerkungen über die Wassercur überhaupt und die genannten Heilanstalten insbesondere. 5 Bog. 8. Geheftet in Umschlag 15 Ngr.

Liebenstein und Altenstein. Ein Fremdenführer. Auch unter dem Titel: Das Mineralbad Liebenstein, seine Kaltwasserheilanstalt und seine Umgebungen. 7 Bogen 8. Geheftet im verzierten farbigen Umschlag 10 Ngr.

Löwenstein, Julius von. Dorfsitte, [illegible] 12 Bogen 8. Geheftet im verzierten farbigen Umschlag 1 Thlr.

Meeber, Dr. W. L. [illegible] gangenheit. Für das Volk. [illegible] Bogen 8. [illegible] farbigen Umschlag [illegible]

Neumann, Caspar, Schuhmacher [illegible] bergischer Wanderer. 12 Bogen [illegible] gen Umschlag [illegible] 15 N.

Predigten, Zwei, vorgetragen am Sonntag [illegible] großen Brande in Lambach am 11. August 1842 vom Pfarrer [illegible] zu [illegible] burg und vom Pfarrer Köpfer zu Georgenthal. Der Ertrag für die Abgebrannten in Lambach bestimmt. [illegible] Bogen gr. [illegible] Geheftet 5 N.

Richter, Dr., praktischer Arzt. [illegible] Polizeibeamte, Hausverwalter, Köche und [illegible] Kauf- und Handelsleute. Zweite vermehrte [illegible] Geheftet [illegible]

Richter, Dr. Der Wundarzt für den ersten Nothfall. Eine Anleitung, wie man sich bei Verwundungen, Blutungen, Beinbrüchen, Verrenkungen, Verbrennungen und anderen schweren Zufällen zu verhalten habe, bis ärztliche Hülfe herbeigeschafft werden kann. Ein Noth- und Hülfsbüchlein für [illegible], welchen ärztliche Hülfe nicht immer sogleich zu Gebote steht. Zweite Ausgabe. 2 Bogen gr. 8. Geheftet im verzierten farbigen Umschlag 7½ N.

Storch, Ludwig, Schriften. Gesammtausgabe. Erste Serie 12 Bände. Circa 200 Bogen 8. 12 Bde. Geheftet in verzierten farbigen Umschlägen 12 Th.

Davon sind erschienen:

— Der [illegible] [illegible] Bogen [illegible] Geheftet in [illegible] farbigen Umschlag [illegible]

— Der [illegible] [illegible] ligen Umschlag [illegible]

— — Thüringische Chronik. Erscheint in 12 Heften gr. 8. jedes Heft im farbigen verzierten Umschlag. 72 Bogen. Subscriptionspreis bis zum vollständigen Erscheinen des ganzen Werkes 4 Th. Späterer Ladenpreis 6 Th. Erschienen sind bis jetzt davon: [illegible] Hefte (24 Bogen gr. 8. à 10 N.) 1 Thlr. 10 N.

— — Wanderbuch durch den Thüringerwald. Für Bewohner und Besucher desselben. 30 Bogen, geheftet im farbigen verzierten Umschlag 1 Thlr. 15 N.
In farb. verziert. Umschlag cartonirt, in Kapsel 1 Thlr. 18 N.
In Leinwand gebunden, in Kapsel 1 Thlr. 20 N.

— — Gedichte. Prachtausgabe. Circa 24 Bogen gr. 8. Elend feines Velinp., Geheft., im verzierten farbigen Umschlag 2 Thlr. 15 N.

— — Der Thüringer Sängerbund und sein erstes [illegible] zu Waltershausen den 16. August 1841. Blätter der Erinnerung. [illegible] Bog. 8. Zweite Auflage. Mit farbigem Umschlag 5 N.

— — Friedenstein. Gedenkbuch. [illegible] Bogen [illegible] druck auf starkem chines. Velin-Papier. [illegible] Umschlag [illegible]

Voit, David, Lehrer an der Bürgerschule zu [illegible] Sachsen-Meiningen, [illegible] bungsstoff für Schule und Haus. Circa [illegible] im verzierten Umschlag 15 N.

Wolf, Christian. Die Zeitrechnung in [illegible] lung. Ein Versuch. 6½ Bogen gr. 8. [illegible] Umschlag 12 N.

bildeten die Schwaben mit ihrem Herzog Rudolf, und ſie beanſpruchten dieſe Ehre als ein altes Vorrecht, immer den erſten und härteſten Kampf zu beſtehen. Die übrigen Abtheilungen waren ſo geſtellt, um der erſten ſchnell zu Hülfe eilen zu können. Der König befand ſich in der fünften Abtheilung, die aus einer Schaar der tüchtigſten, treu befundenen und trefflich ausgerüſteten jungen Männer gebildet war. Auf dieſe Weiſe ging der Zug auf das Lager der Sachſen los. Dieſes erhob ſich auf beiden Seiten der Unſtrut ohngefähr von Thamsbrück bis nach Nägelſtedt. Da ſie wußten, daß das königliche Heer in Eilen übernachtet hatte, und gar nicht an die Möglichkeit dachten, daß daſſelbe in einem Tage von dort bis zu ihnen gelangen könnte, ſo überließen ſie ſich der größten Sorgloſigkeit. Plötzlich erblickten ſie ungeheuere Staubwolken zum Himmel ſteigen und bald darauf die Maſſen des feindlichen Heeres, weithin das Feld bedeckend, mit raſchen Schritten auf ſich zueilen. Beſtürzung und Schrecken ergriff die Sachſen und lähmte faſt ihre Kraft; ja in der erſten Verzweiflung überhäuften ſie ſich gegenſeitig mit Vorwürfen über ihre Unachtſamkeit. Dazwiſchen tönte das wilde Geführe: zu den Waffen! durch das Lager und jagte ſie in grauſer Unordnung durcheinander. Der Drang der Gefahr erlaubte den Meiſten nicht mehr ſich zu rüſten; ſo kamen ſie nur bald gerüſtet und bewaffnet, ja Manche ſogar unbekleidet aus den Zelten hervor; aber an eine Herſtellung der Schlachtordnung nach Bannern und Zeichen war nicht zu denken; ſie traten zuſammen, wie der Zufall und die Noth des Augenblicks ſie zuſammen führten. Das Lager konnte nicht durch Wachen geſichert und überhaupt keine Regel der Kriegskunſt angewendet werden. Beim Kloſter Hedenburg (Homburg) hatte ſich ein großer Haufe ſächſiſcher Reiter in arger Verwirrung zuſammengedrängt. Dieſe Schaar warf ſich nun in blinder Wuth und verwegener Todesverachtung auf die heranrückenden ſchwäbiſchen Banner, daß dieſe der Gewalt des Angriffs nicht widerſtanden haben würden, wenn ihnen der Herzog Welf mit ſeinen Baiern nicht zu Hülfe gekommen wäre. Aber auch dieſe Verſtärkung ſchien dem tollen Grimm der Sachſen keinen haltbaren Damm entgegen ſetzen zu können. Denn im erſten Entbrennen des Kampfes waren Spieß und Lanze verbraucht worden, und hüben wie drüben griff man zum Schwerte; aber in der geſchickten Handhabung des Schwertes waren die Sachſen allen übrigen deutſchen Völkern weit voraus, und jeder ihrer Krieger war mit zwei oder drei Schwertern verſehen. Der Ungeſtüm, die Kraft und die Kunſt ihres Schwertkampfes erfüllten die Feinde mit Schrecken und nöthigten ihnen Bewunderung ab. Viel edle und tapfre Männer im königlichen Heere fanden in dieſem heißen Kampfgewühle den Tod. So wurde der Markgraf Ernſt von Oeſterreich, durch viele Siege gegen die Ungarn berühmt, ſchwer verwundet und hauchte am folgenden Tage die muthige Seele aus; ſo fielen der Graf Engilbert, zwei Söhne des Grafen Eberhard von Neilenburg und viele edle Schwaben und Baiern durch das Schwert der Sachſen; die wenigſten kamen unverwundet aus dem gräßlichen Kampfe. Der Herzog Rudolf war zwar durch ſeinen feſten Panzer vor Hiebwunden geſchützt, erhielt aber viele Quetſchungen durch die auf ihn fallenden Hiebe. Ja ſein Vetter, der Markgraf von Nordſachſen, würde ihm den Kopf geſpalten haben, wenn ihn nicht der Helm geſchützt hätte. Es war eine gottloſe entſetzliche Schlacht; nicht nur Deutſche kämpften gegen Deutſche, ſondern Brüder gegen Brüder, Söhne gegen Väter. Unter den Sachſen zeichnete ſich Otto von Nordheim, der ehemalige Herzog von Baiern, durch glänzende Tapferkeit vor Allen vorzüglich aus.

Bald knüpfte er, von den tapferſten Jünglingen begleitet, an der Spitze, oder da, wo der Andrang der Feinde am heftigſten und der Kampf am heißeſten war, und bahnte ſich mit ſeinem Schwerte Bahn durch die dichteſten Haufen der Königlichen, bald ermuthigte er in den hintern Reihen die Verzagten, regte die Muthigen an und erinnerte alle an die Freiheit des Vaterlandes, die zu retten ſie die Waffen ergriffen hätten. Schon hatte die mörderiſche Schlacht bis zur neunten Stunde des Abends gedauert, als die Schwaben und Baiern, unfähig der ſächſiſchen Tapferkeit länger zu widerſtehen, den Rücken zu wenden begannen, und ſchon wurden Boten auf Boten an den König mit der Kunde abgeordnet, daß Alles in der größten Gefahr ſei. Da erſchienen im entſcheidenden Augenblicke der Graf Herrmann von Glisberg auf der einen und die Kriegsleute des Bisthums Bamberg auf der andern Seite und fielen die des Siegs ſchon frohen Sachſen mit neuen Kräften an. Den dadurch wieder hergeſtellten Kampf unterſtützten andre angekommene Abtheilungen des königlichen Heeres, angeführt von den Herzogen Wratislav von Böhmen und Gozzelo von Nieder-Lothringen. Endlich langte der König mit ſeiner auserleſenen Schaar an und ging in das Treffen. Jetzt vermochten ſich die Sachſen nicht länger zu halten; ſie waren gezwungen ſich zur Flucht zu wenden; umſonſt bot Herzog Otto alle Kräfte auf, ſie zu ermuthigen: ſie ſprengten mit verhängtem Zügel davon, verfolgt von den Siegern. In der ärgſten Verwirrung, durch die zunehmende Nacht vermehrt, wurde oft der Freund für den Feind erſchlagen und in der Unkunde, durch welche ſich die Sachſen zu retten ſuchten, fanden ſehr viele den Tod. Vorzüglich gräßlich war das Niedermetzeln der Abtheilung des ſächſiſchen Fußvolks, welches im Lager aufgeſtellt war, als dieſes von den Siegern erſtürmt wurde. Erſt die tiefe Nacht machte dieſer ſcheußlichen Menſchenſchlächterei ein Ende. Nicht ſo dem Raub und der Plünderung der Todten und des Lagers, in welchem man eine unbegreifliche Menge von Speiſen und Getränken und goldner und ſilberner Geſchirre, ſo wie andrer Koſtbarkeiten vorfand, gleichſam als ſeien die Sachſen ausgezogen, den König und die Reichsfürſten feſtlich zu bewirthen. — Kurz nach Sonnenuntergang verließ der König das Schlachtfeld und kehrte in das Lager zurück, außer ſich vor Freuden über die gänzliche Niederlage des ihm ſo ſehr verhaßten Volkes, und das Zujauchzen der Seinigen begleitete ihn. Und weil viele derſelben ſich rühmten, ſächſiſche Fürſten erſchlagen zu haben, wurde der Jubel vermehrt. Aber die Fürſten der Sachſen waren faſt alle durch die Schnelligkeit ihrer Pferde und von ihrer Kenntniß der Gegend, ſo wie durch den großen Staub und die Nacht begünſtigt, entkommen. Der Jubel der Königlichen verwandelte ſich aber bald in Jammer, als ſie, zum Schlachtfelde zurückgekehrt, ihre nächſten Verwandten und Angehörigen erſchlagen fanden, und Weinen und Wehklagen erfüllte das Lager der Sieger. Am folgenden Tage wurden die Todten begraben, die Leichen der Herzoge und Vornehmen aber in ihre Heimath zum Begräbniß geſandt. Die Zahl der Gefallenen war nicht leicht zu beſtimmen; ausgemacht blieb, daß auf der Seite des Königs mehr Edle, auf der der Sachſen mehr Gemeine gefallen waren; deshalb hielt man aber den Verluſt des Siegers für größer, als den der Beſiegten. Nach der Angabe eines Quellenſchriftſtellers wurden faſt achttauſend Leichen auf der ſächſiſchen Seite, und mehr als fünftauſend auf der des Königs gezählt. Die Trauer und Beſtürzung der Sieger wurde noch vermehrt, als ſie erfuhren, daß die todtgeglaubten Sachſenfürſten ſich unverſehrt gerettet hätten und raſch ein neues Heer zuſammen-

zubringen ſich beſtrebten. Ja die Krieger murrten, daß ſie um nichts und ohne Vortheil für das Reich, ſich ſelbſt aber zum großen Schaden, ihre Hände mit dem Blute der an dem ganzen Kriege unſchuldigen Gemeinen befleckt hätten. Der König wurde aus dem Freudentaumel befriedigter Rache durch die Furcht geſchreckt, daß die Krieger, unwillig und reuvoll über das unnütz vergoſſne Blut, ihm die fernere Heerfolge aufſagen und erklären würden, ihr Gewiſſen erlaube ihnen nicht, die begangne Sünde und ſchwere Beleidigung Gottes freventlich noch zu vergrößern.

9.

Rache des Erzbiſchofs Siegfrid. — Heinrich in Sachſen. Neue Heerfahrt gegen die Sachſen.

Der Erzbiſchof Siegfrid von Mainz begieng die Abſcheulichkeit, gleich nach der Schlacht die unglücklichen Thüringer in den Bann zu thun und ſo dem weltlichen Unglück auch noch das kirchliche hinzuzufügen. Zu dieſer Handlung gemeiner Rachſucht, an und für ſich eines Kirchenfürſten unwürdig, aber in dieſem Augenblick von der niederträchtigſten Geſinnung zeugend, ließ er ſich von dem Andenken an den in Erfurt gefundenen kräftigen Widerſtand der Thüringer gegen ſeine unbillige Forderung des Zehnten hinreißen. Er würdigte den Krummſtab herab, um damit in die friſche tiefe Wunde zu hauen, welche das Schwert des Königs dieſen ehrenwerthen Leuten geſchlagen hatte. Damit nicht genug: dieſer Bannſpruch lief auch den Kirchenſatzungen zuwider; denn die Thüringer waren nicht vorgeladen und hatten ſich nicht vertheidigen können. Der niedriggeſinnte rachſüchtige Pfaffe gab vor, er habe vom Papſt die Erlaubniß erhalten, die Thüringer zu jeder ihm beliebigen Zeit und ohne die geſetzmäßigen Friſten und die gerichtliche Verhandlung durch den Bannſpruch aus der Kirchengemeinſchaft ausſcheiden zu dürfen. Aber man erkannte nur zu wohl, daß er durch dieſen feigen Bannſpruch nur die Gewiſſen der Krieger im königlichen Heere beruhigen wollte, damit ſie es ſich nicht ferner für eine Sünde erachten möchten, gegen Menſchen das Schwert zu ziehen, die, als aus der Kirche Ausgeſchloſſene, jedermann ohne Sünde und Sühne erſchlagen könne. So hielt es der ſchlaue Erzbiſchof immer mit der ſieghaften Partei und war ihr willig und zu Handen.

Die geſchlagenen Sachſen ſollten noch tiefer gedemüthigt werden. Der in der Befriedigung ſeiner Rache ſchwelgende König durchzog mit dem ſiegreichen Heere Thüringen und Sachſen und hinterließ überall die Spuren einer entſetzlichen Grauſamkeit. Frauen wurden in den Kirchen an den Altären geſchändet und ſammt den Kirchen und Dörfern verbrannt. Auch viele Greiſe und Kinder wurden umgebracht. Die Männer, und wer ſonſt tüchtig war, hatten ſich in tiefe Wälder verborgen; die Fürſten und Vornehmen aber ſich in feſte Plätze, vorzüglich in der Gegend von Magdeburg, eingeſchloſſen. Hier beſchickte ſie der König mit öftern Geſandtſchaften und ließ ſie auffordern, ſich ihm mit der Hoffnung auf ſeine Milde zu ergeben. Die ſächſiſchen Fürſten bezeigten aber um ſo weniger Luſt, ihr Leben in Heinrichs Hand zu geben, als ſie ja ſeinen Zorn und Haß nicht durch die tiefſte Demüthigung hatten verſöhnen können, und beide ſchienen allen Anzeichen nach durch ſeinen Sieg noch vergrößert zu ſein. Sie ließen ihm ſagen: ſie hätten ja immer lieber Frieden als Krieg, lieber ſeine Milde als ſeinen Zorn gewollt, und gewiß würden ſie nicht zum Aeußerſten geſchritten ſein, wenn ihnen nur die Hoffnung auf ihr Leben übrig geblieben wäre. Wolle er ſich nun, nachdem er ſie durch ſeinen Sieg beinah vernichtet, ihrer

erbarmen, so würden sie sich ihm dankbar bezeigen und ihm fortan treu und gehorsam dienen; verlange er aber dazu ihre unbedingte Ergebung, so wollten sie lieber mit voller Freiheit und unverletzter Ehre im offnen Kampfe fallen, als, ihm überliefert, gleich dem Vieh geschlachtet, oder in langer schmählicher Haft gehalten werden und, vielfach gequält, ein traurigeres Leben führen als selbst der Tod. — Kein anderes Resultat erzielte der Erzbischof von Mainz, welcher auf Befehl des Königs mit einigen Fürsten ebenfalls zu den sächsischen Fürsten auf ihre Vesten ging, um sie zur Ergebung zu bereden. Fast alle blieben bei ihrer Weigerung, und nur einige Edle, unter welchen der Markgraf Udo und der Bischof von Merseburg, willigten endlich ein. Jener stellte seinen Sohn als Geißel und wurde sogleich freigelassen, dieser mußte auf einige Zeit in das Kloster Lorsch wandern, die Uebrigen kamen in Gewahrsam einiger Fürsten. Der König drang mit seinem Heere verwüstend bis Halberstadt vor; nach Goslar ging er nur mit einigen Begleitern, weil er fürchtete, das unbändige Kriegsvolk möchte, dorthin geführt, die ihm so werthe Stadt plündern. Bald fing aber das Heer, das erst so sehr geschwelgt hatte, am Nothwendigsten Mangel zu leiden an, und die Verwüstung der Orte und Vernichtung der Getreidevorräthe rächte sich an ihm selbst, so daß der König sich endlich genöthigt sah, den Bitten der Fürsten nachzugeben und Sachsen zu verlassen, ohne die in ihren Vesten eingeschlossenen Großen gedemüthigt zu haben. Durch Thüringen ging er nach Eschwege, wo er das Heer entließ. Den Fürsten nahm er das Versprechen ab, ihm ihre Schaaren am 21. October in Gerstungen zuzuführen, von wo aus der neue Feldzug gegen die Sachsen begonnen werden sollte.

Unter den Sachsen selbst brachen leider Zwiespalt und Uneinigkeit aus. In ihren Zusammenkünften beschuldigten sich Vornehme und Gemeine gegenseitig mit der größten Erbitterung, den Krieg und die Niederlage verschuldet zu haben. Beide aber waren zornentbrannt gegen die Thüringer, die sie der schlimmsten Treulosigkeit bezichtigten. Denn alle behaupteten, die Thüringer hätten nach der Schlacht bei Homburg alle Wege und Stege ihres Landes besetzt und hier die fliehenden Sachsen überfallen, gemißhandelt und beraubt, so daß sie, die Sachsen, weit triftigere Gründe hätten, gegen diese Bundesgenossen Krieg zu führen, als gegen den König. Die Zänkereien dreheten zu Thätlichkeiten zu werden, und kaum gelang es dem Bischof von Halberstadt und dem Grafen Otto von Nordheim (dem ehemaligen Herzog von Baiern), den beiden Häuptern des sächsischen Kriegs, die aufgeregten Gemüther durch verständige Zusprache etwas zu beruhigen. Die Fürsten sahen aber wohl ein, daß der Muth der Gemeinen gänzlich gebrochen war, so daß sie sogar von denselben überfallen, gefangen genommen und dem König ausgeliefert zu werden befürchteten. Sie machten ihnen daher den Vorschlag, den Zorn des Königs auf geeignete Weise zu besänftigen, und dieser gingen gern darauf ein. Eine aus dem Markgrafen Udo und dem Erzbischof Liemar von Bremen bestehende Gesandtschaft wurde an Heinrich abgeordnet. Die gedemüthigten Sachsen gaben diesen beiden Männern auf, den König zu beschwören: er möchte doch den Rest des sächsischen Volks nicht gänzlich vernichten; sie wollten ihm unbeschadet ihres Lebens und ihrer Freiheit jede Genugthuung geben, die ihnen ein Rechtsausspruch der Fürsten auferlegen würde. Er möchte ihnen nur einen Tag bestimmen, wann sie sich vor die erwählten Schiedsrichter stellen, sich vertheidigen und der von diesen erkannten Strafe unterwerfen sollten. Zu dem allen würden sie sich verstehen, wenn der König nur die ange-

kündigte Heerfahrt unterlassen wollte. Als Heinrich von dieser Gesandtschaft vernahm, äußerte er: er könne in einer so wichtigen Sache nichts ohne die versammelten Fürsten entscheiden; denn die ihm zum Siege verholfen, müßten auch den Frieden berathen, um so mehr, da die Sachsen oft schon friedliche Gesinnungen verheißen und die besten Versprechungen gemacht, ihn aber dann stets getäuscht hätten. Fühlten sie jetzt wahre aufrichtige Reue über ihre Verbrechen, so möchten sie am 21. October ebenfalls in Gerstungen erscheinen und sich vor die daselbst versammelten Fürsten stellen, um den Urtheilsspruch derselben über sich ergehen zu lassen.

Diese Aeußerung des Königs vermehrte die Bestürzung der Sachsen; sie wurden so muthlos, daß sie sich weder raiden noch beisen konnten. Der abermals abgeordneten Gesandtschaft fügten sie nun den Bischof von Hildesheim noch hinzu und beauftragten sie, nicht nur den König, sondern auch alle Fürsten um Wiederherstellung des Friedens kniefällig und unablässig anzuflehen und sich jeder Genugthuung zu unterwerfen. Um dem Könige aber zu zeigen, daß es ihnen mit ihren Versprechungen diesmal ein Ernst sei, gaben sie den Gesandten eine große Anzahl Geiseln mit, um dem Könige und den Fürsten so viele derselben zu stellen, als diese verlangen würden. Doch alle diese traurigen Anstalten bezweckten sie nichts, als daß der König sich an ihrer Ohnmacht und Muthlosigkeit weidete. Es lag gar nicht in seinem Rachesinn, das demüthige Flehen der Gesandten anzuhören und den jede Genugthuung gelobenden, für ihre Ergebenheit Geiseln stellenden Sachsen zu verzeihen, wie er doch nicht wohl anders gekannt hätte; er wollte unbedingte Unterwerfung, um den einst so stolzen und freien Sachsenfürsten den Fuß auf den Nacken zu setzen. Deshalb suchte und fand er einen Vorwand, um sich aus Deutschland zu entfernen, bevor die Gesandtschaft an ihn gelangte [**]. Er gab nämlich vor, er sei von seinem Schwager, dem durch Geisa (den Bruder desselben) vertriebenen Könige von Ungarn, angegangen worden, die Händel zwischen ihm und Geisa durch gütliche Zusprache und Vermittlung beizulegen. Diesem vorgeblichen Verlangen zu entsprechen, ging Heinrich mit beinahe fünfhundert leichten Reitern nach Böhmen. Von allen Reichsfürsten nahm er nur den Grafen Herrmann von Glisberg mit, der also, wie hieraus erhellt, sein Vertrauter war. Allen andern blieb der eigentliche Zweck seines Zugs Geheimniß. In Böhmen zog er den Herzog dieses Landes und dessen Heer an sich und eilte ganz im Geheimen auf schwierigen Gebirgspfaden nach Sachsen, jedenfalls um die Besten zu überrumpeln und die Fürsten zu züchtigen. Aber diese Treulosigkeit hätte sich fast furchtbar an ihm bestraft; sie war trotz aller Heimlichthuerei doch an die Sachsen verrathen worden. In Meißen wurde er von den Bürgern freundlich aufgenommen; nichtsdestoweniger ließ er den Bischof Benno greifen und dessen Palast ausplündern und gab als Ursache dieser Gewaltthat an, der Bischof habe sich dadurch des Hochverraths schuldig gemacht, daß er, während des ganzen sächsischen Kriegs ihm die Treue weder durch einen Gesandten, noch durch einen Brief versichert. Von Meißen schickte er Kundschafter voraus und folgte sengend und brennend; plötzlich aber kehrten diese zurück und berichteten, die Sachsen erwarteten ihn fünfzehntausend Mann stark und wohlbewaffnet, nicht weit von hier, um ihm den folgenden Tag eine Schlacht zu liefern, wenn er ihre Friedensbedingungen und gebotene Genugthuung nicht annähme. Bald erfuhr er, daß er und seine Begleiter verloren sein würden, wenn sie sich weiter vorwagten, oder nur bis zum folgenden Tage hier verweilten; denn morgen werde er ringe-

um eingeschlossen und kein Ausweg zum Entrinnen mehr offen sein. In der größten Bestürzung, welche den König und alle um ihn ergriff, sandte er den Grafen Beto an die versammelten Sachsen, vorgeblich um sie zur Ergebung aufzufordern, in Wahrheit um sie durch Unterhandlung von der Verfolgung des Königs abzuhalten, der hart getroffen von den Vorwürfen seiner Krieger, so eilig als möglich auf den Rückzug bedacht war. Einige sächsische Reiter verfolgten ihn und würden ihn in Sachsen erreicht haben, wenn Graf Betos List sie nicht getäuscht hätte. Auf dem Rückwege zum König bemerkte er nämlich, daß ihm mehrere Reiter folgten; er machte also einen sehr großen Umweg, um sie irre zu leiten, und statt in einem Tage, wie er leicht gekonnt hätte, zum König zurückzukehren, langte er erst den dritten Tag bei ihm an, und dadurch entkam Heinrich sicher. Nun führte dieser seine erschöpften Krieger nach Regensburg; denn der Tag, an welchem sich das ganze Reichsheer dort versammeln sollte, war nah. Die Gesandtschaft der Sachsen hatte ihn schon längst erwartet. Mißmuthig über das Mißlingen seines Planes, ertheilte er ihr auch jetzt keine Antwort, sondern hielt sie zurück, um ihr Land erst mit Krieg zu überziehen.

10.

Unterwerfung und Schicksal der Sachsen und Thüringer.

Die Kraft der Sachsen und Thüringer war gebrochen, und die Zeit verstrich ihnen in nutzlosen Zusammenkünften und Berathungen, welche zu keinem Ziele führten. Eine Partei wollte die Liutizen zu Hülfe rufen, eine andre das Land verwüsten und, dem König die menschenleeren Felder überlassend, über die Elbe auswandern, eine dritte die zerstörten Plätze wieder aufbauen und sich darin verschanzen, der gemeine Mann aber bestand auf Frieden um jeden Preis. Die beiden einst so mächtigen deutschen Volksstämme boten einen klaglichen Anblick der Muthlosigkeit und Verzweiflung. Der Geist der Väter war von ihnen gewichen, und sie konnten zu keinem kräftigen Entschluß gegen den jungen, selbst nicht auf starken Füßen stehenden König kommen. Selbst den Vorschlag ihrer Fürsten, den Grafen Otto von Nordheim zum König zu wählen, wie sie vor dem Gerstunger Frieden selbst gewünscht, wiesen sie zurück und wollten sich dem König Heinrich lieber auf Gnade und Ungnade ergeben.

Unter diesen vergeblichen Abmahnungen kam der 21. October, der festgesetzte Tag der neuen Heeresversammlung der Königlichen zu Gerstungen heran, und er führte alle Bischöfe und Grafen des deutschen Reichs an diesen Ort. Unter den erschienenen Fürsten zeichnete sich der Herzog Gozelo von Lothringen, sowohl durch geistiges Uebergewicht, als auch durch die Anzahl und Rüstung der Seinigen deshalb vortheilhaft aus. Die Heeresmacht von Schwaben, Theil von Baiern und Bertheil von Kärnthen waren nicht gekommen und weigerten dem Könige den Beistand, ihrem Vorgeben nach aus Neue über so viel auf der vorigen Heerfahrt vergossenes Blut und aus Zorn über des Königs unversöhnliche Gemüthsart. — Das von den übrigen Fürsten zusammengebrachte Heer, obgleich ansehnlich, erreichte doch die Stärke des im Juni d. J. bei Breitungen zusammengekommenen nicht.

Die Verzweiflung trieb die Sachsen in möglichst größter Anzahl zusammen, und sie lagerten bei Nordhausen, damals ein königlicher Hof. Hier wählten sie den Erzbischof von Bremen, den Bischof von Hildesheim und den Markgrafen Udo zu Gesandten an den König, den sie, wie früher, auf das dringendste ersuchen ließen, ihnen einige Fürsten nach seiner Wahl zu schicken, mit denen

ſie ſich berathen und nach deren Ausſpruch ſie alle gerechten Forderungen erfüllen wollten. Aber der König verſetzte höhniſch: die Fürſten ſeien nicht aus dem ganzen Reiche zuſammengekommen, um Rechtsausſprüche zu thun, ſondern die Feinde des Reichs mit gewaffneter Hand zu züchtigen. Auch zeigte ſich in der That keiner der Fürſten bereit, das von den Sachſen angetragene gefährliche Richter- oder Vermittleramt zu übernehmen. Die ſächſiſchen Geſandten gingen alſo unverrichteter Sache wieder zurück, kamen abermals und mußten wieder abgehen und ſagen dem König und den Fürſten mit ihrem verzweifelten Bittgeſchrei in den Ohren. Darüber vergingen drei Tage, während deren das königliche Heer mit vorgetragenen Fahnen und die Ortſchaften ausplündernd langſam vorwärts zog. Die Dringlichkeit der Umſtände veranlaßte endlich fünf Fürſten, ſich, mit Bewilligung des Königs, in das ſächſiſche Lager zu verfügen, um eine Vermittlung zu verſuchen, zu welcher ſie von den ſächſiſchen Fürſten namentlich bezeichnet und dringend erſucht worden waren. Es waren die Erzbiſchöfe von Mainz und Salzburg, die Biſchöfe von Augsburg und Würzburg und der ſprachgewandte Herzog Gozzelo von Lothringen. Bei ihrer Ankunft im Lager warfen ſich die bedrängten Fürſten ihnen zu Füßen und beſchworen ſie, mit ihrem Unglück Erbarmen zu haben. „Erſt habe ſie des Königs Härte zur Empörung gebracht, ſagten ſie; und nun, da ſie beſiegt ſeien, beſtehe er mit unerſättlichem Haſſe auf ihrer gänzlichen Vernichtung. Es würde ihnen nicht ſchwer fallen, ſich von jeder Anſchuldigung zu reinigen, wenn ihnen der König nur zugeſtehen wolle, ſich nach Recht, Geſetz und Herkommen zu vertheidigen, ſo aber werde ihnen durch eine neue Art von Grauſamkeit jede Gelegenheit, ihre Unſchuld darzuthun, abgeſchnitten, jede Ausſöhnung abgelehnt, jede Genugthuung verworfen. Wenn übrigens ein ſolch entſetzliches Verfahren an den Sachſen ausgeübt werde, ſo möchte daſſelbe bald auch gegen andre Fürſten angewandt, ja gegen ſie ſelbſt, die fünf Vermittler, geltend gemacht werden. Dies möchten ſie wohl bedenken.“ Hierauf erwiederten die fünfe: „Wir tadeln die Gründe ſo wenig, aus welchen ihr die Waffen gegen den König ergriffen, als wir den halsſtarrigen Sinn des Königs loben können, doch alle Fürſten des Reichs ſind einſtimmig der Meinung, das Unterfangen der Sachſen ſei ein ganz neuer, ſeit vielen Jahrhunderten unerhörter Frevel, der gegen König und Reich nur durch unbedingte Ergebung geſühnt werden könne. Wir aber wollen ernſtlich darauf bedacht ſein, daß durch dieſe Ergebung euch weder an Leib und Gut, noch an Ehre ein Nachtheil erwachſe.“

Aber die vornehmen Sachſen wurden fort und fort von Beſorgniſſen und Zweifel gequält, ob der König, zu dem ſie, nach ihren traurigen Erfahrungen, durchaus kein Vertrauen faſſen konnten, auch die Zuſagen der fünf Fürſten erfüllen werde, und die Verhandlung zog ſich dadurch in die Länge. Endlich gingen die Geſandten zum Könige zurück, um ſich von ihm die feierliche Erklärung geben zu laſſen, ob ſie ungefährdet ihres Wortes den Sachſen bei unbedingter Unterwerfung Verzeihung zuſagen durften. Der König verſprach, einem allgemeinen Gerüchte jener Zeit nach, ſogar eidlich, daß er ohne ihren, der fünf Fürſten Rath und Entſcheidung nichts gegen die Sachſen, wenn ſie ſich ihm ergeben, unternehmen wolle. Dieſes Verſprechen überbrachten die Vermittler den Sachſen. Aber das königliche Wort galt den ſächſiſchen Fürſten nichts; ſie verwarfen es, und die lang zurückgehaltene Leidenſchaft machte ſich in wüthenden Ausbrüchen Luft. Sie riefen zu den Waffen und begehrten mit vorgetra-

gener Kriegsfahne sich auf das königliche Heer zu stürzen, denn alles andre sei sicherer als das Versprechen dieses treulosen Königs. Nur der äußersten Bemühung des Herzogs Gozzelo und der vier Kirchenfürsten gelang es, den Sturm wieder zu beschwören und die sächsischen Edeln vom Verderben zurückzuhalten, in welches sich blindlings zu stürzen sie eben im Begriff waren; aber nur erst dann, als sie den Sachsen einen Eid geschworen hatten, daß sie nicht an Leben, Freiheit, Gut und Leben geschädigt, sondern, sobald sie die Person des Königs und die Majestät des Reichs durch eine augenblickliche Genugthuung verherrlicht hätten, sogleich entlassen und dem Vaterlande und der Freiheit, ohne die geringste Verminderung ihres Standes und Verschlimmerung ihrer Lage zurückgegeben werden sollten. Nun endlich willigten die sächsischen Fürsten ein, doch nicht ohne schweren Kampf, ohne Seufzen und Thränen und verzweifelte Ausrufungen. Und in der That blieb ihnen nichts weiter übrig, da die Gemeinen, erbarmungslos mit der Noth ihrer Fürsten, unerschütterlich bei ihrem Willen verharrten, auf jede Bedingung hin Frieden mit dem Könige zu machen. Die Nachricht von der zugesagten Unterwerfung verbreitete große Freude im königlichen Lager, und Jedermann hielt diesen unblutigen Sieg höher als den glorreichsten, durch die Waffen erkämpften, eingedenk der Homburger Schlacht, in welcher die verzweifelten Sachsen so viel ausgezeichnete Männer Baierns und Schwabens erschlagen hatten. — Am folgenden Tage ließ der König sein Heer bei Spiera südlich von Sonderthausen in ein Viereck aufstellen, dessen eine Seite geöffnet war. In der Mitte des Raumes wurde der königliche Stuhl aufgestellt. Hier nun wurden ihm seine erbittertsten Feinde vorgeführt, jene stolzen Sachsen- und Thüringer-Fürsten, die ihm das Reich, die Freiheit und das Leben zu entreißen versucht hatten; hier mußten sie sich vor dem jungen übermüthigen Könige demüthigen. Da traten mit entblößten Häuptern und Füßen einher der Erzbischof Werzil oder Werner von Magdeburg, der Bischof Bucco oder Burchard von Halberstadt, der Graf Otto, vormals Herzog von Baiern, der Pfalzgraf Friedrich, die Grafen Diederich von Katzenburg, Adelbert von Thüringen, Rudiger, Sizzo, Berenger und Bern. Zwar werden auch der Herzog Magnus von Sachsen und dessen Oheim, der Graf Herrmann, als demüthig sich Unterwerfende dieses Tags genannt, aber da diese beiden Fürsten des Billunger Stammes nicht bei dem Aufstande betheiligt gewesen waren, so läßt sich annehmen, daß sie später blos dem Könige an einem öffentlichen Tage Treue gelobt. Denn einen solchen setzte der König fest, an welchem alle freie Männer der Sachsen, welche am Tage der Ergebung nicht zugegen gewesen waren, ihm Treue schwören sollten bei Strafe als öffentliche Feinde mit Feuer und Schwert verfolgt zu werden. Alle Freie, durch edle Geburt oder Macht ausgezeichnet, demüthigten sich vor dem triumphirenden Könige, und dieser gab sie einzeln seinen Fürsten in Gewahrsam, bis ein gemeinsamer Beschluß über sie gefaßt worden sei.

Der junge König brach dennoch sein Versprechen, ja seinen Eid und den der fünf Vermittler und verbannte die Fürsten der Sachsen und Thüringer, welche sich ihm überliefert hatten, nach Baiern, Schwaben, Westdeutschland, Burgund und Italien und gab ihre Lehen, ja sogar die seiner Freunde denjenigen, welche ihm im sächsischen Kriege Beistand geleistet hatten. Auch dem jungen Markgrafen Ecbert von Meißen und Thüringen, der doch nicht feindlich gegen ihn gestanden, nahm er die Güter und gab sie einem seiner Räthe Namens Ottherich [**]. Auch gab er Befehl, die Asenburg in Thü-

ringen wieder herzustellen, verweilte einige Tage in diesem Lande und ging dann nach seinem treuen und geliebten Worms zurück.

11.

Heinrich IV. im Streit mit Gregor VII. Neuer Aufstand der Sachsen und Thüringer.

Der aus dem Triumphe über die Sachsen entsprungene Uebermuth verwickelte den König bald in schlimme Händel mit dem Papste Gregor, welche Heinrichs große Demüthigung herbeiführten.

Das Jahr 1076 begann Heinrich damit, daß er das Weihnachtsfest (nach damaliger Zeitrechnung der Jahresanfang) zu Goslar feierte, wohin, außer dem Herzoge von Böhmen, nur wenige von den Fürsten kamen, die er alle zu einer gemeinsamen Berathung über das Schicksal der gefangenen Sachsenfürsten berufen hatte. Die Anwesenden schworen ihm, auf sein Begehren, daß sie keinen Andern als seinen Sohn Konrad, einen noch zarten Knaben, zum deutschen Könige wählen wollten. Der Hauptzweck der Versammlung kam aber gar nicht in Rede, und nur dem Sachsenfürsten Otto von Nordheim, dem ehemaligen Herzog von Baiern, gelang es nicht nur, seine völlige Freiheit in dieser Versammlung, zu welcher ihn der König von Bamberg, dem Orte seiner Haft, hatte holen lassen, zu erhalten, sondern auch später in das vollste Vertrauen desselben zu kommen und sogar dessen geheimer Rathgeber zu werden.

Hier suchte auch eine Gesandtschaft des Papstes Gregor den König Heinrich heim und überbrachte ihm ein streng tadelndes und ermahnendes Schreiben des Kirchenoberhauptes. Denn Heinrich hatte sich mancherlei Widersetzlichkeiten, Zweideutigkeiten und Neckereien gegen den Papst erlaubt und sich so in den Verdacht einer feindseligen Gesinnung gegen Gregor gebracht. Der Uebermuth des Königs nahm das Schreiben mit stolzer Verachtung auf; denn da Gregor wegen unerbittlicher Verfolgung der Priesterehe, der Simonie und aller Unordnung der Geistlichen fast von der ganzen Pfaffheit tödtlich gehaßt war, auch unter dem Adel Roms mächtige Feinde hatte, so meinte der König, Gregor werde sich nicht auf dem päpstlichen Stuhle erhalten können. Die Legaten erklärten hierauf dem König, sie hätten nach diesem offenbaren Beweis seiner Widersetzlichkeit gegen die Kirche den weitern Auftrag des Papstes ihn zum 22. Februar vor eine Kirchenversammlung nach Rom zu laden und ihm zugleich zu verkündigen, falls er diesem Befehle nicht Folge leiste, daß er an demselben Tage mit dem Bannfluche belegt werden würde. Im höchsten Zorn über ein solches, noch nie gegen einen deutschen König stattgefundenes Verfahren wies Heinrich die Legaten mit Schimpf von seinem Hofe und schrieb sogleich eine Kirchenversammlung auf den 24. Januar nach Worms aus. Auf dieser von geistlichen und weltlichen Herren stark besuchten Synode ließ Heinrich seinen Gegner Gregor als der päpstlichen Krone verlustig erklären. Der Papst that dagegen den König in den Bann.

Von Worms ging Heinrich wieder nach Goslar und überließ sich ungescheut dem langgenährten Rachegefühl gegen die Sachsen und Thüringer. Nicht nur, daß er die Fürsten und Großen, die sich ihm mit so gerechtem Mißtrauen ergeben hatten, so weit als möglich von ihrer Heimath fortschleppte und ihre Güter plündern ließ, und diejenigen, welche sich ihm noch nicht ergeben hatten, mit Feuer und Schwert bedrohete, sondern er baute auch die zerstörten Zwingburgen wieder auf und eine Menge neue, besetzte auch die Burgen derer, die sich ihm ergeben, mit seinen Söldnern und trieb diese zu jeglichem den

Sachsen und Thüringern anzuthuenden Drangsale an, so daß sich unsägliches Elend über diese Länderstriche verbreitete. Aber in der knabenhaften Schwelgerei des Rachegefühls übereilten ihn die Folgen des päpstlichen Bannfluchs, den er Anfangs verlachte. Denn empört über seine Wortbrüchigkeit und Rachsucht, traten eine Anzahl deutscher Fürsten zu einer Verschwörung gegen ihn zusammen, und vor allen diejenigen, welche die Sachsen und Thüringer zur Unterwerfung beredet und ihnen die Treue des Königs gelobt hatten, und alle fanden einen vor der Welt und ihrem Gewissen gerechtfertigten Entschuldigungsgrund in der Ausschließung des Königs aus der Gemeinschaft der christlichen Kirche. Die Häupter dieser Verschwörung waren die Herzöge Rudolf von Schwaben, Berthold von Kärnthen, Welf von Baiern und die Bischöfe Hermann von Metz und Adelbero von Würzburg. Die Wirkung dieses unerhörten Bannfluches war eine furchtbare und alle Gemüther erschütternde im ganzen Reiche. Fast alle geistlichen und weltlichen Fürsten, welchen Heinrich so schmählich getrauete sächsische und thüringische Große in Verwahrung gegeben hatte, entließen dieselben freiwillig in ihre Heimath.

Als auf diese Weise die Verzweiflung der gedrangsalten Sachsen und Thüringer den höchsten Grad erreicht hatte, entspann sich jenseits der Elbe eine Bewegung, die rasch zu einer dem Könige verderblichen Empörung anwuchs. Zwei Söhne eines Grafen Gero von Camburg, aus dem Hause Wettin, Thiedrich und Wilhelm, waren nämlich über den genannten Strom der Ergebung an den König entwichen und lebten in großer Armuth von kleinen Räubereien, die nach den Begriffen jener Zeit, ihrer Ehre keinen Abbruch thaten, und voll Ingrimm über das treulose Verfahren des Königs mit dem geliebten Vaterlande. Es gesellten sich ihnen bald Gleichgesinnte zu, vorzüglich die Lehnsleute der gefangen gehaltenen Fürsten, und die kampflustige Schaar widersetzte sich am liebsten den Söldlingen des Königs in der Ausübung ihres schlechten Werkes und jagte ihnen oft die gemachte Beute wieder ab. Das Glück krönte ihre Unternehmungen und führte ihnen immer mehr Leute zu, so daß in kurzer Zeit ein Heerhaufe zusammen war. In dieser Zeit kehrten nun auch einige der in Haft gehaltenen, von ihren Aufsehern aber freiwillig entlassenen Fürsten zurück, namentlich Graf Hermann, des Herzogs Magnus Oheim, und Thiedrich, Graf von Katlenburg, und gesellten sich zu der kampflustigen Schaar der beiden Söhne Geros. Von allen Orten und Enden aus Sachsen und Thüringen, von Freien und Eignen, von Burg- und Landbewohnern kamen Zusicherungen von Unterstützungen jeglicher Art; Geros Söhne kamen in das Land und wurden zum mächtigen Heere; in wenigen Tagen stand ganz Sachsen und Thüringen in hellen Flammen der Empörung. Ueberall erwachte und verbreitete sich schnell der Gedanke: Gott erbarme sich nun wieder des darniedergedrückten Volkes. Die königlichen Burgen wurden durch Uebergabe oder Sturm gewonnen, die Besatzung aber unverletzt entlassen, nachdem sie hatte schwören müssen, nie wieder als Feinde nach Sachsen zu kommen; die Freunde des Königs und alle, welche sich weigerten, an der Volkserhebung thätigen Antheil zu nehmen, jagten sie aus dem Lande und nahmen ihre Güter.

Zu Otto von Nordheim, der auf der Harzburg, als königlicher Verweser von ganz Sachsen, saß und sowohl hier als auf dem Steinberge dicht bei Goslar, auf des Königs Befehl, starke Burgen erbaute, schickten die empörten Verbündeten eine Gesandtschaft und ließen ihm sagen, er möge den Bau unterlassen und überhaupt den in Bielen erwach-

ten Verdacht, als sei er ein Verräther des Vaterlandes, dadurch niederschlagen, daß er öffentlich zu seinem Volke träte, welches die Schmach der Entwürdigung abzuwaschen, sich erhoben habe. Werde er sich weigern, so würden sie ihn aus dem Lande jagen und seine Güter zerstören. Otto ließ ihnen sagen: Er beschwöre sie, erst den friedlichen Weg einzuschlagen. Er werde sogleich an den König schicken und ihm dringend rathen, alle noch gefangenen Fürsten frei zu geben, die Burgen wieder niederzureißen und den Sachsen ihre alten Freiheiten und Gerechtsamen wieder herzustellen. Werde der König diesen Rath befolgen, so sei das unglückliche Land eines neuen schweren und zweifelhaften Kriegs überhoben, im entgegengesetzten Falle werde er (Otto) sich weder durch die ihm vom Könige übertragenen Ehrenstellen, noch durch den dem Könige geleisteten Eid, noch endlich von Furcht vor dem Tode abhalten lassen, zu seinem Vaterlande zu stehen und für die Sache desselben bis zum letzten Athemzuge zu kämpfen.

Ottos Botschaft ging an den König ab und er selbst begab sich, ohne eine Antwort abzuwarten, zu den Sachsen. Mit seinem Uebertritte sagten sich Sachsen und Thüringen von der Oberherrschaft des Königs los.

Der König, über dies Alles in Bestürzung gerathen, berief die Reichsfürsten dringend zu einer Versammlung zum Pfingstfeste nach Worms. Wohl kamen viele, nur die verschworenen Herzöge nicht; und die Anwesenden vermehrten durch Uneinigkeit die Verwirrung noch mehr. Die wilden Streitigkeiten über die kirchliche und die weltliche Angelegenheit, in welche Heinrich verwickelt war, führten zu keinem Ziele, und der unbesonnene König ward jetzt mit Schrecken inne, wie seine Sachen standen. Deshalb schrieb er eine neue Versammlung nach Mainz aus und richtete an die Herzöge, ohne welche nichts entschieden werden konnte, die flehentliche Bitte, ihn und das Reich in dieser großen Bedrängniß nicht zu verlassen und durch ihr Ausbleiben alle Berathung und Hülfe zu vereiteln. Aber es kam doch keiner. Unter den erschienenen geistlichen Herren richtete der Bannfluch des Papstes eine große Spaltung an, und die Versammlung mußte ohne irgend ein Ziel erreicht zu haben, aufgelöst werden.

Trotz aller Vorstellung Verständiger, die noch in Haft gehaltenen Sachsen- und Thüringerfürsten frei zu geben und dadurch den Hauptgrund der Unzufriedenheit und Empörung der beiden Volksstämme zu beseitigen, hatte sich der König doch fort und fort mit kindischem Trotze dessen geweigert und vielmehr den Aufsehern der Gefangenen nur noch strengere Maßregeln gegen dieselben anbefohlen; denn er glaubte in ihnen immer noch Unterpfänder der Unterwerfung der beiden von ihm gehaßten Volksstämme zu besitzen. Einen der Urheber der ersten Verschwörung in Sachsen und unermüdlichen Rührer der Flamme und Empörung, den Bischof Burchard von Halberstadt, einen Mann von viel Geist und Einfluß, hatte er erst dem Bischof Rupert von Bamberg in Verwahrung gegeben, dann, um ihn ganz sicher zu haben, an seinen eignen Hof kommen lassen, endlich beabsichtigte er ihn nach Preßburg zu seinem Schwager Salomo zu schicken. Unterwegs aber gelang es dem Bischof mit Hülfe eines baierischen Vasallen des Königs, Adalrich, zu welchem Heinrich großes Vertrauen hatte, zu entkommen und nach Halberstadt zurückzukehren. Dadurch wurde der König plötzlich bekehrt. Er ließ die noch in seinem Gewahrsam befindlichen übrigen Fürsten nach Mainz kommen und gab ihnen gegen das Versprechen, ihm treu und ergeben zu sein und ihm in Sachsen das Wort zu reden, die Freiheit. Die vorzüglichsten derselben waren der Herzog Magnus,

der Pfalzgraf Friedrich, und die Bischöfe von Merseburg und Meißen. Die Fürsten beschwuren ihm, was er verlangte, und kehrten froh zu den Ihrigen zurück. Bevor dies geschah, hatte Heinrich den Grafen Otto von Nordheim nach Saalfeld entboten, um sich dort mit ihm zu besprechen; jetzt nach der Freilassung der Fürsten ging er nicht selbst nach Saalfeld, sondern beschickte den Grafen Otto, welcher sich am bestimmten Tage dort eingefunden hatte, mit dem Befehle, mit so viel Kriegern, als er zusammenbringen könnte, nach der Mark Meißen zu ziehen; dort werde er mit einem böhmischen Heere zu ihm stoßen, um mit den vereinigten Schaaren nach Sachsen zu ziehen und den Aufstand zu unterdrücken. Otto versprach zu kommen, und der König wandte sich nun an die in Mainz entlassenen Fürsten mit der Bitte, sein Vorhaben ebenfalls durch die That, ihrem beschworenen Versprechen gemäß, zu unterstützen. Nun ging Heinrich mit wenig Leuten schnell nach Böhmen und zog mit dem Heere, welches der Herzog Wratislav von Böhmen für ihn zusammen gebracht hatte, nach Meißen. Aber weder Otto, noch einer der andern sächsischen und thüringischen Fürsten erschienen. Otto ließ Heinrich durch den Bischof Eppo von Zeitz, der mit ihm schon in Saalfeld im Namen des Königs die Verhandlung geführt hatte, sagen: er habe dem Könige den besten Rath zu seines und des Reiches Wohlfahrt ertheilt, der König höre aber auf eigensüchtige Schmeichler und vertraue den Böhmen mehr als den Deutschen. Er möge denn auch durchführen, was er begonnen; er, Otto, habe nicht Lust weder seinen Ruhm, noch seine Schmach zu theilen. Ueberdies habe der König dadurch, daß er seinen, Otto's, Rath nicht befolgt, sein ihm gegebenes Wort gebrochen und deshalb erachte auch er sich seines Eides entbunden und werde ferner zur gerechten Sache seines Volks mit Gut und Blut stehen. Die übrigen Fürsten antworteten dem König: so gern sie ihm auch beistehen wollten, ihre Lehnsleute verweigerten ihnen den Dienst gegen das eigne Vaterland. Und in der That hatt sich das Verhältniß gänzlich umgekehrt; denn wie früher die Fürsten kampfmuthig und begierig gewesen waren, die Schärfe des Schwertes gegen den König zu kehren, die Lehnsleute und das Volk aber entmuthigt, verzagt und zum Frieden um jeden Preis geneigt, so waren jetzt die durch schwere Schicksale gedemüthigten Fürsten friedfertig, das Volk aber erhob sich gegen den treulosen König wie ein Mann und brannte vor Begierde, sich an ihm zu rächen. Mit furchtbaren Drohungen verlangte die große, von Haß und Wuth aufgereizte Masse gegen den heranziehenden grausamen Dränger geführt zu werden. Das Verlangen zur Schlacht war so gewaltig in ihnen, daß die Söhne Gerolds mit 7000 leichten Reitern voraus stürmten. Hätte ihnen das Schicksal vergönnt, sich mit Heinrich zu messen, er wäre jedenfalls dem wilden Andrang dieser Massen erlegen; aber zu seiner Rettung war die Mulde von häufigen Regenquellen so stark angeschwollen, daß die feindlichen Heere nicht aneinander konnten. Erschrecken über die allgemeine Erhebung der Sachsen und Thüringer, hielt es Heinrich für gerathener, nach Böhmen zurückzukehren und eilte dann mit schlechten Aussichten in die Zukunft nach seinem geliebten Worms.

Ohne die mindeste Rücksicht auf seinen Vetter, den jungen Markgrafen Ekbert von Meißen und Thüringen, zu nehmen, hatte der König bei dieser Gelegenheit dem Herzog Wratislav von Böhmen die Mark Meißen übertragen. Nach der Entfernung des Königs gingen die Sachsen und mit ihnen Ekbert nach Meißen, zerbrachen die Burgen, welche Wratislav angelegt oder besetzt hatte,

jagten ihn aus dem Lande und ſetzten Eckbert in den Beſitz der Mark.

Die Verſchwörung der ſüddeutſchen Fürſten griff immer weiter um ſich und auch der Erzbiſchof von Mainz und Andre, die zeither noch am Könige gehalten hatten, traten derſelben bei.

12.

Des Königs Heinrich tiefſte Demüthigung.

Die Verſchworenen verſammelten ſich am 16. October 1076 in Tribur zur Berathung und beſchloſſen Heinrich vom deutſchen Throne zu entfernen und einen andern König zu wählen. Heinrich ſtand mit einem kleinen Heere in Oppenheim und nur der Rhein trennte die beiden Parteien; er beſchickte fort und fort die Verſammlung mit den ernſteſten Vorſprechungen, Bitten und Beſchwörungen, ihn beim Reiche zu laſſen. Er wurde werkwürdiger Weiſe gerade von ſeinem Gegner, dem Papſte, aufs Beſte unterſtützt; denn dieſer hatte Legaten mit einem ſehr klugen Briefe an die verſammelten Fürſten geſchickt und beſtand darauf, daß, wenn Heinrich ſich reuig der Kirche unterwerfe und ſich beſſer, ihn beim Reiche zu laſſen. Dadurch wurde der ſelbſtſtändige Plan derjenigen Fürſten (Rudolfs von Schwaben und Otto's von Nordheim), welche die Krone im Geiſte ſchon auf eines ihrer Häupter erblickten und ſich im voraus über ihr gegenſeitiges Verhalten nach der Wahl vertragen hatten, vereitelt. So kam nach langen Schmähungen und gerechten Würdigungen des Königs und vielen Streitigkeiten nach zehn Tagen der Beſchluß zu Stande: ſie wollten die ganze Sache der Entſcheidung des Papſtes auf einer allgemeinen Verhandlung am 2. Februar des folgenden Jahres in Augsburg anheim geben. Unterdeſſen müſſe der König ſich vom Bannfluche befreien und bis dahin alle gleich ihm mit dem Fluche der Kirche Beladenen von ſich entfernen, ſich um kein Geſchäft in Reichsſachen bekümmern und in Speier ganz als Privatmann leben. Somit hatten die Fürſten den verderblichen Schritt gethan, welchen Heinrich auf jede Weiſe gern verhütet hätte: ſie hatten das deutſche Reich vom römiſchen Oberprieſter abhängig gemacht. Dem unglücklichen, unbeſonnenen, hartgeprüften König blieb jetzt nichts weiter übrig, als Unterwerfung unter den Papſt und Annahme aller ihm geſtellten Bedingungen.

Um nun nicht in Gegenwart aller Fürſten ſich dem Papſte zu unterwerfen, zog es der tief darnieder gebeugte König vor, nach Italien zu gehen. Hier hoffte er ſich dem von ihm ſchwer gekränkten Kirchenoberhaupte allein gegenüber ſtellen zu können. Mitten im Winter zog er mit ſeiner Gemahlin, die im Unglück ihm treu anhing, und ſeinem Sohne aus Speier mit großen Mühſeligkeiten über die Alpen. Der Papſt hatte Rom bereits verlaſſen, um, wenigſtens ſeiner Angabe nach, der Einladung der deutſchen Fürſten nach Augsburg zu folgen. Er hatte ſich aber jedenfalls erſt mit Heinrichs Geſandten und dann mit deſſen nahen weiblichen Verwandten verſtändigt und erwartete den König in Canoſſa, einem bei Reggio gelegenen Schloſſe der Markgräfin Mathilde von Toskana, der Freundin des Papſtes, welche ebenfalls zu jenen Verwandtinnen gehörte. Nach mehrtägiger Unterhandlung unterwarf ſich der König den harten Bedingungen des Papſtes. Am 25. Januar 1077 wurde Heinrich durch die beiden erſten Thore der drei Ringmauern gelaſſen, das dritte Thor durfte er nicht paſſiren. Hier mußte er jedes Abzeichen ſeines Standes von ſich entfernen, ſeine Füße entkleidet, ein wollenes Bußgewand überwerfen und drei Tage als Büßender ſtehen, ſo daß er vor Sonnenuntergang keine Nahrung zu ſich nehmen durfte. Auf inzwiſchen Bitten

aller in der Burg Anwesenden nahm der Papſt am vierten Tage den König an, der ihm nun Treue ſchwur, vom Bann losgeſprochen wurde und in ein freundſchaftliches Verhältniß mit ihm trat. Die Bedingungen wurden von mehreren geiſtlichen und weltlichen Fürſten ebenfalls beſchworen; aber kaum hatte Heinrich die Burg verlaſſen, um weiter in Italien zu gehen und ſich Anhang zu ſuchen, begleitet von päpſtlichen Legaten, die alle Ränke Heinrichs, welche der Bann getroffen, losſprechen ſollten, als der Papſt nothgedrungen ſeinen wieder in eine freundliche Stellung zum Könige kam. Denn in Italien war Gregors Anſehen viel geringer als in Deutſchland, und die italiſchen Fürſten wollten nichts von dem König wiſſen, der ſich dem von ihnen gehaßten und verachteten Papſte auf ſolche Weiſe unterworfen hatte. Wohl aber übel mußte ſich Heinrich entſchließen, gemeinſame Sache mit ihnen gegen den Papſt zu machen und ſeinen Schwur zu brechen. Doch ſahen Gregor keine Kenntniß davon zu nehmen.

Während dieſer Vorgänge in Italien beſchloſſen die verſchwornen ſuddeutſchen Herzoge und Biſchöfe auf einer Anfangs Februar zu Ulm gehaltenen Zuſammenkunft, alle Fürſten und Herren des ganzen Reichs, Geiſtliche und Laien, zum 13. März zu einer allgemeinen großen Verſammlung nach Forchheim einzuladen, um endlich einmal zu einem Ziele zu gelangen. Auch erſchien ſie den Papſt, da aus dem Reichstag zu Augsburg durch des Königs Flucht nach Italien nichts geworden war, jetzt wenigſtens nach Forchheim zu kommen. Der Papſt gab ſich das Anſehen, als werde er dadurch an der Reiſe verhindert, daß ihm Heinrich kein ſicheres Geleit gebe, obgleich der König dies gar nicht im Stande war, und ſandte Legaten. Die verſchwornen Herzoge fürchteten, Heinrich möchte auch kommen, und Rudolf von Schwaben ſchrieb ihm deshalb, die Aufregung gegen ihn ſei ſehr groß; er möge deshalb noch in Italien bleiben; allein Heinrich hatte ſelbſt keine Luſt und wurde auch unmöglich zur rechten Zeit haben anlangen können. Die Forchheimer Verſammlung war bei weitem nicht ſo zahlreich beſucht, wie die Verſchwörer gehofft hatten. Mit Zuſtimmung der päpſtlichen Legaten wurde hier der längſt geſchmiedete Plan der verſchwornen Fürſten ausgeführt, und Rudolf von Schwaben, der mit Heinrich zwiefach verſchwägert war, zum Könige gewählt. Rudolf zog nach Mainz, wo er von Erzbiſchof Siegfried am 26. März die Weihe empfing. Aber ſchon hier brach ein Aufſtand der Bürger gegen den verhaßten Fürſten los, der eine Austreibung ſowohl des neuen Königs als auch des Erzbiſchofs zur Folge hatte. Und keiner von beiden Männern ſah Mainz wieder. — Rudolf mußte zu ſeinem Schrecken bald einſehen, daß er nur das Werkzeug der Rache in den Händen der gegen Heinrich erbitterten Fürſten war, die Partei, welche keinen eigenen Willen haben und nur als Kreatur dienen ſollte, und der man nur ſo lange Treue bewahrte, als ſie zu ſelbſtſüchtigen Zwecken zu verwenden war. Der unglückliche Mann ging in ſein Herzogthum Schwaben, fand aber auch hier überall Gleichgültigkeit, Kälte, Widerſetzlichkeit.

Als Heinrich von der neuen Königswahl vernahm, brach er unverzüglich aus Italien auf, ſeit entſchloſſen ſeine Rechte mannlich zu vertheidigen, und kam nach Baiern. Die Stadte, welche immer zu Heinrich geſtanden hatten, ſo wie die meiſten weltlichen Fürſten, Grafen und Herren traten auf ſeine Seite; es fand ein bedeutender Herr zu ihm, und bald hatte er zweitauſend bewaffnete Männer um ſich verſammelt, die er gegen Rudolf nach Schwaben führte. Nun allgemeiner Abfall von dem Letztern, ſelbſt der Geiſtlich-

heit. Das kleine Heer, welches der machtlose Gegenkönig zusammen gebracht hatte, wurde von Heinrich auseinander gesagt, und Rudolf entwich zu den Sachsen, Heinrichs erbittertsten Feinden. Heinrich konnte seine Anhänger nicht vermögen, Rudolf in Sachsen aufzusuchen, und dadurch gewann dieser Zeit und neue Kräfte. Schon zu Pfingsten in Erfurt von vielen Thüringern und Sachsen freudig empfangen, wurde er mit Pomp nach Merseburg geleitet und in einer großen Versammlung als König begrüßt. Hier gewann er dann auch bald ein Heer und zog durch Thüringen zur Belagerung von Würzburg. Jetzt entstand ein erfolgloses Hin- und Herziehen beider Könige; es fielen viele, welche zu Heinrich gestanden, weiter Rudolf zu, die Länder wurden verwüstet, vorzüglich Schwaben von Heinrich, die Heere standen sich auch am Neckar beim Einfluß des Neckaro gegenüber durch den Fluß getrennt, aber es kam zu keiner Schlacht, und Rudolf ging im Herbst wieder nach Sachsen zurück. Die deutschen Länder waren in eine grenzenlose Verwirrung gerathen, aus welcher keiner der beiden Könige retten konnte. Ein öffentlicher Tag zu Goslar am 12. November brachte durch einen päpstlichen Legaten einen neuen Bannstrahl für Heinrich und eine Bestätigung Rudolfs als König, aber auch diese Maßregel half nicht aus der Noth. Denn trotz derselben entschied sich der Papst nicht mit Bestimmtheit für Rudolf, sondern erkannte gewissermaßen beide Könige an, immer bedacht, sich erst für den Sieger zu entscheiden. Die Sachsen und Thüringer, die sich auf diese Weise vom Papst getäuscht sahen, schrieben mehrere empfindliche Briefe voll bitterer Wahrheiten an ihn und brachten in der Mitte des Jahres 1078 mit einem mächtigen Heere auf, ihren König Rudolf an der Spitze, um dem so verderblichen Streite in südlichen Deutschland, wo sie sich mit den schwäbischen und baierischen Herren unter den an Rudolf hängenden Herzögen Welf und Berthold zu vereinigen und Heinrich aufzusuchen gedachten, ein Ende zu machen. Heinrich, über diesen unerwarteten Entschluß seiner Feinde bestürzt, bot die Bauern in Schwaben auf, konnte aber nur eine schlecht bewaffnete Heer von zwölf Tausend Mann aus ihnen bilden, welches er den beiden Herzogen am Neckar entgegen stellte, während er selbst den Sachsen entgegen zog, um die beabsichtigte Vereinigung mit Welf und Berthold zu verhindern. Bei Meiriehstadt in Franken trafen die Heere zusammen, und am 7. August fand eine Schlacht statt, in welcher ein Theil von den Sachsen gröblagen wurde und ein anderer Theil siegte. Es war nämlich ein Kämpfen einzelner Haufen gegeneinander. Heinrich fiel aus der Schlacht, während der Pfalzgraf Friedrich, sein Anhänger, das Schlachtfeld als Sieger behauptete. Es war also ein alter Ordnung entbehrender Kampf, durch welchen gar nichts entschieden wurde. Die Verwirrung und das Unglück Deutschlands wurden nur noch größer. Nun ein wirres Wogen der Parteien, ein Abfallen der Einzelnen von diesem zu jenem König, dazwischen päpstliche Legaten, die sich, auf Befehl ihres Herrn, immer unbestimmt und zweideutig hielten, und Verabredungen zu Neuberungen, die nur das alte Gezänke und nie eine Entscheidung brachten.

13.

Fortgang des Kampfes bis zu Rudolfs Tod.

Da der Papst sich zu Heinrich zu neigen schien, so ergriffen viele von den Sachsen die Partei desselben, und er glaubte diese Spaltung durch einen Kriegszug nach Thüringen und Sachsen benutzen zu müssen, um seinen Gegenkönig zu unterdrücken. Er brachte so

schnell als möglich mitten im Winter 1079 ein Heer aus Burgund, Schwaben, Baiern, Franken und Böhmen zusammen und führte es im Januar 1080 bei sehr strenger Kälte nach Thüringen. Die Sachsen zogen ihm hier mit sehr großer Heeresmacht entgegen. Viele der vornehmsten Sachsen gingen zu ihm über, wie die Grafen Widekind, Wiprecht und Thietrich, Gero's Sohn, der wenige Jahre vorher mit seinem Bruder den Krieg in Sachsen gegen ihn entzündet hatte. — Hierher kam auch jener Markgraf Eckbert II. von Thüringen und Meißen, welcher 1068 seinem Vater Eckbert I. (von Braunschweig) als ein zarter Knabe in der Mark gefolgt war. Ihn hatte Heinrich während seines Kampfes mit Sachsen und Thüringen der Mark beraubt und ihn in die Reichsacht erklärt; hernach stand aber Eckbert doch gegen Rudolf, und nahm mit der Markgräfin Adela von der Lausitz, deren Schwiegersohn er war, mehrere feste Schlösser Rudolfs ein. Jetzt stellte er sich mit seinem Kriegsgefolge in der Nähe der beiden feindlichen Heere so auf, daß seine Absicht, keinen Theil am Kampfe zu nehmen, sondern sich dem Sieger anzuschließen, klar hervorging. Selbst der Herzog Magnus von Sachsen und sein Oheim, der Graf Hermann, waren im Begriff ihre Schaaren dem König zuzuführen; denn sie hatten ihm nach der Schlacht bei Melrichstadt, wo sie in Gefangenschaft gerathen und unter der Bedingung, dem König Beistand zu leisten, auf freien Fuß gesetzt worden waren, dies feierlich geschworen; sie wurden aber durch einige Bischöfe an der Ausführung ihres Vorhabens verhindert und kehrten, ohne am Kampf Theil zu nehmen, nach ihren Sitzen zurück, unbekümmert um den Schattenkönig der Sachsen Rudolf.

Am 27. Januar stießen die beiden Heere bei einem Orte zusammen, welcher Flatheheim genannt wird, zweifelsohne das jetzige Dorf Flarchheim, im Volksdialect auch Fladenheim genannt, am Hainich, südlich von Mühlhausen und nordwestlich von Langensalza. Der Sieg hatte sich schon für Heinrich, der die Sachsen unvermerkt umgangen hatte, entschieden, als Otto von Nordheim ihm denselben wieder entriß und ihn zur Flucht nöthigte. Die Sachsen, die sich als Sieger betrachteten, hatten aber einen so großen Verlust erlitten, daß sie nicht an die Verfolgung von Heinrichs Heer denken konnten; dagegen fiel ihnen das Lager desselben in die Hände. Der fliehende Heinrich wurde von einem Edlen Namens Ludwig auf verstecken Waldpfaden geleitet. Sein Heer, das wieder nach Süden floh, lagerte am Fuße einer Burg, welche Wartberg genannt wird, und so wie es wahrscheinlich ist, daß jener mit des waldigen Landes Gelegenheit Vertraute Graf Ludwig der Salier war, so ist die genannte Burg zweifelsohne die Wartburg. Die aus Thüringen und Sachsen bestehende Besatzung der Burg that einen Ausfall auf Heinrichs gelagertes Heer, schlug es in die Flucht und nahm ihm alles ab, was es an Waffen, Pferden, Geschirren, Geräthschaften und sonstigen Kostbarkeiten mit sich führte [18].

Der Papst erklärte sich nun für den Sieger Rudolf, welcher zeither nur für den König der Sachsen und Thüringer gegolten hatte. Der abgesetzte Heinrich ließ dagegen auf einem Reichstage in Mainz (31. Mai 1081) den Papst Gregor von neunzehn Kirchenfürsten absetzen und bald darauf in Brixen den Erzbischof Wibert von Ravenna zum Papst wählen. Heinrich sammelte nun wieder ein Heer und drang Anfang October in Thüringen gegen die Unstrut ein. Das schnell zusammengetretene sächsische Heer stand in einem festen Lager bei einem Orte, welcher Cancul genannt wird. Heinrich wagte nicht sie anzugreifen und wandte sich zurück nach Erfurt zu; die Sachsen brachen auf, ihm zu

verfolgen. Heinrich hatte aber eine Kriegsliſt angewandt und ſeine ſchnellſten Reiter daſſelbe angreifen und im Rücken deſſelben die Dörfer anzünden laſſen. Die Sachſen ließen ſich von den Rauch- und Feuerſäulen täuſchen und eilten, in der Meinung, Heinrich habe ſie umgangen und gehe verwüſtend auf Goslar zu, zurück, um ihn aufzuhalten. So kam Heinrich ungehindert nach Erfurt, welches er plünderte und in Brand ſteckte, und ging über die Saale nach Naumburg, wahrſcheinlich um ein Hilfsheer aus Meißen und Böhmen an ſich zu ziehen. Die Sachſen, von ihrem Irrthum gehellt, ereilten ihn bei Naumburg, als er eben im Begriff war, der Stadt Erfurts Schickſal zu bereiten. Sie hielten ſeine mordbrennneriſche Hand ab; er wich ihnen aus und gelangte ſengend und brennend an die Elſter, deren Tiefe ihn wahrſcheinlich abhielt, dem aus Meißen und Böhmen erwarteten Heere entgegen zu gehen. Die Sachſen waren ihm auf der Ferſe, und hinter einem nahe an der Elſter gelegenen Sumpf oder See, Grona geheißen, ſtellte Heinrich ſein Heer auf. Die Sachſen ſtanden am jenſeitigen Ufer des Sumpfes. Da ihr Fußvolk, der Eile des Marſches wegen, größtentheils zurückgeblieben war, ſo mußten viele Reiter abſitzen, um als Fußvolk zu kämpfen. Eine Zeit lang bäumten ſich die unbeweglich ſtehenden Heere über den Sumpf herüber und hinüber; endlich umgingen ihn die Sachſen, und die Schlacht entbrannte (15. October). Auch diesmal war Heinrich anfangs Sieger, auch diesmal wurde er zuletzt gänzlich geſchlagen, und auch diesmal fiel das königliche Lager mit einer Menge Schätzen und dem Raube von Erfurt und andern Orten in die Hände der Sieger. Heinrich entkam durch zeitige Flucht; viele ſeiner Krieger fanden flüchtend in der Elſter den Tod. Eine grauenvolle Auflöſung des königlichen Heeres fand ſtatt, und die wenigſtens entgingen in der ſumpfigen Gegend dem Verderben.

Die Freude des Siegs wurde den Sachſen dadurch getrübt, daß ihr König Rudolf, der mit am tapferſten gekämpft hatte, tödtlich verwundet war. Der todbringende Streich hatte ihn in den Unterleib getroffen; außerdem war ihm die rechte Hand abgehauen, und in dem letztern Umſtande wollten Heinrichs Anhänger eine gerechte Strafe für den dem Könige geſchworenen Eid der Treue erblicken; ja ſie legten dem Manne darauf bezügliche Worte der Reue in den Mund, die er wohl ſchwerlich geſprochen hat. Er ſtarb den Tag nach der Schlacht und wurde in Merſeburg begraben, ein unglückliches Opfer des unſeligen Verlangens nach dem trügeriſchen Glanze einer Krone, die in ſeiner Beziehung auch nur den geringſten Werth hatte.

14.

Der Gegenkönig Hermann. — Eckbert der Zweite, Markgraf von Thüringen und Meißen.

Heinrich hegte den Wahn, nach dem Tode ihres Königs würden die Sachſen leicht zu beſiegen ſein, mehr durch Unterhandlung als durch das Schwert. Er brach alſo im Winter mit einer beträchtlichen Anzahl ſeiner Getreuen auf und hoffte das Weihnachtsfeſt in Goslar feiern zu können. Aber noch lebte Otto von Nordheim, ſein ärgſter Gegner, und kaum hatten die Sachſen von des ihnen ſo verhaßten Königs abenteuerlichem Zuge Kunde erhalten, als ihrer in drei Tagen ſchon ein anſehnliches Heer zuſammen waren, um Heinrich mit dem Schwerte von der Grenze ihres Landes zurückzutreiben. Durch dieſe Anſtalten entmuthigt, beſchickte der König die Sachſen mit dem Antrage: wenn ſie durchaus einen eignen König haben wollten, ſo möchten ſie ſeinen Sohn dazu erwählen.

Er ſchwöre ihnen, daß er dann das Sachſenland nie wieder betreten wolle. Aber Otto von Nordheim machte die Sache durch die grobe Antwort zum Spott der Seinen: er habe oft von einem ſchlechten Ochſen ein ſchlechteres Kalb fallen ſehen; deshalb begehre er des Sohnes ſo wenig als des Vaters.

Hierauf beſchloß Heinrich nach Italien zu ziehen und im Parteikampfe Gregor alle ſeine Freunde zu beſiegen. Um unterdeſſen das ſüdliche Deutſchland vor den Einfällen der Sachſen ſicher zu ſtellen, vertrieb Heinrich eine Zuſammenkunft ſeiner geiſtlichen Freunde mit denen der Sachſen. Beide Parteien ſandten je fünf Biſchöfe von Heinrichs Seite die von Cöln, Trier, Bamberg, Speier und Utrecht; von Seiten der Sachſen, die von Mainz, Magdeburg, Salzburg, Paderborn und Hildesheim. Die Zuſammenkunft fand im Januar 1081 in einem Walde am linken Weſerufer ſtatt, aber ſie führte ſo wenig zu einem einmüthigen Beſchluß, wie die frühern.

Als nun Heinrich nach Italien war (wo er drei Jahre, in ſchlimme Händel verwickelt, verweilte), brachen die Sachſen im Monat Juni plündernd, verwüſtend und brennend durch Thüringen in Oſtfranken ein und trafen bei Bamberg mit ihren ſchwäbiſchen Bundesgenoſſen, die ihnen entgegen gezogen waren, zuſammen, und das vereinigte Heer dachte nun ſogleich daran, wieder einen neuen König zu wählen. Die Sachſen waren für ihren Otto von Nordheim, der ſchon lange nach der Krone getrachtet hatte, und er wäre jedenfalls auf den Königsſtuhl erhoben worden, wenn die ſüddeutſchen Fürſten ſich ſeiner Wahl nicht widerſetzt hätten. Einem König aus der Zahl der letztern waren aber die Sachſen entgegen; und ſo konnte man nicht einig werden. Unterdeſſen hatte Heinrichs Schwiegerſohn, Friedrich von Hohenſtaufen, von ihm zum Herzog von Schwaben ernannt, ein Heer zuſammengebracht, um die Wahl eines neuen Königs zu hintertreiben. Die vereinten Sachſen und Schwaben zogen demnach nach der Donau zu entgegen und wählten auf dieſer Fahrt, gleichſam im Angeſichte des Feindes, dem ſie nicht zu Zwieſpalt begegnen wollten, den Grafen von Salm und Luxemburg Hermann und begrüßten ihn als König (9. Aug.). Tags darauf ſchlug Hermann den Eidam Heinrichs bei Hochſtädt an der bairiſchen Grenze und trieb ſein Heer auseinander. Dann belagerte er Augsburg drei Wochen vergeblich und zog mit den Sachſen und Thüringern in ihr Land, während die Schwaben in das ihrige zurückkehrten. Aber Otto von Nordheim, erbittert, daß man König erwählt worden war, verweigerte ihm den Eid der Treue und war ſchon im Begriff, die Sache ſeines Volkes zu verlaſſen und zu Heinrichs Anhängern überzutreten, als er durch einen Sturz vom Pferde, wobei er ſtark verletzt wurde, wieder auf andere Gedanken kam und ſich in die Treue des Königs Hermann begab (November). Hier wurde denn am zweiten Weihnachtsfeiertage Hermann vom Erzbiſchof Siegfried von Mainz zu Goslar zum König geweiht und gekrönt.

Aber der furchtbaren Verwüſtung, dem grenzenloſen Jammer und Elende in Deutſchland wurde auch durch dieſe Wahl nicht abgeholfen, und Hermann konnte bei den Sachſen ſo wenig zu Macht und Anſehen gelangen, wie ſein Vorgänger Rudolf. Er verlor zu Ende des Jahres 1082 Sachſen, in welchem Otto von Nordheim, mehr Herr war als er, und ging nach Schwaben zu ſeinen Freunden, wahrſcheinlich um mit denſelben dem Papſte in Italien gegen Heinrich zu Hülfe zu eilen. Als er aber die Nachricht von dem im Januar 1083 erfolgten Tode Ottos von Nordheim erhielt, kehrte er nach Sachſen zurück, weil er nun freiere Hand zu haben beſſen durfte. Er brachte jedoch in

dieſem Jahre nichts weiter zu Stande als einen elenden Raubzug nach Franken.

Zu Anfang des folgenden Jahres 1084 ſtarb der eigentliche Urheber all des unſäglichen Unglücks, der Anſtifter des Zehentenkriegs, der Erzbiſchof Siegfried von Mainz in Thüringen, wo er ſeit ſeiner Vertreibung aus ſeinem oberhirtlichen Sitze geweilt hatte, und im Sommer kehrte Heinrich mit der Kaiſerkrone geſchmückt (freilich von der Hand des von ihm erhobenen Gegenpapſtes) nach dem in jeder Beziehung verwilderten und zerrütteten Deutſchland zurück und trat ſiegreich gegen ſeinen Feind, den Herzog Welf von Baiern, auf. Da er immer mehr Anhänger ſelbſt unter den Sachſen fand, die ſich, nach dem Ableben der Harzburgerſeſſen in dieſem blutigen Drama, nach Ruhe und Frieden ſehnten, ſo fürchteten die Geiſtlichen, welche zu Gregor hielten, allen Einfluß zu verlieren. Sie beſchloſſen eine allgemeine Verſammlung zu halten, um die öffentlichen Angelegenheiten zu beſprechen, und luden dazu die zu Heinrich haltenden Biſchöfe ein. Die Einladung wurde angenommen und ein Waffenſtillſtand geſchloſſen, der bis zum Pfingſtfeſt dauern ſollte. Die Zuſammenkunft ward am 20. Januar 1085 in Thüringen, wahrſcheinlich zu Berka an der Werra eröffnet. Aber der päpſtliche Legat, welcher einen neuen Bannfluch Gregors auf Heinrich brachte, und die Anhänger derſelben bedauerten, ſie ſeien gekommen, um zu beweiſen, daß ſie mit denen, welche aus der Kirche ausgeſchloſſen ſeien, keine Gemeinſchaft haben könnten. Heinrichs Anhänger ſtellten dagegen den Satz auf, daß der Beſchluß einer Kirchenverſammlung laute: Niemand könne gerichtet und verdammt werden, der eben des Seinigen beraubt ſei; nun ſei Heinrich eben aus Sachſen vertrieben geweſen, als ihn der Papſt verflucht; folglich ſei der Bann ungültig, und Heinrich ſei in der Kirchengemeinſchaft. Die dadurch in Verlegenheit gerieten Papiſten erwiderten: ſie hätten darüber nicht zu entſcheiden, ſondern dem Papſte zu gehorchen. Und damit löſte ſich die Verſammlung auf. Weil aber gar nichts ausgemacht war, ſo hielten die Sachſen und Thüringer am folgenden Tage eine neue Verſammlung, um zu erforſchen, wer von ihnen bis auf den letzten Blutstropfen ausharren, und wer abfallen wolle. Hier nun wurden der Biſchof Udo von Hildesheim, ſein Bruder Konrad und der Graf Thiedrich von Katlenburg beſchuldigt, daß ſie dem Kaiſer Heinrich das Vaterland zu verraten verſprochen hätten. Sie läugneten; ihre Ankläger forderten Geiſeln; ſie wieſen dies Anſinnen mit Stolz zurück, und ſogleich zogen ſie die Schwerter ihrer Landsleute gegen ſich gezückt. Der Graf Thiedrich, welcher mit einer Schweſter des Markgrafen Egbert vermählt war, ſo wie ſein Verwandter deſſelben Namens wurden erſchlagen, und der Biſchof Udo und ſein Bruder Konrad retteten ſich durch die Flucht. Udo aber ging nach Friglar zum Kaiſer und unterwarf ſich demſelben, verſprach auch die übrigen Sachſen zur Unterwerfung zu bringen. Heinrich ſchwur ihm, daß er die Rechte und Verfaſſung, welche Karl der Große in Sachſen eingeführt, nicht antaſten wolle; dies beſchworen auch die Biſchöfe, dem Kaiſer nicht beizuſtehen, wenn er ſich Eingriffe in jene Rechte erlauben würde. Durch dieſe Zuſagen gewann Udo dem Kaiſer in Sachſen ſehr viele Anhänger, und es entſtand endlich ein allgemeines Verlangen unter dem jüngern Geſchlecht, welches die Feindſchaft ſeiner Väter gegen Heinrich nicht theilte, eine Sehnſucht den Kaiſer in Sachſen zu ſehen, ſo daß das ganze Land wie umgewandelt war.

Heinrich gedachte dieſe ihm günſtige Stimmung zu benutzen und ſchrieb deshalb eine Kirchenverſammlung nach Mainz auf die zweite Woche nach Oſtern an. Die Anhän-

ger Gregorß fürchteten davon Alles für ſich und kamen deshalb zuvor, indem ſie in der Oſterwoche eine Kirchenverſammlung zu Quedlinburg hielten, die ſie eine allgemeine nannten, obgleich wenig Biſchöfe ſelbſt ihrer Partei zugegen waren. Auch der König Hermann war dabei, nebſt ſeinem geringen Anhange, in welchem der Markgraf Eckbert und die beiden Söhne Ottos von Nordheim, Heinrich der Dicke und Konrad von Beuchlingen, die vorzüglichſten waren. Alle Beſchlüſſe wurden in Gregorß Geiſte gemacht. Zuletzt der Gegenpapſt Clemens III. mit ſeinen Anhängern feierlich verdammt. Kurz darauf verfuhr Heinrichs Partei in Mainz auf der Kirchenverſammlung, bei welcher der Kaiſer ſelbſt zugegen war, ebenſo mit Gregor und Hermann und ihrem Anhang. Und ſo ſtand das Feuer des Haſſes und der Zwietracht wieder in vollen Flammen.

Kurz darauf am 25. Mai ſtarb in Salerno, wohin er zu flüchten gezwungen geweſen war, Papſt Gregor VII. Heinrich wurde dadurch von neuen Hoffnungen erfüllt und glaubte einen neuen Feldzug nach Sachſen mit Vortheil thun zu können. Er kam Anfangs Juli ungehindert bis Magdeburg und hielt in dieſer Stadt einen feierlichen Einzug. Die Einwohner hießen ihn freudig willkommen und Alles ſtrömte ihm zu. Der König Hermann floh mit dem Erzbiſchof Hartwig von Magdeburg und dem Biſchof Burchard (Bucco) von Halberſtadt über die Elbe zu den Dänen. Faſt alle Sachſen und Thüringer ergaben ſich dem Kaiſer. Aber bald mirnten die Sachſen neue Urſache zu Klagen über Heinrich zu haben. Er beſetzte die Stellen ſeiner geiſtlichen Gegner mit ihm ergebnen Männern, und dies miſſfiel. Er gab die eingezogenen oder an Andre verliehenen Güter nicht zurück, und das miſſfiel noch mehr. Er erfüllte nicht alle an ihn geſtellten Anforderungen an Belohnungen u. ſ. w. und dies miſſfiel am meiſten. Man ſchrie, er erfülle ſeinen dem Biſchof Udo von Hildesheim hinſichtlich ihrer alten Rechte geleiſteten Schwur nicht, und alle wurden unzufrieden. Die Freunde des Königs Hermann benutzten dieſe Stimmung zu neuen Aufhetzungen, und vorzüglich war es der Markgraf Eckbert von Thüringen und Meiſen, ein junger, kühner, ehrgeiziger Mann, begierig unter ſeinen Landsleuten die Stelle Ottos von Nordheim einzunehmen, welcher die Sachſen und Thüringer wiederum unter die Waffen gegen den Kaiſer brachte und den kaum erſtickten Funken der Feindſchaft zur wilden Flamme des Aufruhrs anfachte. Heinrich entfloh mit den von ihm eingeſetzten Biſchöfen nach Franken, Hermann kehrte mit ſeinen Anhängern nach Sachſen zurück. Aber am 11. Februar 1086 ſtand Heinrich ſchon wieder mit einem Heere zu Wehmar (jedenfalls Wechmar bei Gotha) in Thüringen und ließ über den Markgrafen Eckbert ihre (Gerichte halten. Der junge Fürſt wurde, weil er den dem Kaiſer geſchworenen Eid der Treue gebrochen, die Fahne des Aufruhrs gegen denſelben erhoben und Angriffe auf Ehre und Leben deſſelben gewagt habe, in die Reichsacht erklärt und ihm alle ſeine Güter, Leben und Alloda abgeſprochen; und über einen Theil derſelben verfügte Heinrich ſogleich.

Der Kaiſer ſtreifte verwüſtend durch Thüringen und Sachſen, ohne günſtige Erfolge zu erzielen. Um dieſe Zeit fielen die Baiern von ihm ab und hielten ſich zu ihrem Herzog Welf, und vergebens eilte der Kaiſer aus Thüringen nach Regensburg. Bald war er wieder von allen Fürſten ſo verlaſſen wie jemals. Außer ſeinem Schwiegerſohne, dem Herzog Friedrich von Schwaben (Hohenſtaufen), hielt der allzeit getreue Herzog Wratislav von Böhmen an ihm feſt, welchen er deshalb vom Erzbiſchof Egilbert von Trier zu Prag zum König von Böhmen krönen ließ.

Heinrichs Feinde im Norden und Süden Deutſchlands dachten zu derſelben Zeit daran, ihre Macht zu vereinigen und zum Stützpunkt derſelben Würzburg einzunehmen. Im Monat Juli kam der Herzog Welf mit den Baiern und Schwaben, und der König Hermann in Begleitung des Markgrafen Eckbert mit den Sachſen und Thüringern. Vergebens ſuchte Heinrich durch einen Anfall auf Welf die Vereinigung beider zu hindern. Die Belagerung Würzburgs gelang, und der Kaiſer, dem an der Erhaltung dieſer Stadt ſehr viel gelegen war, ſuchte und fand in ſeiner Bedrängniß Hülfe bei den Rheinſtädten. Mit einem anſehnlichen Heere griff er die Belagerer an, ward aber in einer blutigen Schlacht bei Bleichfeld in der Nähe Würzburgs geſchlagen und mußte flüchtig werden (11. Auguſt). Die Stadt kam am folgenden Tage in die Hände der Sieger. Sie ſetzten den Biſchof Adelbero wieder ein und zogen heim. Kaum waren ſie fort, ſo kam Heinrich wieder, nahm die Stadt, verjagte Adelbero abermals und gab das Bisthum ſeinem Biſchof Reginhard zurück.

Hierauf ein zweck- und nutzloſes Hin- und Herreiben, im Winter ein erfolgloſer Zug Heinrichs nach Baiern, und eine Erſchlaffung in allen Verhältniſſen, die nach ſolchen Vergängen nicht Wunder nimmt. Der König Hermann, nach der Schlacht bei Bleichfeld in Schwaben ohne Würde und Anerkennung, kehrte voll Verdruß zu den Sachſen zurück, wo es ihm kaum beſſer erging.

Im Herbſte 1087 unternahm der Kaiſer, obgleich krank, wiederum einen Heerzug nach Sachſen, und der König von Böhmen ſandte ihm ein Hülfsheer. Markgraf Eckbert, vielleicht neidiſch auf die Königswürde Hermanns, vielleicht begierig ſeine Beſitzungen wieder zu erhalten, vielleicht auch bedacht, die Sachſen und Thüringer durch Liſt von der Furcht vor den Böhmen zu befreien, bot dem Kaiſer ſeine Unterwerfung an, wenn er ſich bis Hersfeld zurückziehen würde. Heinrich zog ſich dahin zurück, und Eckbert erſchien in Hersfeld reumüthig vor ihm und erhielt ſeine Güter wieder. Der Kaiſer glaubte damit den Sieg gewonnen zu haben und entließ ſein Heer. Aber ſogleich machten ſich der Erzbiſchof Hartwig von Magdeburg und der Biſchof Burchard (Bucco) von Halberſtadt, dieſer gefährlichſte und unverſöhnlichſte Feind Heinrichs, an den jungen ehrgeizigen Markgrafen und bearbeiteten ihn mit Drohungen und Verſprechungen ſo lange (ja ſie verſprachen ihm zum Reiche zu verhelfen), bis er dem Kaiſer die wenige Tage zuvor gelobte Treue wieder aufſagen ließ, und Heinrich ging aufs Aeußerſte erbittert über dieſe Treuloſigkeit an den Rhein, da ihm die Macht, ſie zu rächen, fehlte.

Der ehrgeizige Eckbert wollte die erhaltenen Anſprüche auf die Königskrone ſchnell geltend machen; er erbot ſie deshalb in einer Verſammlung der ſächſiſchen und thüringiſchen Fürſten, welche der König Hermann zu Weihnachten 1087 in Sachſen hielt, wurde aber damit von den Fürſten zurückgewieſen, und die Biſchöfe von Magdeburg und Halberſtadt liefen ihn im Stich. Enttäuſcht, beſchämt und erbittert verließ er wieder die Partei der Sachſen und hielt wieder zum Kaiſer oder ſtellte ſich wenigſtens ſo, indem er verderbend in das Gebiet des Biſchofs Burchard von Halberſtadt einfiel, um an dieſem falſchen Prieſter Rache zu nehmen. Der bedrängte Biſchof erbielt durch Unterhandlung einen kleinen Waffenſtillſtand vom Markgrafen, und es ward ausgemacht, daß während deſſelben eine friedliche Unterhandlung in der Woche vor dem Palmſonntage zu Goslar ſtatt finden ſollte. Dahin verfügte ſich der Markgraf Eckbert; auch der Biſchof Burchard erſchien vor dem feſtgeſetzten Tage,

aber von seinem bewaffneten Lebensleuten umgeben. Auch kamen so viel mächtige Freunde des Bischofs und unter diesen der Erzbischof von Magdeburg, daß der Markgraf Verdacht schöpfte und die Bürger von Goslar, die, wie alle Städter, dem Kaiser ergeben waren, im Namen und als Anhänger desselben zu einem Aufstand gegen die in ihren Mauern weilenden Feinde des Kaisers bereiteten. Er brach in der Nacht furchtbar los, und der Bischof Burchard wurde dabei erschlagen (6. April 1088). Dieser unvorhergesehene Umstand vermochte den Erzbischof von Magdeburg aus Furcht vor Eckbert sich dem Kaiser zu unterwerfen.

Zu derselben Zeit näherte sich der König Hermann, in der letzten Weihnachtszusammenkunft mit den sächsischen Fürsten zu der traurigen Ueberzeugung gekommen, daß er nichts als der traurige Spielball in den Händen dieser treulosen Männer sei, ebenfalls dem Kaiser, leistete Verzicht auf das Königthum und fand bald darauf seinen Tod. — Und so ward der Kaiser plötzlich von mehreren seiner bedeutendsten Gegner befreit.

13.

Eckberts wiederholte Treulosigkeit und Tod.

Der Kaiser Heinrich sollte sich nicht dieser ihm günstigen Umstände freuen. Während Herzog Welf von Baiern sich durch Verrätherei Augsburgs bemächtigte und mit grausamer Härte gegen die Einwohner verfuhr, während ein großes Sterben in ganz Deutschland unzählige Menschen hinraffte (auch die Kaiserin war zu Ende des vorigen Jahres gestorben), sann der Markgraf Eckbert neuen Verrath und Empörung unter den Sachsen gegen den Kaiser; denn sein wilder Ehrgeiz konnte die ihm versprochene Krone nicht vergessen. Es ist wahrscheinlich, daß sein Rachezug gegen den Bischof Burchard im Namen des Kaisers nichts als eine Heuchelei war; denn so wie er die Unterwerfung des Erzbischofs Hartwich erfuhr, stand er sogleich wieder als Empörer gegen den Kaiser, ohne daß man eine Veranlassung zu dieser neuen Treulosigkeit entdecken konnte.

Heinrich verreiste nach Sachsen, theils um sich seiner Freunde dort zu vergewissern, theils um den Markgrafen Eckbert mit dem Schwerte von seinem frevelhaften Beginnen abzuhalten. Auf einem öffentlichen Tage, welchen Heinrich in Sachsen hielt, wurden dem Markgrafen abermals, wie früher zu Werdmar, seine Besitzungen abgesprochen. Der Kriegszug des Kaisers selbst, wahrscheinlich gegen den Markgrafen, war nicht glücklich; er wurde gezwungen von der Belagerung einer Stadt (wahrscheinlich Merseburg) mit Zurücklassung der Reichsinsignien abzuziehen und zurückzukehren. Auf diesem Rückzuge belagerte er im August die Burg Gleichen bei Erfurt, Eckberts Eigenthum, mit einem bedeutenden Heere, worin sich außer vielen andern vornehmen Sachsen auch der Herzog Magnus und der Erzbischof Hartwich von Magdeburg befanden. Die Belagerung zog sich sehr in die Länge. Unterdessen trieb Eckbert wahrscheinlich die Böhmen aus Sachsen und ging dann, um Quedlinburg zu belagern, in welcher Stadt sich des Kaisers Schwester und spätere Gemahlin befanden. Er verwüstete die Gegend rings umher auf die grausamste Weise. Um diesem Greuel Einhalt zu thun und die Freiheit der beiden Frauen zu retten, sandte der Kaiser den Erzbischof an den Markgrafen ab, in der Meinung daß der Ernst der erbitterste Feind des letztern sein müsse. Aber Hartwich hielt heimlich zu Eckbert und gab ihm Kunde. Während er sich nun anstellte als suche er den Markgrafen, ging er westlich um den Harz, wo dieser nicht war, und Eck-

bert ging ſüdlich am Harze hinweg in Eilmärſchen auf ſeine Burg zu, welche er Tags vor dem Weihnachtsfeſte erreichte. Die Sonne ging eben unter, und das mit der Abendmahlzeit beſchäftigte kaiſerliche Heer dachte an nichts weniger als an einen Ueberfall, als ſich mit dem Rufe. Der Markgraf ſei mit einem mächtigen Heere da, Schrecken und Furcht unter denſelben verbreitete. Ehe die Krieger zu den Waffen greifen konnten, war der Feind mitten unter ihnen, und das wilde Gemetzel dauerte bis tief in die Nacht. Der Kaiſer entkam durch Flucht nach Bamberg, aber eine große Anzahl ſeiner Anhänger fand den Tod und darunter die beſten Männer, wie der Biſchof Liemar von Bremen. Eckbert gewann außer vielen Gefangenen eine große Beute.

Nach dieſer ſiegreichen Schlacht war der junge, kühne und wortbrüchige Markgraf Herr in Thüringen und Sachſen. Aber gerade ſein Glück, verbunden mit ſeiner Doppelzüngigkeit und ſeinem rückſichtsloſen Verfahren entfremdete ihm alle Edlen dieſer Länder. Er ſtand allein, beneidet und gehaßt. Der Kaiſer gab die Oſtmark (d. h. die thüringiſche; denn die meißniſche hatte er ſchon dem König Wartislav von Böhmen gegeben) an einen Heinrich, welches wohl Heinrich von Eilenburg iſt. Dieſen bekriegte nun Eckbert, ward aber geſchlagen und mußte fliehen. Eben ſo erging es ihm im Kampfe gegen den mächtigen Grafen Wigbert von Groitſch. Dieſe Kämpfe fielen in die erſten Monate des Jahrs 1089. Noch erbitterter und verwüſtender fiel er in demſelben Jahre in das Gebiet des Biſchofs Udo von Hildesheim, des Anhängers des Kaiſers, verbreitete Tod und Verderben, Schrecken und Angſt; ja er bekam ſogar den Biſchof ſelbſt gefangen und gab ihn nur gegen das Verſprechen — wofür er Geißeln ſtellen mußte — ihm Hildesheim zu übergeben, frei; denn der Kaiſer nahte mit einem Heere. Udo hielt ſein Verſprechen nicht und Eckbert ließ einen der Geißeln im Angeſicht der Bürger enthaupten, daß aus Furcht vor Heinrichs Heer, die Belagerung der Stadt auf und zog davon.

Im Sommer des folgenden Jahres (1090) gedachte der Markgraf Hildesheim wieder zu belagern und Rache am Biſchof zu nehmen. Er hatte ſein Heer verabredetermaßen und mit wenigen Getreuen die Heerſtraße verlaſſend einen Seitenweg durch einen ſchattigen Wald eingeſchlagen. In der drückendſten Mittagshitze ruhten ſie auf einer Matte und gönnten ſich Raſt. Hier wurden ſie plötzlich von Bewaffneten im Schlafe überfallen — jedenfalls Freunden des Kaiſers — und der junge Markgraf fand nach tapferer Gegenwehr den Tod. Niemand in Sachſen betrauerte den gefährlichen Mann, und der Kaiſer war wieder eines ſeiner ſchlimmſten Gegner durch den Tod entledigt. [32].

16.

Ludwig der Springer, Graf in Thüringen.

Graf Ludwig, Sohn Ludwig des Bärtigen, wird, wie ſchon erwähnt, ſelten in den ſeinem Vaterlande ſo verderblichen Händeln genannt. Die Geſchichte weiß wenig von ihm zu erzählen; ſie hat nicht einmal den Namen ſeiner erſten Gemahlin aufbewahrt. Er ſcheint bald Anhänger, bald Gegner Heinrichs IV. geweſen zu ſein. Als nämlich der Kaiſer im Jahre 1060 wiederum nach Italien ging, wie im folgenden Abſchnitt erzählt werden wird, ward ſein Anhänger, der Biſchof Walttram von Naumburg unter den thüringiſchen Fürſten für ihn. Er ſchrieb auch einen Brief an Graf Ludwig den Salier und ſuchte darin denſelben zu des Kaiſers Partei hinüber zu ziehen.

Diesen Brief ließ Graf Ludwig vom Bischof Stephan von Halberstadt abschläglich beantworten. In dieser Antwort werden Heinrich IV. und Bischof Waltram Ketzer genannt.

Um das Jahr 1088 heirathete Graf Ludwig die Wittwe Friedrichs von Brena, Adelheid. Friedrich war der Sohn des Pfalzgrafen Friedrich von Sachsen, der im sächsisch thüringischen Kriege oft genannt wird, und wurde schon im Jünglingsalter mit jener Adelheid, der Tochter des Markgrafen Udo von Stade, vermält. Aber schon im vierten Jahre dieser Ehe wurde der junge Graf in der Nähe seines Hofes Aplizi (spätere Geschichtschreiber nennen die Burg Schriplitz) von drei Männern aus dem Hinterhalte überfallen und ermordet (3 Febr. 1087). Diese waren die Gebrüder Dietrich und Adalrich von Dedenleibe (Dedenleben, Deutleben) und Reinhard von Rinnstide (Reinstedt), welche ungestraft entkamen. Aus was für Ursach oder auf wessen Anstiften sie diesen Mord begangen hatten, konnte Niemand mit Gewißheit angeben. Die Leiche brachten die Leute des jungen Grafen nach dem Kloster Goseck, wo sie begraben wurde. Bald darauf gebar Adelheid einen Sohn, den sie nach dem erschlagenen Vater Friedrich nannte, und vermälte sich nach Ablauf der Trauerzeit mit dem Grafen Ludwig dem Salier, der wahrscheinlich damals schon auf der Wartburg saß oder doch bald darauf seinen Sitz dort aufschlug. Adelheid wurde vom Grafen Ludwig Mutter zweier Söhne Heinrich Raspe und Ludwig, welcher nachher Landgraf von Thüringen wurde. Mit diesen wuchs ihr Sohn Friedrich auf bis in sein zwanzigstes Jahr. Der alte Pfalzgraf Friedrich, sein Großvater, starb 1088.

Als Jüngling entzweite sich Graf Friedrich mit seinem Stiefvater, dem Grafen Ludwig dem Salier, der ihm sein väterliches Erbe vorenthielt, und forderte ihn zu Merseburg zum Zweikampf, der aber durch Heinrichs V. Dazwischenkunft vereitelt wurde. Doch begünstigte der König später selbst diese Feindschaft, und Friedrich beunruhigte Ludwig und die sächsischen Fürsten sehr [[illegible]].

17.

Heinrich IV. letzte Lebensjahre. Der Abfall seiner Söhne von ihm. Sein Tod.

Sachsen und Thüringen gehorchten nach so schweren Kämpfen endlich dem Kaiser, aber tief waren die Wunden, welche der lange und blutige Krieg diesen Ländern geschlagen hatte. Die weltlichen, wie die geistlichen Fürsten waren ihm hier, wie fast in allen deutschen Ländern — Baiern und Schwaben ausgenommen — ergeben. Nur in diesen beiden dauerte der Kampf des Herzogs Welf und seiner Anhänger gegen Heinrich fort. Aber der Streit der Kirche dauerte fort, und zwei Päpste verdammten sich gegenseitig. Urban II. saß auf Gregors Stuhl und erneuerte den Bannstuch gegen den Kaiser; Clemens III. war das Geschöpf Heinrichs und seiner Partei. Schlimme Verwicklungen riefen den Kaiser wieder nach Italien (1090), die noch schlimmer wurden durch den Abfall Konrads, des ältesten Sohnes Heinrichs, welcher, als König von Italien in diesem unseligen Lande zurückgelassen (1092), von des Kaisers Feinden verlockt wurde, indem sie ihm seinen Vater als einen von der Kirche Verdammten darstellten. Dieses Unglück führte den Kaiser 1093 nach Italien zurück, wo er bis zum Jahre 1096 verweilte. Die wilden Kämpfe hatten sich abgetobt und die ihnen folgende Abspannung begnügte sich mit Intriguen.

In diese Zeit (1095) fiel der Ursprung eines sehr wichtigen geschichtlichen Moments, der Kreuzzüge, welche zuerst vor Frankreich

ausgingen und anfangs Deutſchland gar nicht berührten.

Die Umſtände führten auch eine Ausſöhnung des alten Herzogs Welf von Baiern mit dem Kaiſer herbei, und nachdem dieſer hartnäckige Gegner zu ihm übergetreten war, herrſchte Ruhe im deutſchen Reiche. Dieſe benutzte der Kaiſer, um den von ihm abgefallenen Sohn Konrad des Reichs verluſtig, und ſeinen zweiten achtzehnjährigen Sohn Heinrich zum deutſchen König erklären zu laſſen, welches zu Ende des Jahres 1098 auf einem öffentlichen Tage zu Cöln geſchah. (Konrad ſtarb 1101 im Elend zu Florenz). Aber ſchon waren alle Anhänger des apoſtoliſchen Stuhles im Stillen geſchäftig die Gemüther gegen den mit dem Bannfluch (welchen der Papſt Paſchal II., Urbans II. Nachfolger, 1099 erneuert hatte) beladenen Kaiſer aufzuregen, und es gelang ihnen nur zu gut, dem alternden Heinrich noch einen gräßlichen Schmerz zu bereiten, eh' er zu ſeinen Vätern hinab ging. Sie verfuhren nämlich auch ſeinen zweiten Sohn, den König Heinrich, indem ſie ihm den Vater als einen Verfluchten hinſtellten, dem Niemand Treue zu halten ſchuldig ſei, und ihm ſelbſt die Herrſchaft zuſagten. Der König Heinrich verſchwor ſich mit den Feinden ſeines Vaters, den Anhängern des apoſtoliſchen Stuhls, gegen denſelben. Auf einem Zuge nach Sachſen, wo ſich der böſe Geiſt der Widerſetzlichkeit, von den Anhängern des römiſchen Stuhles genährt, wieder zu regen begann, begleitete der König ſeinen Vater, verließ ihn aber heimlich in Fritzlar und ging nach Baiern, wo er von den Großen feierlich empfangen und gleichſam im Triumphe nach Regensburg geführt wurde (December 1104). Der Kaiſer, vom furchtbarſten Schmerze niedergebeugt, kehrte um und vertrauerte das Weihnachtsfeſt in Mainz. Von Regensburg zog der König Heinrich V. mit dem Segen des Papſtes Paſchal II. nach Thüringen, nahm unterwegs Nürnberg ein und wurde in Erfurt vom Erzbiſchof Ruthard von Mainz als König begrüßt. Unterdeſſen hatten ſich die ſächſiſchen Fürſten in Quedlinburg verſammelt, und, von ihnen eingeladen, begab ſich der König zum Oſterfeſt (1105) dahin und zog als Büßender barfuß ein. Die Häupter der Verſchwörung in Baiern waren ihm vorangeeilt und machten ihm Bahn zum Throne. Auf ſeiner Weiterreiſe nach Halberſtadt, Hildesheim und Goslar fiel ihm das ſächſiſche Volk zu. Der Erzbiſchof von Mainz und ein päpſtlicher Legat, welche ihn begleiteten, reformirten alle geiſtlichen Angelegenheiten im römiſch-päpſtlichen Sinne, und wer von den Kirchenfürſten ſich nicht unterwerfen wollte, mußte flüchten, wie der Biſchof Udo von Hildesheim. Nach Goslar ſtrömten eine Menge ſächſiſcher Fürſten, und hier wurde eine Kirchenverſammlung verabredet, welche zu Pfingſten in Nordhauſen gehalten werden ſollte. Der König wurde dazu eingeladen und begab ſich dahin, ſo wie eine große Menge geiſtlicher und weltlicher Herren. Hier wurden alle Geiſtlichen, welche vom Kaiſer Ring und Stab erhalten hatten, der Simonie beſchuldigt und verfolgt, die verheiratheten abgeſetzt. Alle, welche von den ſogenannten falſchen Biſchöfen (des Kaiſers Anhängern) geweiht waren, mußten ſich von den katholiſchen noch einmal weihen laſſen. Der König erſchien auch hier im Bußgewande und ertheilte manchen Beichtlöſſen ſeine Zuſtimmung, andre, welche die wilde Leidenſchaft des Augenblicks eingegeben hatte, wieß er zurück. Mit Thränen im Auge rief er Gott zum Zeugen an, daß er nicht geſonnen ſei, ſeinen Vater vom Reiche zu verdrängen, im Gegentheile bemitleide er denſelben wegen ſeiner Hartnäckigkeit. Wenn er ſich dem heiligen Petrus und deſſen Statthalter unterwerfen wolle, werde er, der König, ihm das Reich

sogleich zurück geben und ihm gehorchen. Die Rührung, welche diese Worte in der Versammlung hervorriefen, wurde dadurch vermehrt, daß die Bischöfe Udo von Hildesheim, Friedrich von Halberstadt und Heinrich von Paderborn, welche noch zum Kaiser gehalten hatten, in die Versammlung traten und sich dem apostolischen Stuhle unterwarfen.

Der Kaiser rüstete sich in Mainz gegen den Sohn; der König zog mit einem sächsischen Heere dem Vater entgegen. Es kam zu keiner Schlacht, und im Heere des Königs entstanden Parteien. Viele mochten sich des abscheulichen Unternehmens schämen. Ein Theil des Heeres ging nach Thüringen zurück; der andre Theil scheint ihn im August in Nürnberg verlassen zu haben, und der König begab sich nach Baiern, von wo die Verschwörung ausgegangen war. Sein Vater verfolgte ihn und hätte ihn in Regensburg fast gefangen genommen. Aber obgleich vom Herzog Borivoi von Böhmen und dem Markgrafen Leitpold von Oesterreich unterstützt, ward der Kaiser durch Verrätherei dieser beiden doch gezwungen das Heer heimlich zu verlassen und durch Böhmen nach Mainz zu entfliehen. Der fernere Verlauf dieses naturwidrigen Krieges führte bei Coblenz zu einer Aussöhnung des Vaters und Sohns (wobei der alternde kummervolle Kaiser dem Könige zu Füßen fiel und ihn bei göttlichen und menschlichen Gesetzen weinend beschwor, von diesem Frevel abzulassen, und auch der König heuchlerische Thränen vergoß) und gleich darauf zu einer Verhaftung des Kaisers, als er sich vertrauensvoll nach Mainz zu einer Fürstenversammlung begeben wollte, um sich der Kirche zu unterwerfen. Vom treulosen Sohne auf der Burg Beckelheim gefangen gehalten, wurde der unglückliche Vater so gedemüthigt, daß er auf einer Versammlung zu Ingelheim, tief zerknirscht und auf das Unwürdigste behandelt, dem Reiche zu Gunsten seines unkindlichen Sohnes entsagte. Heinrich V. wurde darauf in Mainz am 3. Januar 1106 mit den Königsinsignien bekleidet. Der Kaiser entfloh, von seinen Anhängern, den Stadtern, unter welchen eine große Gährung war, aus der Gefangenschaft gerettet, nach Cöln und von da nach Lüttich, wo er großen Zulauf hatte. Der König verfolgte ihn mit einem Heere, ungeachtet der rührendsten Bitten des Vaters; dieses Heer ward aber von den Anhängern des Kaisers, an der Maas geschlagen. Es floh bis nach Mainz, und Cöln nahm kurz nach Ostern den schwer gebeugten Kaiser mit Jubel auf. Der König sammelte sein Heer wieder und zog gegen Cöln, um es zu belagern. Aber am 7. August 1106 starb Heinrich IV., 56 Jahre alt, von den letzten trüben Ereignissen aufgerieben. Er hatte durch das schwerste und furchtbarste Unglück seine Fehler gebüßt, die ja doch seine verkehrte Erziehung verbrigeführt hatten. — Der falsche hartherzige Heinrich V. war nun König des deutschen Reichs.

Drittes Kapitel.

Der Weimarische Erbfolgestreit und Heinrich V. Regierung.

1.

Der Pfalzgraf Siegfrid bei Rhein und sein Anhang in Thüringen und Sachsen. — Verschwörung gegen Heinrich V.

Heinrich V. erkannte bald die Falschheit seiner Freunde und wurde Gegner des Papstes und der Sachsen. Der neue Kampf mit den letztern entspann sich folgendermaßen. Im

Jahre 1107 beſchuldigte der vormalige Herzog Heinrich von Lotharingen den Pfalzgrafen Siegfrid bei Rhein beim Könige, er habe zu einem Aufſtande gegen den König gerathen, und dieſer ließ, ohne den Pfalzgrafen weiter zu hören, denſelben gefangen nehmen und dem Biſchofe von Würzburg zur Haft übergeben. Als Heinrich V. 1111 mit der Kaiſerkrone geſchmückt, von Rom heimgekehrt war und das Weihnachtsfeſt zu Goslar feierte, ſetzte er den Pfalzgrafen nicht nur in Freiheit, ſondern überhäufte ihn auch mit Gnadenbeweiſen, um das an ihm begangne Unrecht wieder gut zu machen, und hielt ihm ſogar einen Sohn über die Taufe. Bald darauf ſtarb der Graf Udalrich (Ulrich) von Weimar ohne Leibeserben als der letzte Sproß der alten Grafen von Orlamünde, und der Kaiſer zog, wie ſein Recht klar beſagte, die Beſitzungen des verſtorbenen Grafen als heimgefallnes Reichslehn ein und vereinigte ſie mit den Gütern der Krone. Dagegen erhob nun jener Siegfrid, Pfalzgraf bei Rhein, Widerſpruch, behauptend er ſei der Erbe der Güter des verſtorbenen Grafen von Weimar. Siegfrid war nämlich der Sohn des Grafen Adelbert von Ballenſtedt und Adelheids, Adelberts Gemahlin, Tochter des Markgrafen Otto von Meißen (Grafen von Orlamünde). Dieſer Otto aber war des verſtorbenen Grafen Udalrich von Weimar Großoheim geweſen. Der Kaiſer nahm auf dieſen Widerſpruch keine Rückſicht. Die Erblichkeit der Lehen war zwar allmälig in Gebrauch gekommen, aber durchaus auf kein Geſetz geſtützt, vielmehr beſtand das alte Geſetz, daß nach dem Tode des Lehensträgers das eröffnete Lehen an die Krone zurückfiel. Doch waren im Laufe der Zeiten Lehen und Alode ſo mit einander vermiſcht worden, daß man ſie nicht mehr zu unterſcheiden vermochte. Der Pfalzgraf Siegfrid mochte ſich im guten Recht glauben und um ſo mehr auf Erfüllung ſeiner Erbansprüche rechnen, als ihn der Kaiſer mit Gnadenbeweiſen und Verſprechungen erfreut hatte. Als nun dieſer, der offenbar Recht hatte, ſich dennoch weigerte, eilte Siegfrid nach Thüringen und Sachſen und erhob bei den Fürſten dieſer Länder ſo bittre Klage und Beſchwerde wider den Kaiſer und wußte die Sache ſo geſchickt zu ſeinen Gunſten darzuſtellen, daß er bald mächtigen Anhang fand.

Zum Unglück des Kaiſers empörte ſich faſt die ganze Geiſtlichkeit wegen der von ihm am Papſt Paſchal verübten Gewaltthätigkeit gegen ihn, und da der Papſt ſich ihm urkundlich verpflichtet hatte, ihn nicht mit dem Bann zu belegen, ſo that es der Erzbiſchof Guido von Vienne mit einer Verſammlung von Geiſtlichen und mit Bewilligung des Papſtes. Durch dieſen Bannfluch wurden die Gemüther von ihm abgewendet und beſonders das ſeines ehemaligen Kanzlers Adelbert, den er zum Erzbiſchof von Mainz erhoben und mit Wohlthaten überhäuft hatte. Auf die erſte Nachricht von der Treuloſigkeit dieſes Mannes, ließ ihn der Kaiſer verhaften, wodurch er ſeine Angelegenheit aber nur verſchlimmerte.

Dieſe Händel leiſteten dem Pfalzgrafen Siegfrid Vorſchub. Es verbanden ſich mit ihm der Herzog Lothar von Sachſen und der Markgraf Rudolf von der Nordmark, welche der Kaiſer kurz vorher wegen gewaltthätiger Gefangenſetzung des Grafen Friedrich von Stade gezüchtigt und abgeſetzt, auf ihre demüthige Unterwerfung aber wieder eingeſetzt hatte, die jedoch den Groll deshalb nicht vergeſſen hatten, ferner der Pfalzgraf in Sachſen Friedrich von Sommerſeburg, der tapfre Graf Wigbert von Groitſch, deſſen Mutter, wie die des Pfalzgrafen Siegfrid, eine Tochter des Markgrafen Otto von Meißen geweſen war, und der Graf Ludwig der Salier von Thüringen; endlich die Schwiegermutter des Herzogs Lothar, die mächtige Gertrud, Wittwe des Markgrafen Heinrichs

des Dicken von Friesland. Ludwig von Thüringen und Wigbert von Groitsch hatten ebenfalls persönliche Gründe mit dem Kaiser zu grollen; der Erstere, weil sein Stiefsohn, der junge Graf Friedrich von Goseck am kaiserlichen Hofe in der Feindseligkeit gegen ihn bestärkt wurde, der Letztere, weil der Kaiser ihn hart bekriegt hatte. Zwei Jahre vorher war nämlich Wigberts Sohn, Wigbert der Jüngere von Groitsch, in den Kriegshändeln in Böhmen, dessen vertriebenen Herzog Borivoi, seinen Schwager, Wigbert der Aeltere unterstützte, vom Kaiser, der Borwoi's Bruder Wladislav beistand, gefangen genommen und auf die Burg Hammerstein festgesetzt worden, und Wigbert der Vater hatte den Sohn nur mit reichen Besitzungen, Land und Städten, loskaufen können, mit welchen der König seinen vertrauten Freund, den Grafen Hoier von Mansfeld beliehen hatte. Drauf hatte der König den freigelassenen Wigbert den Jüngern mit Elarisberge in Thüringen belehnt. Im Jahre 1112, wann sich eben der weimarsche Erbstreit entspann, überzog der Kaiser den Grafen Wigbert von Groitsch den Vater mit Beistand des neuen Böhmenherzogs Wladislav, wahrscheinlich von Böhmen aus, mit Krieg, und Wigbert der Sohn stand zum Kaiser gegen den eignen Vater. Dieser aber hatte sich in Groitsch gut verschanzt und brachte den ihn angreifenden Böhmenherzog einen Verlust von fünfhundert Mann bei, so daß der Kaiser entmuthigt nach acht Tagen wieder abzog, und Wigbert der Jüngere wieder zu seinem Vater zurückkehrte. Kaum war dieses geschehen, so kam der Pfalzgraf Siegfrid mit seiner Klage gegen den Kaiser nach Sachsen, seinem Vaterlande, und Wigbert von Groitsch der Aeltere verband sich unverzüglich mit ihm, um Rache am Kaiser zu nehmen.

Sobald dieser Kunde von der in Sachsen gegen ihn angezettelten Verschwörung erhalten hatte, ohne die Größe derselben übersehen zu können, so erließ er eine Bekanntmachung: er werde das Weihnachtsfest zu Erfurt begehen. Dadurch wollte er erfahren, was an der Sache wahr sei. Und er erfuhr es. Denn nach alter Sitte hätten die ihm getreuen thüringischen und sächsischen Fürsten an seinem Hoflager erscheinen müssen, um dadurch den Glanz des Festes zu heben; aber es kam keiner der Verschworenen, so daß der Kaiser volle Gewißheit über die Gesinnung derselben erhielt. Und rasch zur That, wie er war, fiel er noch während des Festes über ihre Besitzungen her, um sie zu verwüsten. Dieses Schicksal betraf höchst wahrscheinlich die Güter des Grafen Ludwig von Thüringen, welche Erfurt zunächst lagen. Sobald der Kaiser eine größere Streitmacht beisammen hatte, wandte er sich gegen den Bischof Reinhard von Halberstadt, welcher der Verschwörung ebenfalls beigetreten war, und belagerte dessen Veste Hornburg, die er eroberte und zerbrach, obgleich der Pfalzgraf Siegfrid und die Grafen Wigbert von Groitsch und Ludwig von Thüringen mit Heeresmacht herbeigeeilt waren, um die Burg zu entsetzen. So wenig sie die Eroberung derselben hatten hindern können, eben so wenig konnten sie den Kaiser von der Einnahme und Zerstörung Halberstadts und der Umgegend abhalten. Diese Strenge des Kaisers vermochte den Bischof Reinhard zur Unterwerfung; hierauf scheint Ludwig der Salier entmuthigt in seine Heimath zurückgekehrt zu sein. Der Pfalzgraf Siegfrid und der Graf Wigbert wurden aber vom Grafen Hoier von Mansfeld überfallen, wobei Siegfrid tödtlich verwundet wurde, und Wigbert in die Gefangenschaft des Kaisers gerieth, der ihn in Leipzig, das ihm ehemals gehört hatte, in strenger Haft hielt.

2.

Heinrichs V. Strenge und deren Folgen.

Aus dem Verlauf der Begebenheiten geht hervor, daß Graf Ludwig von Thüringen den Kaiser höchst wahrscheinlich mit einer Unterwerfung beschickte, die von diesem vielleicht stillschweigend angenommen wurde, so daß sich der Graf in der Gnade des Kaisers glaubte und nichts für seine persönliche Sicherheit besorgte. Graf Wigbert der Aeltere soll bald darauf auf einem öffentlichen Tage zu Würzburg vom Kaiser und von den versammelten Fürsten zum Tod verurtheilt und nur dadurch gerettet worden sein, daß der mit der Enthauptung desselben beauftragte Krieger zauderte. Diese ganze Angabe klingt sagenhaft und unhistorisch. Gewiß ist, daß die beiden Söhne Wigberts, Wigbert der Jüngere und Heinrich, durch Abtretung aller ihrer Besitzungen an den Kaiser, ihren Vater zwar vom Tode, aber nicht aus der Gefangenschaft erretteten, in welcher er drei Jahre schmachten mußte. Die beiden Söhne begaben sich, empört über des Kaisers Verfahren, zu den Sachsen und wurden deshalb geächtet. Sie trieben sich in Wäldern und Schlachten herum und nährten sich von Beraubung der Landstraße.

Die ganze Verschwörung schien unterdrückt, und der Kaiser feierte am 7. Januar 1114 sein Beilager mit seiner Gemahlin Mathilde zu Mainz, wozu er alle Fürsten des Reichs einlud, um sich im vollsten kaiserlichen Glanze zu zeigen. Zu seinem großen Triumphe erschien hier der Herzog Lothar von Sachsen als Büßender, barfuß und im groben Gewande und warf sich, Vergebung flehend, dem Kaiser in der Fürstenversammlung zu Füßen. Diese unerhörte Handlung befriedigte den Stolz aller Fürsten und regte ihren Groll gegen den Kaiser auf; denn die fürstlichen Herren, die zeither in ihren Ländern schier unbeschränkt geherrscht hatten, sahen sich durch die knechtische Unterwürfigkeit des mächtigen Sachsenherzogs gedemüthigt. Die Aufregung derselben konnte dem Kaiser nicht wohl verborgen bleiben, und um sie zu schrecken und abermals einzuschüchtern, beging er eine neue Gewaltthätigkeit. Graf Ludwig von Thüringen war, der allgemeinen Einladung des Kaisers folgend, ebenfalls nach Mainz geeilt, um bei der festlichen Gelegenheit seinem königlichen Vetter zu huldigen. Mitten in den Festlichkeiten ließ ihn aber der Kaiser plötzlich zur Haft bringen. Aber Heinrich verfehlte seinen Zweck gänzlich; denn die Fürsten wurden durch diese Gewaltthat nur noch erbitterter gegen ihn, und fast alle verließen den kaiserlichen Hof mit Grimm, um sich gegen Heinrich zu verschwören und zu rüsten.

Als die Nachricht von des Grafen Ludwig Gefangennahme in Mainz nach Thüringen gelangte, empörten sich die beiden Söhne des Grafen, Ludwig und Heinrich Raspe, gegen den Kaiser. Aber schon am 3. Mai verkaufte Ludwig der Jüngere alle Aebte in der Leibe nebst ihrem Stammschlosse Schauenburg und andern dort gelegenen Orten (worunter auch Friedrichsrode und Lumbach als die beiden einzigen von allen genannten noch bestehenden Orte vorkommen) nebst den Leibeigenen und allem Zubehör für 40 Mark Silber an das Kloster Reinhardsbrunn und zahlte dieses Geld an die kaiserliche Schatzkammer, damit er, Ludwig der Jüngere, und die Seinigen das Vaterland wieder gewännen. Daraus geht hervor, daß sie vom Kaiser in die Acht erklärt worden waren. Dieser Verkauf geschah auf Befehl des alten Grafen Ludwig in der Gefangenschaft des Kaisers, und vielleicht rettete er dadurch sein Leben ganz auf gleiche Weise wie sein Mitschuldiger und Mitgefangener Wigbert von Greitsch [17].

Die Freiheit erlangte Ludwig durch dieſe Geldzahlung eben ſo wenig, wie Wigbert durch die Beſitzabtretung ſeiner Söhne.

Die Empörung der deutſchen Fürſten, bis auf einige Wenige im ſüdlichen Deutſchland (ſeine Verwandten, die Hohenſtaufen und Herzog Welf von Baiern), gegen den Kaiſer wurde jetzt allgemein und brach gleich darauf bei Gelegenheit los, als Heinrich die Stadt Cöln wegen Ungehorſams belagerte. Nun entſtand ein wilder Kampf im Einzelnen. Auch Herzog Lothar von Sachſen fiel wieder von Heinrich ab und geſellte ſich zu denen, welche vom Kaiſer beleidigt waren, oder ſich beleidigt glaubten. Herzog Lothar, Markgraf Adolf von Nordſachſen, Biſchof Reinhard von Halberſtadt, Pfalzgraf Friedrich von Sommerſchenburg hielten öfter Zuſammenkünfte und traten endlich im Herbſte deſſelben Jahres zu Kreuzburg zuſammen, wo ſie ſich gegen den Kaiſer verſchworen. Dieſer Verſchwörung traten hernach auch die Söhne des gefangenen Grafen Wigbert von Groitſch bei, ſo wie der Herzogin Lothar Schwiegermutter, die Gräfin Gertrud.

Der Kaiſer eilte mit einem Heere nach Sachſen, um die neue Empörung im Keime zu erſticken und hielt zu Weihnacht Hof zu Goslar, wozu er die Verſchwornen einlud, gleichſam als ſei er mit ihrem Treiben unbekannt, aber ſie blieben alle aus und zogen ſich mit ihrer vereinten Macht in das Land des getreueſten Anhängers des Kaiſers, dieſem gleichſam zu Trotz, in das des Grafen Hoier von Mansfeld, wo ſie einen Ort Waldeck befeſtigten und von hier aus die Freunde des Kaiſers beunruhigten. Zum Weihnachtsfeſt nach Goslar war allein der Erzbiſchof Adelgot von Magdeburg gekommen; entweder weil er wirklich nicht zur Kreuzburger Verſchwörung gehörte, oder weil er glaubte, der Kaiſer wiſſe nicht, daß er dazu gehöre. Er hatte aber kurz vorher dem jüngern Wigbert von Groitſch und deſſen Familie, mit welchem er nahe verwandt war, und der ſich wegen der Strenge des Winters in den Wäldern nicht mehr aufhalten konnte, ein Zufluchtsort gewährt. Am Abend vor einer angeſagten Berathung des Kaiſers mit den anweſenden Fürſten über Reichsangelegenheiten, wurde dem Erzbiſchof verrathen, er ſolle morgen gefangen geſetzt werden. Er floh alſo in der Nacht heimlich nach Magdeburg zurück.

Der Kaiſer zauderte nun nicht länger gegen die Verſchwornen loszubrechen, ſetzte die Heerfahrt an und nahm im Januar 1115 Braunſchweig und Halberſtadt ein. Seine Anhänger, deren er in Sachſen viele hatte, belagerten die Burg Driamunde. Als der Kaiſer gegen Ende des Monats auf die Verbündeten losging (ſein Heer hatte ſich auf ſeinen Befehl bei Wallhauſen verſammelt), fand er ſie in beträchtlicher Anzahl und wohl gerüſtet; denn der wilde und kriegeriſche Graf Friedrich von Arnsberg, der Graf Heinrich von Limburg und andere Fürſten aus Weſtphalen und vom Rhein waren ihnen mit Heeresmacht zu Hülfe gekommen. Nichts deſtoweniger zeigten die Verbündeten keine Luſt zur Schlacht, ſondern kamen dem Kaiſer mit der friedlichen Erklärung entgegen: „ſie hätten ſich nicht verbunden um ihren König zu bekriegen aus Verwegenheit, ſondern ſich aus Noth gegen Gewalt zu vertheidigen.“ Heinrich, dem dieſe Geſinnung willkommen war, ließ ſich ſofort mit den Verbündeten in Unterhandlungen ein, und es ſchien, daß es zu einem friedlichen Vergleich kommen würde. Dieſe Ausſicht verdroß den ehrgeizigen und kühnen Günſtling des Kaiſers, den Grafen Hoier von Mansfeld, welcher, im Fall die Empörer beſiegt würden, die gewiſſe Ausſicht hatte, an Lothars Stelle Herzog von Sachſen zu werden. Und an Sieg zweifelte ſeine tapfere ehrgeizige Seele keinen Augenblick. Deshalb warf er ſich mit der Vorhut des

kaiſerlichen Herrn, die er gewonnen hatte, am 11. Februar, ohne Wiſſen und Willen des Kaiſers am Weifesholze, an der Wipper in der Nähe von Walbeck, auf das feindliche Heer. Er ſelbſt nur mit einem einzigen Begleiter, Namens Ludolf, tollkühn voran. Ihm eilte Wigbert von Groitſch der Jüngere mit zwei Begleitern, ausgezeichneten Kriegern, den Brüdern Konrad und Hermann, entgegen, brennend vor Begierde, an ihm die Schmach ſeines Hauſes zu rächen. Zwiſchen den beiden tapfern Männern entbrannte ein furchtbarer Zweikampf. Zuerſt bohrte Wigbert dem Gegner den Wurfſpieß in die Bruſt, welchen Ludolf herauszog, dann ſtürzte Hoier, von Wigbert hart getroffen, zu Boden und wurde, als er ſich wieder erheben wollte, an der Stelle, wo der Panzergürtel eine Blöße zeigte, mit dem Schwerte durchbohrt und hauchte ſogleich die tapfere Seele aus. Sein Fall war das Zeichen zur allgemeinen Schlacht, aber er war auch die Vorbedeutung für die Entſcheidung derſelben geweſen. Die Sachſen griffen die Kaiſerlichen mit unerhörter Wuth an. Den ganzen Tag dauerte das ſchreckliche Gemetzel, Brüder gegen Bruder, Sachſen und Thüringer gegen Thüringer und Sachſen, Deutſche gegen Deutſche, und viel wackre Männer fielen, eines rühmlichern Todes würdig. Die Sachſen blieben zuletzt Sieger, wie es Wigbert zuerſt geweſen war, und der ſtolze Kaiſer floh, wie einſt ſein Vater aus dieſen Gegenden, nach dem Rhein. Der Biſchof Reinhard von Halberſtadt trat aber auf dem Schlachtfelde ſchon mit dem Baumzuche hervor, welchen die Pfaffen gegen den Kaiſer ausgeſprochen hatten, indem er die Beerdigung der kaiſerlichen Krieger mit Kirchengebräuchen verbot, weil der Fluch, der auf dem Kaiſer läge, auf ſeine Anhänger übergienge.

Im Laufe des Sommers eroberten die Sachſen alle Burgen und feſte Orte, welche kaiſerliche Beſatzungen hatten oder ſonſt dem Kaiſer ergeben waren, und ſo war gegen Ende des Jahrs das ganze nördliche Deutſchland (eben ſo wie das weſtliche) vom Kaiſer unabhängig.

3.

Heinrich V. nach Italien. Anordnung in Deutſchland. Endliche Befreiung der Grafen Wigbert von Groitſch und Ludwig von Thüringen.

Nach dem um dieſe Zeit erfolgten Tode der Markgräfin Mathilde in Italien gedachte der Kaiſer wieder über die Alpen zu ziehen, um die Länder derſelben als eröffnete Lehen in Beſitz zu nehmen. Erſt wollte er aber die deutſchen Fürſten zum Frieden gewinnen und ſandte deshalb an den Herzog Lothar von Sachſen, als das Haupt ſeiner Gegner, und zwar den Biſchof Erlong von Würzburg und den Herzog Welf von Baiern. Die Zuſammenkunft fand in Corvei ſtatt. Aber Lothar ließ ſich nicht auf Friedensunterhandlungen ein, indem er vorgab, kein Vertrauen zum Worte des Kaiſers zu haben. Und um ſeine Geſinnung ſogleich durch die That kund zu thun, unternahm er einen Zug nach Thüringen, um Erfurt einzunehmen, damit er ſich hier, wie er vorgab, gegen einen kriegeriſchen Ueberfall des Kaiſers ſicher ſtelle. Auf dem Wege dahin zerſtörte er die Burgen Falkenſtein und Wallhauſen, weil, wie er vorgab, die dem Grafen Hermann von Winzenburg, einem treuen Anhänger des Kaiſers, gehörige Beſatzung Räuberei in der Umgegend triebe. Der Kaiſer beſchickte den Herzog Lothar ſchnell mit einer zweiten Geſandſchaft, dem Biſchof Hartwig von Regensburg und dem Ritter Thiedrich von Ara, einem umſichtigen Kriegshelden, welche den Sachſenherzog durch kluges Zureden von weitern Feindſeligkeiten abhielten. Und ſo blieb Erfurt verſchont.

Der Kaiser berief die Reichsfürsten zu einem öffentlichen Tage nach Mainz zum 1. November (1115), aber kein weltlicher Fürst kam und auch nur wenig Bischöfe. Durch einen gefährlichen Aufstand in der Stadt Mainz aber wurde er gezwungen den Erzbischof Adelbert der Haft zu entlassen, welcher nun noch feindlicher gegen ihn auftrat, so daß sich Alle zu Heinrichs Sturz zu vereinigen schienen. Dieses Wirrsal verlassend, begab sich der Kaiser im Monat Februar 1116 nach Italien, um den Bannfluch der Pfaffen an seiner Quelle zu entkräften. In Deutschland trat aber eine Zeit so arger Verwirrung und Gesetzlosigkeit ein, daß die Geschichtschreiber nicht grelle Farben genug finden können, das düstere Bild treffend zu malen. Raub, Mord, Hinterlist, Verhöhnung der Religion und ihrer Diener, Gewaltthat und Ränke aller Art, gänzliche Entsittlichung und Verarmung des Volks; das sind die Hauptzüge. Im nördlichen Deutschland bildete sich die sächsische Partei zu einer festen Verbrüderung aus, an deren Spitze der ränkevolle Erzbischof Adelbert von Mainz stand, ihm zur Seite der Erzbischof Adelgot von Magdeburg und der Bischof Reinhard von Halberstadt, drei wütbende Feinde des Kaisers. Die weltlichen Fürsten von Sachsen und Thüringen lieben aber die Gewalt des Schwerts den priesterlichen Ränken, und so waren heimliche List und offne Gewalt mit einander verbündet.

Wigbert von Groitsch der Jüngere kam durch List und Tapferkeit im Anfang des Jahrs 1116 aus den elendesten Umständen eines Wegelagerers wieder in bessere Verhältnisse, nahm einige Orte mit Gewalt, plünderte sie und eroberte endlich, unterstützt vom Erzbischof Adelgot von Magdeburg und der Markgräfin Gertrud, mit zweitausend Kriegern seinen Stammsitz Groitsch wieder. Dann nahmen die vereinigten Kriegsleute des Erzbischofs Adelgot, des Bischofs von Halberstadt, des Pfalzgrafen Friedrich und der beiden Wigbert und Ludwig, der Jüngern, Naumburg (wahrscheinlich Naumburg) ein und verwüsteten die thüringische Umgegend. Da kämpfte gegen sie ein tüchtiger Freund des Kaisers, Heinrich von Meißen, «mit dem Haupte» genannt, aber Wigbert, Ludwig und des letztern Bruder, Heinrich Raspe, machten diesen Heinrich in der Veste Arenburg zum Gefangenen. Auf dieses übergaben die Bürger Naumburg. Gegen den beldenmüthigen Heinrich von Meißen wurden aber in den darauf folgenden Unterhandlungen am Rheine die Grafen Wigbert von Groitsch und Ludwig von Thüringen, die Aeltern, aus des Kaisers Haft freigegeben.

Ludwig der Salier trat, nach Thüringen heimgekehrt, mit seinen beiden Söhnen sogleich wieder feindlich gegen den abwesenden Kaiser auf. Auch versöhnte er sich endlich mit seinem Stiefsohne, dem Pfalzgrafen Friedrich, und trat ihm einige Aecker und vieles Geld ab.

4.

Aussöhnung des Kaisers mit den Sachsen und Thüringern. Allgemeiner Friede zu Würzburg.

Zu Ende des Jahrs 1118 kehrte Heinrich V. unerwartet nach Deutschland zurück, als die ihm feindliche Pfaffenpartei eben damit umging, ihm die Krone vom Haupte zu reißen. Heinrich, dessen Kraft gebrochen zu sein schien, suchte durch Nachgeben seine Feinde zu versöhnen. Mit den weltlichen Fürsten gelang es ihm; nicht so mit den geistlichen. Auf einem Hoftage zu Goslar im Anfange des Jahrs 1120 erschienen die sächsischen und thüringischen Fürsten und wurden von ihm zu Freunden gewonnen. Wigbert von Groitsch erhob er sogar zum Markgrafen von der Lausitz und beschenkte ihn reich.

Nach der Abreise des Kaisers nach Franken beriethen sich die sächsischen und thüringischen Fürsten zusammen und wurden einig, innerhalb der Grenzen von Sachsen und Thüringen den Frieden aufrecht zu erhalten, entstehende Streitigkeit beizulegen, und, ohne dabei viel nach der Person des Kaisers zu fragen, Jeden, der in ihre Länder einzudringen wagen möchte, mit gemeinsamer Kraft zu vertreiben und die kirchlichen Angelegenheiten nach kirchlichem Rechte zu ordnen und zu entscheiden. In Folge dieser Uebereinkunft schlossen sie die Veste Wassenburg in Thüringen (zweifelsohne Wachsenburg bei Arnstadt), auf welcher kaiserliche Krieger als Besatzung lagen und viel Unfug in der Umgegend begingen, ein und vertrieben sie durch Hunger.

Hernach kam zu Michaelis 1121 auf einem Reichstage zu Würzburg ein allgemeiner Friede zwischen dem Kaiser und den Reichsfürsten zu Stande, auf dessen Bruch die Todesstrafe gesetzt wurde. Es ward ausgemacht und festgestellt: weltliche Dinge sollten dem Reiche, kirchliche der Kirche anheim gegeben werden, alle Beraubten sollten ihre Güter, Erben ihr vorenthaltnes Erbe erhalten, und Jedem jeden Standes sein Recht zugesprochen werden. Räuber sollten verfolgt und jede Unbill im Reiche bis zur Wurzel vertilgt werden.

5.

Neuer Streit in Sachsen und Thüringen. Neuer Zehntenstreit. Tod Ludwigs von Thüringen und Wigberts von Groitsch.

Der Herzog Lothar von Sachsen hatte seinen Sitz in Blankenburg am Harze genommen. Diese Veränderung seines Wohnorts mußte irgend wie den übrigen Sachsenfürsten verdächtig vorkommen; denn die Leute des Bischofes von Halberstadt begannen gleich darauf zu Weihnachten 1122 dem Herzog gleichsam zum Trotz die alte Heimenburg, in der Nähe Blankenburgs, wieder aufzubauen. Sobald Lothar Kunde von diesem Unternehmen erhielt, sammelte er Kriegsvolk und schloß die Heimenburg ein, um den Bau zu hindern. Ohne Verzug vereinigten sich der Bischof Reinhard von Halberstadt, der Markgraf Heinrich von Stade, der Markgraf Heinrich von Eilenburg, der Graf Ludwig von Thüringen und ein Graf Rudolf, um den Herzog zu vertreiben. Dieser trat ihnen kampfgerüstet entgegen, und ein neuer Bruderkrieg schien entbrennen zu wollen. Da vermittelte der Erzbischof Adalbert von Mainz, welcher dem Herzog Lothar zu Hülfe gezogen war, den Streit durch gutliches Beilegen. Aber Lothar erreichte dadurch seinen Zweck; ihm ward die Heimenburg übergeben, und er zerstörte sie, so daß er als Sieger so vieler Gegner gar sehr an Macht und Ansehen gewann.

Doch kaum war dieser Streit geschlichtet, so entstand schon wieder ein neuer. Der junge Markgraf von Meißen, Heinrich, starb nämlich (1123) an Gift, welches ihm eine unbekannte Hand gemischt hatte, ohne Leibeserben, wahrscheinlich noch gar nicht verheirathet. Der Kaiser sah natürlich die Markgrafschaft als erledigtes Lehen an und verfügte kraft seines Rechtes darüber. Er theilte aber Heinrichs von Eilenburg Besitzthum unter zwei Männer, die Markgrafschaft Meißen gab er einem gewissen Wigbert, welcher den Umständen nach schwerlich Wigbert von Groitsch war, der ja auch die Markgrafschaft Lausitz schon inne hatte; den Grafen Hermann von Winzenburg belehnte er mit der andern Hälfte, und diese war wahrscheinlich die alte thüringische Nordmark oder richtiger Ostmark, die zeither in Vergessenheit gerathen sein mochte, indem man nur von der Markgrafschaft Meißen sprach, unter wel-

ober man erſt die ſüdthüringiſche, dann aber auch die nordthüringiſche Mark ſtillſchweigend mit verſtand oder als zu Meißen gehörig betrachtete. Auf die Markgrafſchaft Meißen behauptete aber Graf Konrad von Wettin Anſprüche zu haben, und zwar auf folgende Weiſe. Als Markgraf Heinrich (von Eilenburg) I. von Meißen 1103 geſtorben war, ohne Kinder zu hinterlaſſen, hatte Kaiſer Heinrich IV. die erledigte Markgrafſchaft dem tapfern Grafen Thimo von Wettin übergeben; aber Thimo war gleich darauf in einem Treffen gefallen und nicht in den Beſitz der Mark gekommen. Die Söhne deſſelben, die Grafen Konrad und Dedi von Wettin hatten die Markgrafſchaft Meißen, als ihnen nach dem Erbrecht zugefallen, in Anſpruch genommen. Aber Heinrichs von Eilenburg, des verſtorbenen Markgrafen von Meißen, Wittwe, Gertrud, behauptete geſegneten Leibes zu ſein, ein allerdings unwahrſcheinlicher Umſtand, da dieſe Fürſtin nicht mehr jung und Heinrich ihr dritter Gemahl geweſen war. Den ausgeſprochenen Verdacht eines Betrugs beſeitigte Gertrud dadurch, daß ſie ſich vor allem Volke bis auf die Lenden entblößte; hernach aber, als ſie einen Sohn geboren und denſelben Heinrich genannt hatte, beſchuldigte man ſie allgemein, ſie habe eine Tochter zur Welt gebracht und dieſe gegen den Sohn ihres Kochs, deſſen Frau eben auch entbunden worden, umgetauſcht [**]. Graf Konrad von Wettin hatte den jungen Markgrafen öffentlich den Sohn eines Koch genannt und ihm den verhöhnenden Bratſpieß vor das Thor ſeiner Burg ſtellen laſſen, offenbar nur aus Verdruß, durch dieſen Nachkommling um die ſchöne Markgrafſchaft gebracht worden zu ſein. Der junge Heinrich konnte kaum die Waffen führen, als er gegen Konrad von Wettin auszog, um Rache an demſelben wegen des empfangenen Schimpfes zu nehmen, und es gelang ihm ſo gut, daß er den Grafen gefangen nahm und auf Burg Kirchberg (wahrſcheinlich bei Jena) in Haft ſetzte. Hier ſaß Konrad noch, als der junge Heinrich von Mörderhand aus dem Leben geriſſen wurde. Als die Nachricht nach Kirchberg kam, ward es dem Grafen nicht ſchwer, ſeine Wächter zu überreden, daß ſie ihn freiließen; denn ſie hatten davon nun jedenfalls mehr Vortheil, als von ſeiner fortgeſetzten Haft. Konrad eilte ſogleich zum Herzog Lothar von Sachſen, und dieſer, unwillig, daß der Kaiſer die Markgrafſchaft Meißen an jene obengenannten beiden Männer und nicht an Konrad von Wettin gegeben, zog mit kriegeriſcher Macht vom Niederrhein der mittleren Elbe zu, um ſeinem Freund zu helfen. Ihm geſellte ſich Adelbert oder Albrecht bei, der Sohn des Grafen Otto von Ballenſtedt, der Enkel des Herzogs Magnus von Sachſen, von deſſen Tochter Elika, in der Geſchichte ſpäter berühmt geworden unter dem Namen Albrecht der Bär. Und Herzog Lothar ſetzte den Grafen Konrad von Wettin zum Markgrafen von Meißen (und Südthüringen), dem Grafen Albrecht aber gab er die Nordthüringiſche (die Oſt-) Mark. Zu Eilenburg verſammelten ſich die Angeſehenſten beider Länder, und Lothar wußte ihre Zuſtimmung zu erhalten, daß ſie die beiden von ihm eingeſetzten Markgrafen anerkannten. Vom Kaiſer und den beiden durch denſelben beſtellten Grafen war keine Rede.

Empört über dieſes widerſpenſtige und eigenmächtige Verfahren des Sachſenherzogs, trug der Kaiſer, der ſich vom Unterreden nicht entfernen konnte, den Herzögen Wratislaw und Otto von Böhmen auf nach Meißen zu ziehen, die Sachſen zu vertreiben und Wigbert und Hermann von Winzenburg einzuſetzen. Die Böhmen kamen mit Heeresmacht heran; von der andern Seite zog der Erzbiſchof Adelbert von Mainz mit Wigbert herbei; denn Adelbert ſcheint auch vom Kaiſer gegen Lothar

aufgerufen worden zu sein. Dieser, der Herzog von Sachsen, stand zwischen beiden Heeren, als es aber zum Treffen kommen sollte, floh jener Wigbert (es ist dunkel ob es der von Groitsch war oder der vom Kaiser bezeichnete Markgraf von Meißen oder, ob beide doch nur eine Person waren), und alles wurde durch Unterhandlung beigelegt, aber wiederum nach Lothars Einrichtung und Anordnung und keineswegs nach des Kaisers Befehl: Konrad von Wettin blieb Markgraf von Meißen, Albrecht der Bär Markgraf der Ostmark. Der Herzog von Böhmen, kehrte nachdem er Viele von seinen Leuten verloren und die Umgegend von Meißen geplündert hatte, in sein Land zurück. Der Erzbischof Adalbert von Mainz blieb aber in Thüringen; denn der Graf Ludwig der Salier war eben in Reinhardsbrunn gestorben, und es schien dem ränkesüchtigen Kirchenfürsten die passende Zeit, wie sein berüchtigter Vorfahr Siegfrid, mit dem er selbst so viel Aehnlichkeit hatte, mit den Ansprüchen auf den Zehnten in Thüringen hervorzutreten, jenen Ansprüchen, welche so unsägliches Elend erzeugt hatten. Er begann also in der Mark Duderstadt seinen Plan auszuführen und den Zehnten von allen Feldfrüchten einzutreiben; mehrere, welche sich diesem Ansinnen widersetzten, wurden von den Kriegsleuten des Erzbischofs erschlagen oder verwundet, Andre gefangen fortgeschleppt. Und der Herzog Lothar that nichts gegen diese rohe Pfaffengewalt, ein Beweis, daß ihm der Erzbischof in dem ihm so günstigen Verhandlungen sehr zu Willen gewesen war. Anders das thüringische Volk. Bei der Tretenburg kamen die Edeln zusammen aus allen Gegenden des Landes, gerufen von der alten, neu drohenden Gefahr, und zogen, als sie sich verständigt, zwanzigtausend Mann stark, gegen Erfurt, wo sich der Erzbischof eben befand, um über sein gewaltsames, willkührliches Verfahren Rechenschaft von ihm zu fordern. Erschrocken über die Einigkeit und Entschlossenheit eines ganzen Volks, die der Pfaffenfürst nicht erwartet hatte, suchte er mit geschmeidiger, trügerischer Zunge sich aus dem bösen Handel zu reden, und brachte zwar die zornigen Thüringer zur Rückkehr, mußte aber auch seinen selbstsüchtigen Zweck fahren lassen. Und somit wurde wieder Ruhe.

Graf Ludwig der Salier von Thüringen war am 7. Mai 1123, wie schon erwähnt, gestorben. Er war kurz vor seinem Tode als Mönch in das Kloster Reinhardsbrunn getreten. Ihm folgten seine beiden Söhne Ludwig und Heinrich Raspe, jeder in einem besondern Gebiet des Landes. — Ein Jahr später, am 21. Mai 1124, starb auch der tapfre Wigbert von Groitsch der Aeltere, Markgraf von der Lausitz, an einer Brandwunde an den Füßen. Er hatte im Winter in einem Dorfe, Halle, wo er als Klostervoigt zu thun und übernachtet hatte, das Feuer, welches vom Heerd die nächste Spreu ergriff, entschlossen mit den blosen Füßen ausgetreten, während alle Andern schliefen. Sein ältester Sohn Wigbert war todt, und ihm folgte der zweite, Heinrich, als Markgraf von der Lausitz.

Am 23. Mai 1125 starb auch der Kaiser Heinrich V., erst 14 Jahr alt zu Utrecht, schwer enttäuscht von den hochfahrenden Plänen seiner Jugend. Er hatte durch großes Unglück die an seinem Vater begangene Schuld gebüßt. Mit ihm starb die Reihe der fränkischen Könige (der Salier) aus, und der Herzog Lothar von Sachsen, ein geborner Graf von Supplinburg, ward in einer großen Versammlung der deutschen Stämme am Rheine, mit Uebergehung des Herzogs von Schwaben, Friedrich von Hohenstaufen, zum Könige der Deutschen erwählt.

Anmerkungen.

1.

Ein unklarer Ausdruck Widukinds, des Quellenſchriftſtellers für dieſe Begebenheiten, gab dem Geſchichtſchreibern ſonſt Veranlaſſung zu erzählen, der Krieg zwiſchen Otto und Boleslav habe dreizehn ganzer Jahre gedauert, bis der letztere unterworfen worden ſei. Aber aus allen Nebenumſtänden geht hervor, daß dies nicht der Fall geweſen ſein kann.

2.

Die Geſchichte der Markgrafen iſt der dunkelſte Theil in der ganzen thüringiſchen Geſchichte. Widukinds Angaben ſind zu kurz, um ſich ein anſchauliches Bild daraus zuſammen zu ſtellen, und nicht einmal von dem gewaltigen Gero wiſſen wir ſonderlich mehr als ſeine Kriegsthaten. Die thüringiſche Geſchichte iſt unter den Ottonen ſo eng mit der ſächſiſchen verwachſen, daß man ſie gar nicht unterſcheiden kann. Der natürliche Gang der Dinge ſcheint folgender geweſen zu ſein. So lange die Grenzen gegen die ſlaviſchen Völker noch an Thüringen (an der Saale) lagen, konnte wohl von einer thüringiſchen Markgrafſchaft die Rede ſein, obgleich in den Quellenſchriftſtellern der Ausdruck nicht vorkommt. Sie wurden aber bis zur Elbe ausgedehnt und unter Gero über dieſen Strom hinaus. Längs dieſer Grenze ſaß jedenfalls eine nicht geringe Anzahl wehrhafter Grafen als Hüter derſelben. Zu Zeiten mochten mehrere von ihnen den Oberbefehl über die andern haben, und dieſe erhielten den Titel Markgrafen; zuweilen hatte Titel und Macht ein Einziger, vorzüglich in Kriegszeiten, und dies war bei Gero der Fall, den der König urkundlich nicht nur Markgraf, ſondern ſogar Herzog nennt. Aber eine Markgrafſchaft Thüringen, wie man ſonſt annahm, gab es nicht, d. h. die thüringiſchen Grafen, welche zu Würde und Macht eines Markgrafen an der ſorabiſchen Mark erhoben wurden, herrſchten nicht als Statthalter des Königs oder Herzogs über das Land Thüringen. Vielmehr ſtanden die thüringiſchen Grafen und Herren unmittelbar unter dem Könige als Herzog von Thüringen.

3.

Widukind erzählt, die Slaven hätten Gero durch Hinterliſt umbringen wollen, er aber ſei, gleiche Mittel anwendend, ihnen durch Hinterliſt zuvorgekommen und habe faſt dreißig ihrer Fürſten in einer Nacht, als ſie berauſcht bei einem ſlawiſchen Mahle geſeſſen, vernichtet. Von einem nächtlichen Ueberfalle iſt hier wohl nicht die Rede; denn der wäre ja keine Hinterliſt, was der Corveier Mönch die That ausdrücklich benennt, und dann würde dieſer Geſchichtſchreiber ſich näher darüber ausgelaſſen haben. Gero hatte die ſlaviſchen Fürſten zum Mahle eingeladen und erſchlug ſie Betrunkenen. Der Mönch konnte die hinterliſtige That nicht billigen noch entſchuldigen, näher beſchreiben mochte er ſie auch nicht, deshalb geht er leicht darüber hinweg.

4.

Dieſe, d. h. die Geſchichte Deutſchlands kann in einer thüringiſchen Chronik nur kurz und ſkizzirt gegeben werden, um den geſchichtlichen Zuſammenhang überhaupt feſtzuhalten.

5.

Es iſt hier der Ort, einen ärgen hiſtoriſchen Irrthum zu erwähnen, den faſt alle ältern thüringiſchen Chroniken von Johann Nothe von Eiſenach an begangen, und der ſich wohl auch in leichtfertig zuſammengeſchriebenen Büchern der Jetztzeit verſpinden mag. Es iſt die Behauptung, Otto der Große habe Thüringen als Herzogthum ſeinem Sohne Wilhelm, dem Erzbiſchof von Mainz, geſchenkt, der Erfurt mit neuen Mauern umgeben und mit einer Beſatzung verſehen habe. — Wilhelm, ein natürlicher Sohn Ottos, mit einer Slavin gezeugt, war auf Betrieb ſeines Vaters 954 auf einem Reichstage in Ingelheim zum Erzbiſchof von Mainz erwählt worden. Es iſt möglich, ja ſogar wahrſcheinlich, daß Wilhelm bedeutende Güter, Geſchenke ſeines Vaters, in Thüringen beſaß, aber daß er Herzog von Thüringen geweſen, davon weiß kein gleichzeitiger Geſchichtſchreiber etwas. Der erzbiſchöfliche Stuhl in Mainz hatte nur die geiſtliche Oberherrſchaft in Thüringen. — Ebenſo hatten die beiden Abteien Fulda und Hersfeld große Beſitzungen in Thüringen und vergrößerten dieſelben gewiß ſo viel ſie konnten. Der Abt Meingoth von Hersfeld erbaute oder befeſtigte die Wachsenburg unter Otto I. und umgab, einer ebenfalls unbegründeten Sage nach, Gotha mit Mauern.

Der Zehnten in Gotha war dem Stifte Hersfeld schon 700 von Karl dem Großen urkundlich verliehen. Und da tritt es als Dorf zuerst in der Geschichte auf.

6.

Dithmar von Merseburg sagt in seinem Chronikon geradezu: er erwarb durch gemeinschaftliche Wahl des ganzen Volks das Herzogthum über ganz Thüringen. Aber dies ist nur nach seiner Art pretios ausgedrückt. Denn den Thüringern stand kein Recht mehr zu, ihren Herzog zu wählen, und von Otto III., so gut er auch bei diesem kaiserlichen Jüngling stand, wurde Eckhard nicht zum Herzog von Thüringen ernannt, sonst hätten Dithmar und die andern Schriftsteller eine so wichtige Sache nicht anzuführen vergessen. Kein andrer Schriftsteller erwähnt auch dieser Herzogswahl, und so ist gewiß nur eine stillschweigende Anerkennung darunter zu verstehen.

7.

Ueber den Sinn dieser Worte hat man viele Vermuthungen angestellt, und sie gewöhnlich so ausgelegt: Du bist nicht von königlichem Geblüt, deshalb kannst du nicht König werden. Aber wenn das königliche Blut das vierte Rad ist, welches sind denn die drei ersten? Mir scheinen sie sehr klar. Nämlich: Du hast wohl den Erzbischof Giseler, den Herzog Bernhard und den Markgrafen Gero für dich gewonnen, aber ich bin dein Gegner. Jene drei Fürsten sind die drei Räder, er selbst das vierte.

8.

Dieses Geni ist jetzt ein Dorf Großgena, am linken Ufer der Unstrut, ohnweit ihres Ausflusses in die Saale, gelegen. Hier scheint also Eckhards Stammburg gestanden zu haben.

9.

Dies ist jedenfalls Dornburg an der Saale und nicht Dornburg an der Elbe, wie frühere Chronisten und Geschichtschreiber behaupten: denn Dithmar stellt es mit Weimar und Altstädt zusammen, an einem andern Ort mit Memleben, Merseburg, Kirchberg. Ja, an einer dritten Stelle wird ein Ort als in der Nähe liegend genannt Driburi, welches jedenfalls das jetzige Trebra ist.

10.

Die ausführliche Erzählung der Kriege der Deutschen mit dem wilden Bolislav und mit seinem Sohne Micislav, in welchen es sich vorzüglich um den Besitz Meißens handelte, gehören in eine Geschichte Obersachsens und nicht Thüringens, welches nicht besonders davon berührt wurde.

11.

Die gleichzeitigen Geschichtschreiber führen ihn nur unter diesem Namen auf, ein Beweis, daß er eben gar kein wichtiger und bedeutender Mann war. Wäre er wirklich dem Blute der letzten Könige von Frankreich entsprungen gewesen, wie spätere Chronisten darzuthun sich vergebens abmühen, die Gleichzeitigen würden wahrlich nicht unterlassen haben, dies anzuführen, selbst Kaiser Konrad würde in der bekannten Schenkungsurkunde ihm eine nähere und wichtigere Bezeichnung als das bloße „mein Blutsverwandter," beigelegt haben. Spätere Geschichtschreiber, die das Romantische liebten, haben zwar angedeutet, es müsse ein schauerliches Geheimniß auf dieses Grafen plötzlichem Erscheinen in Thüringen ruhen. Sie erzählen, er sei als ein Jüngling schwarzgekleidet mit zwölf andern ebenfalls schwarzgekleideten Rittern in die düstre Bergeinöde gekommen, in welcher er sich seine Burg bauete. Wahrscheinlich war aber dies Geheimniß weiter nichts als — Armuth. War doch Kaiser Konrad vor seiner Erhebung auf den Königsstuhl der Deutschen selbst ein armer, ziemlich unbedeutender Graf; kann man erwarten, daß sein junger Verwandter reich und bedeutend gewesen sei? Und schon das Geschenk, welches ihm der Kaiser mit einigen waldigen, wüsten, schier unzugänglichen Bergen macht (selbst für jene Zeit als Geschenk eines Kaisers ärmlich genug) spricht für Ludwigs Armuth; ebenso daß ihn der Kaiser in der Urkunde einen „gewissen" Grafen Ludwig nennt. Ludwig war also ein unbekannter, unbedeutender, unbemittelter junger Mann. Er hatte das Dörfchen Altenbergen mit einigen umliegenden Grundstücken gewiß für einen sehr geringen Preis erkauft; die Gisela fühlte nach Frauenart Mitleid mit dem winzigen Besitzthum des jungen Blutsverwandten und bestimmte ihren Gemahl, ihm noch etwas dazu zu schenken. Dies ist meiner Ansicht nach die einfachste und natürlichste Erklärung der Erscheinung des fränkischen Grafen im nordwestlichen Thüringerwalde.

12.

Diese wichtige Urkunde lautet in möglichst getreuer Uebersetzung also:

Konrad, von Gottes Gnaden römischer Kaiser. Wir thun hiermit allen Getreuen, denen daran liegt, sowohl in jetziger als auch zukünftiger Zeit —

kund und zu wissen, daß wir auf Verwenden unserer geliebtesten Gemahlin Gisela, einem gewissen Grafen Ludwig, unserem Blutsverwandten, das Gut, welches er von den Einwohnern der thüringischen Gegend gekauft hat, nämlich das Dorf Altinberi und die darumliegenden Aecker und einen Theil der wüsten Einöde Loibe, der unserer Herrschaft unterworfen ist, den wir ihm als unser Geschenk übertragen, frei und sicher, kraft unserer königlichen Machtvollkommenheit als freies Eigenthum behängen, das von folgenden Orten und Grenzen eingeschlossen ist. Von dem Flüßchen Leuffa, bis wo das Bächlein Botenbach hineinfließt, und so rückwärts an demselben bergauf bis zu dem Orte, welcher Zinrkat heißt. Dann abwärts zum Maginfallbach (Magenfallerbach) zu dem von Bussenreth (Bessenroth, Berrenroth) kommenden Wege zur Quelle, die bei Cerdineveit ist. Dann gegen Norden zu einer gewissen Svffa (Kessa) neben Machenowa bis zum Doppelweg, wo ein Weg nach Linungen führt, der andre nach Obermisen, östlich vom Dorfe Erpheoret. Von da wiederum am Fußsteig zwischen den beiden Bergen Grinderc und Tursberc; von hier an der Seite des Santberc bis zur Stelle, wo der Sulzbach in die Treccenlinaba fällt, und so wiederum nach Wannnbruche. Dann von Buochbrunnen nach Diorborum. Von hier nach Harrisdich bis zur Treccenlinaba an der Straße, welche über Abbichonrot führt; und so an derselben Straße bis zu Everhardesbruechen. Von da nach Westen bis Dambach, und so wiederum über das Flüßchen Smalachalten bis zum Ebelbach, und von da über einen gewissen Mirse nach Brunwardesrot, bis an die Straße, welche dort läuft, und an dieser Straße hin bis an den Fuß des Berges Lotenberc über das Bächlein Louchaba bis zur Seite des Berges Teuneberc, und so zuletzt zu dem obengenannten Flüßchen Leuffa. Alles was von diesen Orten und Grenzen umschlossen ist mit den darin erbauten oder noch zu erbauenden Dörfern mit allem Zubehörigen, zugänglichen und unzugänglichen, bebauten und unbebauten Orten, Jagd und Fischfang, Ausgaben und Einnahmen mit aller Nutzung, welche irgend namhaft gemacht werden könnte, übermachen wir dem obengenannten Grafen Ludwig durch diese unsere königliche Urkunde zum ewigen Eigenthum, und verordnen durch dieses unser kaiserliches Gebot, daß Niemand, wer es auch sei, außer mit seinem Willen und Befehl in dieser Sache etwas Gewaltthätiges auszuüben wage. Damit aber die Ueberlieferung dieser unserer Liebe fest von allen geglaubt werde und in Kraft bleibe, haben wir diese, von unserer eigenen Hand unterschriebene Urkunde mit einem Abdruck unseres Insiegels zu versehen befohlen. Udalrich Kanzler, statt Bardos des Erzkanzlers habe es durchgesehen. Gegeben am 5. Mai im 1039 Jahre der Fleischwerdung des Herrn, im 13. Jahre des Kaiserreichs des Herrn Kaiser Konrad, im 15. aber seiner Herrschaft. Vollzogen auf der königl. Villa zu Goslar.

Da die meisten der in dieser Urkunde vorkommenden Ortsnamen längst nicht mehr bestehen und durch keine historischen Hülfsmittel bestimmt werden können, so ist es auch nicht möglich, die Grenzen der ersten Besitzung Ludwigs mit dem Worte anzugeben. Will man rathen, so verirrt man sich leicht. So viel scheint gewiß, daß der Gebirgstheil, welchen Graf Ludwig gewann, auf dem nördlichen Gehänge von den Quellen der Ems bis zu denen der Ohe und auf dem südlichen Theil von den Quellen des Laubach bis zu denen des Jambach sich erstreckte. Nördlich bildete das Gebirg selbst die Grenze, aber südlich ging sie auf keinen Fall weit hinab.

13.

Die Angaben so vieler früheren Schriftsteller, Graf Ludwig sei Vicedom des Erzbischofs zu Mainz in Thüringen gewesen, hat Letzteren, keiner Widerlegung werth. Thüringen war nicht Eigenthum der Erzbischöfe von Mainz.

14.

Auch diese Bestätigungsurkunde vom Jahre 1044 ist erhalten. Sie ist fast gleichlautend mit der Schenkungsurkunde Konrads II., nur wird in der Heinrichs auch Reinhardsbrunn, und zwar als ein Dörfchen, genannt. Reinhardsbrunn war also früher ein Weiler, ehe es Kloster wurde, und die an sich schöne Sage vom Töpfer Reinhard und den beiden nächtlichen Flämmchen auf dem Borne des Töpfers, welche die Gründung des Klosters an dieser Stelle, und seinen Namen veranlaßt haben sollen, entbehrt sonach aller historischen Grundlage.

15.

Der getreue Eckart, auch treuer Eck- genannt, ist ein Sagenheld aus den Gedichten des Heldenbuchs, aus jenem großen Sagen- und Liederkreise, dessen Mittelpunkt und Kern gewissermaßen das Nibelungenlied bildet. Eckart war ein fürstlicher Held von Breisach, Herr in Elsaß und Breisgau, und stammte aus dem vornehmen Geschlechte der Harlunge. Er war der

Vormund einiger jungen Harlinge und erwarb sich großes Lob durch die Treue, mit welcher er Recht und Gut seiner Mündel wahrte. Als aber die Franken in Lamparten (Lombardien) gewaltig geworden waren, griffen sie um sich und erschlugen bei einem Einfall die jungen Harlinge, Eckarts Mündel. Dies that Ermanrich, welcher dafür von Eckart wieder erschlagen wurde. Eckart gehörte zu dem Heldenkreis Dietrichs von Bern und wird Eckard Harlunger von Breisach genannt; er war ein Enkel Bechtungs, Herzogs in Meran, und ein Sohn Hachels, Herrns in Elsaß, der mit einer jungen Herzogin in Breisach vermählt war. In dem bekannten, von den Dichtern hochgefeierten Kampfe im Rosengarten in Worms schlug Eckart Hagen von Trey, aber als ihm Chriemhild den Siegeskranz mit einem Kusse überreichen wollte, verweigerte er ihr den letzteren. Wegen seiner Liebe zu seinen Mündeln, hieß er der »treue«, und die Sage bildete diesen deutschen Grundzug seines Charakters aus, indem sie ihn nach seinem Tode als einen wohlwollenden Geist, in Gestalt eines ehrwürdigen Greises, mit einem weißen Stabe in der Hand, umwandeln läßt, um Jedermann vor Schaden zu warnen. Nun bringt ihn die Sage mit dem wüthenden Heere oder dem wilden Jäger in Verbindung. Er wandelt dem grausigen Spuk voran und warnt Jedermann davor. Daher das mitteldeutsche Sprüchwort: »Der treue Eckart warnt Jedermann«. Dadurch kam er in Verbindung mit der thüringischen Sage vom Hörselberg (Horselberg, Frau-Venusberg); sie weist ihm den Sitz an der Eingangsfelsenspalte des Berges an, und in den zwölf Nächten, wenn das wüthende Heer um das Gebirge zieht, geht er voran und warnt die Leute. Fast möchte ich vermuthen, daß in die thüringische Sage der treue Markgraf Eckhard II. von Meißen und Thüringen, der Freund des trefflichen Kaisers Heinrichs III., hereinklingt, und daß dieser mit dem ältern Eckard des Heldenbuchs verwechselt wird. Wie käme der Held von Breisach nach Thüringen? Die Sage schmelzt gar gern verwandte Begriffe zusammen und setzt den einen für den andern. So hat die Sage endlich den treuen Eckart zum Diener des Ritter Tannhäuser, des Minnesängers, gemacht, der im Hörselberge bei der Frau Venus weilt, und in dieser Gestalt ist er von neuern Dichtern vielfach besungen worden. Die ältere Poesie weiß aber von diesem Verhältniß nichts.

16.

Dieses Breitingen ist zweifelsohne Breitungen an der Werra, in unsern Tagen Frauenbreitungen, im Mittelalter aber Königsbreitungen genannt. Die an beiden Ufern der Werra nah bei einander liegenden Dörfer Frauenbreitungen, Altenbreitungen, Herrenbreitungen und Burgbreitungen bildeten im 11. Jahrhundert gewiß nur einen Ort.

17.

An der Unstrut zwischen Langensalza und Thamsbrück. Es sind nicht einmal Ruinen mehr davon da.

18.

Tennsberg, früher Tennenberg, eine Burg zwischen Herbsleben, Gebesee und Tennstädt. Sie wird mehrmals in der ältern thüringischen Geschichte genannt und soll sehr alt gewesen sein. Nähere Nachrichten hat man nicht von ihr. Jetzt führt der Hügel, auf welchem sie stand, ohne auch nur eine Spur von Ruinen zu zeigen, noch ihren Namen.

19.

Die Lage dieser beiden Burgen läßt sich aus Mangel an bestimmten Angaben nicht mehr ermitteln.

20.

Lupezen. Mehrere neuere Schriftsteller und unter ihnen auch Luden in seiner „Geschichte des teutschen Volks“ behaupten: dieses Lupezen könne nicht Lupnitz (Großlupnitz, eine Stunde nordöstlich von Eisenach nach Langensalza zu) sein, weil doch die Sachsen nicht sich hier versammelt haben und dann bis nach Langensalza ohne Grund zurückgegangen sein könnten. Aber Lambert von Aschaffenburg, der die Quelle für diese Mittheilung ist, sagt ja nur, daß „Lupezen“ von den Sachsen zum Versammlungsort bestimmt worden sei, er sagt aber nicht, daß sie sich nachher wirklich dort versammelt hätten. Sie mochten Gründe haben, sich dann ein Paar Stunden weiter nordöstlich zu versammeln. Daß Lupezen wirklich Lupnitz ist, kann gar keinem Zweifel unterliegen, wenn man den Zug des Königs verfolgt, der durchaus über Lupnitz gehen mußte.

21.

Luden und Andere machen aus dem „Breitingen“ des Lambert ohne alle Noth Breitenbach, ein Dorf bei Hersfeld. Erstlich kann man sich unmöglich denken, daß aus „Breitingen“ mit der Zeit „Breitenbach“ geworden wäre. Dann ist mir auch kein Breitenbach in der Nähe von Hersfeld bekannt, sondern bei Berka, ganz in der Nähe von Ober- und Unterellen. Breitingen ist jedenfalls Herren- und Frauenbreitungen, damals schon ein bedeutender, dem Kloster Hersfeld

gebirgiger Ort und zum Sammelplatz eines solchen Heeres wohl geeignet. Von hier nach Unter- oder Oberellen bei Eisenach sind fünf gute Stunden, genug für den ersten Tagemarsch eines so bedeutenden Heeres. Den andern Tag von „Elen" nach „Behringen;" von Unterellen bis Großbehringen sind sechs gute Stunden. Hier wurde das königl. Heer von dem sächsischen nur durch den waldigen Hohenzug des Hainich getrennt. Die Entfernung betrug kaum zwei Stunden. Aber eben der damals gewiß unwegsame Hainich verbarg den Sachsen die Nähe des Königs. — Die Oertlichkeiten treffen alle zu.

22.

Zwar ist nach Lamberts Zeitbuch der höchst abenteuerliche Zug des Königs durch Böhmen nach Sachsen nacherzählt worden, weil er eben in allen thüringischen Chroniken und Geschichtsbüchern steht. Nichtsdestoweniger halte ich die ganze seltsame Begebenheit für die Erfindung eines spätern Feindes des Königs, vielleicht aus Sagen und Anekdoten zusammengesetzt und in Lamberts Geschichtswerk eingeschoben. Die ganze Erzählung trägt innere und äußere Beweise ihrer Unwahrheit an sich, und Luden hat sie deshalb mit Recht aus seiner „Geschichte des teutschen Volks" weggelassen. Diese Beweise der Unwahrheit aufzuzählen, gehört in eine Kritik der deutschen Geschichte.

23.

So erzählt der sächsische Geschichtschreiber jener Zeit, der eine Hauptquelle derselben bildet.

24.

Gewiß kein Anderer als Graf Ludwig der Salier konnte der genannte Freund des Königs sein; denn der Wald, durch welchen er, der verborgenen Wege so kundig, Heinrich führte, muß der Thüringerwald sein. Von Flarchheim nach Eschwege flüchtend, mußte Heinrich gerade die Gegend dieses damals gewiß noch weit waldigern Gebirges passiren, in welcher Ludwig geboren und aufgewachsen war, und die zum großen Theil zu seinem Gebiete gehörte. Daher die genaue Bekanntschaft mit den schwer zu findenden Gebirgswegen. Graf Ludwig war also schon nicht im Besitze der Wartburg; denn sonst hätte die Besatzung derselben doch nicht feindlich gegen Heinrichs fliehendes Heer gehandelt. Dieser Umstand macht es also höchst zweifelhaft, daß Ludwig der Erbauer der Wartburg war, wofür ihn spätere Schriftsteller ausgegeben haben; man müßte denn annehmen, daß die Thüringer und Sachsen feindlich gegen den Grafen Ludwig, den Freund des Königs Heinrich, gehandelt und seine neu aufgebaute Burg genommen und besetzt hätten. Dies ist aber nicht wahrscheinlich. Wäre Ludwig Erbauer und Besitzer der Wartburg gewesen, so würde er sie auch gegen die eignen Landsleute zu vertheidigen gewußt haben, und übrigens war der eigentliche Heerd des Kriegs gar nicht in dieser Gegend, sondern jenseits des Harzes, und Graf Ludwig wird im sächsischen Kriege so wenig genannt, um so auffallender, da er doch mächtig war. Seine Besitzungen lagen aber im Gebirge und so fern vom Kriegsheerde, er nahm am Kriege selbst so wenig Theil, daß man in Thüringen und Sachsen wohl selten recht wußte, zu welcher Partei er sich zur Zeit hielt. Es wurden also auch schwerlich Feindseligkeiten gegen ihn von Sachsen und Thüringern unternommen, so wenig wie gegen sächsische Große, die als Heinrichs Freunde in dieser Zeit weit stärker wirkten. Es geht aus diesem Allen ziemlich klar hervor, daß Ludwig erst später in Besitz der Wartburg kam, folglich gar nicht Erbauer derselben war. Ihr Erweiterer und Verschönerer ist er jedenfalls gewesen, als er sie, ihrer herrlichen Lage wegen, zu seinem Sitze erkor. Jedenfalls stand aber schon lange vor ihm hier ein Wartthurm, wovon der Berg Wartberg genannt wurde, was die vorherrschende Lage des Berges schon mit sich bringt. Berg und Burg sind bei den alten Schriftstellern immer gleich bedeutend. Wahrscheinlich ist das im Felsen des Gipfels ausgehauene Viereck, welches man jetzt noch sieht, die Stelle auf welcher der erste einfache Thurm stand, welcher der später so berühmten Burg den Namen gegeben hat.

25.

Heinrich IV. hatte die Markgrafschaft Meißen dem jungen Markgrafen Eckbert II. genommen und dem Herzog (später König) Wratislav von Böhmen gegeben, der im Besitz derselben bis zu seinem Tode (1092) verblieb. Nach der Schlacht bei Gleichen (1088) gab der Kaiser Eckberts Ostmark an Heinrich (von Eilenburg), wie erzählt worden ist. Diese Ostmark mußte natürlich die thüringische sein. Heinrich von Eilenburg war also Markgraf von Thüringen, und erhielt nach Wratislavs Tode auch die Markgrafschaft Meißen dazu. Von nun an verliert sich aber der Name eines Markgrafen von Thüringen ganz aus der Geschichte, und man hört nur noch von den Markgrafen von Meißen. Markgraf Heinrich I. von Eilenburg 1103.

Heinrichs Gemahlin war Gertrud, eine Tochter Eckberts I., Markgrafen von Thüringen und Meißen. Heinrich war der dritte Gemahl dieser Gertrud. Der erste war Graf Dietrich II. von Katlenburg, welcher

in der Versammlung zu Berka an der Werra (1080) der Verrätherei von seinen Landsleuten beschuldigt und erschlagen wurde. Sie hatte ihm Dietrich III. geboren. Ihr zweiter Gemahl war Heinrich der Dicke, Otto's von Nordheim Sohn, welcher 1101 in der friesischen Mark erschlagen wurde. Diesem hatte sie zwei Töchter geboren, wovon die eine, Richenza, hernach Gemahlin des Kaisers Lothar wurde. Heinrich hinterließ sie schwanger; sie gebar Heinrich II. (von Eilenburg), welcher seinem Vater als Markgraf von Meißen folgte.

Von Kaiser Heinrich IV. war nach Markgraf Heinrich I. Tode, Thimo, Graf von Wettin, ein Sohn Dietrichs II. von Eilenburg (als Ohm des verstorbenen Heinrich) und jenem Stamme Dietrichs (Theodrichs) I. und Dedo I. entsprungen, zum Markgrafen von Meißen ernannt, gelangte aber nicht zum Besitz der Markgrafschaft, sondern kam gleich darauf in einem Gefecht um. Erst seinem Sohne Konrad gelang es später, nach Heinrichs II. Tode 1123, sich in den Besitz der Markgrafschaft Meißen zu setzen, und nun folgten die Grafen von Wettin in ununterbrochener Reihe als Markgrafen von Meißen auf einander und wurden später Landgrafen von Thüringen, Kurfürsten, Könige und Herzoge von Sachsen, wie sie noch jetzt blühen. In den Geschichten der thüringischen Geschichte treten sie erst wieder mit Heinrich dem Erlauchten (1247)

33.

Ein Geschichtschreiber seiner Zeit, der Pegauer Mönch, unter dessen Augen sich viele Begebenheiten ereigneten, sagt, er wisse nicht, weshalb der junge Graf Friedrich meuchlings erschlagen worden sei. Vielleicht mochte er seine Vermuthung nicht aussprechen. Ein anderer Geschichtschreiber, der dieser Zeit nahe stand, der Annalista Saxo, sagt gerade zu, der Graf Ludwig von Thüringen habe den Grafen Friedrich durch List ums Leben bringen lassen. Daraus geht hervor, daß man dies damals argwöhnte, und diesen Argwohn gibt der sächsische Annalenschreiber als Thatsache. Der Argwohn entstand aber ursprünglich dadurch, daß Adelheid den Grafen Ludwig so bald nach ihres Gemahls Ermordung heirathete. Ein Beweis liegt durchaus nicht vor. Der Pegauer Mönch sagt ausdrücklich: der Mörder sei ungestraft entkommen; also hat man durch ihn nicht erfahren können, ob er den Mord auf eigenen oder auf fremden Antrieb vollbrachte. Es liegt freilich auch im weiten Kreise der Möglichkeiten, daß Ludwig ihn zum Morde gedungen, aber zur Ehre der menschlichen Natur nehmen wir doch keinen für einen Verbrecher, auf welchen ein unerwiesener Verdacht gefallen ist. Wie würde die Gräfin Adelheid den Mörder ihres jungen Gemahls, dessen Kind sie eben unter dem Herzen trug, sogleich geheirathet haben! Aber spätere Zeiten gingen noch weiter und beschuldigten Adelheid eines Einverständnisses mit Ludwig zur Ermordung ihres Gemahls. So ist aus der einfachen Thatsache, daß Graf Friedrich auf der Jagd von drei Mördern aus unbekannten Gründen erschlagen wurde, und seine Wittwe bald darauf den Grafen Ludwig heirathete, einige Jahrhunderte später eine Sage entstanden, die [illegible] der Zeit [illegible] zu Erinnerung, eine Sage, die wohl romantischen Sagenschmuck hat, aber die Gräfin Adelheid, die Hauptheldin einer berühmten Jägergeschichte, erhebt zur Ehebrecherin. [illegible] berichtet, wie sie sich mit ihrem Buhlen Ludwig gegen das Leben ihres kaum vier und zwanzigjährigen Gatten verschworen, wie sie Ludwig zum Mord desselben angetrieben, wie sie ihren Gatten mit schlauer List in den Tod gelockt und dann sogleich den Mörder geheirathet. Es ist eine schwarze, unsaubere Geschichte entstanden, in welcher alle Nichtswürdigkeiten und Niederträchtigkeiten der menschlichen Natur auf Adelheid und Ludwig gehäuft wurden. Ludwig soll Friedrich mit einem Jagdspieß eigenhändig erstochen haben, und auf einem steinernen Kreuz an der Stelle des Mordes, das Jahrhunderte nach demselben gesetzt wurde, seien diese Nachrichten eingegraben. Da nun aber ein gleichzeitiger Geschichtschreiber die Mörder nennt, so geht aus diesen Umständen allein schon ziemlich klar hervor, daß an der ganzen Sage kein wahres Wort ist. Noch mehr beweisen dies die Uebertreibungen, welche die Gräfin Adelheid zu einem verruchten Ungeheuer machen. Und so ist das Andenken dieser [illegible] edlen Frau Jahrhunderte lang im Munde des Volks [illegible] ein [illegible] Volkslied „Von der Frau von der Weißenburg“ worin sie als Ehebrecherin und Mörderin gebrandmarkt wurde, und in allen thüringischen Chroniken gemißhandelt worden. Und Niemand dachte an die gleichzeitige Geschichte, die nichts von dem ihr nach einigen Jahrhunderten angedichteten Verbrechen weiß. Niemand an die edle weibliche Natur, Niemand an die bekannte Unzuverlässigkeit der Volkssage (man kann fast als [illegible] aufstellen, daß die Sage immer im directen Widerspruche mit der Geschichte, d. h. mit dem wirklichen Verlaufe der Begebenheit stehe). Niemand an die ausgemachte Wahrheit, daß Volksmund in den meisten Fällen nicht Gottesmund, sondern Lästermund ist.

Aber auch das übrige lockere Sagengewebe, mit welchem Ludwig der Springer umwoben ist, muß bei [illegible] zu [illegible], daß er [illegible]

der nicht anſtieße, mitzuglauben, daß Ludwig nicht ſeine Mißbilligung war. Darum ſah man auch ein Feſt der Sage als der Geſchichte. Das Wunder, und die Figuren von dem weiß, ſich einfach, ohne hiſtoriſchen Intereſſe und entfernt alles romantiſchen Anſtrichs. Dagegen wird die fränkiſche Sage ſehr viel von ihm zu erzählen. und Alles, was ſie über ihn berichtet, trägt die deutſch romantiſche Färbung. Wie aber mag es zu dieſer premiſchen Verherrlichung gekommen ſein?

Es war den Bauer, Ludwig der Heilige, waren die Franken und auch ſeine fränkiſchen Geſchichte, daß den Lauter Thüringen nach ſo langer Dunkelheit wieder erhellt wurde und den Namen verliehen, mit ſeinem eigenen verſchmolzen, verherrlicht auf die Nachwelt brachte, durch ein ausgezeichneten Zeichen weiten Geſchichtes, deſſen Blicke in die romantiſche Ferne ſtet, und das ſogar die deutſche Königsherrn auf Deutſch Kaiſer Heinrich auch. Alle Lauter der Ferne, ſtumme, chriſtliche Jahrhunderte, begeiſterte Sage zur Verehrung des frühen Lauter, Monarchen und Sängerfreund, und ſogar eine ganze Dichtung, der Wartenburgerkrieg, um das Haupt einer ganzen Dichtung, der Wartenburgerkrieg, der Thüringen, verſammelt ſich um Hauſe der thüringiſchen Landgrafen. Das Mittelalter hat neben Schmied und Schwert auch noch auf Wartburgs Zinnenhöh zur Erhebung gefunden wäre.

Die frühen Geſchichtſchreiber reden Hauſe, weil thüringiſche Muſe, erſteht dem ſterbenden Glanz und der romantiſchen Armanut verſchön, verſchönen daß, was ihnen die wahren Geſchichtsquellen verſagen — um die ſie ſich auch wenig bekümmern mochten — durch romantiſche Zugaben und Zagen, der ſie an Dichtung ſtatten und an ihren Werken mit einander in Verbindung brachten und wunderlich aufſchmückten, in religion. Der Alten lag ihnen, nach der Zeit der Menſchen, ein außerordentlich Geſchlecht mit beſonderen Mitteln zu verſehen, daran, die Erinnerung der thüringiſchen Landgrafen voll brillant aufzuhalten. Ludwig der Springen Wunder war ungeweckt; man wußte nur, daß er ein Jagd und nur von Natur ſtarker Mann geweſen war. Die Sage ſchmückte ihn mit einem geheimnißvollen Schleier, ließ ihnen war er arm und noch unbekannt geweſen. Er hatte in wenig Lebenserinnerungsmale, an welche die ſpätern Geſchichtſchreiber ihre Gedanke hätten anknüpfen können; anders mit ſeinem Leben. Dieſer hatte das Glück in mehrfig geweſenen Lauter Anekdotenbaum ſchon, dann der Wartburg an ſich gebracht und in einem Jahrhundert eingeweben oder neu erbaut; er hatte die Idee, ihren Namen einer merkwürdigen einverleiben einem Jahrhundert von Lauter, ſchmücken, die noch

die der Zuſammenkunft einer berühmten Geſchlechtes geweſen war, er hatte in kaiſerlicher Hofe Heinrichs VI. geſtorben, er war noch am mehrig geweſen, und ſein Tod hat ſich in den Anfang der romantiſchen Jahrhunderte. Aber dieſer Zweck kann ſich das romantiſche Bedürfnis der Heldenſage hemmſchuh und ſie nach ſeiner Art ausgebildet und verbunden, die Geſchichtsbücher, welche dieſen Zweck verfaſſten, bildeten ſich noch weiter aus, und ſo entſtand jene Sagengeſtalt von Ludwig, auf dem man einen geſchichtlichen Grund von Thatſachen nicht mehr erkennt.

Da eine thüringiſche Chronik auch von geſchrieben, den Sagen zu erzählen hat, und nicht zu klagen iſt, daß ſie ihren treuſten Ton haben, wenn man ganz von einem hiſtoriſchen Worte abſieht, ſo folgt hier die Sage von „Ludwig dem Springer“ und mehreren ſeiner Werken zuſammengeſtellt:

„Merkin, ſtand zu Athen, gab ein glänzendes Bankett, zu welchem der junge Graf Ludwig von ſeinen nahen zu Hermannſtein Beſitzen, wo zu Weihnachten dem Dorfe Schmalig weilten, und auch Graf Ludwig geladen waren. „Ludwig ſprach zur Mutter, und alle zweifelten ſie herauszureden als daß ſchenke Pfand. Aber es hatten Herren ſich der zuneren Hauſe einer Knechten. Ungang zu examen, der halb zu weiten Namen der Unterſchied wurde. Ludwig ließ ſich nun ein auf ſeiner Burg Ludwig zu Weihnacht Rede auf und machte kundige Schaube auf den Weihnachten, am Abend, wenn einer Hirſch nicht zu Tiſche war. Ludwig war am Ausgang der Thür und ſtieße der Herrn Hirſch in den ſolchen Hebenſtuhl vor. Der Hebenſtuhl ſtand in den großlichen Hauſe hin, den ersten Hirſch und dem Wege zu ſchaffen, denn dies erzählen Verhältniß nahen am Wege ſo. Die verabſtanden, Ludwig ſolle an einem bedeutenden Tage in Hirſchen Widerſtand ſagen. Mutter wolle diesen Gewalt aufſtehen und nicht zu halten, und ſo weite ſich auf dem waterſchenſch zu entbrennenden Zwiste den ſolle ſtehengebote ergehen, ſich ſod anzum verhalten einzelnen zu entringen. Und ſo geſchah es. Mutter ſoll am ſolgenſchen Tage einen Gewalt am Hof bereiten. Während er dann ſich ordnete Hervorſtand von Jahrgängen von Hm. Mutter ſoll in Gewalt-vor Herrſchung zu Hirſchen und verſammelt ſie zu Jenaben, daß er, von ſeinen treuen reiſigen, von ſeinen Hofen halte, wenn einer Hirſch Ludwig auf ihren ſtehen ſage. Der unter einer Hirſch ſtand, wenig aus den Hofe, ſagte nur einen kleinen Mantel um, warf ſich auf ein Pferd und hatte den Hirſch halb gefangen. Den Mermenſchel lag es in Belustigungen, und Ludwig entwerte ſolche, indem er Hirſchen einen Zaubrich durch die Stadt ſtieß. Der Ge-, er

dies geschah, hieß Mittel-Reußen. Adelheid jammerte und wehklagte mit heuchlerischen Thränen an der Leiche ihres Gatten, gebar bald darauf einen Sohn und vermählte sich sofort mit Graf Ludwig. Der Bruder des Ermordeten, der Erzbischof Albert von Bremen *) klagte, in Verbindung mit andern Verwandten den Grafen Ludwig des Mordes beim Kaiser Heinrich IV. an, und dieser ließ den Thäter gefangen nehmen und auf die Burg Giebichenstein bei Halle in Gewahrsam bringen. Hier saß er über zwei Jahre und gelobte dem heiligen Ulrich eine Kirche zu Sangerhausen zu erbauen, wenn er die Freiheit wieder erlangte. Als Adelheid vernahm, daß der Kaiser ihren Gatten mit dem Tode bestrafen werde, verständigte sie sich mit ihm, daß er sich krank stelle und nach dem Sterbehemd verlange. Sie sandte ihm, als sei es ein solches, ein weißes Gewand. Als nun seine Wächter von Wein und Schlaf übermannt waren, legte er den Mantel um und sprang aus einem Fenster der Burg in die Saale hinab, wo ein Paar Fischer seiner mit Kähnen warteten. Der Mantel trug ihn leicht in den Strom, aus welchem ihn die Fischer zogen und ans Ufer brachten, wo sein treuer Diener mit seinem weißen Leibroß, der Schwan genannt, bereit stand. Ludwig bestieg das Pferd und eilte nach Sangerhausen in die Arme seiner sehnsüchtigen Gemahlin. Von diesem Sprunge wurde Graf Ludwig nachher der Springer genannt **). Als später die Reue über ihn kam, reisete er nach Rom und beichtete dem Papst die begangene Sünde. Dieser sprach ihn nur unter der Bedingung los, daß er ein Kloster aufbaue. Heimgekehrt, suchte er dazu einen passenden Ort. Da ward ihm gemeldet, in der Nähe seiner väterlichen Burg, der Schauenburg, habe ein Töpfer, Namens Reinhard, schon öfter in der Nacht ohnfern seiner Hütte zwei Flämmchen gesehen. Ludwig überzeugte sich von der Wahrheit dieser Aussage und erkannte darin ein göttliches Zeichen, daß das Kloster an dieser Stelle stehen solle. Weil daneben ein Brunnen war, so nannte der Graf das Kloster nach dem Namen des Töpfers und der Quelle, Reinhardsbrunn *).

27.

Die Geschichtschreiber des 15. Jahrhunderts, welche so viel von Ludwig dem Salier fabeln, erzählen auch von einer zweimaligen Gefangenschaft des Grafen; allein aus den Zeitbüchern geht klar hervor, daß Ludwig nur einmal in der Haft des Kaisers war. Ob er in derselben auf dem Giebichenstein saß, wer will's behaupten, wer bestreiten? Die gleichzeitigen Schriftsteller wissen nichts davon. So viel scheint gewiß, die kaiserliche Haft, in der er wegen seiner Verschwörung gegen Heinrich V. saß, in Verbindung gebracht mit seiner Verheirathung mit der Wittwe des ermordeten Grafen Friedrich, ihres ersten Gemahls, haben die Veranlassung zu jenen Sagen gegeben, und sein Stammname als Salier die Fabel mit jenem berüchtigten Sprunge abgeschlossen.

28.

Siehe Anmerkung 25 dieses Buchs.

*) Geschichtlich war Friedrich der einzige Sohn des Pfalzgrafen Friedrich von Sachsen.

**) Der berühmte Sprung, der vom Giebichenstein herab in die Saale wegen eines Felsenvorsprunges unmöglich ist, an dem der Springer hätte zerschellen müssen — selbst wenn man annehmen wollte, daß das Bett der Saale sonst näher an der Burg gewesen wäre; denn wie sie jetzt fließt, könnte sie nur ein Engel mit Flügeln erreichen — der berühmte Sprung und der Name Springer sind ebenfalls aus einer falschen Uebersetzung des Geschlechtsnamens des Grafen entstanden. Dem Stamme der salischen Franken entsprossen, nannte sich Ludwig Ludovicus Salius. Salio heißt allerdings der Springer. Unwissende Mönche machten daraus Saltator, was doch eigentlich Tänzer und nicht einmal Springer in jenem Sinne heißt. Und so entstand im Laufe der Jahrhunderte die Sage. Der erste Chronist, der sie erzählt, lebte über drei hundert Jahre nach Ludwig. Es ist schon lange abgekommen, Ludwig den Salier den „Springer" zu nennen, und schon vor hundert Jahren wurde dieser gefährliche Sprung aus der Geschichte entfernt und lebt nur noch in der Sage fort.

*) Auch diese Sage hat keinen geschichtlichen Grund; denn in der Schenkungsurkunde Konrads II. an Ludwig den Bärtigen, wird Reinhardsbrunn schon als Ort namentlich aufgeführt.

Fünftes Buch.

Thüringen unter Landgrafen.

Die sieben salischen Landgrafen von Thüringen, oder die ältere thüringische Landgrafenreihe.

Von 1130 bis 1247.

Erstes Kapitel.

Steigende Macht der salischen Grafen von Thüringen als Landgrafen.

1.

Das Geschlecht der salischen Grafen von Thüringen.

Wie schon erzählt worden ist, kam um das Jahr 1035 ein junger fremder Graf, ein salischer Franke, nach Thüringen, Namens Ludwig, und kaufte das Dorf oben Altenbergen am nordlichen Abhange des nordwestlichen Thüringerwaldes mit einigen kleinen Ländereien. Da er ein Verwandter des Königs Konrad II. des Saliers war und wahrscheinlich früher am Hofe desselben gelebt hatte, so schenkten ihm der König und dessen Gemahlin noch ein Stück Land im Gebirge dazu, und Graf Ludwig, mit dem Barte zubenannt, erbaute sich dort eine Burg, die Schauenburg (1039). Die Geschichte hat weiter von ihm aufgezeichnet, aber aus späteren Thatsachen geht hervor, daß sich Graf Ludwigs mit dem Barte Ansehen, Macht und Ländergebiet von diesem kleinen Anfange an bedeutend vergrößerte, wozu die Verwandtschaft und Gunst des thatkräftigen Kaisers Heinrich III. viel beitragen mochte. Aber es ist auch nicht unwahrscheinlich, daß er, wie die spätern Geschichtschreiber der Landgrafen erzählen, durch seine Verheirathung mit einer Gräfin Cäcilia von Sangerhausen seine Besitzungen beträchtlich vermehrte. Die Verwandtschaft mit dem fränkischen Königshause mochte wohl auch dem Grafen Ludwig mit dem Barte und seinem Sohne, dem Grafen Ludwig dem Salier, den Namen Grafen von Thüringen, wie vorzugsweise der letztere stets genannt wird, verschaffen. Aus welchem Grunde sie vorzugsweise diesen Titel vor andern thüringischen Grafen führten, ist nirgend angegeben, doch läßt sich vermuthen, daß sie, weil Thüringen einen eigenen Herzog entbehrte, damit das Ansehen und die richterliche Macht eines Landgrafen verbanden. Nur machte die große Verwirrung und das Unglück, welche der Kampf Heinrichs IV. mit den Sachsen und Thüringern, namentlich in Thüringen, hervorriefen, eine Ausübung dieses Amts unmöglich, und selbst noch unter Heinrich V. blieb, wegen der neuen

Wirren in diesen Ländern, Alles unbestimmt. Wie konnte sich auch ein festes Verhältniß gestalten, da Krieg, Verrath, Raub, Mord, Verheerung durch Feuer und Schwert, Hungersnoth, durch Missernten und Verwüstungen, grosses Sterben, Parteiungen und Pfaffenränke unter Heinrich IV. und V. neben- und nacheinander Thüringen heimsuchten und es fast in eine Einöde verwandelten. Wenn auch die Schriftsteller jener unglücklichen Zeiten arm an einzelnen Angaben sind, so fehlen doch nicht Andeutungen auf den schlimmen Zustand des Landes, und auch nur durch diesen ist es erklärlich, daß dieses einst so mächtige Land, ein grosses Königreich, kaum dem Namen nach noch genannt wird und fast immer nur mit den Sachsen zusammen, und daß es allein keinen Herzog hat, während die andern deutschen Länder solche an ihrer Spitze sehen. Es scheint zuweilen, als habe der Herzog der Sachsen auch die Hoheitsrechte über Thüringen ausgeübt, aber gesagt ist es nirgend, und Graf Ludwig der Salier stand sogar gegen den Herzog Lothar.

Graf Ludwig mit dem Barte starb zu Mainz im Jahre 1055, wohin er zu einem Fürstentage gereist war, und ihm folgte sein ältester Sohn Graf Ludwig der Salier in der Würde eines Grafen von Thüringen. Der zweite Sohn Beringer soll, nach den sächsischen Geschichtschreibern der Landgrafen in Sangerhausen residirt haben. Sie geben ihm auch einen Sohn Konrad, mit welchem diese Linie ausgestorben sein soll [*].

Ludwig der Salier war doch wahrscheinlich zweimal verheirathet; denn der letzte Graf von Weimar, Otto von Orlamunda, hatte eine Tochter Ludwigs zur Gemahlin, die dieser nicht mit Adelheid, der Wittwe des Grafen Friedrich von Sachsen, gezeugt hat. Diese erste Gemahlin Ludwig des Saliers wird nirgend genannt; die zweite war die eben erwähnte Adelheid, deren erstem Gemahl Ludwig erwerben haben lassen soll.

Auch Ludwig der Salier, gewöhnlich Graf Ludwig von Thüringen genannt, kommt wenig in den Geschichten vor, welche die rauhen Wirrsale jener Zeit erzählen. In den verderblichen Kriegen der Sachsen und Thüringer tritt er nie bedeutend hervor, und sein Name wird nur nebenbei einige Male genannt. Wichtiger ist er in den Handeln und Kriegen der Sachsen und Thüringer mit Heinrich V., welche aus dem weimarischen Erbfolgestreit hervorgingen, und namentlich kam er durch dieselbe in Gefangenschaft der Kaisers zu Mainz 1111, als er im guten Glauben zum Beilager Heinrichs V. mit Mathilden von England gekommen war, und blieb bis zum Jahre 1117 in derselben, wann er ausgelöst oder vielmehr ausgetauscht wurde. Seine beiden Söhne Ludwig und Heinrich Raspe empörten sich gegen den Kaiser und liefen sogar der Abt, wenn sie mit Bewilligung ihres gefangenen Vaters einen Theil der Besitzungen desselben, und namentlich die Schauenburg, an das Kloster Neuhardsbrunn verkauften.

Ludwig der Salier war der Gründer der später so berühmt gewordenen Benedictinerabtei Reinhardsbrunn in der Nähe der Schauenburg und an der Stelle, wo früher ein Weiler oder Dörfchen gleiches Namens stand. Die Stiftung soll im Jahre 1085 stattgefunden haben. Die Bestätigungsurkunde des Kaisers Heinrich IV. ist vom Jahre 1086 [*]. Im hohen Alter trat Ludwig 1123 als Mönch in das Kloster und starb noch in demselben Jahre darin, dessen Schirmvogt er zeit seines Lebens gewesen war. Das Kloster war in die Ehre der heiligen Jungfrau und des Evangelisten Johannes geweiht, und stand unmittelbar unter dem Papste. In der kaiserlichen Bestätigungsurkunde ist ausdrücklich, daß nur diejenigen von den Nachkommen des Grafen

zu Schirmvögten des Kloſters gewählt werden ſollten, welche zu dieſer Würde tauglich ſeien. Keiner aber ſollte ſich unterfangen, die Würde eines Schirmvogts anders als durch gemeinſame Wahl der Brüder bedauern zu wollen. Und wer das Amt nicht gut verwalte, ſolle abgeſetzt und ein anderer erwählt werden. Dreimal des Jahres, oder wenn er ſonſt vom Abt dazu aufgefordert werde, ſolle er im Kloſter Gerichtstag halten und außerdem die Guter und Beſitzungen des Kloſters auf treuliche Weiſe durch zudringliches Einlager beſchirmen und Gerichtstage dort halten, wenn ihn der Abt nicht eingeladen habe.

Ebenſo wird Ludwig der Salier als Erbauer der Wartburg genannt, die als Fürſtenſitz ſeiner Nachkommen, ſpäter eine ſo große Berühmtheit erlangt hat. Allein blos die ſpätern Geſchichtſchreiber aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert erzählen die ſagenhafte Geſchichte dieſer Erbauung [14]. Aus denſelben Quellen ſtammt die Angabe, Graf Ludwig der Salier habe auch die neue Stadt Eiſenach am Fuße der Wartburg erbaut. Den Bau der Burg ſetzen ſie in das Jahr 1067, den der Stadt in die Jahre 1068 bis 1073. Es iſt aber wahrſcheinlich, daß Ludwig die ſchon vorhandene Burg erweiterte und verſchönerte, als er ſeinen Sitz dort aufſchlug, und daß er dadurch Veranlaſſung gab, daß die Bewohner der alten Stadt Eiſenach ſich näher am Sitz ihrer Fürſten anſiedelten und auf dieſe Weiſe im Laufe der Zeit und bei der zunehmenden Macht der Landgrafen die neue Stadt entſtand. Desgleichen wird Ludwig als Erbauer der Schönburg bei Naumburg und der Neuenburg unweit dem Städtchen Freiburg an der Unſtrut genannt, doch ebenfalls nur von den ſpätern Geſchichtſchreibern der Landgrafen, alſo ohne hiſtoriſche Gewähr. Daſſelbe gilt von den beiden vermeintlichen Klöſtern Schmölln und Sangerhauſen, die er mit ſeiner Adelheid gemeinſchaftlich geſtiftet haben ſoll. Offenbar unrichtig aber iſt die Stiftung des Benedictinerkloſters Ohrdruf durch Adelheid, welches nach ihr Adelheidsdorf genannt worden ſein ſoll; denn Ohrdruf kommt urkundlich früher vor. Adelheid ſoll als Aebtiſſin im Kloſter Schmölln, im Jahre 1110 geſtorben ſein [15]. Die Wahrheit dieſer Angaben läßt ſich weder beſtreiten noch beweiſen; doch da ſie gleichzeitigen Schriftſtellern fremd ſind, gehören ſie höchſt wahrſcheinlich in das Gebiet der Sage, wie das Mehre, was vom Grafen Ludwig und der Gräfin Adelheid erzählt wird.

Von den Kindern, welche aus der Ehe des Grafen Ludwig mit Adelheid entſprungen waren, werden vorzüglich vier Söhne genannt, nämlich: Ludwig, Heinrich, Ulo und Hermann. Graf Ludwig der Dritte wurde als Landgraf von Thüringen der Erſte genannt. Heinrich Raſpe oder Raſpo, Schirmvogt des Kloſters Gosek und des Königs Lothar Pannerträger, kam 1130 durch Meuchelmord ums Leben, ohne Leibeserben zu hinterlaſſen, ſo daß ſeine Beſitzungen an ſeinen Bruder Ludwig fielen. Er war mit der Wittwe des Grafen Giſo oder Giſe, Namens Hedwig, vermählt, und ſein Bruder Ludwig hatte die gleichnamige Tochter derſelben zur Gemahlin. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß der erſte Gemahl und bezüglich Vater dieſer beiden Hedwig ein Graf Giſo von Gudensberg in Heſſen war, ſo daß durch die jüngere Hedwig, die Landgräfin, die Grafſchaft Gudensberg an das thüringiſche Landgrafenhaus kam. Der letzte Graf Giſo von Gudensberg, vielleicht ein Bruder der Landgräfin Hedwig, kommt 1135 vor; hernach treten die thüringiſchen Grafen als Herren von Gudensberg auf. Ein dritter Sohn Ludwig des Saliers war Ulo, oder Otto, der ſich dem geiſtlichen Stande widmete und Biſchof von Naumburg

wurde. Er soll 1148 auf einer Fahrt nach dem heiligen Lande verunglückt sein. Der vierte, Hermann, starb während der Streitigkeiten seines Hauses mit dem Kaiser in der kaiserlichen Haft auf Burg Hammerstein.

2.

Das Landgrafenthum von Thüringen und Hermann I. und II. von Winzenburg.

Es mochte schon Heinrich dem Fünften viel daran gelegen sein, die verwirrten Verhältnisse in Thüringen möglichst zu ordnen. Das Land scheint aber zu solcher Unbedeutendheit herabgekommen zu sein, daß der Kaiser es wohl nicht für wichtig genug hielt, ihm wieder einen besondern Herzog zu geben. Und mit jener ihm verwandten salischen Grafenfamilie, welche durch seinen Urgroßvater Konrad II. nach Thüringen gekommen war und durch seinen kräftigen Großvater Heinrich II. Macht und Ansehn und Güter erworben hatte, so daß sie sich vorzüglich Grafen von Thüringen nannte und an den neu zu errichtenden thüringischen Herzogsstuhl die meisten Ansprüche hatte, mit dieser Familie war Heinrich V. zerfallen und zählte sie zu seinen Feinden. Und doch mochten die heillosen Zustände in Thüringen eine ordnende Hand gebieterisch fordern. Heinrich, der Kaiser, fand daher ein Auskunftsmittel. Er erhob wieder einen Grafen über die Andern, den er jedenfalls mit den Vollmachten und Rechten eines kaiserlichen Vogts begabte. Freilich mochte es schwer sein, daß dieser neue kaiserliche Beamte in diesem Drange der Zeitverhältnisse und der Verwirrung aller öffentlichen und häuslichen Angelegenheiten sowohl Würde als Rechte geltend machte und zu Ansehn brachte. Und dies ist wohl der Grund, weshalb die Geschichtschreiber aus jener Zeit so gar kein Aufhebens aus der neuen Landgrafenwürde machen und ihrer ersten Träger gleichsam nur nebenbei erwähnen.

Der Kaiser erhob zu der neuen Würde jenen treuen Anhänger, den Grafen Hermann von Winzenburg, welchen er sieben oder acht Jahre vorher zum Markgrafen der thüringischen Nordmark ernannt, welchen aber der Herzog Lothar von Sachsen verhindert hatte, den markgräflichen Sitz einzunehmen. Vielleicht wollte der Kaiser diesen ihm ergebenen Mann für den durch Lothars Gewaltthat erlittenen Verlust durch die Erhebung zum Landgrafen von Thüringen entschädigen; es läßt sich aber nicht nachweisen, ob Hermann von Winzenburg dadurch irgend einen Vortheil erlangt habe. Dies mag ums Jahr 1120 geschehen sein. Dieser erste thüringische Landgraf starb in Baiern, dem Lande seiner Väter, und vererbte seine Würde an seinen gleichnamigen Sohn, Hermann II. von Winzenburg, der übrigens nicht mehr Macht und Gewalt in Thüringen besessen zu haben scheint, als sein Vater. War doch auch nun jener Herzog Lothar, der Feind Hermanns von Winzenburg, König geworden und nicht geneigt, die von Heinrich V. geschaffene Würde im Hause der Winzenburger zu heben. Dies zeigte sich bald. Als nämlich Hermann II. von Winzenburg seinen Vasallen, den friesischen Grafen Burkhard von Suchenheim, wegen Erbauung einer Burg gegen des thüringischen Landgrafen Willen, bei einer hinterlistig angestellten Unterredung meuchelmörderisch hatte umbringen lassen, nahm der König Lothar von dieser Schandthat Gelegenheit, den Landgrafen Hermann auf einem zu Pfingsten 1130 zu Quedlinburg gehaltenen Fürstentage seiner Ehren und Würden durch einen Rechtsausspruch der versammelten Fürsten verlustig erklären zu lassen. Der ermordete Graf Burkhard war ein geheimer Rath und ergebener Freund des Königs gewesen, und so trat wohl dieser selbst bei den Fürsten als Kläger gegen den Mörder auf.

Hier nun wurde der Graf Ludwig von

Thüringen anstatt des abgesetzten Hermann zum thüringischen Landgrafen erhoben, und durch Ueberreichung von Fahnen aus der Hand des Königs, wie bei derartigen Belehnungen gebräuchlich war, mit der neuen Fürstenwürde bekleidet. Und so kam diese Würde dennoch an das salische Grafenhaus, das an sie die meisten Ansprüche in Thüringen hatte, obgleich Heinrich V. sie ihm zu entziehen gesucht hatte. Als nähere Gründe der Erhebung des Grafen Ludwig zum Landgrafen werden angegeben, weil er als ein treuer und kluger Mann dem Könige sehr theuer, und dann weil er mit der Königin Reichenza nal verwandt war.

3.

Landgraf Ludwig I.

Die Gunst des Kaisers Lothar verlieh dem neuen Landgrafen gewiß mehr Macht und Ansehen, als sein Vorgänger besessen hatte [1]. Die gleichzeitigen Geschichtschreiber haben davon nichts aufgezeichnet, und wir müssen uns mit der Bemerkung begnügen, daß mit Ludwig I. Thüringen wieder eine besondre Geschichte zu haben beginnt. Es ist nun wieder ein Fürstenthum, welches seinen eignen, vom König abhängigen Fürsten hat.

Landgraf Ludwig I. ist weder in der Geschichte bedeutend, noch hat ihn die Sage verherrlicht. Wegen der Schirmvogtei des Klosters Gosek, welche er von seinem Bruder Heinrich geerbt hatte, gerieth er in Streit mit der Wittwe des Grafen Otto von Ballenstedt, Elika, Tochter des Herzogs Magnus von Sachsen und Mutter des Markgrafen der Nordmark, Albrechts des Bären, welche sich die Schirmvogtei über dieses Kloster vom Erzbischof Adelbero von Bremen zu verschaffen gewußt hatte. Der Streit wurde beigelegt, der Landgraf versöhnte sich mit der Gräfin, aber sie blieb Schirmvogtin des Klosters, dessen Angelegenheiten sie mit ungemeinem Eifer betrieb, so daß sie einen Abt absetzen ließ und mit Haß verfolgte, und einen tugendhaften Mönch aus dem Kloster Pegau, der gern in seinem Kloster geblieben wäre, schier mit Gewalt zum Abt von Gosek wählen ließ.

Als nach des Kaisers Lothar Tode Herzog Konrad von Schwaben, mit Zurücksetzung Herzogs Heinrich des Stolzen von Baiern und Sachsen, von einigen Fürsten gleichsam heimlich zum deutschen Könige gewählt und dann von den meisten übrigen anerkannt worden war, gerieth er in Feindschaft mit dem genannten Herzog Heinrich, des verstorbenen Königs Lothar Schwiegersohn, welcher Ansprüche auf die Königskrone gemacht hatte, und Konrad III. zog gegen Heinrich nach Sachsen (1139). Auf diesem Zuge begleitete der Landgraf Ludwig I. den König; denn er kommt unter den Zeugen einer Urkunde vor, welche Konrad auf diesem Zuge zu Hersfeld ausstellte. Der Herzog Heinrich zog mit den ihm ergebenen Fürsten dem Könige entgegen und kam bis nach Kreuzburg. Hier lagerte er sich mit seinem Heere; der König mit dem seinigen bei Hersfeld. Aber eine Schlacht wurde durch Verhandlungen verhindert. Der König ging nach dem Rhein, der Herzog nach Sachsen, die Fürsten nach Hause. Bald darauf, am 20. October 1139, starb der Herzog Heinrich der Stolze von Baiern und Sachsen, 37 Jahre alt, wie man sagte, an Gift.

Wenige Monate darauf, am 12. Januar 1140 schied auch der Landgraf Ludwig aus dem Leben, ebenfalls noch im Alter männlicher Blüthe, und ward im Kloster zu Reinhardsbrunn begraben, dessen Schirmvogt er gewesen und dem er manche, dem Kloster vortheilhafte Zugeständnisse gemacht hatte. Er hinterließ drei Söhne, Ludwig der Aeltere,

II. Zeitschriften.

Döll, Albert. Der Phönix. Technische Mode-Zeitung für Herren-Kleidermacher, Fabrikanten, Schnittwaarenhändler und Modisten. In 12 Monatsheften gr. 8., jedes Heft 1 Bogen Text, 1 Pariser Original-Modekupfer und 1 Patrone des neuesten Herrenkleiderschnittes. Preis des Jahrgangs 2 Thlr. 20 Ngr.

Storch, Ludwig. Der Thüringer Bote. Ein Volksblatt. Jährlich 156 Nummern Hauptblatt und 52 Nummern Anzeigeblatt „Fell-[illegible].“ gr. 8. Der ganze Jahrgang 2 Thlr.

III. Landcharten.

Europa auf 12 Chartenmessern. Nach dem Stieler'schen Schulatlas gezeichnet. Nebst einer Erklärung der auf den Charten befindlichen Buchstaben und Zahlen. In Partieen geben wir auch einzelne Charten aus dem Atlas. Schwarz 5 Ngr.
Colorirt 10 Ngr.

IV. Portraits.

Arnoldi, E. W., Geh. Finanzrath, Gründer der Feuer- und Lebensversicherungsbanken für Deutschland in Gotha. 17 Zoll Höhe, 13 Zoll Breite 1 Thlr.

Matthäi, Chr., Armen- und Schulhaupt. Velinpap. 5 Ngr.
Chines. Pap. 7½ Ngr.

V. Medaillen.

Helfricht, F., (Hofgraveur). Vermählungsmedaille auf den Erbprinzen Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha mit der Prinzessin Alexandrine von Baden.
— Vermählungsmedaille auf den Herzog Alexander von Würtemberg und die Prinzessin Marie von Orleans.
— Vermählungsmedaille auf den Prinzen Albert von Sachsen-Coburg-Gotha und die Königin Victoria von Großbritannien und Irland.
— Denkmünze auf Friedr. August Wolf.
— Denkmünze auf Ottfried Müller.

à in Gold 12 Fried'or.
à in Silber 3½ Thlr.
à in Bronze 1 Thlr.

VI. Büste

Friedrich Jacobs. Büste von August Koch, 21 Zoll Höhe. In Gyps weiß [illegible] Thlr.
bronzirt oder versilbert 7 Thlr.

VII. Musikalien.

Für Pianoforte.

Beisler, Fr., 22 Tänze für's Pianoforte. 3. Sammlung. 10 Ngr.
Böhner, Ludwig, Phantasie und Variationen über ein Freimaurerlied. Op. 75. 15 Ngr.
— neueste Tänze. 7½ Ngr.
Köhler, C. W., „[illegible] kann und Hoffnung machen,“ à 4 mains. Op. 10. 20 Ngr.
— Erinnerung an Weimar. Fünf [illegible] Walzer. Op. 18. [illegible] Ngr.
— Die Freuden auf dem Inselsberg. Schottischer Walzer. Op. 14. 2. Auflage. 10 Ngr.
— Die Verlobung. Schottischer Walzer. Op. 15. 5 Ngr.
— Der Empfang. Schottischer Walzer. Op. 17. 12½ Ngr.
— Blumen-Galopp. Op. 20. 5 Ngr.
— Jagd-Galopp. Op. 21. 5 Ngr.
— Die Reise auf den Schneekopf. Walzer. Op. 10. 4. Auflage. 10 Ngr.

Lampert, E., Lieblingsklänge nach Melodien aus den neuesten Opern, mit Vignette. Lief. 1 und 2. à 7½ Ngr.
Lübcke, A., (Herzogl. Sächs. Musikdirect.) Ouvertüre zur Oper: der Glockengießer. 10 Ngr.
Michel, A., (Musiklehrer am Seminar.) Thema mit Variationen, für Klavierspieler, welche vom Leichten zum Schwereren fortschreiten wollen. Lief. 1 und 2. à 10 Ngr.
— Tänze. 12½ Ngr.
— Polonaise. Lief. 3, 4 und 5, à Lieferung 4 Ngr.
Müller, Tänze. 10 Ngr.
Stahlknecht, A. H., 6 Divertissements agréables. Op. 2. 22½ Ngr.

Für Gesang mit Begleitung.

Bode, Fr., 4 Lieder für 1 Mezzo-Sopran- oder Baritonstimme mit Begleitung des Pianof. oder der Guitarre. Lief. 2. 15 Ngr.
Böhner, L., 3 Lieder für 1 Singstimme mit Begleitung des Pianof. aus der Oper: der Dreiherrnstein. 7½ Ngr.
Lampert, E., „Wer hätte das gedacht“. Lied für eine Singst. mit Begleitung des Pianof. 5 Ngr.
— 4 Lieder für 1 Singst. mit Begleitung des Pianof. [illegible] Werk. 7½ Ngr.
Lübcke, A., Schifferlied von L. Storch, für 1 Singst. mit Begleitung des Pianof. 2. Aufl. 10 Ngr.
Michel, A., das große Halleluja, von Klopstock, für 4 Singst. mit Orgel- oder Pianofortebegleitung für Singvereine und zum kirchlichen Gebrauch. 2. Aufl. 20 Ngr.
Schneider, W., das Blumenkränzchen, ein Geschenk für Kinder in 12 Liedern, für 1 Singst. mit Begleitung des Pianof. Mit Vign. 15. Werk. 15 Ngr.
— Der Vogelsang, eine Sammlung von 12 Liedern für die Jugend, für 1 Singst. mit Begleitung des Pianof. Mit Vignette. 26. Werk. 12½ Ngr.

Für Gesang ohne Begleitung.

Lübcke, A., Gesänge für 4 Männerst. 2. Aufl. 20 Ngr.

Für Violine und Pianoforte.

Haushälter, C. W. (Kammermusikus). Introd. et Variat. brill. et non difficil. pour le Violon avec acc. de Pianof., dédiées aux amateurs. 10 Ngr.
Lampert, E., Potpourri über Themas aus der Oper: Jessonda, von L. Spohr, für Violine mit Begleitung des Pianof. 1. Werk 20 Ngr.

Für die Orgel.

Umbreit, K. G., Musikalischer Nachlaß, enthaltend Vorspiele und Postludien für die Orgel, herausgegeben von dessen Sohne, Dr. F. W. C. Umbreit, Großherzogl. Badenschem Kirchenrathe rc. zu Heidelberg. Lief. 1 und 2. à 7½ Ngr.

Für Guitarre allein, mit Violinbegleitung und für 2 Guitarren.

Mang, C., 7 Divertissements pour la Guitarre seule. Liv. 1. 5 Ngr.
— Divertissements en forme de Danse, pour 2 Guit. ou Violon et Guit. Liv. 2. 7½ Ngr.
— Beliebte Tänze für 1 od. 2 Guit. arr. Lief. 3. 7½ Ngr.

Für Orchester.

Köhler, C. W., die Verlobung. Schottischer Walzer für 2 Violinen, 2 Clarinetten, 1 Flöte, 1 Baß, 2 Hörner, 2 Trompeten, 1 Posaune und große Trommel. Op. 15. 15 Ngr.

1843.

Anzeige.

Ich bin den geehrten Subscribenten und dem Publikum überhaupt Rechenschaft darüber schuldig, daß dieß Werk, welches trotz einer (sehr schlechten) Concurrenz mit so großem Beifall begrüßt wurde, bis jetzt nicht rascher gefördert worden ist, um den mich deshalb vielfach getroffenen Tadel, wenn auch nicht ganz zu beseitigen, doch gewiß bedeutend zu entkräften.

Kaum brauche ich zu versichern, mit welcher Liebe ich dieß vaterländische Geschichtswerk bearbeitet und wie es mein höchster Wunsch war, es in jeder Beziehung würdig ausgestattet, meinen verehrten Landsleuten zu übergeben; die erschienenen Hefte liefern dafür wohl den besten Beweis selbst. — Aber gerade dieses Buch hat einen sehr merkwürdigen Einfluß auf mein Leben und die spätere Gestaltung desselben ausgeübt. Um mir nämlich auch die Früchte meines Fleißes zu sichern, wollte ich die Chronik selbst verlegen, und so entstand die unter der Firma **Verlags-Comptoir in Gotha** von mir und Herrn Joh. Chph. Klett aus Mehlis gegründete Buchhandlung. Um aber die Chronik auch typographisch so herzustellen, wie mir vorschwebte, sahen wir uns genöthigt, auch eine Buchdruckerei zu errichten, welche den gesteigerten Anforderungen an die typographische Kunst entspräche. Aber wie blutsauer ist mir das Alles geworden! Welch' einen schweren Kampf habe ich mit mannichfachen Hindernissen zu kämpfen gehabt, und wie oft hat mir das Herz geblutet, daß ich nun gerade das Werk, um welches ich dies Alles unternommen, nicht fördern konnte! Wie mancher ist schon vor mir zurückgewichen, nach dessen vermeintlicher Freundeshand ich griff, damit sie mir den harten Weg etwas erleichtere! — Es kann hier nicht der Ort sein, das Schicksal meiner thüringischen Chronik (auf welche das Sprichwort „habent sua fata libelli" recht eigentlich paßt) hier in seinen Einzelnheiten zu erzählen; es findet sich später dazu schon ein passenderer Ort; genug ich bin durch sie zum Theilhaber einer Buchhandlung und Buchdruckerei geworden, ich bin durch sie an Erfahrungen — und nicht den schönsten — reichen geworden; mein vielverkanntes Leben und Streben hat durch sie ein festes Ziel, eine bestimmte Richtung gewonnen.

Jetzt, nachdem ich einen großen Theil des mühevollen Wegs hinter mir habe, lasse ich es die erste Sorge meiner Liebe und meines Fleißes sein, meine Chronik mit ungeschwächter Kraft zu Ende zu bringen. Viele der verehrlichen Subscribenten sind an der Vollendung des Buches verzweifelt, manche sogar abgesprungen; hätten sie meine Lage gekannt, die ich mir wahrlich nicht durch eigne Schuld bereitet, sie würden mir nicht gezürnt haben; hätten sie meine Liebe zu dem Buche und zu Thüringen gekannt, sie würden keinen Augenblick an der Vollendung der Chronik gezweifelt haben.

Ich werde die Chronik jetzt vollenden gleich gut in der historischen Darstellung, wie in der typographischen Ausstattung zur Ehre des Vaterlandes und meiner selbst.

Und so hoffe ich denn auch, daß alle Subscribenten, in Berücksichtigung der Umstände, die Fortsetzung des Werkes nicht zurückweisen werden. Ich werde darin einen Beweis der Theilnahme finden, welche man im thüringischen Vaterlande mir und meinen Bestrebungen zollt.

Gotha, im October 1843.

Dr. Ludwig Storch.